This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HX 16CU D

Ger 3435.
P

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

From the Library of

KARL VIËTOR

Kuno Francke Professor of
German Art and Culture
1935–1951

R Francke

Das
Neunzehnte Jahrhundert
in
Deutschlands Entwicklung

Unter Mitwirkung von

Siegmund Günther, Cornelius Gurlitt, Fritz Hoenig,
Georg Kaufmann, Richard M. Meyer, Franz Carl Müller
Franz Reuleaux, Heinrich Welti, Theobald Ziegler

Herausgegeben von

Paul Schlenther

Band I

Theobald Ziegler

Die geistigen und socialen Strömungen

Berlin
Georg Bondi
1899

Die
geiſtigen und ſocialen Strömungen
des
Neunzehnten Jahrhunderts

von

Theobald Ziegler

Erſtes bis fünftes Tauſend

Berlin
Georg Bondi
1899

3435.73

Inhalt.

Seite

Einleitung . . . . . 1—10

I. 1800 bis 1830 . . . . . 11—163

Erstes Kapitel: Die drei Weltanschauungen . . . 13—57

Die Aufklärung —21. Der Klassizismus —28. Die Romantik —55. Das allen drei Richtungen Gemeinsame —57.

Zweites Kapitel: Die Schellingsche Naturphilosophie und die Hegelsche Phänomenologie . . . . . 58—82

Von Kant zu Schelling — 67. Schelling —77. Hegel —82.

Drittes Kapitel: Preußens Fall und Wiederaufrichtung 83—109

Deutschland bis zum Falle Preußens —89. Das Erwachen eines neuen Geistes —98. Ein neuer Staat —105. Die religiöse Erneuerung —109.

Viertes Kapitel: Nach den Befreiungskriegen . . . 110—130

Das Erwachen des politischen Bewußtseins —116. Die Burschenschaft —122. Die Reaktion —123. Der Liberalismus —130.

Fünftes Kapitel: Der Sieg der Hegelschen Rechtsphilosophie . . . . . 131—163

Die individualistische Anschauung vom Wesen des Staates —134. Die Lehre vom Vertrag —138. Die romantische Staatslehre —144. Die Hegelsche Rechtsphilosophie —153. Sprachwissenschaft —163.

Seite

II. 1830 bis 1848 . . . . . 165—267

Sechstes Kapitel: Das junge Deutschland . . . . 167—193

Die Julirevolution —171. Die Litteratur bis zu Goethes Tod —175. Wolfgang Menzel —177. Börne —180. Heine —184. Tendenzen und Schicksale des jungen Deutschlands —191. Seitentriebe mit ähnlicher Tendenz —193.

Siebentes Kapitel: Die religiöse Bewegung bis auf Strauß und Feuerbach . . . . . 194—226

Die Union —195. Hengstenberg —198. Die Hegelsche Religionsphilosophie —201. Strauß' Leben Jesu —210. Ludwig Feuerbach —213. Die innere Mission —215. Der Katholizismus um die Wende des Jahrhunderts —218. Beginn des Kampfes gegen den deutschen Katholizismus —223. Der Kirchenstreit in Preußen —226.

Achtes Kapitel: Friedrich Wilhelm IV. und die vierziger Jahre . . . . . 227—267

Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV. —231. Die Opposition und Reaktion —233. Die Kirchenpolitik des Königs —237. Der Deutschkatholizismus —239. Friedrich Wilhelm IV. und die Kunst —244. Der König und die Wissenschaft. Schelling —250. Die oppositionelle Poesie —253. Socialistische Klänge —256. Erwachen des Nationalgefühls —265. Liberale Forderungen —267.

III. 1848 bis 1871 . . . . . 269—399

Neuntes Kapitel: Die Revolution von 1848—49 . 271—294

Vorspiele der Revolution; die Revolution als Vorspiel —273. Der Kampf um die Einheit und um die Freiheit —277. Österreich und Preußen, Frankfurter Parlament —280. Das Erbkaisertum und Friedrich Wilhelm IV. —283. Der Ausgang der Revolution —286. Reformbewegungen auf dem Gebiet der Kirche und Schule — 294.

Zehntes Kapitel: Die Reaktion der fünfziger Jahre 295—366

Reaktionäre Politik —299. Reaktionäre Schulverwaltung —302. Die Kirche im Dienst der Reaktion —307. Friedrich Julius Stahl —312. Bunsen gegen Stahl —315. Die Poesie der fünfziger Jahre: Lyrik und Epik —319. Der Roman —322. Der Aufschwung der Naturwissenschaften —327. Der Materialismusstreit —333. Das Eingreifen des Darwinismus in den Materialismusstreit —339. Materialistische Tendenzen der Zeit —344. Schopenhauer —352. Der Pessimismus —356. Eduard von Hartmann —361. Zurück zu Kant —364. Weitere Wirkungen der Schopenhauerschen Philosophie —366.

Seite

Elftes Kapitel: Bismarck und die Begründung des deutschen Reiches . . . . . 367—399

Der Regierungswechsel und die liberale Ära —370. Das Schillerfest —371. Der italienische Krieg und der deutsche Nationalverein —377. Der Militärkonflikt —378. Bismarcks Anfänge —383. Die schleswig-holsteinische Frage —385. Der Krieg von 1866 —393. Der deutsch-französische Krieg —395. Bismarck —399.

IV. 1871 bis zum Ende des Jahrhunderts . . 401—687

Zwölftes Kapitel: Der Kulturkampf . . . . . 405—454

Das neue Reich; Bismarck und die Nationalliberalen —409. Das Unfehlbarkeitsdogma —416. Der Altkatholizismus —419. Aufmarsch zum Kampf —423. Der Kampf —428. Der Gang nach Canossa —432. Erfolge und Folgen des Sieges —440. Die protestantische Abwehr —445. Innere Zustände des Protestantismus —449. Die Ritschlsche Schule —454.

Dreizehntes Kapitel: Socialismus und Socialdemokratie . . . . . 455—522

Vorgeschichte —460. Ferdinand Lassalle —468. Karl Marx —471. Der Marxismus in Deutschland —477. Das Socialistengesetz und die Ära der socialen Reformen —483. Die Aufhebung des Socialistengesetzes —488. Der Katheder-socialismus —494. Der Umschwung der öffentlichen Meinung —496. Liberalismus und Socialismus —503. Der Socialismus und die Parteien —508. Socialdemokratie und Kirche —513. Die National-Socialen —522.

Vierzehntes Kapitel: „Fin de siècle“ . . . . . 523—687

Die allgemeine Struktur der Zeit —527. Zwei Thronwechsel —535. Deutsche Machtstellung und deutsches Machtbewußtsein —549. Der Antisemitismus —558. Die Agrarier —560. Die Frauenfrage —578. Das Wiedererwachen des Individualismus —580. Max Stirner —582. Der Anarchismus —586. Friedrich Nietzsche —598. Die Wirkung Nietzsches —605. Andere Vertreter des Individualismus —608. Die Fragen der Schulreform —617. Die Wissenschaft —627. Kunst und Poesie: Die Musik —638. Die Malerei —646. Die Poesie —663. Sudermann —672. Gerhart Hauptmann —679. Schluß —687.

Anhang: . . . . . 689—714

Annalen —694. Litteratur —700. Register —714.

Bilder.

1. Goethe . . . . . Titelbild.
2. Schleiermacher . . . . . zu Seite 40.
3. Wilhelm von Humboldt . . . . zu Seite 104.
4. Hegel . . . . . zu Seite 144.
5. Heine . . . . . zu Seite 184.
6. D. Fr. Strauß . . . . . zu Seite 208.
7. Friedrich Wilhelm IV. . . . . zu Seite 232.
8. Robert Mayer . . . . . zu Seite 328.
9. Schopenhauer . . . . . zu Seite 344.
10. Bismarck . . . . . zu Seite 384.
11. Lassalle . . . . . zu Seite 464.
12. Karl Marx . . . . . zu Seite 472.
13. Nietzsche . . . . . zu Seite 592.

Goethe

Joseph Stieler pinx.

Einleitung.

Das geistige Facit des zur Neige gehenden Jahrhunderts zu ziehen, ist eine schwierige, aber so reizvolle und lockende Aufgabe, daß sie den, der den Gedanken einmal gefaßt hat, nicht mehr losläßt und freigiebt, bis er sie zur Ausführung gebracht hat. Und daher wage ich es — auf alle Gefahr hin und allen Bedenken zum Trotz, von denen aber doch einige zuerst beiseite geschoben werden müssen. Wir stehen ja noch gar nicht am Ende des Jahrhunderts, so lautet ein erster Einwand, noch sind es zwei Jahre bis dahin, die Abrechnung kommt also noch zu früh. Allein was für eine Geschichte der Thatsachen allenfalls richtig wäre, gilt nicht ebenso von einer Überschau über die geistigen und socialen Strömungen eines längeren Zeitabschnitts. Dort kann noch Neues, Wichtiges geschehen, so unwahrscheinlich es in diesem Augenblick auch ist; diese dagegen wechseln nicht so plötzlich und rasch; was hier etwa an Neuem kommt, selbst wenn große Ereignisse des äußeren Geschehens in diesen zwei Jahren die Welt in andere Bahnen reißen sollten, — die geistige Strömung, die davon ausginge, gehört fraglos schon dem zwanzigsten Jahrhundert an; an dessen Ende hätte dann ein Historiker nachzuweisen, daß gewisse Richtungen und Tendenzen, die dasselbe erfüllt haben, mit ihren Wurzeln in die letzten Jahre des neunzehnten zurückreichen. Dagegen sind die geistigen und socialen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts jetzt am Ende des Jahres 1898 alle schon da; weiter sich ausleben, schärfer sich accentuieren, rascher oder kläglicher vollends dahinsterben — das können sie in den nächsten zwei Jahren noch, aber ganz anders werden kann es auf geistigem Gebiet bis dahin nicht mehr.

Schwerer wiegt ein anderer Einwurf, der sich wiederholt schon hat vernehmen lassen. Was redet ihr nur soviel von fin de siècle? Die Zeit und was in ihr abläuft, die Geschichte ist ein Kontinuum, Sprünge giebt es da nicht, und darum wird es im Jahre 1901 nicht anders sein als es 1898 gewesen ist; das Jahrhundert ist keine Einheit, sondern ein ganz willkürlich und zufällig Abgegrenztes, ein künstlich Gemachtes; sein Eintreten ist also kein wirklicher Anfang, sein Ende kein wirklicher Abschluß; Heraklit hat recht: alles fließt. Philisterweisheit — möchte ich sagen, die eben deshalb, weil sie ganz recht hat, ganz wertlos ist. Das wissen wir natürlich auch, daß die Menschen am Neujahrstag 1901 nicht mit einem Schlag andere sein, mit neuen Herzen und neuen Gedanken aufwachen werden, und daß in der That wie das Leben des Einzelnen so auch das Leben der Völker und der Menschheit eine Kette ist, die nicht von Zeit zu Zeit zwischendurch einmal abreißt. Und dennoch! In seinen „Monologen", dieser Neujahrsgabe für das neunzehnte Jahrhundert, hat schon Schleiermacher in seiner sinnigen Weise diesen Einwand zurückgewiesen: „So durchschneiden wir die unendliche Linie der Zeit, heißt es hier, in gleichen Entfernungen, an oft nur willkürlich durch den leichtesten Schein bestimmten Punkten, die für das Leben, weil alles abgemessene Schritte verschmäht, ganz gleichgültig sind und nach denen nichts sich richten will, weder das Gebäude unserer Werke noch der Kranz unserer Empfindungen noch das Spiel unserer Schicksale: und dennoch meinen wir mit diesen Abschnitten etwas mehr als eine Erleichterung für den Zahlenbewahrer oder ein Kleinod für den Chronologen; bei jedem vielmehr knüpft sich daran unvermeidlich der ernste Gedanke, daß eine Teilung des Lebens möglich sei. Aber wenige bringen ein in die tiefsinnige Allegorie und verstehen den Sinn der vielfach wiederkehrenden Aufforderung." Diesem in die Tiefe dringenden Idealismus ist vielmehr ein solcher Einschnitt eine Mahnung zur Selbstbetrachtung, die von der Außenwelt in das eigene Innere, in die Welt des Geistes und damit in das Reich der Ewigkeit führt, wo der Mensch, außerhalb des Gebietes der Zeit und freigesprochen von ihrem Gesetz, des Geistes Leben anschaut, das keine Welt verwandeln und keine Zeit zerstören kann, weil es selbst erst Welt und Zeit erschafft.

Sollte aber eine solche idealistische Betrachtungsweise der derberen Struktur unseres heutigen Geisteslebens zu fein und zu fernliegend sein, nun so bezeugt es die Geschichte selbst, daß die Jahrhunderte doch so etwas wie eine Eigenart haben, sich voneinander unterscheiden und mit überraschend charakteristischen Zügen das eine sich vom anderen sondert und abhebt: ich nenne das zwölfte, das sechzehnte, das achtzehnte, und mit dem unsrigen scheint es mir auch nicht anders zu sein. Und so haben denn auch zu allen Zeiten die Menschen die Wende eines Jahrhunderts ganz besonders lebhaft wie ein wirkliches Ereignis empfunden und durchlebt; wenn uns das Zittern und Schauern der Welt vor dem Jahre 1000 allzu abergläubisch vorkommt, so dürfen wir doch Schiller, den geisteshellen, gelten lassen, der schon 1789 im schönen Optimismus seines Zeitalters „an des Jahrhunderts Neige" den Menschen begrüßt hat als „den reifsten Sohn der Zeit, frei durch Vernunft, stark durch Gesetze, durch Sanftmut groß und reich durch Schätze, Herr der Natur".

Und so stehen auch unsere Gefühle — darüber glaube ich mich nicht zu täuschen — unter dem Eindruck eines wirklichen Einschnitts, eines zu Ende gehenden Zeitabschnitts, einer zum Abschluß kommenden Weltperiode, wobei es im Augenblick nicht darauf ankommt, ob wir dieses Ende mit Schmerz und Wehmut beklagen wie einen geliebten Toten, von dem wir Abschied nehmen müssen, oder hoffnungsfreudig und froh dem neuen Morgen entgegenjauchzen. Ob Abendrot oder Morgengrauen, ein Altes ist im Ablaufen, ein Neues zieht herauf, und wir spüren es, — wie Mephisto spukt dem einen schon durch alle Glieder die herrliche Walpurgisnacht, wie Faust verkündigen einem zweiten die dumpfen Glocken schon des Osterfestes erste Feierstunde, wie Gretchen tönt einem dritten des Weltgerichts Posaune zu: dies irae, dies illa solvet saeclum in favilla! Aber eben weil wir Übergangsmenschen sind und weil wir das spüren, soll es uns auch an diesem Sylvesterabend des Jahrhunderts in Selbstbetrachtung und Einkehr zum Bewußtsein kommen, was dieser Übergang für uns bedeutet, und wie der Einzelne am Ende eines Jahres, so wollen wir an des Jahrhunderts Neige die Ergebnisse desselben zusammenschauen und zusammenrechnen und

Gewinn und Verlust gegeneinander abwägen: das ist uns Bedürfnis und das ist unser Recht.

Allein ob wir das können? und ob ich das kann? Gemacht haben es ja für unser Jahrhundert auch schon andere. „Hundert Jahre Zeitgeist" heißt ein Werk von Julius Duboc, ans „Sterbelager des Jahrhunderts" hat sich Ludwig Büchner prüfend und richtend gestellt. Aber vielleicht ist es noch einfacher, vielleicht kann man das Ergebnis der Rechnung in Einer Formel, in Einem Begriff aussprechen, wie wir ja das achtzehnte Jahrhundert kurzweg das der Aufklärung nennen. Auch für das unsrige fehlt es an solchen Formeln nicht. Für Schopenhauer ist es „ein philosophisches Jahrhundert, weil es zur Philosophie reif und eben deshalb ihrer durchaus bedürftig ist"; „das reichste der neuen Geschichte" nennt es Heinrich von Treitschke, denn es „ernte die Saat des Zeitalters der Reformation". „Ein Jahrhundert der Kritik" sieht Kuno Fischer in ihm, weil es „Mythen zerstört, freilich auch wieder welche schafft". „Durchzogen vom Kampf um den Einzelnen" ist es diesem, und jenem eine „Zeit der großen Sehnsucht"; das historische oder das sociale Zeitalter heißt es den einen, den anderen wohl noch häufiger die Epoche der Naturwissenschaften und der Technik im ausgesprochenen Gegensatz dazu und im Triumph über alle Geisteswissenschaft, so daß das Schiller'sche „Herr der Natur" heute noch ganz anders Wahrheit ist als vor hundert Jahren.

Aber so wahr und treffend diese Formeln alle sind im Munde dessen, der sie ausspricht, und an der Stelle, wo er sie ausspricht, so wenig können sie doch — das zeigen auch die Widersprüche, in denen sie sich gegen einander bewegen — in ihrer Kürze die unendliche Mannigfaltigkeit und den Reichtum des Geisteslebens von drei Generationen in sich zusammenfassen. Und so meint denn auch Edmund Pfleiderer, wenn er in seiner geistvollen Rede über den geschichtlichen Charakter unserer Zeit an ihr „den extensiven Zug der Allgeschichtlichkeit und den intensiven der Thatgeschichtlichkeit" als besonders charakteristisch hervorhebt, damit selbst nur einen Teil des Jahrhunderts zu treffen und muß uns überdies erst einen Kommentar geben zu dieser glücklich gefundenen Wendung.

Was folgt daraus? Daß die Sache so einfach überhaupt nicht

liegt. Es giebt keine Formel und wäre sie die treffendste und kompakteste, die als Zauberschlüssel uns mit einem Griff die Thüre öffnen ließe zum Verständnis des ganzen Jahrhunderts; in ein Schlagwort läßt sich die geistige Signatur eines solchen längeren Zeitraums nicht fassen. Jedenfalls für den nicht, der selbst noch mitten darin steht; auch vom Jahrhundert der Aufklärung reden wir nur a parte potiore, die einen, weil uns die Aufklärung am achtzehnten Jahrhundert das Wertvollste, die anderen, weil ihnen dies das Verhaßteste daran ist und weil es sich dadurch jedenfalls am bestimmtesten vom neunzehnten abhebt, das auf den Ruhm der Aufklärung doch nur teilweise Anspruch erheben kann und dem Weltgeist eher wie Faust verworren gedient hat. So braucht es also auch hier vielmehr geduldiger Arbeit und breiter Darlegung, und des Bekenntnisses, daß Eines Menschen Wissen und Denken nicht mehr als Stückwerk zu liefern vermag; auch da gilt, daß das Ganze nur für einen Gott gemacht ist und nur vom Auge des Weltgeistes selbst überschaut werden könnte. Ich stehe nicht über dem Ganzen, sondern auf einem bestimmten Standort, von dem aus ich nur das zu sehen und zu spüren im stande bin, was bis zu ihm herandringt. Als Sohn meines Volkes, als Deutscher schreibe ich daher zunächst und berichte von den geistigen und socialen Strömungen dieser hundert Jahre, wie sie uns Deutsche mit sich dahin getragen und umbrandet haben; weil wir aber in Europa geographisch das Reich der Mitte bilden und weil uns auch innerlich ein fremdbürgerlicher Zug durch unsere Lage und durch den Gang unserer geschichtlichen Entwicklung aufgeprägt ist, so wird nebenher doch auch Fremdes, wo es auf uns gewirkt hat und wirkt, zur Sprache kommen müssen. Denn wer kann, um nur Ein Beispiel zu nennen, vom deutschen Geistesleben am Ende unseres Jahrhunderts sprechen, ohne auf Kierkegaard und Ibsen oder auf die beiden Antipoden Zola und Leo XIII. hinzuweisen?

Ich stehe aber auch insofern auf einem bestimmten Standpunkt, als ich urteile, wäge und richte; und das ist, so sehr ich mich auch um Objektivität bemühen mag, in diesem Falle nicht möglich ohne die stärkste, wenn auch ungewollte Hervorkehrung meiner eigenen Subjektivität. Je mehr man sich der eigenen Zeit nähert,

desto mehr wird sich das bemerkbar machen: andere sehen die Dinge anders und sehen sie anders an. Selbst wo ich nicht urteile, wird schon die Auswahl des Stoffes, das Nennen oder Nichtnennen von Namen und Erscheinungen wie Urteil und Kritik wirken. Das Wesentliche scheidet im Laufe der Zeit die Geschichte selbst vom Unwesentlichen; je mehr ich mich der Gegenwart nähere, desto mehr muß ich als Einzelner dies thun; schon deshalb wird die zweite Hälfte größer sein müssen und subjektiver ausfallen als die erste. Aber der Schaden ist nicht allzu groß: ich trete damit vor Leser, die das alles auch miterlebt haben und kennen, ich setze mich dafür offen ein und lasse ihnen das Recht frei, ihrerseits Kritik zu üben an dem Kritiker des neunzehnten Jahrhunderts.

Und darum ist die wichtigste Frage doch nicht die nach dem Maßstab, den ich an die Erscheinungen des Jahrhunderts anlege, wenn ich nur vielleicht negativ sage, daß es nicht der einer bestimmten Partei sein soll. Viel schwieriger ist die Vorfrage zu beantworten, wo ich bei einem so uferlosen Unternehmen für Auswahl und Beurteilung auch nur den Stoff hernehme und finde? Man wird an Bücher denken, und einem deutschen Professor liegt dieser Gedanke besonders nahe: er sucht das Leben nur zu gern im toten Buchstaben und in gedruckten Lettern. Und es ist auch nicht so falsch: in Büchern leben die Probleme, Interessen und Ideen, die eine Zeit bewegen, fort, an sie muß man sich also in der That in erster Linie halten. Allein es ist doch nur die eine Hälfte: der Geist spricht nicht nur in Worten, er spricht auch in Thaten. Und gerade da macht sich innerhalb unseres Jahrhunderts selbst ein Umschwung und eine Verschiebung deutlich bemerkbar: seine erste Hälfte ist litterarischer, sozusagen buchförmiger als die zweite. Gedruckt wird heute freilich noch viel mehr und, wenigstens was Zeitungen betrifft, auch mehr gelesen, und so haben wir noch immer allen Grund, mit Schiller über das tintenkleckſende Säkulum zu seufzen und zu fluchen. In der Allgemeinen Deutschen Biographie, diesem großen Friedhof deutschen Geisteslebens, wo sie alle eingesargt werden, die etwas dazu beitragen, haben namentlich zu Anfang fast nur solche Männer Aufnahme gefunden, die etwas geschrieben haben, die Männer der That treten erst in den späteren

Bänden etwas mehr hervor; und ebenso sorgen wir, weil wir die Bildung eines Volkes nach der Zahl der Analphabeten schätzen, vor allem dafür, daß unsere Kinder ja gewiß alle lesen und schreiben lernen. Aber besser ist es damit doch geworden, und das hängt mit einem Allgemeinen zusammen. Wir schätzen heute den Willens- und den Thatmenschen doch ganz anders ein, weit höher als zu Anfang des Jahrhunderts, wo sich der Deutsche eines solchen Thatmenschen als seines schlimmsten Feindes zu erwehren und ihm vor allem seine Geistesbildung und Ideologie entgegenzusetzen hatte. Hier bedeutet in unserem nationalen Leben und Empfinden Bismarck, dieser große Willens- und Thatmensch, einen Knotenpunkt, den wir bis tief in die Arbeit der Philosophie herein spüren: auf den Intellektualismus ist der Voluntarismus gefolgt; und wer ganz besonders scharfe Sinne hat, der könnte vielleicht fragen, ob nicht hinter diesem schon wieder ein neues Zeitalter, ein solches der Imponderabilien, der Stimmung und des Gefühls im Anzug sei, das ja Bismarck für stärker und standhafter erklärt hat als den Verstand der Verständigen.

Aber Bücher oder Menschen? ist hier nicht die einzige Frage; eine zweite kommt alsbald dazu: Einzelne oder Massen? große Individuen oder breite Schichten? oder wie wir den Gegensatz heute zu formulieren lieben: Genie oder Milieu? Es ist eine Frage der Geschichtsphilosophie, ob große Menschen Produkte ihrer Zeit oder ob die Gestaltung der Welt um sie her ihr Produkt und sie die Schöpfer und führenden Geister derselben seien? Der Kollektivismus entscheidet darüber anders als die individualistische Geschichtsauffassung. Diese Frage beantworten hieße zugleich auch das große Problem von Freiheit und Notwendigkeit, von individueller Schuld und individuellem Verdienst lösen. Das läßt sich aber hier nicht nur so nebenbei thun, die beste Lösung dafür findet man noch immer in Schillers Wallenstein, über den wir in diesen hundert Jahren nicht hinausgekommen sind. Aber für unsere Zwecke hilft uns vielleicht ein Wort Hegels aus der Not: „Wer, was seine Zeit will und ausspricht, ihr sagt und vollbringt, ist der große Mann der Zeit. Er thut, was das Innere und Wesen der Zeit ist, verwirklicht sie, und wer die öffentliche Meinung, wie er sie hier und da hört, nicht zu verachten versteht, wird es nie zu

Großem bringen.“ Das ist es: ob Produkt oder Schöpfer, für uns sind die großen Männer des Jahrhunderts die großen Buchstaben, in denen wir deutlich lesen können, was ihre Zeit will und was sie im Inneren bewegt; die Zeit versteht darum nur, wer ihre großen Männer versteht. Die Moral muß mit einem Tropfen demokratischen Öls gesalbt sein, deswegen hat ihr gegenüber Nietzsche unrecht; die Geschichte muß die Bedeutung der führenden Geister anerkennen, deswegen ist sie aristokratisch und ist die materialistische Geschichtsauffassung von Marx einseitig und falsch. So heißt es nicht Genie oder Milieu, sondern Genie und Milieu: das ist für uns, die wir ja jedenfalls historisch und moralisch zugleich urteilen müssen, das lösende Wort. Und so richtet denn auch die Geschichte wieder ganz demokratisch über die Größe: ein großer Mann ist nicht groß, wenn er einsam — freilich nicht ist, aber wenn er einsam bleibt und ihm jeglicher Erfolg versagt ist; eine Stimme ohne Echo und Resonanz muß verschallen, wenn sie an sich noch so laut und kräftig wäre. Zu den geistigen Strömungen gehören darum die Ziffern und die Nullen, gehören Individuen und Massen, gehören Menschen und Zustände.

So setzt sich unser Stoff zusammen aus Büchern, Thaten und Menschen; und an uns ist es, ob wir etwas von der Seelenkraft und Fähigkeit besitzen zu verstehen,

wie spricht ein Geist zum andern Geist,

zu erkennen, wer die Geister sind, die sprechen, was sie in Worten und Thaten zu sagen hatten und wie es aufgenommen wurde von den wenigen oder den vielen, die nie bloß Herdentiere, sondern immer auch Geist sind von diesem selben Menschengeist.

Skrupel und Zweifel macht mir endlich neben diesem Großen, der Einsicht in die Grenzen der Menschheit und in die Schranken meiner Individualität, auch noch ein Einzelnes, gleich der erste Schritt, die Frage der Gliederung und Anordnung, des Aufbaues und der Komposition. Welche eigenartige Schwierigkeiten hier vorliegen, dafür am besten ein Beispiel. Schopenhauers Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ ist im Jahre 1818 geschrieben worden, aus der philosophischen und allgemein geistigen Strömung und Stimmung dieser Zeit heraus wird es also zu

verſtehen ſein; gewirkt aber hat es erſt fünfzig Jahre ſpäter, da erſt kommt ihm der Zeitgeiſt entgegen, nimmt es an und in ſich auf und läßt es zu einer Macht werden, die zwar viel angefochten, aber heute noch durchaus nicht gebrochen und überwunden iſt. In welchem Zuſammenhang ſoll nun von Schopenhauer geredet werden? Doch nicht zweimal, und richtiger doch wohl an ſeiner Wirkungsſtelle hier in den ſechziger und ſiebziger Jahren, als dort, wo ſein Urſprung und ſeine zeitliche Entſtehung liegt. Oder ein zweites Beiſpiel: im Jahre 1800 erſcheint Fichtes „geſchloſſener Handelsſtaat", ſein ſocialiſtiſches Credo mit der Lehre vom „ausſchließenden Recht auf eine beſtimmte freie Thätigkeit", kürzer vom Recht auf Arbeit, ein wahrhaft prophetiſches Buch auf die Ära des Schutzzolls und des Socialismus. Aber ſelber kommt das dann doch erſt viel ſpäter, ſiebzig, achtzig Jahre ſpäter, und das Recht auf Arbeit in der Form der Arbeitsloſenverſicherung ſteht erſt heute als eine noch zu löſende Frage auf der Tagesordnung der Zeit, ſo daß auch da wieder die Entſtehung des Gedankens und die Reception und Wirkung desſelben weit auseinanderfallen. Oder iſt es am Ende gar ein Geſetz im Reiche der Geiſter, daß neue Ideen immer erſt eine oder zwei Generationen Inkubationsfriſt, wie der Mediziner dieſes Stadium der Latenz zu nennen pflegt, nötig haben, bis ſie verſtanden und recipiert werden, bis ſie zu wirken anfangen und Macht gewinnen? So leichthin als allgemeines Geſetz möchte ich es freilich nicht ausſprechen, obgleich es gerade in der Geſchichte des Geiſteslebens unſerer Zeit und unſeres Volkes überraſchend häufig Beſtätigung findet; jedenfalls aber iſt es eine Thatſache, mit der hier gerechnet werden muß und die das Geſchäft der Anordnung erſchwert und gelegentlich auch zu Wiederholungen nötigt.

Und darum, wie ich ſie auch geſtalte — und ich habe es erſt auf gar mancherlei Arten verſucht —, befriedigen wird ſie ſchon mich ſelber nie ganz. So bin ich ſchließlich auf eine Miſchung von chronologiſcher und ſachlicher Gliederung gekommen. Chronologiſch iſt ſie wie von ſelbſt gegeben, ſie iſt hier dieſelbe wie in der politiſchen Geſchichte: von 1800 bis 1830, bis 1848, bis 1871, und dann bis heute. Aber wie farblos iſt das! und wie beſagt es ſo gar nichts! Da klänge es ſchon ganz anders charak-

teriſtiſch, wenn ich gliederte: Das Zeitalter Goethes, Heines, Friedrich Wilhelms IV., Bismarcks, Bebels und Nietzſches. Charakteriſtiſch gewiß, aber ich fürchte, auch recht einſeitig, und in dem demokratiſchen Zeitalter, das noch vor kurzem von Individuen und führenden Geiſtern nicht mehr viel wiſſen wollte, recht anſtößig; und zugleich wäre es wie ein Programm und wie die Bindung an ein ſolches, und das käme hier am Anfang jedenfalls zu früh. Darum iſt es doch wohl beſſer, ich halte an jenen paar kahlen Jahreszahlen feſt, ſuche dann aber innerhalb des zeitlichen Rahmens ſachlich zu gliedern und ſcheue mich dabei nicht zurückzugreifen oder auch vorwärts darüber hinauszugehen und die einmal in Angriff genommene Linie bis zu ihrem Ausgangspunkt zurückzuverfolgen und bis an ihr Ende durchzuführen. Ein geradliniges und einförmiges Nacheinander iſt alſo nicht beabſichtigt.

Dabei trifft es ſich gut, daß wir, anders als die politiſche Geſchichte des Jahrhunderts, genau mit dem Jahre 1800 einſetzen können: für das geiſtige Leben unſeres Volkes iſt dieſes ein bedeutſamer Knotenpunkt, an dem nicht weniger als drei Weltanſchauungen, abſterbend die eine, in voller Kraftentfaltung die andere, zu jugendlich keckem Anſturm ausholend die dritte, ſich zuſammenfinden und feindlich auf einander ſtoßen: ſie ſollen ſich uns zuerſt darſtellen, dann in ihrem Weiterwirken ſich vor uns ausleben und ſchließlich, aufgehoben im Hegelſchen Doppelſinn des Wortes, ins allgemeine Bewußtſein übergehen und damit neuen Bewegungen, Richtungen und Stimmungen Platz machen.

Jetzt aber zur Sache, hinaus ins weite wogende Meer, das es kühnen Mutes zu durchſchwimmen gilt!

I.

1800 bis 1830.

Erſtes Kapitel.

Die drei Weltanſchauungen.

Die Aufklärung.

Ein reiches Erbe hat das achtzehnte Jahrhundert ſeinem Nachfolger hinterlaſſen, und es wäre eine reizvolle und intereſſante Aufgabe, zu unterſuchen, wie das neunzehnte mit dieſer Erbſchaft gewirtſchaftet und gewuchert hat. Wenn jenes mit einem Wort als das Zeitalter der Aufklärung zu bezeichnen iſt, ſo wäre die Frage näher dahin zu präciſieren, ob die Aufklärung nun auch wirklich ſiegreich durchgeführt worden ſei und ob ſie mit ihrer Fackel alle Schlupfwinkel des Aberglaubens durchleuchtet und den Segen der Bildung nach oben und nach unten gleichmäßig verbreitet habe. Ich fürchte, in einer ſolchen Prüfung würde unſer Jahrhundert ſchlecht beſtehen und müßte ſchamrot bekennen, daß es dieſe Arbeit nicht nur nicht überall zu Ende geführt, ſondern nicht einmal energiſch genug weitergeführt, daß es ſogar ſchon Gethanes wieder zerſtört, ſogar ſchon Erleuchtetes wieder dunkel gemacht habe; auf den Ehrennamen eines Jahrhunderts der Aufklärung wird das unſrige, wie ſchon geſagt, in der Geſchichte jedenfalls keinen Anſpruch machen können. Aber ſchuld daran ſind doch nicht allein wir Kinder und Enkel jener Zeit, ſondern die Aufklärung ſelber und der ganze Entwickelungsgang, den ſie genommen hat und der mit Notwendigkeit über ſie hinausführte: ſie ſtarb ſozuſagen an ſich ſelber.

Was iſt Aufklärung? dieſe Frage hat ſchon Kant aufgeworfen und ſie dahin beantwortet: Aufklärung ſei „der Ausgang des Menſchen aus ſeiner ſelbſtverſchuldeten Unmündigkeit“, ihr Wahlſpruch alſo: „sapere aude! habe Mut, dich deines eigenen Ver-

standes zu bedienen!", das einzige Erfordernis dazu: „von seiner Vernunft in allen Stücken öffentlichen Gebrauch zu machen", d. h. zu räsonnieren. Sie wurzelt in der Renaissance, die protestantischen Länder England und Holland sind ihre erste eigentliche Heimat; aber gerade hier, und dann weiterhin in Deutschland kam sie mit der orthodoxen Theologie des Protestantismus in den schärfsten Konflikt, und so hat „der Zwang, sich gegen diese emporzuarbeiten, ihre ganze Front- und Problemstellung bestimmt". Und doch ist sie von Haus aus ein weit Umfassenderes, „eine Gesamtumwälzung der Kultur auf allen Lebensgebieten" und „ein Wandel der allgemeinen Stimmung".

Dreierlei ist dabei von besonderer Wichtigkeit. Sie zwingt den bis dahin absolutistischen Staat in ihre Bahnen, besteigt mit Friedrich dem Großen den preußischen Königsthron und verkündigt von dort herab, daß der König der erste Diener des Staates sei und in seinen Landen jeder nach seiner Façon selig werden könne; und dieser Praxis entsprach die Theorie von dem auf Vertrag aufgebauten Staat, die längst schon da war, aber nun von Rousseau die schärfste Formulierung erhielt. Fürs zweite entsteht unter ihrem Einfluß und Hand in Hand mit der wirtschaftlichen Entwickelung von Handel und Industrie namentlich wieder in England und Holland eine neue Gesellschaft, die sich hauptsächlich aus den bürgerlichen Kreisen rekrutiert und ebenso dem Staat wie der Kirche gegenüber Mündigkeit für sich in Anspruch nimmt; die Aufklärung ist liberal; darum ist es auch kein Zufall, daß in jener Zeit die Realschule, als Bürgerschule gedacht, entstanden ist. Endlich beherrscht die Aufklärung die Litteratur. In Holland können die freigeistigen Gedanken ungehindert gedruckt werden, und von England bringt Voltaire nicht nur den Lockeschen Sensualismus, sondern auch die neue Naturlehre Newtons auf den Kontinent herüber und populärisiert sie. Der Mathematik aber entnimmt man die methodologische Forderung, alles klar und deutlich, wie sie es thut, zu formulieren und es dadurch begreiflich zu machen. Indem also Kant die Frage zu beantworten sucht, wie mathematische Naturwissenschaft möglich sei, hat er damit nur anerkannt, daß das die Grundwissenschaft und die wichtigste Angelegenheit sei für

den denkenden Geist der Zeit. In der Philosophie aber trafen zwei Ströme zusammen — die Leibnizsche Monadologie mit ihrem Individualismus und ihrer optimistischen Hoffnung auf eine mögliche Versöhnung von Glauben und Wissen, und der englische Empirismus Lockes, der in Frankreich zum Materialismus vergröbert wird, in Deutschland aber die Wolffsche Metaphysik empiristisch und sensualistisch zersetzt und so zur Bildung jener eklektischen Popular- und common sense-Philosophie führt, die für das Aufklärungszeitalter so besonders charakteristisch ist und durch die einseitige und ausschließliche Betonung des praktischen Endzweckes der Vervollkommnung und Glückseligkeit rasch genug aufhört wissenschaftlich zu sein. Am unfruchtbarsten mußte natürlich die Aufklärung auf dem Gebiete der Poesie sein, wo Gottscheds ästhetische Theorie ebenso nüchtern und verstandesmäßig war wie seine poetischen Musterbeispiele, in denen er die französische Regelmäßigkeit zum Vorbild nahm. Wenn Friedrich der Große Gellert für den bedeutendsten deutschen Dichter hielt, so entsprach das zwar durchaus dem Geschmack der aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaft, deren Ton dieser treffen wollte und auch wirklich traf, aber es begreift sich zugleich auch Friedrichs abschätziges Urteil de la littérature allemande, mit dem er 1780 freilich schon zu spät kam. Immerhin verdankt man den moralistischen Tendenzen der Zeit die Pflege des Sittenromans und ihren liberalistischen das Aufkommen des bürgerlichen Dramas, dessen Thema vielfach die Mesalliance ist zwischen Bürgermädchen und Kavalier.

Das Wichtigste war aber doch die Auseinandersetzung mit der Theologie. Die verschiedensten Standpunkte waren hier möglich. Leibniz hatte vermittelt, auch Wolf, den doch selbst Kant als „Urheber des Geistes der Gründlichkeit" rühmte, hatte eine übernatürliche Offenbarung anerkannt, nur wollte er es der Theologie überlassen, sie im Judentum und Christentum als eine zugleich vernünftige und unentbehrliche nachzuweisen. Aber wenn der Hauptgedanke der war, daß auch die Theologie sich vor dem Forum der Vernunft zu legitimieren und hier ihre Ansprüche zu beweisen habe, so konnte sich ja auch herausstellen, daß irrationale Elemente in ihr vorhanden seien, und dann — ja dann war das Band zwischen Wissen und Glauben wieder einmal zerschnitten. So konnte denn auch Hermann

Samuel Reimarus in seiner Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes die positiven Religionen als ein Gewebe von Irrtum, Selbsttäuschung und Betrug bezeichnen, und davon nahm er selbst den Stifter des Christentums nicht ganz aus. Auf diesem Standpunkt wurde die Aufklärung zu einer oft recht leidenschaftlichen Gegnerin der positiven Religion, der sie — ganz unhistorisch — eine natürliche mit den drei Gedanken Gott, Unsterblichkeit, Tugend als Norm gegenüberstellte. Atheistisch und materialistisch wie in Frankreich ist sie aber darum in Deutschland doch nie gewesen, Bahrdt und Edelmann mit ihrem Radikalismus und der Haltlosigkeit und Zerfahrenheit ihres Lebens waren Ausnahmen und Karikaturen und galten in der Bewegung selbst als die enfants terribles.

Indem aber die Aufklärung überall die natürlichen Normen und Regeln für Religion, Staat, Recht, Kunst und Poesie aufgefunden zu haben glaubte, wurde sie unhistorisch nicht in dem Sinn, als ob sie nicht mit Vorliebe Geschichte getrieben hätte; sie hat sich sogar große Verdienste um dieselbe erworben, indem sie sie von dem orthodoxen Schema und den theologischen Gesichtspunkten losmachte; sondern weil sie die Geschichte von außen und oben her meistern wollte und ihre eigenen moralischen und intellektuellen Maßstäbe an sie anlegte; dabei kam natürlich das „dunkle" Mittelalter besonders schlecht weg. Und zugleich wurde sie dadurch erfüllt von jenem „ruchlosen" Optimismus und Hochmut auf die eigene Zeit, sie glaubte sich am Ziele, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht"; aus dieser Aufklärungsstimmung ist auch Schillers Apotheose des Menschen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts heraus empfunden und gedacht.

So bedeutet die Aufklärung Emanzipation auf allen Gebieten, zumeist aber von der Autorität der Kirche: das Leben und der Staat, die Wissenschaft und die Litteratur ist durch sie weltlich geworden. Und es ist eine Emanzipation des Einzelnen, der ja ganz energisch auf seine Vernunft und in der Syntheſe mit Rousseaus Gefühlsüberschwang auch auf sein eigenes Herz hingewiesen wird; ein Zug des Subjektivismus und Individualismus geht durch sie hindurch, der sich auch in dem unhistorischen Wesen der ganzen Bewegung ausspricht, weil er sich nicht binden

lassen will von der Macht der Geschichte, heiße sie nun Tradition oder Sitte.

Aber indem sie sich am Ziel glaubte, war sie auch schon überwunden, und zwar überwunden nicht von außen her, sondern gerade durch ihre größten Söhne selbst.

Der größte aller deutschen Aufklärer war Lessing, bis zu seinem Tode im Jahre 1781 rechneten sie ihn fraglos zu sich. Und doch hatten schon seine theologischen Streitschriften gezeigt, wie sehr er über ihnen stand, und wie viel tiefer, vor allem wie viel historischer er die religiösen Probleme zu nehmen wußte als die andern. Und nach seinem Tode vollends erfuhr die Welt durch Friedrich Heinrich Jacobi, daß er schließlich gar kein echter Rationalist im Sinne des Leibnizisch-Wolfischen Deismus mehr gewesen war, sondern wenn er sich nach jemand hätte nennen sollen, so wäre es Spinoza gewesen, von dem damals die Welt noch redete „wie von einem toten Hunde", etwas anderes als dessen *Ἓν καὶ πᾶν* wußte er nicht. Und im selben Jahre, in dem Lessing starb, erschien Kants Kritik der reinen Vernunft, von der man paradox und kühn behaupten konnte, daß sie für uns Deutsche ebensoviel und etwa dasselbe zu bedeuten habe wie für die Franzosen ihre Revolution von 1789, — eine völlige Umwälzung in der Welt des Gedankens. Nun stand ja auch Kant mit einem Fuß noch fest auf dem Boden der Aufklärung, Gott, Freiheit und Unsterblichkeit hat er verteidigt wie sie, und das praktisch sittliche Interesse stellte er mit ihr in den Vordergrund; aber mit dem anderen Fuße schritt er um so gewaltiger über sie hinaus und überwand sie so gründlich — vor allem gerade da, wo er Motive und Ziele mit ihr zu teilen schien, daß alles, was Geist hatte, sich von ihr abwandte und ihm, dem Allzermalmer ihrer metaphysischen Scheinbeweise, zufiel. Weil die Menschen von Geist Kantianer wurden, hörten sie wie er selbst auf, Aufklärer zu sein. So haben die beiden größten Vertreter der Aufklärung diese erst in sich selber überwunden und sie dann auch äußerlich getötet, indem sie ihr den Geist wegnahmen.

Nirgends tritt uns dieses Schicksal einer geistigen Götterdämmerung, die über diese sich Licht und Sonne dünkende Aufklärung hereinbrach, klarer entgegen, als in dem 1801 erschienenen

Pamphlet von Fichte „Friedrich Nicolais Leben und sonderbare Meinungen", — vielleicht seiner gröbsten, jedenfalls seiner witzigsten, aber schwerlich auch seiner gerechtesten Schrift. Hier zeichnet Fichte den altgewordenen Freund Lessings und Mendelssohns als „den wirklich existierenden Repräsentanten der platten Denkart", er macht ihn verantwortlich für den ganzen Geist der Oberflächlichkeit und Seichtigkeit in seiner Zeit und nennt ihn „den Urheber des Meinungssystems der Mittelmäßigkeit". Noch bezeichnender hätte er ihn nennen müssen den Vertreter derjenigen Aufklärung, die sich — eben in ihm — selbst überlebt habe. Denn Nicolai hatte einst etwas zu bedeuten; er war der Freund jener Beiden gewesen, hatte mit Lessing die Litteraturbriefe geschrieben, tapfer gegen Aberglauben und Schwarmgeisterei aller Art gekämpft, für vielerlei gemeinnützige Zwecke, vor allem für eine erweiterte und zeitgemäßere Volksbildung agitatorisch lebhaft die Feder gerührt, mit klugen Augen die Welt, die er durchreiste, angesehen und den Deutschen über ihre den meisten recht wenig bekannten socialen Zustände allerlei Wertvolles und praktisch Brauchbares mitgeteilt; und ein ehrlicher Mann war er ohnedies immer gewesen und war er noch.

Aber als Lessing tot war mit seiner ihn ehrenden und ihn hebenden Freundschaft, da ging es auch mit Nicolai zu Ende; trotzdem schwang er den Knüttel des gesunden Menschenverstandes, wie er ihn besaß und verstand, in seiner „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" unverdrossen weiter und traf damit, weil ihm die Gabe, die Geister zu unterscheiden, und weil ihm Phantasie und Genialität völlig versagt war, alles wirklich Neue und Originale, namentlich das, was besser und größer als er, was wirklich genial war. Am lächerlichsten aber machte er sich durch seine Furcht vor Jesuitismus und Kryptokatholizismus, den er überall ausspürte und witterte: es war etwas wie ein Gespensterseher oder wie eine fixe Idee in ihm, und doch — die Zeit der konvertierenden Romantiker, der kunstliebenden Klosterbrüder und der visionären Nonnen war im Anzug, und die Jesuiten kehrten drei Jahre nach seinem Tode wirklich wieder zurück: darin hatte also der alte Nicolai doch richtiger und schärfer gesehen, als die, die ihn darüber auslachten und verhöhnten. Aber darum galt er nun eben trotzdem bei den nach-

kantischen Philosophen und den nachlessingischen Dichtern als das Vorbild aller Geistlosigkeit und als der Typus der ganzen schal und geistlos gewordenen Aufklärung, und so traf jeder Keulenschlag, der dem alten Friedrich Nicolai galt, diese mit.

Und dennoch würde man sich schwer täuschen, wollte man glauben, Nicolai sei der letzte Rationalist und die Aufklärung sei, als er 1811 starb, auch äußerlich tot und überwunden gewesen. Gerade an der Geschichte dieser Geistesrichtung sieht man recht deutlich, wie lange eine solche fortlebt, fortvegetiert, auch wenn sie innerlich längst morsch und hohl geworden, und die Welt, die etwas zu bedeuten hat, längst über sie zur Tagesordnung weitergeschritten ist. In der Poesie waren Schiller und Goethe, in der Philosophie Kant und die auf ihn folgenden spekulativen Systeme, in der Theologie Schleiermacher und die von ihm angebahnte gefühlsmäßige Richtung und Auffassung der Religion dem ganzen Troß der Mittelmäßigen zu hoch und unverständlich, zu tief und unzugänglich, zu genial und unerreichbar, und so blieben sie — Rationalisten. Noch tief in die zwanziger, ja dreißiger Jahre herein hat die neuerstarkte protestantische Orthodoxie und der wieder lebendig werdende Pietismus gegen „Aufklärung" und „Rationalismus" gekämpft, als ob sie noch eine Macht wären. Oft waren ihnen diese Namen freilich nur das altgewohnte Aushängeschild, unter dem sie ganz andere neuere, aber ihnen ebenso unbequeme und feindliche Richtungen treffen wollten; namentlich leistete Hengstenberg in seiner „Evangelischen Kirchenzeitung" im Mißbrauch dieser Bezeichnung Erhebliches. Allein abgesehen von solchem Mißbrauch und Mißverständnis, auch Perthes bezeugt, daß in den zwanziger Jahren in Sachsen fünfzehn Sechzehntel der Pastoren noch immer in dem Heidelberger Paulus ihren Herrn und Meister sehen und daß in Gotha die Aufklärung noch unbedingt die Kirche und die Predigt beherrsche; Bretschneider war seit 1816 Generalsuperintendent daselbst; und in Heidelberg stand neben dem Erzrationalisten Paulus, der noch 1839 sein fünfzigjähriges Docentenjubiläum unter allgemeiner Teilnahme feierte, Johann Heinrich Voß, der seine Fehde mit dem „unfrei", d. h. katholisch gewordenen Fritz von Stolberg 1819 und 1820 doch wesentlich als protestantischer Aufklärer durchgefochten hat.

Vor allem aber lebte dieser Geist weiter im deutschen Mittelstand, in der Bourgeoisie der immer noch nicht großen Städte, wo er ja von Anfang an zu Hause gewesen war: wenn sie so schlecht und recht, so einfach und nüchtern in den kümmerlichen Kriegszeiten und noch geraume Zeit nachher ihr Dasein wieder aufzubauen sich bemühte, auf Ehrenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, auf Zucht und Sitte bei sich und den Ihrigen hielt und sich eudämonistisch und optimistisch des Lebens im engen Kreis der Ressource oder in dem vom Hausherrn despotisch regierten eigenen Hause freute und sich daran genügen ließ, so waren das doch recht wackere und brauchbare Erbstücke aus der guten alten Zeit der Aufklärung, die wir darum nicht so gar leichten Herzens hätten preisgeben sollen. Ein Wort von Heine über Nicolai trifft das Ganze und trifft den Nagel auf den Kopf: „er hatte recht und machte sich doch nur lächerlich". So lachen wir heute über die Philisterhaftigkeit jener Zeit, über allerlei Zopfiges und Steifes, Enges und Kleinliches, über Nüchternheit und Rührseligkeit, über optimistische Selbstgerechtigkeit und aufdringliches Moralisieren; allein vielleicht hatten diese Spießbürger unserer unendlich reicheren, aber in ihrer Hast vielfach auch die Ruhe des Innenlebens preisgebenden Zeit und Welt gegenüber doch das bessere Teil erwählt und hatten wirklich etwas von der Tugend und Tüchtigkeit, deren Lob sie sangen, von der Zufriedenheit und Glückseligkeit, worin sie es so herrlich weit gebracht zu haben meinten.

Und auch das läßt sich nicht verkennen, daß vieles von dem, was sie im Munde führten, beim Anfang des neuen Jahrhunderts nur deswegen so abgestanden klang, weil es inzwischen verwirklicht und aus der Theorie bereits in die Praxis übergegangen war oder demnächst übergehen sollte. Die Abschaffung der Folter im Gerichtsverfahren und die Abschaffung der Prügelstrafe im Heer, die Aufhebung der Leibeigenschaft und der Adelsvorrechte und die Annäherung der vorher kastenartig gegeneinander abgeschlossenen Stände — das sind nur ein paar Beispiele dafür. Die drei Idyllen von Voß „Die Leibeigenen", „Die Erleichterten" und „Die Freigelassenen" zeigen uns, wie wacker die Tendenzpoeten der Aufklärung für solche Gedanken eintraten; als sie verwirklicht waren,

konnte man sie dann freilich ungelesen lassen, etwa wie unsere Jugend Onkel Toms Hütte heute nicht mehr liest und nicht mehr versteht. Und auch darüber täusche man sich nicht: was das Volk in den Befreiungskriegen geleistet hat, ist nicht alles bloß auf Kant oder auf Schiller, auf die Romantiker und auf die neuerwachte Religiosität zurückzuführen, es ist zum guten Teil auch ein Werk der Aufklärung und des Besten, was sie gelehrt und erstrebt hatte. Auf Boyen, der 1812 ein Führer der Aktionspartei war, wirkte vor Kant dieser Geist der Aufklärung mächtig ein und hatte ihn schon in jungen Jahren Hand anlegen lassen an eine innere moralische Hebung des Heeres; gerade in ihm zeigt sich die Mischung von Altem und Neuem als charakteristisch für die ganze Zeit. Und noch viel ausgesprochener werden wir diesen Einfluß und diese Nachwirkung des Aufklärungszeitalters in der liberalen Anschauung auf dem Boden des Staates und der Politik wiederfinden. Es ist, wie wenn sie hier nach einer Unterbrechung und fast völligen Vernichtung noch einmal und erst recht zum Leben zurückgekehrt wäre. Aber einstweilen war sie doch das Alte, und darum wenden auch wir ihr jetzt den Rücken und kehren uns dem emporstrebenden und blühenden Neuen zu.

Der Klassizismus.

Kant war nicht der einzige, der noch im achtzehnten Jahrhundert soweit über die Aufklärung hinausschritt, und nicht Fichte allein ist so unbarmherzig mit Nicolai umgesprungen. Noch vor diesem haben Schiller und Goethe in den Xenien über den unfreundlichen Kritiker, der über die Prätensionen der „Horen" spottete und die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen unklar fand, die Schale ihres Zornes ausgegossen, ihn als Leerkopf und plumpen Gesellen, als Albernen und Lächerlichsten von allen, als „armen empirischen Teufel" verhöhnt, und diese wilde Epigrammenschar als Füchse mit brennenden Schwänzen ausgesandt, um die papierne Saat der Aufklärungsphilister überhaupt zu verderben. Die Antworten der also Angegriffenen und Mißhandelten haben dann freilich zur Genüge gezeigt, daß „das Gelichter noch viel kläglicher war als es die beiden gemalt".

Denn als die Sonne des Jahrhunderts erstmals aufging, da standen diese Dichterdioskuren wirklich auf der Höhe ihres Schaffens. Mit seiner lauten Stimme und seinem Ruf: Zurück zur Natur! hatte Rousseau von Frankreich nach Deutschland herübergewirkt und hier einen Sturm und Drang entfesselt, vor dem selbst Lessing erschrocken war, wie viel mehr Nicolai! Und in der That ist Rousseau bei aller Verwandtschaft und aller Zugehörigkeit zu ihr doch noch weit mehr der große Antipode und der eigentliche Überwinder der Aufklärung. Dadurch hat er in dem ganzen geistigen Habitus der Zeit einen solchen Umschwung hervorgerufen, daß man seinen Einfluß auf unser modernes Fühlen und Empfinden gar nicht hoch genug veranschlagen kann; das neunzehnte Jahrhundert steht gefühlsmäßig unter dem Zeichen Rousseaus, der Natur gegenüber empfinden wir mitten in unserem realistischen Zeitalter noch heute sentimentalisch wie er. In diese Gefühls- und Gedankenkreise ist dann durch Herder auch der junge Goethe hineingezogen worden, unter dem Zeichen Shakespeares hat auch er gegen den französischen Klassizismus, der den Aufklärern als höchstes Muster galt, gekämpft, und bald war er der kühnste und keckste dieser himmelstürmenden Neuerer. Aber die italienische Reise hatte die Gärung zu Ende geführt und ihm nicht als ein Fremdes, sondern seiner apollinischen Natur durchaus angemessen, die maßhaltende Schönheit des Griechentums als Leitstern seines künstlerischen Schaffens gewiesen; und fast gleichzeitig war Schillers stürmischer Genius in der Philosophie Kants und im Studium der Geschichte zur Klärung und Reife gekommen und hatte sich ebenfalls der Zucht der Antike willig gefügt. Und nun führten die beiden in engverbundener Freundschaft den Xenienkampf, der sich zuerst gegen die Mittelmäßigkeit und Seichtigkeit der Aufklärung richtete und auf der ganzen Linie siegreich durchgefochten wurde.

Aber dieser Kampf beweist doch deutlich auch das andere, daß damals im Jahre 1796 die beiden noch nicht so als die Einzigen und Ersten anerkannt waren, noch nicht so turmhoch über allen anderen in der Schätzung ihrer Zeitgenossen standen, wie dies heute unwidersprochen gilt. In Poesie und Kritik herrschte die breite Masse jener Mittelmäßigen und Seichten, und um die

beiden Dichterfürsten her war es noch recht einsam auf ihrer stolzen Höhe.

Es hing dies damit zusammen, daß sie einer Richtung huldigten, die sie abseits führen mußte von dem, was damals populär war — sie waren Neuhumanisten. Langsam, aber sicher war zunächst von der jüngsten Universität, dem hannöverschen Göttingen diese neueste Reception des klassischen Altertums ausgegangen: es handelte sich um eine „Neubeseelung der Philologie", wie es Erwin Rohde so treffend bezeichnet, die wieder einmal „in ihren besten Köpfen das Bestreben zeigte, aus einer äußerlich lernbaren Gelehrsamkeit ein das ganze Innere bestimmender und bildender Humanismus zu werden: philosophia fiebat quae philologia fuerat". Und gerade um die Wende des Jahrhunderts stand als geistiger Führer dieser Richtung Fr. A. Wolf auf der Höhe seines Schaffens: seine Prolegomena zu Homer sind 1795, seine Goethe gewidmete Darstellung der Altertumswissenschaft ist 1807 erschienen. So machte die Philologie den Anfang mit jenem Aufschwung der Geisteswissenschaften in Deutschland, der dem der Naturwissenschaften in den späteren Jahrzehnten unseres Jahrhunderts durchaus ebenbürtig ist. Es war eine neue Renaissance — die wievielte ist das doch in der Geschichte des deutschen Geisteslebens? und seit Winckelmann und Lessing huldigten ihr auch jenseits der strengen Wissenschaft die feinsten Geister; eine Wechselwirkung fand statt, der neuerwachte dichterische Geist belebte die wissenschaftliche Arbeit und der Klassizismus unserer Dichter holte sich bei den Philologen Verständnis, Anregung und Belehrung für Inhalt und Form.

So bezeichnet auch für Schiller und Goethe der Zeitraum von 1787 bis 1803, d. h. von Goethes Iphigenie bis zu Schillers Braut von Messina die Periode ihres Klassizismus. Und neben ihnen stand als der feinsinnigste Vermittler zwischen Sprachwissenschaft und dichterischer Produktion Wilhelm von Humboldt. An Goethes Hermann und Dorothea entwickelte er seine ursprünglich dem Griechentum entnommenen, durch Kant und Schiller geläuterten ästhetischen Anschauungen. Nur schwer können wir uns heute noch vorstellen, was diesen Menschen Homer und was ihnen Griechenland gewesen ist. Hier finden sie, was sie suchen und selber werden

wollen — Menschen, ganze und volle, individuelle und schöne Menschen; hier glaubten sie das Ideal, das wir erst mühsam erjagen müssen, das Ideal einer ästhetischen Kultur wirklich erreicht. In dieser idealistischen Verklärung sieht Humboldt die griechische Menschheit, und darum versenkt er sich mit Wolf in die einfache Größe und Schönheit Homers, darum übersetzt er für sich Pindar und beginnt die Übertragung des Äschyleischen Agamemnon, denn in diesen Dichtern fand er eine einzigartige Verknüpfung plastischer und musikalischer Eindrücke. Es ist gesagt worden, der Neuhumanismus habe die Griechenbegeisterung religiös empfunden und betrieben; im strengsten Sinne gilt das nur von jenem unglückseligen schwäbischen Dichter Hölderlin, dessen Griechensehnsucht so reine und feine Blüten trieb, dem aber über dem Heimweh nach dem Land der Griechen, das er mit der Seele suchte, die allzuzart besaitete Laute zerbrach, der arme Sinn hoffnungslos verrückt wurde. Allein bis zu einem gewissen Grad ist Ähnliches doch auch bei andern der Fall gewesen: in den Xenien spottet Schiller über das hitzige Fieber der Gräcomanie und mahnt Friedrich Schlegel zu Verstand, Maß und Klarheit, aber seine „Götter Griechenlands" hatten doch auch die Totenklage angestimmt über das Vergehen der schönen griechischen Götterwelt. Und etwas wie Religion bedeutete es auch dem weit kühleren Humboldt: in der Mitte zwischen einer das positive Christentum bekämpfenden Aufklärung und einer den mittelalterlichen Katholizismus wieder erneuernden Romantik, blieb er bei dem specifisch griechischen, dem klassischen Ideal, das seinen heidnischen Ursprung und Charakter nicht verleugnen konnte und wollte: er fühlte positiv griechisch, also weder christlich noch antichristlich. Und endlich heißt uns auch Goethe nicht umsonst der alte Heide; seine Braut von Korinth klagt:

Und der alten Götter bunt Gewimmel
Hat sogleich das stille Haus geleert.
Unsichtbar wird Einer nur im Himmel
Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt;
Opfer fallen hier,
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört.

An ihm aber und an Schiller wird uns auch klar, was unser Volk dieser Schule der Alten damals zu danken hatte. Und darum,

wenn heute Chauvinisten und Banausen, Querköpfe und Paradoxisten von einer Entgleisung Goethes und einer Ansteckung Schillers durch diesen Goetheschen Klassizismus reden und darüber klagen, daß sie beide so gar klassisch und undeutsch geworden seien, so bedauern sie es nicht nur, daß wir eine Iphigenie und Helenadichtung, eine Braut von Messina oder Balladen wie die Kraniche des Ibykus und den Ring des Polykrates haben, sondern sie rütteln ebenso auch am Recht und an der Schönheit von Hermann und Dorothea, von Wallenstein und von Tell; denn ohne Homer und Sophokles ist auch dieses Herrliche in seiner klassischen Einfachheit und typischen Plastik, in seiner Ideenfülle und tragischen Kraft nicht denkbar und nicht möglich. Aber ums Jahr 1800 war dieser Neuhumanismus einstweilen nur das Vorrecht weniger Höchstgebildeter, er war aristokratisch durch und durch; erst als Wilhelm von Humboldt die Leitung des preußischen Unterrichtswesens zufiel, ist er neun Jahre später der Berliner Universität und im Prinzip auch den preußischen Gymnasien einverleibt worden und damit erst als Teil und Ferment in die allgemeine deutsche Geistesbildung eingegangen.

So stehen Schiller und Goethe gerade als die Vertreter dieses klassischen Idealismus in dem Augenblick, wo das Jahrhundert anhebt, einsamer da, als wir uns das heute vorzustellen im stande sind. Auch hier waren es nur die Menschen von Geschmack, die aufhörten an den abgestandenen Werken des Aufklärungszeitalters Freude zu haben; das Gros der Mittelmäßigen mit ihrem unausgebildeten Schönheitssinn ergötzte sich viel lieber an den Ritter- und Räuberromanen eines Spieß, Vulpius und Cramer oder an Langbeins plumpen und platten Nachbildungen von Boccaccio's Novellen, an den zwischen moralisierender Tendenz und unmoralischer Rührseligkeit hin und her schwankenden, aber immer den Geschmack der breiten Masse treffenden Stücken von Kotzebue oder an den zwar sehr ehrenwerten und anheimelnden, aber immer nicht genialen und oft recht prosaischen Dichtungen eines Voß und Claudius, eines Schröder und Iffland; niemand hielt es für einen Raub, sie alle gelegentlich wie ihresgleichen neben oder gar über Schiller und Goethe zu stellen. Berechtigter war die weitverbreitete Schwärmerei für Jean Paul: in erster Linie war es freilich die träume-

rische und schwärmerische Empfindsamkeit des Aufklärungszeitalters selber, das in seinen Romanen eine Ergänzung suchte gegenüber der intellektualistischen Verstandesdürre des Rationalismus, und außerdem ein Zeichen beginnender Formlosigkeit, die man so leicht mit Genialität verwechselt und die schließlich doch nur ein Nichtkönnen geschickt maskiert; aber der gute Kern seines Wesens, der siegreich durchleuchtende Humor eines Quintus Fixlein oder eines Schulmeisterlein Wuz bildete auf der anderen Seite auch eine willkommene Ergänzung zu der Würde und Höhe der beiden Großen, die manchen ängstlich machte und es zu vertraulicher Hingabe nicht kommen ließ, und ihrer stilvollen Strenge gegenüber, die den Menschen etwas zumutete, erholte man sich gerne an seiner zerfließenden Stillosigkeit.

Noch viel weniger Verständnis aber hatte die Zeit für die ganze stille Bildungsarbeit dieser neuen Humanisten, wie sie erfolgreicher und virtuoser doch von keinem betrieben wurde als von Wilhelm von Humboldt. Der noch ganz im Geist der Aufklärung formulierte Gedanke des jugendlichen Schiller, daß die Schaubühne als moralische Anstalt zu betrachten sei, hatte sich im funkenschlagenden Wechselgespräch zwischen ihm und Humboldt zu dem feineren und tieferen Streben sublimiert, das teilweise auf Kant zurückging, die ästhetische Bildung überhaupt zur Vorschule der moralischen und allgemein menschlichen zu machen. Humanität war das Losungswort Herders; Bildung zur Humanität und schönen Menschlichkeit wurde durch ihn zum Ziel des neuhumanistischen Bildungsstrebens, und das Ideal desselben war durchaus ästhetisch bestimmt — die Schaffung einer ästhetischen Kultur, wie die Griechen sie gehabt hatten. In diesem Sinn sollten die Künstler und Dichter die Erzieher der Menschheit werden, in diesem Sinn verstanden Schiller und Goethe ihre Aufgabe — jener mehr bewußt in Anlehnung an Kant, dem ja das Schöne auch schon „das Symbol des Sittlichguten" und „die Kultur der Gemütskräfte durch die Humaniora die Propädeutik zu aller schönen Kunst" gewesen war; Goethe genial-naiv, aber im letzten Ende doch auch darin mit dem Freunde durchaus eins und auf Generationen hinaus für die Edelsten seines Volkes der Führer auf dem Weg zu solcher wahren menschlichen Bildung, die bei ihm

ja immer mehr eine universale wurde. Idealismus aber war es nach zwei Seiten hin: einmal weil es eine sich ins Unendliche erstreckende sittliche Aufgabe und dann weil es die Innerlichkeit war, deren Bildung über das äußere Leben, seine Anforderungen und deren Befriedigung gestellt wurde und den Menschen als einzelnen zur schönen Individualität, oder wie Schiller es nannte: zur schönen Seele sich entfalten lassen sollte. Und es war klassischer Idealismus, nicht deshalb, weil damals gerade Goethe mit seiner für den Faust bestimmten Helenatragödie oder Schiller mit seiner Braut von Messina die dem modernen Menschen gezogene Grenzlinie des Antikisierens teilweise schon überschritten, sondern weil sie doch beide das Land der Griechen mit der Seele suchten und von griechischer Schönheit und Freiheit, der eine naiv, der andere sentimentalisch sich zur Erfüllung jener Aufgabe stärken und ausrüsten ließen. Und es war endlich ästhetischer Individualismus, was ums Jahr 1800 Schiller und Goethe in sich darstellten und was Wilhelm von Humboldt und die ihm Geistesverwandten ihnen nachlebten und für sich erstrebten. Wie Goethe aus der Welt, notabene der kleinen stillen Welt Weimars, in die Einsamkeit Italiens sich flüchtete, so hat auch Humboldt in Rom, das ihm als die Stadt der idealen Menschheit erschien, gelernt, was er sein Leben lang so meisterhaft verstand: sein Innenleben unberührt erhalten von den Kräuselungen des amtlichen Thuns und der geselligen Ansprüche; nur in jenem sah er ein wirklich Wertvolles, sah er Gehalt und Inhalt seines Lebens. Wodurch er der Gefahr entrann, aus einem Individualisten zu einem Egoisten und ästhetischen Genießling zu werden, werden wir später sehen. Schiller that schon vorher mit dem „Tell“ den Schritt vom Einzelnen zum Volk, wie er denn immer einen politischen Tic gehabt und auch im Wallenstein das Milieu nicht übersehen hat. Bei Goethe aber kommt erst mit Wilhelm Meisters Wanderjahren der Übergang von der Bildungsodyssee des Individuums zu einem neuen Socialen und Socialistischen zur deutlichen Aussprache. Der zweite Teil des „Faust“ zeigt, wie schwer ihm dieser Schritt zum Handeln und zur Socialethik geworden ist, und doch findet er auch dafür eben noch vor Thorschluß im Faust den schönsten Ausdruck, wenn er diesen sagen läßt:

Ein Sumpf zieht am Gebirge hin,
Verpestet alles schon Errungne;
Den faulen Pfuhl auch abzuziehn,
Das letzte wär' das Höchsterrungne.
Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
Nicht sicher zwar, doch thätig-frei zu wohnen.
Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Herde
Sogleich behaglich auf der neusten Erde,
Gleich angesiedelt an des Hügels Kraft,
Den aufgewälzt kühn-emsige Völkerschaft.
Im Innern hier ein paradiesisch Land,
Da rase draußen Flut bis auf zum Rand,
Und wie sie nascht, gewaltsam einzuschießen,
Gemeindrang eilt, die Lücke zu verschließen.
Ja! diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß.
Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.

Die Romantik.

Aber noch aus einem anderen Grunde waren Schiller und Goethe um des Jahrhunderts Wende nicht so allgemein anerkannt, wie wir das vermuten möchten; neben dem Klassizismus war bereits wieder eine andere Richtung im Aufstreben begriffen, die Romantik. Sie war fin de siècle entstanden und war im Jahre 1800 das Modernste und „die Moderne". Daß der alte Nicolai den eigentlichen Dichter dieser Jüngsten, Tieck, als Fortsetzer der Straußfederngeschichten eine Zeitlang in den Dienst der Aufklärung gespannt und als Schlange an seinen Verlegerbusen aufgenommen hatte, gehört zu jener Ironie, in der sich auch die Geschichte der Geister zuweilen gefällt. Aber die Anfänge der Romantik gingen doch noch über diesen Vielseitigen zurück und reichten höher hinauf. Wieder stoßen wir hier auf Rousseau, der mit dem Gefühlston in seiner lauten und weitreichenden Stimme dem Intellektualismus der Aufklärung gegenüber für alles Gefühlsmäßige, Instinktive und Geniale eintrat und so recht eigentlich das Zeitalter des Gefühls einläutete. Und neben ihm steht Herder, der von Rousseau und Hamann

inſpiriert ein ſo ganz Neues in das Geiſtesleben des deutſchen Volkes hereintrug, daß wir noch immer vor dieſem Manne als vor einer unbegriffenen oder doch noch nicht ganz begriffenen Erſcheinung ſtaunend Halt machen; für die Geſchichte z. B. beginnen ſeine „Ideen“ zum Teil erſt heute recht fruchtbar zu werden. In ihm lebte ein ſo feines Gefühl für das Volkstümliche und Eigenartige, für das Nationale in Poeſie und Sprache, ein ſo klares Verſtändnis für alles Wachſende, Werdende und ſich Entwickelnde, ein ſolcher Spürſinn für echt Menſchliches und menſchlich Schönes, daß er ganz deutſch und ganz Kosmopolit, univerſal und national zugleich, gewiſſermaßen nach zwei Seiten hin befruchtend wirkte. Er ſelbſt ſammelt die Stimmen der Völker im Lied und weiſt wie auf die hebräiſche ſo auch auf die romaniſche Poeſie hin; und unter ſeinem Einfluß ſchreibt Goethe über deutſche Art und Kunſt, begeiſtert ſich am Straßburger Münſter für die Kunſtwerke des deutſchen Mittelalters und gießt in eine, wie er damals meint, echt Shakeſpeariſche Form die Geſchichte Gottfrieds von Berlichingen mit der eiſernen Hand und ſchildert in ihm und ſeiner Hausfrau deutſches Freiheitsgefühl und deutſchen Biederſinn aus den Tagen Luthers. Und unter demſelben Einfluß ſteht auch Bürger, der ſelten nach Verdienſt geſchätzte, wenn er ſeine volkstümlichen Balladen von Lenore und des Pfarrers Tochter von Taubenhain dichtet. Auf die Griechen und auf Homer hat Herder noch vor Schiller und Goethe hingewieſen, und in ſeinem Sinn ſchreibt Friedrich Schlegel in den neunziger Jahren die Bruchſtücke einer Geſchichte der Poeſie der Griechen und Römer, durch die er für dieſe leiſten will, was Winckelmann für die griechiſche Kunſt geleiſtet hat. Und wenn Herder, als „Oberprieſter des Griechentums“ das Chriſtentum auch allzuſehr mit der Humanität ſelbſt identifizierte, ſo war ihm, der ja zugleich auch Generalſuperintendent war, die Religion ſchließlich doch die „innigſte Angelegenheit“, das „Mark der Geſinnungen eines Menſchen“, der „Altar ſeines Gemüts“, und damit präludierte er Schleiermachers Gefühlsreligion, wie er dieſem auch für ſeine Spinozabegeiſterung zum Führer wurde. Als er, dem Bildung das Höchſte war, das Wort hinwarf: „Aufklären heißt nicht bilden; alle Aufklärungsanſtalten verfehlen nicht allein, ſie vernichten den letzten Zweck aller

Bildung: Menschheit und Glückseligkeit", so war das eine so scharfe Absage an die Aufklärung wie nur eine, und sie erfolgte im Namen eines Bildungsideals, das von allen das universalste war. Rechnen wir dazu endlich noch sein Naturgefühl, seine die Identitätsphilosophie antecipierende Ineinssetzung von Geist und Natur, sein Verständnis für die Eigenart des Mittelalters und die ganz persönliche Gestalt seines genialischen Denkens in ihrer sprunghaft rhapsodischen Systemlosigkeit und ihrer von leidenschaftlichen Stimmungen vorwärts getriebenen Subjektivität, so kann man zwar vielleicht über den thatsächlichen Einfluß Herders auf die Romantiker im einzelnen streiten, darf aber daran nicht zweifeln, daß er die Romatik, sie sozusagen präformierend, als einen Teil seines Wesens in sich trug.

Persönlich steht Herder freilich um die Wende des Jahrhunderts als ein rechter Neithart und Griesgram beiseite und schreibt verstimmte und verfehlte Bücher gegen Kant und nörgelt und mäkelt an dem glücklicheren und größeren Goethe. Aber dabei ging, ihm selbst kaum bewußt, seine reiche Saat doch eben jetzt auf. Aug. Wilh. Schlegel erfüllte als Übersetzer die Forderungen, die Herder an Übertragungen fremder Dichterwerke gestellt hatte — es war ein Nachdichten mehr als ein Übersetzen; und er übersetzt Shakespeare, zu dem sich unter Herders Ägide Goethe am „Schäkespears Tag" des Jahres 1771 so überschwänglich bekannt hatte und den jetzt sein Bruder Friedrich als „Vertreter der interessanten Poesie" feiert; und Tieck, nunmehr des Knechtsdienstes bei Nicolai ledig, greift für seine Dichtungen nach den deutschen Volksbüchern, wie wiederum auf Herders Anregungen hin Goethe für seinen Faust nach ihnen gegriffen hatte. Und auch an der romantischen Theorie fängt Friedrich Schlegel bereits zu zimmern an und macht dabei freilich die unglaublichsten Sprünge; aber daß neben der französischen Revolution und neben Fichtes Wissenschaftslehre Goethes Wilhelm Meister als Roman der Romane eine der drei großen Tendenzen des ausgehenden Jahrhunderts bedeute, verkündigt er ohne Schwanken mit allem Nachdruck. Und damit traf er die Sache doch: das Revolutionäre, das ganz Subjektive und das Ästhetische und Praktische als Leben und Erleben in eins zusammengefaßt — das waren wirklich die drei Tendenzen der Romantik

als einer „progressiven Universalpoesie", zu deren Inventar er dann noch selber das Spiel der Ironie hinzufügte.

Dieser Begriff ist für die Romantik der charakteristischste, aber auch der bedenklichste. Man hat als Quelle dafür neuerdings besonders Jean Paul genannt; und es ist wahr, seine Art „das Komische neben das Empfindsame zu stellen und ihm dadurch nachträglich einen Teil der Empfindsamkeit zu rauben" oder, wie er selbst sagt, „den Leser ins Dampfbad der Rührung zu führen und ihn sogleich wieder ins Kühlbad der frostigen Satire hinauszutreiben" entspricht der romantischen Praxis in Tiecks Volksmärchen oder in Clemens Brentanos „Godwi"; und das Athenäum weist ausdrücklich auf seine „Grotesken und Bekenntnisse als die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres unromantischen Zeitalters" hin und freut sich, daß „sich der Mensch von universeller Tendenz an den grotesken Porzellanfiguren seines wie Reichstruppen zusammengetrommelten Bilderwitzes ergötzen oder die Willkürlichkeit in ihm vergöttern" könne. Namentlich ist es jene von Brentano treffend sogenannte „Ironie des aus dem Stücke Fallens", die Jean Paul bis zum Unerträglichen übt und die ihm die romantischen Dichter in Roman und Drama ebenfalls bis zum Überdruß nachmachen; nur ist sie bei ihnen noch unerfreulicher, weil sie eben Nachahmung und Manier ist.

Aber Alfred Kerr, der von Brentano aus auf diesen Einfluß Jean Pauls geführt worden ist, weiß doch auch, daß es daneben noch eine subtilere und wandlungsreichere Form der romantischen Ironie giebt, und sie kennt der Verfasser der Geschichte der Poesie der Griechen von Sokrates her; diese sokratische Ironie stellt er daher in den Lyceumsfragmenten voran, wo er — freilich unhistorisch genug — von ihr sagte: „sie ist die einzige, durchaus unwillkürliche und doch durchaus besonnene Vorstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln und sie zu verraten. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offenen Geständnis ein Rätsel. Sie soll niemanden täuschen als die, welche sie für Täuschung halten und entweder ihre Freude haben an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum besten zu haben oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären wohl auch mit gemeint. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst sein, alles treuherzig offen und alles tief verstellt. Sie entspringt

aus der Vereinigung von Lebenskunstsinn und wissenschaftlichem Geist, aus dem Zusammentreffen vollendeter Naturphilosophie und vollendeter Kunstphilosophie. Sie enthält und erregt ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Notwendigkeit einer vollständigen Mitteilung. Sie ist die freieste aller Licenzen, denn durch sie setzt man sich über sich selbst weg; und doch auch die gesetzlichste, denn sie ist unbedingt notwendig. Es ist ein sehr gutes Zeichen, wenn die harmonisch Platten gar nicht wissen, wie sie diese stete Selbstparodie zu nehmen haben, immer wieder von neuem glauben und mißglauben, bis sie schwindlicht werden, den Scherz gerade für Ernst, den Ernst für Scherz halten." Weit darüber hinaus geht aber die andere Stelle, wo es heißt: „Die Philosophie ist die wahre Heimat der Ironie, welche man logische Schönheit definieren möchte: denn überall wo in mündlichen oder geschriebenen Gesprächen und nur nicht ganz systematisch philosophiert wird, soll man Ironie leisten und fordern; und sogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. Freilich giebts auch eine rhetorische Ironie, welche sparsam gebraucht vortreffliche Wirkung thut, besonders im Polemischen; doch ist sie gegen die erhabene Urbanität der sokratischen Muse, was die Pracht der glänzenden Kunstrede gegen eine alte Tragödie in hohem Stil. Die Poesie allein kann sich auch von dieser Seite bis zur Höhe der Philosophie erheben und ist nicht auf ironische Stellen begründet wie die Rhetorik. Es giebt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie atmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transcendentale Buffonerie. Im Innern die Stimmung, welche alles übersieht und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigene Kunst, Tugend oder Genialität; im Äußern in der Ausführung die mimische Manier eines gewöhnlichen, guten italienischen Buffo."

Ein Gefühl von dem unauflöslichen Widerstreit zwischen Unbedingtem und Bedingtem, zwischen der Weite des Ideals und der Enge und Kleinlichkeit der wirklichen Welt — vielleicht ist das seit dem Sturm und Drang, seit Rousseau und Herder die Grundstimmung der Zeit; hier berührt sich diese neue Richtung mit jener

früheren, auch damals kam, unter dem Einfluß Rousseaus, der Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit voll und neu zum Bewußtsein. Hier wäre der Punkt gewesen, wo Schiller den Romantikern näher stand als Goethe; denn ihm lag dieser Gegensatz ganz besonders schwer auf der Seele, weil er sentimentalisch war und nicht wie Goethe naiv. Aber hier kommt auch alsbald der scharfe Trennungsstrich: Schiller sucht den Widerstreit zu überwinden durch das unendliche Streben seiner sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit, durch ein positives Ideal; die Romantiker dagegen, durch jenen Widerstreit im Gleichgewicht ihrer Seele gestört, setzen an die Stelle eines solchen ernsten Strebens das Spiel einer beständig oscillierenden Reflexion, machen aus Ernst Spaß, nehmen „das ganze Spiel des Lebens wirklich auch als Spiel" und nennen dann dieses Spiel und diesen Spaß Ironie.

Der aber, auf den bei ihnen dieser Begriff zurückgeht, ist nicht Rousseau, sondern Fichte, dessen Philosophie formell paradox ist: Ironie ist die Form des Paradoxen, paradox aber ist ihnen alles, was zugleich gut und groß ist. Allein auch material sucht ja die Fichtesche Philosophie die Erhebung über das Bedingte und findet sie — im unbedingten und absoluten Ich. Dieses absolute Ich Fichtes wird zum Subjekt der romantischen Ironie. Fichtes Ich schafft sich eine Objektenwelt frei und gebunden zugleich mittelst der produktiven Einbildungskraft. Das war ein Begriff, den auch der Dichter brauchen konnte, wie er ja vom künstlerischen Schaffen herübergenommen ist. So wird das künstlerische, das dichterische Ich verabsolutiert und ihm in seiner Genialität das Recht zugesprochen, sich über alles souverän zu erheben und mit allem nach Willkür zu spielen, — das Fichtesche Ich wird zum romantischen Ich, dessen Eigentümlichkeit darin bestehen soll, daß „jeder nach Belieben philosophisch oder philologisch, kritisch oder poetisch, historisch oder rhetorisch, antik oder modern sich müßte stimmen" können. Und hier ist auch zugleich der Ausgangspunkt für die Forderung, daß alles poetisiert werden soll: jedenfalls werden in der Ironie zunächst einmal Philosophie und Poesie eins. Und wie sich endlich in Fichtes Wissenschaftslehre das Ich selbst in seiner Entwickelung zuschaut und erfaßt, so setzt sich auch das roman-

tische Ich schließlich über sich hinweg und spielt souverän auch mit sich selber; nun erst wird die romantische Poesie, wie es bei Fichte ein Wissen des Wissens giebt, zur Poesie der Poesie, zur potenzierten Poesie.

Aber auch Fichte konnte noch überboten und übertrumpft werden; es geschah dies durch Novalis. Zunächst erfaßte er Fichtes Philosophie mit dem Herzen und darum in ihrer ganzen Tiefe; auch ihre moralische Tendenz war ihm durchaus sympathisch, das Gewissen erklärte er für des Menschen eigenstes Wesen in vollster Verklärung. Aber rasch genug enthüllen sich uns auch die Differenzen: das Ich ist nicht nur Vernunft wie bei Kant und Fichte, Novalis will tiefer dringen und neue ungenannte Kräfte im Ich aufsuchen. Dieses Geheimnisvolle entdeckt er in dem, was er Instinkt, Genie nennt, und so setzt er an die Stelle des vernünftigen Wissens und Erkennens den Begriff der Offenbarung; Philosophie ist ihm Selbstoffenbarung, Selbstbesprechung: „es dünkt dem Menschen, als sei er in einem Gespräch begriffen und irgend ein unbekanntes geistiges Wesen veranlasse ihn auf eine wunderbare Weise zur Entwickelung der evidentesten Gedanken". Das klingt so mystisch, daß der Übergang zur Religion hier nahe liegt, und auch die Hinwendung zu dem gotttrunkenen Spinoza fehlt nicht: da trifft Novalis mit Schleiermacher zusammen und berührt sich noch vorher mit der Glaubens- und Offenbarungsphilosophie Jacobis. Aber bedeutsamer ist für ihn noch ein anderes. In jener Tiefe des Bewußtseins verwandeln sich unsere Gedanken in Gesetze, unsere Wünsche in Erfüllung: Fichtes Ich ist weltschöpferisch und beherrscht die Natur durch seine vernünftigen Gesetze — das war die Kopernikanische Umkehrung des Verhältnisses von Subjekt und Objekt, von Ich und Natur seit Kant; der Poet aber feiert die Macht des genialen Ich mit seiner Wunderkraft der Fiktion, und der religiöse Mensch preist die Macht des Glaubens, der Berge versetzt und Wunder thut. Das alles fließt dann zusammen zu dem Glauben an die Allmacht des romantischen Ich, das ein geniales, ein poetisches, ein religiöses zugleich ist, und so wird es zum Magus der Welt, zum Wunderthäter und Zauberer. Dieser „magische Idealismus" hängt bei Novalis des weiteren auch noch mit seiner Todessehnsucht zusammen: Sterben

ist ein echt philosophischer Akt, das Leben eine Krankheit des Geistes, und darum steht es bei uns, das Leben wie eine schöne genialische Täuschung, wie ein herrliches Schauspiel zu betrachten; und so zaubern wir gewissermaßen das Jenseits herab und herein in unser diesseitiges Dasein und machen diese Welt zu einer wunderbaren, gespenstischen, zauberhaften. Aber Novalis geht noch direkter auf sein Ziel los. Die Gesetze der Mathematik sind nach Kant Gesetze unseres Geistes und bestimmen dennoch — oder eben als solche — die Welt der Erscheinungen, die Natur, unsere Objektenwelt; folglich wird auch unserem Romantiker die Mathematik zum schaffenden Idealismus, zum Zauberschlüssel und eigentlichen Element des Magiers. Und nun wird das ins Praktische übersetzt: der magische Idealist kann ebensowohl seine Gedanken zu Dingen als die Dinge zu Gedanken machen; der Körper soll in den Dienst der eigenen Seele und damit in den der Geisterwelt im ganzen treten. Dieser Zauberer aber, der sich so die ganze Welt dienstbar macht, dieser magische Idealist und idealistische Magier ist doch wieder kein anderer als der geniale Künstler, als der romantische Poet, die Welt, die er schafft, ist Poesie und ist Märchen.

Novalis weist, wie schon gesagt, mit seinen religiösen Stimmungen und seinem mystischen Idealismus über sich selbst hinaus zu Schleiermacher, der aber fraglos größer, der größte ist unter allen diesen Romantikern und ein ganz anderer als sie. Aufgewachsen im sicheren Schoße herrnhutischer Frömmigkeit, aber über die Enge dieses idyllisch friedlichen Kleinlebens rasch sich hinaushebend, war er durch die Auseinandersetzung mit Kant und seiner widerspruchsvollen Freiheitslehre zu einem Determinismus geführt worden, der seinem tief religiösen und specifisch reformierten Abhängigkeitsgefühl entsprach und ihn philosophisch für Spinoza gewann, dessen Manen er bald ehrerbietig die bekannte Locke opferte. In Schlobitten im Hause des Grafen Dohna hat er die Welt vornehmer Geselligkeit und feiner Herzensbildung kennen gelernt; in Berlin kam dann die weltläufige Bildung des Kreises hinzu, der unter dem Vortritt jüdischer Frauen — einer Henriette Herz und Dorothea Veit geborener Mendelssohn — zu Goethe emporsah und mit seinem Instinkt das auch über die Poesie hinausgreifende Neue in diesem einzigartigen Genius herausfühlte

und so mit Notwendigkeit von der Nüchternheit der noch immer Berlin beherrschenden Nicolai, Biester und Engel abgestoßen, sich im Gegensatz zu ihnen zusammenfand. Aber zum Krystall einer neuen Bildung schoß das alles doch erst zusammen, als durch den unruhigen Geist Friedrich Schlegels Bewegung in das Ganze kam: hier in Berlin entstand so die romantische Schule, während die Romantik schon ein paar Jahre eher zu existieren begonnen hatte. Und die drei Hohenpriester des Kreises waren Tieck der Dichter, Friedrich Schlegel der Theoretiker und Schleiermacher der Prediger, die beiden letzteren zu persönlich engster Freundschaft verbunden, wobei jener den männlichen, dieser den weiblichen Teil der ungleichen Ehe repräsentierte. Aus diesem Wirbel heraus, gespornt von dem ewig mit Projekten sich tragenden Genossen, schrieb Schleiermacher im letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts in der Stille von Potsdam seine Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern.

Diese Gebildeten, wer sind sie anders als eben jener Kreis einer neuen Bildung, wie er ihn in Berlin kennen gelernt hatte, in dem man der rationalistischen Theologie und aufgeklärten Predigtweise jetzt ebenso überdrüssig war wie seit langem schon der Orthodoxie? Und so widmet er in der dritten Rede der Aufklärung die scharfe Absage: sie, die verständigen und praktischen Menschen von heutzutage sind in dem jetzigen Zustand der Welt die Feindseligen gegen die Religion; sie sind nicht gebildet zu nennen, obwohl sie das Zeitalter bilden und die Menschen aufklären möchten bis zur leidigen Durchsichtigkeit; sie verachten die Religion nicht, aber sie vernichten sie. Diesen verhängnisvollen Händen will sie Schleiermacher entreißen, indem er sie auf einen ganz anderen ihnen völlig fremden Boden stellt. Nicht im Wissen ist sie zu suchen: damit trifft er die Aufklärer, welche die Religion in Metaphysik — freilich in was für eine? — verwandeln und Vernünftigkeit — freilich was für eine? — von ihr fordern; und auch nicht im Handeln: auch damit trifft er die Aufklärer mit ihrem schal gewordenen Gerede von Tugend und ihrem weichlichen Eudämonismus, aber ebenso auch Kant und seinen praktischen Vernunftglauben an Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Wenn aber nicht Wissen

und nicht Handeln, so muß Religion Anschauung und Gefühl sein: ahnendes Anschauen des Universums, des Unendlichen im Endlichen, und dadurch ein eigenartiges Gestimmtsein des Gemüts, das wie eine heilige Musik alles Thun des Menschen begleitet. So wird der einzelne Mensch durch Religion ein Kompendium der Menschheit und hat nur in ihr die Universalität, die ihm sonst abgeht. Durch jene Beziehung auf das Universum wird für den Frommen jede Begebenheit zum Wunder, jede neue Anschauung zur Offenbarung; jeder braucht einen Mittler, der seinen Sinn für Religion weckt; jede heilige Schrift ist ein Denkmal, daß ein großer Genius, ein Virtuose der Religion da war, aber nicht mehr da ist, und Religion hat nicht der, der an die Bibel glaubt, sondern wer selbst eine machen könnte; Unsterblichkeit aber heißt nichts anderes als mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick. So werden die religiösen Begriffe ihres gewöhnlichen Sinnes und ihrer Unbegreiflichkeit beraubt und in einen neuen Sinn umgedeutet, der sie verständlich und den Gebildeten erträglich macht, sie werden verflüchtigt und vergeistigt, vermenschlicht und doch unendlich bereichert und vertieft, aus der schwindelnden Höhe der Transcendenz auf den realen Boden der Immanenz versetzt und damit vereinfacht und psychologisiert.

Wie polemisch aber Schleiermacher sein kann, das zeigt sein ablehnendes Verhalten gegen den Gottesbegriff, der ihm doch zusammenfallen könnte und müßte mit dem des Universums; und das zeigt noch mehr seine Abneigung gegen die Kirche: auch er will ein Geselliges in der Religion, aber verwirklicht findet er es nicht in der Kirche, sondern einzig nur in der frommen Häuslichkeit; freilich nicht in unseren beschränkten Lebensverhältnissen, wo „wir unsere eigenen Sklaven sein und verrichten müssen, was durch tote Kräfte sollte können bewirkt werden", nein, erst — und hier redet er fast so utopisch wie Bebel oder Bellamy — „erst wenn Wissenschaften und Künste die Welt in ein Zauberschloß verwandelt haben, wo der Gott der Erde nur ein magisches Wort auszusprechen, nur eine Feder zu drücken braucht, wenn geschehen soll, was er gebeut, dann erst hebt sich über keinem mehr der Stecken des Treibers und jeder hat Ruhe und Muße, in sich die Welt zu betrachten". Der An-

klang solcher Stellen an Novalis ist unverkennbar, wie er ihn denn auch neben Spinoza feiert als „den göttlichen Jüngling, dem alles Kunst ward, was sein Geist berührte, seine ganze Weltbetrachtung unmittelbar zu einem großen Gedicht"; und doch wie menschlich nüchtern und realistisch gedacht das alles im Vergleich zu dem magischen Idealismus jenes Poeten und Phantasten!

Aber Schleiermacher ist auch historisch genug, um die Vielheit der Religionen für notwendig zu erklären und sich der positiven Religionen gegen die dürftige und schemenhafte Idee einer allgemeinen Vernunft- oder natürlichen Religion anzunehmen. Das Recht der Eigentümlichkeit und Individualität bleibt darum dem Einzelnen doch gewahrt und in jedem beginnt die Religion aufs neue als ein ganz Persönliches, auch wo man sich einem größeren Ganzen anschließt, schreiben wir demselben „eine unergründlich tief ins einzelne gehende Bildsamkeit" zu, vermöge deren aus dem Schoß einer solchen gemeinsamen Sphäre Eigentümlichkeiten aller Art hervorgehen können; so gilt auch hier nicht Uniformität, sondern Eigenart.

Unter allen Religionen aber ist die christliche doch die höchste und vollkommenste, ein allgemeines Entgegenstreben des Endlichen gegen die Einheit des Ganzen, gegen das Universum, durch und durch polemisch gegen alles Irreligiöse und Unheilige, und der herrschende Ton aller religiösen Gefühle in ihr die heilige Wehmut. Von ihr war Christus selbst erfüllt, getragen vom Bewußtsein der Einzigkeit seines Wissens um Gott und seines Seins in Gott; und doch hat er nie behauptet, der einzige Mittler zu sein, der einzige, in welchem jene Idee sich verwirkliche, und ebenso verbietet die Bibel keinem andern Buch auch Bibel zu sein oder zu werden; denn nichts ist unchristlicher als Einförmigkeit zu suchen in der Religion.

Es ist ein gewaltiges Erbe, das unser Jahrhundert in diesem merkwürdigen Buch vom vorigen überkommen hat, ein Zukunfts- und Schicksalsbuch, das heute noch nicht ausgeschöpft und nicht veraltet ist, ein Eckstein zugleich, an dem noch immer manche Anstoß nehmen und scheitern. Und darum ist es kein gutes Zeichen für die religiöse Entwickelung im neunzehnten Jahrhundert, daß

das Oberhaupt der neuesten Theologenschule, Albrecht Ritschl, demselben so gar verständnislos und so affektiert feindselig gegenüber sich gestellt hat. Indem Schleiermacher die Religion auf Gefühl stellte, machte er sie als persönliches Erlebnis unabhängig von der fortschreitenden Wissenschaft und unabhängig auch von dem Wandel der sittlichen Anschauungen und rückte sie dennoch in das Centrum wie des Menschen so des Universums, das ihm pantheistisch mit der Gottheit selbst in Eins zusammenfloß und sich uns als Unendliches in gefühlsmäßiger Anschauung offenbart. Auf diesem Boden allein ist die gesuchte und aufgegebene Versöhnung von Religion und Kultur möglich, so allein kann man fromm fühlen und frei denken zugleich.

Schleiermacher selbst aber hat an den Grundgedanken seiner Reden sein Leben lang festgehalten, auch die mildernden und ins Christliche umdeutenden Änderungen und Erläuterungen der weiteren Auflagen ändern daran nichts, so unerfreulich sie in vieler Beziehung sind. Nur hat er später in der Dialektik seiner religiösen Anschauung eine psychologische und metaphysische Grundlage gegeben, indem er das Gefühl als Identität von Denken und Wollen ins Centrum der menschlichen Persönlichkeit rückt und diese Aufhebung der Gegensätze zugleich als das Göttliche in uns begreift, das ja notwendig über alle Gegensätze hinaus die höchste Einheit sein und darstellen muß. Und auch in der Glaubenslehre faßt er die Religion noch immer als Gefühl, als das Gefühl schlechthiniger Abhängigkeit, dem dann Gott entspricht als die Antwort auf die Frage nach dem Woher unseres empfänglichen und selbstthätigen Daseins; so ist uns das Göttliche auch hier einzig nur gegeben in der eigenen Brust, im Gefühl dieser unserer Abhängigkeit. Im übrigen aber ist freilich die Glaubenslehre der große Eiertanz, den der pantheistische Redner und Dialektiker mit der in der christlichen Kirchengemeinschaft geltenden Lehre, die nicht pantheistisch ist, auszuführen hatte.

Wenn aber die schon in den Reden in den Vordergrund gestellte Determiniertheit und schlechthinige Abhängigkeit den Menschen in seiner Eigenart und Selbständigkeit bedrohte und das Sittliche dabei zu kurz zu kommen schien, so ließ ja Schleiermacher auf die

Reden im Jahre 1800, als Morgengabe für das neue Jahrhundert, die Monologen folgen, das hohe Lied einer ihrer selbst gewissen und sich voll erfassenden Individualität, einen Hymnus auf die Freiheit einer individuell sich bildenden und gebildeten Natur, wirklich das Programm jener neuen Bildung und einer durch und durch idealistischen Sittlichkeit.

Es war die Größe, aber auch die Schwäche der Kantischen Moral, daß sie den Menschen auch als sittlichen vor das allgemeine Vernunftgesetz gestellt und dieses als einen alle individuellen Neigungen zu Boden schlagenden kategorischen Imperativ aufgerichtet hatte. Darin lag ihr demokratischer und revolutionärer Charakter, darin aber auch eine Mißachtung der Individualität und ihrer Rechte, die für „feingestimmte Seelen" unerträglich war; deshalb hat sie Goethe abgelehnt und hat sich Schiller dagegen aufgelehnt. Das gab nur gebrochene Charaktere, keine harmonischen Menschen; der neuen Bildung aber war es just um solche zu thun. Deshalb stellten ihre Vertreter Goethe so hoch, weil sie in ihm ohne allen inneren Widerstreit diese Harmonie verwirklicht sahen; sein Leben war der verkörperte Protest gegen Kants Lehre von der Nothwendigkeit des Kampfes zwischen Neigung und Pflicht. Schiller aber suchte der mönchischen Moral Kants zu entgehen durch die Entdeckung der schönen Seele, durch diesen ästhetischen Begriff wollte er die sittliche Strenge Kants ermäßigen; doch er war selbst zu sehr im Banne dieser Philosophie, als daß er den Grundfehler in der Vernachlässigung des individuellen Moments im Sittlichen begriffen hätte.

Da kam Schleiermacher und proklamierte wie für die Religion, so auch für die Sittlichkeit das Recht individueller Eigentümlichkeit: zu werden, was man ist, seine Eigentümlichkeit zu bilden, das ist unsere sittliche Aufgabe und ist des Menschen Bestimmung. Darin klingen die Monologen zunächst weit romantischer als die Reden: es war eine Ethik des Individualismus, wie sie auch Friedrich Schlegel wollte, und sie schien bei diesem Virtuosen vornehmer Geistesbildung aristokratisch sein zu müssen durch und durch; es war ein souveräner Subjektivismus, der freilich auch von Kant stammte, aber doch noch mehr an die romantische Ironie Schlegels oder gar an den magischen Idealismus von Novalis erinnerte; und es war Selbstbespiegelung mehr

H. Lips sculps.

als individuelle Selbstdarstellung, so daß der zweite Abschnitt der Monologen in der That den Spott hervorrufen konnte, daß der Verfasser als ein geistiger Narciß mit verliebten Worten sein eigenes Bild anrede und sich selbst ins Schöne sehe.

Aber es ist doch nicht so, als ob Schleiermacher erst später die Sittenlehre auf socialen Boden gestellt und die Individualethik zur Socialethik erweitert habe. Freilich macht ihn sein sittlicher Idealismus vorläufig noch gleichgültig gegen die reale Welt, in der er, ein Fremdling, lebt; und auch an Raum und Zeit bindet er sich nicht, Jugend und Alter sind ihm dasselbe — so sehr ist er überzeugt von Wert und Kraft seines Innenlebens, erfüllt von jenem seiner selbst mächtigen Idealismus, wie wir ihn auch bei Humboldt gefunden haben. Aber es ist kein Egoismus, auch kein „göttlicher"; die Pflege des Eigentümlichen schließt den allgemeinen Sinn nicht aus, fordert ihn sogar: „wer sich zu einem bestimmten Wesen bilden will, dem muß der Sinn geöffnet sein für alles, was er nicht ist"; und dieser allgemeine Sinn, „wie könnt' er wohl bestehen ohne Liebe"; ohne sie, diese Anziehungskraft der geistigen Welt, müßte alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen; wer weiter nichts als solche zu sein begehrt, dem genügt Gesetz und Pflicht, gleichmäßig Handeln und Gerechtigkeit. Und so fordert er denn auch hier schon Gemeinschaft in jedem Augenblick des Lebens als Ergänzung der eigenen Kraft. Aber freilich, was heute unter uns besteht an geistiger Gemeinschaft, das ist herabgewürdigt zum Dienst des sinnlichen Wohlseins; darum möchte er neue Gemeinschaften nach Willkür schaffen, Freundschaft und Geselligkeit, Ehe und Staat vergeistigen und verklären und Sprache und Sitte, dieses Gemeinsame, immer mehr Gewand und Hülle werden lassen der inneren Eigentümlichkeit, daß sie „zart und bedeutungsvoll sich jeder edeln Gestalt anschmiegen und ihrer Glieder Maß verkündend jede Bewegung schön begleiten". So ist er nur der Denkart und dem Leben des jetzigen Geschlechts ein Fremdling, dagegen „der prophetische Bürger einer späteren Welt, zu ihr durch lebendige Phantasie und starken Glauben hingezogen, ihr angehörig jede That und jeglicher Gedanke"; denn sie kommt gewiß, diese bessere Welt, ein „erhabenes Reich der Bildung und der Sittlichkeit". Und so fehlt ihm doch

nur Eines — die Fühlung mit der ihn umgebenden sittlichen Wirklichkeit und der historische Sinn für sie und für seine eigene Herkunft aus ihr und seine Abhängigkeit von ihr: wie bei Wilhelm von Humboldt so bedurfte es auch bei ihm des Hereingreifens eines großen historischen Schicksals, um ihn an seine Welt zu binden und Hand legen zu lassen an die Schaffung jenes erhabenen Reiches der Bildung und der Sittlichkeit auf dem realen Boden des preußischen Staates und mitten heraus aus dieser seiner Weltwirklichkeit.

In dem allem liegen romantische Elemente unauflöslich verwoben mit anderem, was ihn von den Romantikern trennt. Zu diesem Trennenden gehört aber mit aller Bestimmtheit jedenfalls noch eines. Wie in den Monologen, so hatte es Schleiermacher schon in den Reden abgelehnt, — trotz der schönen rhetorischen Form, die er dem höchsten Gegenstand einzig angemessen erachtete, einen Weg vom Gebiete des Kunstsinns zur Religion zu finden, sei es, daß es keinen solchen gebe und die Künstler deshalb vielleicht verurteilt seien, irreligiös zu sein, oder daß nur ihm dieses Gebiet zu schwierig und zu fremd sei. So ließ er sich in die künstlerische und poetische Richtung der Romantik nicht hineinreißen und schützte sich dadurch auch in der Auffassung der Religion vor jener Überschätzung des mittelalterlichen Katholizismus, der Novalis in dem unter dem Einfluß der Reden geschriebenen Aufsatz „Europa“ zum Opfer fiel. Ganz fromm und ganz frei! war das Motto Schleiermachers; durch Frömmigkeit zur Unfreiheit! war das Thema, das hier von Novalis variiert wurde. Den Genossen allen aber zeigte sich Schleiermacher weit überlegen — an Wissen zuerst und Kenntnis seiner Vorgänger, und darum konnte ihm auch die Synthese der beiden großen Tendenzen der neueren Philosophie, der Abhängigkeit und der Freiheit, Spinozas und Fichtes, besser gelingen als ihnen, wobei doch immer die Hauptsache blieb, „daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstelle in einer eigenen Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare“. Vor allem aber überragte er sie an Charakter: er war eine durch und durch sittliche Natur, und darum fehlte dem Verkündiger der schlechthinigen Abhängigkeit auch der Tic der Freiheit nicht, und deshalb

ſchied er nun auch in den Monologen das Ethiſche ausdrücklich vom Äſthetiſchen und Schönen. So konnte er in dem romantiſchen Strudel nicht untergehen und konnte auf die Dauer nicht darin bleiben: er machte ſich an eine Überſetzung Platos und kehrte damit allen mittelalterlichen Velleitäten entſchloſſen den Rücken; Friedrich Schlegel kam von den Griechen zur katholiſchen Kirche, Schleiermacher von der Romantik zu Plato, darum war er ſo viel geſünder; und er machte ſich an eine Kritik der bisherigen Sittenlehre und nahm damit ſich und ſein Denken in ſtrenge Zucht und verſenkte ſich mehr und mehr in die Welt der Sitte, die er als ein Objektives und Sociales entdeckt und begriffen hat, und mit der es deshalb auch nicht erlaubt und nicht möglich ſei, ſein Spiel zu treiben. Wie tief er aber doch in den Geiſt der Romantik eingetaucht war, das zeigt ſeine eigene Herzensverirrung; obwohl ſie Eleonore Grunow gegenüber weit beſſer motiviert war als das ehebrecheriſche Verhältnis Friedrich Schlegels zu Dorothea Veit oder Schellings zu Karoline, die eine Zeit lang Aug. Wilh. Schlegels Gattin und die geiſtreiche Egeria des ganzen Kreiſes in Jena, aber dort zugleich auch die „Dame Lucifer“ geweſen war — namentlich Schiller gegenüber, deſſen ſittliches Pathos die Jenaer Romantiker zu verhöhnen nicht müde wurden. Das freche Wort Nietzſches über Schiller als den Moraltrompeter von Säkkingen hätte auch ſchon Karoline falſchmünzen können, wenn Scheffels Trompeter nicht erſt fünfzig Jahre nachher gekommen wäre. Beim erſtmaligen Leſen der Glocke wollte dieſe geiſtreiche Bande vor Lachen faſt von den Stühlen fallen ob des philiſterhaften Geiſtes in dieſer Verherrlichung des Bürgertums und ſeiner ehrenfeſten Sittlichkeit.

Mit Schleiermacher, der trotz jener ſpäteren „Erläuterungen“ zu den Reden auch als Theologe ein tapferer Mann und ein freier Geiſt geblieben iſt ſein Leben lang, hatte ein guter Genius die Romantik verlaſſen, ſie geht nun unaufhaltſam ihren Gang von der Revolution zu der Reaktion weiter, in ſeltſamer Miſchung Gutes und Böſes mit ſich führend: aber das Böſe, das ſie über unſer deutſches Volk gebracht hat, überwog das Gute doch bei weitem. Und ſie beherrſchte nun auf Jahrzehnte hin, mehr und intenſiver als Kant und Goethe, die geiſtige Strömung der Zeit.

Einen Augenblick schien es freilich, als ob sie eine einseitig litterarische und litterarhistorische Wendung nehmen wolle, damals als Aug. Wilh. Schlegel, der alexandrinische Litterarhistoriker und „urteilsfertige" Kritiker der Schule, nach der Auflösung des Kreises in Jena nach Berlin ging und dort in öffentlichen Vorlesungen über schöne Litteratur und Kunst die von seinem Bruder keck und paradox im Fragmentenstil hingeworfene Doktrin der Schule systematisch ausbaute und für sie um Verständnis und um Anhänger warb. Aber wenn er im zweiten Kursus mit einer entschiedenen Verurteilung seines ganzen ideenlosen Zeitalters einsetzt und neben der Poesie den Zustand der Wissenschaft, des geselligen Lebens, der Politik, der Erziehung, der ganzen Anschauungs- und Gesinnungswelt desselben, mit scharfer Zuspitzung auf die in Berlin noch immer nicht überwundene Aufklärung, als einen solchen des tiefsten Verfalls schildert, so zeigt sich doch auch bei ihm die Absicht als eine allumfassende, die Wirkung dieser neuen Bildung soll sich auf alle Gebiete erstrecken; und über Erwarten ist das denn auch gelungen.

Drei Punkte sind es vor allem, an welchen sich dieser Einfluß der Romantik auf Wissenschaft und Leben verhängnisvoll spürbar machte. Kant hatte die Menschen mit ihrem Naturerkennen auf die Gesetze der Vernunft hingewiesen und in Kopernikanischer Umkehrung die Natur vom erkennenden Ich abhängig gemacht; die Kausalität ist eine Kategorie unseres Verstandes, kein Gesetz der Dinge außer uns; darauf beruht ihre Allgemeingültigkeit und Notwendigkeit. Fichte ging noch einen Schritt weiter und ließ die Natur von der Vernunft verschlungen werden, potenzierte das Ich mit seiner produktiven Einbildungskraft zum alleinigen Schöpfer der Welt der Erscheinungen und verdünnte so den transcendentalen zum subjektiven Idealismus. Auch die Romantiker waren subjektive Idealisten wie er, aber sie gingen weit über ihn hinaus; denn sie nahmen dem Ich die Gesetzmäßigkeit und das Gesetz und begabten es mit der Willkür des Genies: schöpferisch ist in Wahrheit nur das geniale, das künstlerische, das an nichts gebundene und sich selber an nichts bindende Ich. Damit lösten sie es in der Wissenschaft los von der Zucht des logischen Gesetzes und von der spröden

Wirklichkeit des Gegebenen, sie machten es im magischen Idealismus, dessen liebstes Kind bald genug das Wunder wurde, allmächtig und im Spiel der auf souveräne Willkür gestellten Ironie zügellos und frech, und selbst in ihrem eigensten Gebiet, dem der Poesie, machten sie die Regellosigkeit zur Regel und die Formlosigkeit zur Form. Und ebenso befreiten sie dieses vornehme, aristokratische, hochgebildete Ich von den Schranken der Sitte und Sittlichkeit im Leben. In der 1799 erschienenen Lucinde verkündigte Friedrich Schlegel cynisch offen das Lob der Frechheit, wies auch die entfernteste Erinnerung an bürgerliche Verhältnisse als unnatürlichen Zwang weit von sich, rühmte sich seiner „beneidenswürdigen Freiheit von Vorurteilen" und ermahnte auch die Geliebte, alle Reste von falscher Scham und Prüderie von sich zu werfen und sich nichts einreden zu lassen von Gewöhnlichem und Schicklichem. Und auch die Faulheit verherrlichte er als das einzige Fragment von Gottähnlichkeit, das uns noch aus dem Paradiese geblieben sei; darum spottet er über Prometheus, der die Menschen zur Arbeit verführt habe und von dem sie es haben, daß sie nie ruhig sein können. Angesichts solcher zum Teil doch recht wertloser Cynismen und Paradoxien bleibt es immer seltsam, daß Schleiermacher in seinen vertrauten Briefen über die Lucinde für dieses Buch eintrat. Freilich übte er damit zugleich auch praktisch auf edelste Weise die Kunst der Freundschaft, gerade für das Unkünstlerische des Romans hatte er kein Auge und sachlich war ihm doch vieles recht sympathisch darin: die Unmoral unserer gewöhnlichen Moral glaubte er dadurch getroffen und die Verachtung der landläufigen Ehe in ihrer tiefinnerlichen Unsittlichkeit ließ ihm einen Augenblick sogar „vorläufige Versuche" in der Liebe als notwendig und nützlich erscheinen, damit jeder Irrtum über Echtheit und Dauer derselben zum voraus ausgeschlossen sei. Das alles aber galt nicht bloß in der Theorie und für die Poesie, was sie lehrten, das lebten die Romantiker auch; und von allem Heiligen haben sie die Heiligkeit der Ehe am wenigsten respektiert; niemals hat man es mit der Ehe à trois leichter genommen und nur darüber gewitzelt, ob nicht eine solche à quatre noch erfreulicher sei. Und so war das schlimmste an Schlegels schlechtem Roman schließlich doch das, daß er wahr war, nichts

anderes als eine photographisch getreue Schilderung der Jugendsünden Schlegels und seiner intimsten Beziehungen zu Dorothea Veit. Freilich darf man auch die Kehrseite nicht übersehen. Gar enggebunden wie der Zopf, den sie trugen, war das Dasein der Menschen im achtzehnten Jahrhundert, philisterhaft und pedantisch Anschauung und Leben. Man denke daran, wie sich Klopstock skandalisierte ob der harmlosen Studentenstreiche Goethes in Weimar, wobei er ganz vergaß, daß ihm selbst von Bodmer in Zürich sein harmloses sich Auflehnen gegen die Philistersitte dereinst in ähnlicher Weise verdacht worden war. Vor diesem Alltagsleben mit seinem „Zirkel von Gewohnheiten" graute erst den Stürmern und Drängern, dann dreißig Jahre später den jungen Stiftern der romantischen Schule. Überall sahen sie nur die Prosa und Alltäglichkeit, alles war beherrscht vom Nutzen und vom Prinzip der Ökonomie. Nicht zum wenigsten auch die Moral, wie sie in dieser Welt der Aufklärung theoretisch und praktisch in Geltung war: die Nützlichkeit mißgönnte der Sittlichkeit sogar die Existenz, darum war diese nur eine Scheinsittlichkeit; ihr sollte daher ebenso wie der ganzen Scheinbildung ein Ende gemacht werden, in diesem Sinn klingt es doch nicht so ungeheuerlich, wenn Fr. Schlegel mit dem Wunsche spielt, „eine Moral zu stiften". Nur war er der Mann nicht dazu, aber neben ihm stand ja Schleiermacher, und auf die vertrauten Briefe über die Lucinde folgten alsbald die Monologen mit ihrer neuen Ethik. Einstweilen aber galt es, sich „über alle Vorurteile der Kultur und bürgerlichen Konvention hinwegzusetzen" und auch „die entfernteste Erinnerung an bürgerliche Verhältnisse, wie jede Art von Zwang" sich vom Leibe zu halten: darin waren im Grunde die Tieck und die Schlegel und die Brentano eins, und soweit es sich um die Polemik gegen die Moral des Zeitalters handelte, konnte dem auch Schleiermacher nur zustimmen. Namentlich um die Ehe und um die Stellung der Frau war es übel bestellt; nicht ohne Grund läßt Goethe seine Iphigenie in die Worte ausbrechen:

Der Frauen Zustand ist beklagenswert.

Mit Recht spottet und klagt das Athenäum darüber, daß „die Frauen gleichsam mehr an Gott oder an Christus glauben sollen

als die Männer und irgend eine gute und schöne Freigeisterei ihnen weniger ziemen solle als den Männern"; und das böse Wort Fr. Schlegels, daß in der landläufigen Ehe schließlich beide Teile „im Verhältnis der Wechselverachtung nebeneinander wegleben", enthielt nur zuviel Wahrheit. Auch hier konnte und durfte also Protest erhoben und Kritik geübt, konnten Rechte gefordert werden. Aber wie es zur Zeit des Perikles einer Aspasia bedurfte, um die Stellung der Frau zu heben und sie an Bildung den höchstgebildeten Männern gleichzustellen, so mußte auch zu Anfang des Jahrhunderts erst durch allerlei Verirrungen hindurch der Gedanke an die Gleichberechtigung der Frau sich Bahn brechen. Schleiermachers „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" ist nicht nur aus seinem Verkehr mit Henriette Herz, sondern auch aus seinen Beziehungen zu Eleonore Grunow herausgewachsen. Doch wo er sich einem Sokrates ähnlich rein erhielt und aufrechten Hauptes vom Gastmahl des Lebens wegging, da erlagen andere der Versuchung oder verstanden von Anfang an den Gedanken der Emanzipation im Sinne fleischlicher Willkür, und die Forderung, das Leben selbst zum Kunstwerk auszugestalten, blieb bei den meisten doch nur Phrase: man zerbrach die Fesseln der alten Sitte und vergaß dieses Kunstwerk zu schaffen und sich zunächst einmal in die einem Emanzipierten unerläßliche Selbstzucht zu nehmen.

Zuchtlosigkeit im Denken und im Leben war somit die erste Gefahr, mit der die Romantik das deutsche Geistesleben bedrohte; ein verhängnisvoller Zug nach rückwärts war die zweite. Durch Wackenroders „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders" ging ihr die von Schleiermacher freilich nicht acceptierte Beziehung zwischen Religion und Kunst auf. Dabei verlegte man das goldene Zeitalter, wo diese beiden eins gewesen und die Kunst „durchdrungen war vom Blut und Atem der Nation", in die Vergangenheit — erst in die Tage Dürers, in die ersten Jahrzehnte des Reformationszeitalters, bald aber ging man noch etliche Schritte weiter zurück: die Nazarener versenken sich fromm in die Werke der Präraphaeliten, Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" spielt im vierzehnten Jahrhundert, Novalis' Heinrich von Ofterdingen um die Wende des zwölften zum dreizehnten. Und nun stieg sie auf in

ihrer alten Pracht, jene mondbeglänzte Zaubernacht des romantisch verklärten Mittelalters, die wundervolle Märchenwelt eines Kaiser Octavianus und einer heiligen Genoveva. Die Verherrlichung des Mittelalters begann, und wenn sich die Neuhumanisten nach den Griechen sehnten und dieses Land der Schönheit mit der Seele suchten, so priesen die Romantiker die Farbenpracht der mittelalterlichen Ritter- und Sängerwelt, der altdeutschen Burgen und Städte. Uhland stellte sie in ausdrücklichen Gegensatz zu jenen und über jene, wenn er sagt: „was die klassischen Dichterwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastunden, was ich in der neuen Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmuck vermißte, das fand ich hier (im Walthariliedl): frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach". Damit machte ja die Romantik zunächst nur ein Unrecht wieder gut, das das Aufklärungszeitalter in seiner prosaischen Nüchternheit und unhistorischen Verständnislosigkeit an jenen mittleren Zeiten begangen hatte. Sie hat dem deutschen Volk seine gotischen Dome und seine rheinische Malerschule wieder lieb gemacht und ihm den Sinn für deutsche Art und Kunst erneuert; und neben der Kunstgeschichte weiß die Germanistik und vergleichende Sprachwissenschaft von diesen befruchtenden und belebenden Einflüssen zu erzählen: des Knaben Wunderhorn erschloß unserem Volk und seinen Dichtern den Jungbrunnen der Volkslyrik, der lange verschüttet war, und befruchtete damit weithin dürres Land. Aber wie die Romantiker alles übertrieben, so auch das; ihre Vorliebe für das Mittelalter war nicht minder ungerecht und unhistorisch als die Abneigung der Aufklärer dagegen. Und doch schließt der Vorwurf des Unhistorischen bei dieser widerspruchsvollen Gesellschaft den entgegengesetzten nicht aus, daß sie damit eine Epoche des Historismus heraufgeführt haben, an dem unser ganzes Jahrhundert krankte. Wir beugen uns vor der Macht des Historischen und Gewordenen, des Überlieferten und Altherkömmlichen, weil wir müssen; im Wallenstein hat Schiller diese Macht des Bestehenden geschildert:

Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich!

Aber die Übertreibung dieses Zwangs, das ruere in servitium der Geschichte, der Historismus im Dienste der Reaktion und mit dem Gefolge scheuer Thatenlosigkeit und angekränkelter Gedankenblässe — das ist doch ebenfalls das Werk der Romantik und ihres nach rückwärts gewendeten Blicks und beeinträchtigt ihr Verdienst, das sie sich um die Wiedererweckung des Interesses an unserer deutschen Vorzeit unstreitig erworben hat. Das Schlimmste aber war, daß sie, bemüht die Poesie ins Leben einzuführen, nun auch die poetische, farbenreiche Welt des Mittelalters in unsere Wirklichkeit und Gegenwart zurückführen, sie mit allen ihren Institutionen für uns wieder lebendig machen wollte. Ein Quell der Erneuerung für das religiöse und politische Leben namentlich schien es ihr. Fast noch harmlos klingt es, wenn an Dürer neben seinem künstlerischen auch der schlichte, einfältig-fromme Sinn gepriesen und der Wunsch laut wurde, mit ihm und Raphael im selben Jahrhundert zusammengelebt zu haben, und so Frömmigkeit und Kunstbegeisterung in eins zusammenklingen und sich zusammenschlingen. Schon polemischer ist Wackenroder, wenn er sich gegen den unkünstlerischen und unfrommen Geist des Aufklärungszeitalters wendet, doch hält er eben darum Luther wegen seiner Vorliebe für die Musik eines guten Wortes noch für wert. Dagegen geht Tieck in „Franz Sternbalds Wanderungen" schon weiter zu Klagen und Anklagen auch gegen die Reformation, die „statt der Fülle einer göttlichen Religion eine dürre, vernünftige Leerheit erzeugt habe, die alle Herzen schmachtend zurücklasse". Und selbst Schelling meint in seinem „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens":

Drum, sollt's eine Religion noch geben
(Ob ich gleich kann ohne solche leben),
Könnte mir von den andern allen
Nur die katholische gefallen,
Wie sie war in den alten Zeiten,
Da es gab nicht Zanken noch Streiten.

Bei ihm ist es freilich nur hypothetisch gemeint, und die Art, wie er diese katholische Weltanschauung des weitern beschreibt und schildert, klingt ironisch und blasphemisch genug.

Um so ernsthafter redet dagegen Novalis in dem schon genannten Aufsatz „die Christenheit oder Europa". Hier wird alles

von den andern Gesagte weit überboten durch das freilich auch phantastisch verzerrte Bild, das er von dem Gang der Geschichte unter dem Gesichtspunkt der Religion entwirft. Es waren schöne, glänzende Zeiten, so hebt die romantische Geschichtsklitterung dieses merkwürdigen Protestanten an, wo Europa Ein christliches Land war; ein großes gemeinschaftliches Interesse verband da die entlegensten Provinzen dieses weiten geistlichen Reiches; ohne große weltliche Besitztümer lenkte und vereinigte ein Oberhaupt die großen politischen Kräfte. Unmittelbar unter ihm stand die zahlreiche Zunft der Geistlichen, auserwählte, mit wunderbaren Kräften ausgerüstete Männer, die erfahrenen Steuerleute auf dem großen unbekannten Meere des Lebens: Friede ging von ihnen aus, sie predigten nichts als Liebe zu der heiligen wunderschönen Frau der Christenheit, die mit göttlichen Kräften versehen jeden Gläubigen aus den schrecklichsten Gefahren zu retten bereit war. Das weise Oberhaupt der Kirche aber widersetzte sich mit Recht frechen Ausbildungen menschlicher Anlagen auf Kosten des heiligen Sinns und unzeitigen gefährlichen Entdeckungen im Gebiet des Wissens; so wehrte er den kühnen Denkern öffentlich zu behaupten, daß die Erde ein unbedeutender Wandelstern sei; denn er wußte wohl, daß die Menschen mit der Achtung für ihren Wohnsitz und ihr irdisches Vaterland auch die Achtung vor der himmlichen Heimat und ihrem Geschlecht verlieren und das eingeschränkte Wissen dem unendlichen Glauben vorziehen und sich gewöhnen werden, alles Große und Wunderwürdige zu verachten und als tote Gesetzwirkung zu betrachten. Das waren die schönen wesentlichen Züge der echt katholischen oder echt christlichen Zeiten. Aber unter dem schädlichen Einfluß der Kultur auf den Sinn für das Unsichtbare entartete dieses Reich, und so predigte endlich ein feuerfangender Kopf öffentlichen Aufstand. Diese Insurgenten stellten wohl eine Menge wichtiger Grundsätze auf, aber sie vergaßen das notwendige Resultat ihres Unterfangens: sie trennten das Untrennbare, teilten die unteilbare Kirche und rissen sich frevelnd von dem allgemein christlichen Verein los, in dem allein die dauernde Wiedergeburt möglich war. Irreligiöserweise schlossen sie die Religion in Staatsgrenzen ein, Luther behandelte das Christentum willkürlich, verkannte seinen

Geist und führte in Religionsangelegenheiten die heilige Allgemeingültigkeit der Bibel und damit die Philologie ein, deren auszehrender Einfluß von da an unverkennbar wird. So war es mit der Reformation um die Christenheit gethan! Dem trat der Jesuitenorden entgegen, der jetzt (1800) in armseliger Gestalt an den Grenzen Europas schläft, aber vielleicht von dorther sich mit neuer Gewalt einst über seine alte Heimat verbreiten wird. Doch auch er konnte die Ausbreitung von Religionshaß und Unglauben nicht verhindern, die Philosophie in ihrer modernen Form als Aufklärung verketzerte Phantasie und Gefühl, Sittlichkeit und Kunstliebe, Vorzeit und Zukunft, säuberte die menschliche Seele und die Wissenschaften von der Poesie, vertilgte jede Spur des Heiligen und entkleidete so die Welt ihres bunten Schmuckes. Es kam die französische Revolution, scheinbar der Gipfel des Unglaubens, in der That aber ist eine solche Anarchie das Zeugungselement der Religion. Aus der Vernichtung alles Positiven hebt sie ihr glorreiches Haupt als neue Weltstifterin empor. Und so prophezeit nun Novalis eine neue goldene Zeit mit dunkeln unendlichen Augen, eine wunderthätige und wundenheilende, tröstende und ewiges Leben entzündende, die er mit dem Blick des Sehers bereits im Anzug schaut. Jetzt ist noch Krieg; den Palmenzweig kann allein eine geistliche Macht darreichen, nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker versöhnen. Dazu muß aber der Protestantismus aufhören und einer neuen dauerhaften Kirche Platz machen, die ohne Rücksicht auf die Landesgrenzen alle nach dem Überirdischen durstigen Seelen in ihren Schoß aufnimmt und das alte Füllhorn des Segens wieder über die Völker ausgießt.

Der Aufsatz ist damals nicht gedrukt worden — bezeichnenderweise auf den Rat des alten Heiden Goethe, dem vor soviel Religiosität graute; erst in der vierten Auflage der Schriften von Novalis hat ihn Friedrich Schlegel zum Abdruck gebracht, nachdem er inzwischen mit Dorothea Veit, die ihm zu lieb zunächst einmal protestantisch geworden war, zur katholischen Kirche übergetreten war; und er war nicht der einzige aus dem romantischen Kreise, der diesen Schritt that; auch Karl v. Hardenberg, ein Bruder des früh verstorbenen Novalis, that ihn, um von anderen späteren Konvertiten hier noch

zu schweigen. Nun wird man ja freilich in dem Aufsatz von Novalis auch die fortschrittlich-weitherzigen Züge eines universalen Christentums nicht verkennen dürfen: aber immerhin — das war doch eine ganz andere Verherrlichung mittelalterlicher Frömmigkeit, eine weit energischere Abkehrung vom Protestantismus als wir sie in den Herzensergießungen des Klosterbruders oder auch noch in Sternbalds Wanderungen finden: und diesem Mann ist es ganz anders ernst mit seiner centralen Auffassung der mittelalterlichen Religion als Tieck in der Genoveva oder im Kaiser Oktavian. Nehmen wir dazu hier schon die Idealisierung der Monarchie, wie er sie in den „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms III." diesem jungen König als „Blumen" zu Füßen legte, so ist ja der Sirenengesang von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar bereits fertig, wie wir ihn nun seit hundert Jahren immer wieder anstimmen hören: Novalis ist der Dichter, der dieses Märchen, diese fable convenue gedichtet, der Prophet, der dieses kirchlich-politische Programm verkündigt hat; und als vollends Gentz die Legende von dem revolutionären Geist des Protestantismus als der Quelle aller Übel und von der Bundesgenossenschaft der alten Kirche mit dem monarchischen Legitimitätsprinzip in die offizielle Publizistik einschmuggelte, da haben es Priester und Fürsten als historische Wahrheit und unfehlbare politische Weisheit hingenommen — oder halten es doch wenigstens immer wieder für nützlich, daß wir Volk daran glauben sollen. Von Schleiermachers Wunsch, daß „nie der Saum eines priesterlichen Gewands den Fußboden eines königlichen Gemaches möchte berührt und nie der Purpur den Staub am Altar möchte geküßt haben", haben sie wohl nie gehört und noch weniger die Warnung darin verstehen mögen.

So sind die Romatiker die Vorkämpfer und Träger der Reaktion in Kirche und Staat geworden.

Endlich das Dritte. Die Romantik war von Haus aus eine litterarische Schule, eine Clique von Kritikern und Dichtern; der Litteratur, der Poesie galt also ihr Stürmen und Drängen. Eine neue Ästhetik entstand, die das geniale Schaffen für Kunst und Poesie noch einmal höher anschlug als es die Stürmer und Dränger

zwanzig Jahre zuvor gethan, und der der Gedanke der Naturbeseelung und Einfühlung erstmals in seiner Wichtigkeit für die Erkenntnis des Schönen aufging. Wiederum ist es Novalis, bei dem es in den „Lehrlingen zu Sais" heißt: „So wird auch keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan, kein inneres naturerzeugendes und absonderndes Werkzeug hat, der nicht, wie von selbst, überall die Natur an allem erkennt und unterscheidet und mit angeborener Zeugungslust, in inniger mannigfaltiger Verwandtschaft mit allen Körpern, durch das Medium der Empfindung, sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt." Den Dichtern aber rühmt er diese Eigenschaft nach, darum bleibe ihnen allein die Seele der Natur nicht fremd; für sie habe die Natur alle Abwechslungen eines unendlichen Gemüts; und wenn auch im einzelnen in ihr ein bewußtloser, nichts bedeutender Mechanismus allein zu herrschen scheine, so sehe doch das tiefer blickende Auge eine wunderbare Sympathie mit dem menschlichen Herzen im Zusammentreffen und in der Folge der einzelnen Zufälligkeiten. Damit hing aufs engste jene neuerwachte Freude an der Natur zusammen, der sie eine wahrhaft religiöse, durch und durch pantheistische Verehrung widmeten; damit auch das Stimmungsmäßige ihrer Poesie, die immer sublimer und unfaßbarer nur wie Melodien und Lieder ohne Worte die Dinge umschwebt und in ein Tönen und Klingen ohne viel Inhalt und Sinn übergeht, „Einbildungen von Gedichten" mehr als wirkliche Gedichte; und endlich auf der andern Seite die Vorliebe für Didaktik und Allegorie, welche jenem Symbolismus zu widersprechen scheint und doch nur eine andere Art von Symbolik ist. Man lese z. B. den Prolog zu Tiecks Kaiser Oktavianus — erst die Waldbegeisterung des Dichters:

Es brennt der Wald im hellen grünen Feuer,
Und Geister in den Zweigen sich entzünden.
Da regt die Poesie sich im Gemüte,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leyer,
Er will sein volles Herz der Welt verkünden;

und gleich darauf die frostige Allegorie von der Romanze:

Glaube heißt mein edler Vater
Und die Mutter ist die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten,
Beide haben mich erzeuget.

Allein weder konnte noch wollte sich die Romantik beschränken auf Ästhetik und Poesie, auf Buch und Wort. Was sie schrieben, hielten sie wie junge Schriftsteller meist für Thaten, was sie dichteten, für Wirklichkeit, und so floß ihnen Dichtung und Wahrheit, Roman und Leben, Phantasie und Weltbegebenheit, Märchen und Wirklichkeit in eins zusammen. Nicht einer verbesserten Kunst nur, sondern einer erneuerten Bildung, der Einführung der Poesie in das Leben, der Verabsolutierung des Ästhetischen, der Romantisierung des Daseins im Stil des Goetheschen Wilhelm Meister galt ihr Streben und Schaffen. Tieck hielt es für einen feineren und höheren Genuß, „die gewöhnlichen Empfindungen zu veredeln und in der trockensten Prosa des Lebens die reinste und schönste Poesie zu finden" und tadelte die Schriftsteller, die immer „das sogenannte Poetische absondern und zu einem für sich bestehenden Stoff zu machen suchen: sie trennen dadurch die Einheit"; und umgekehrt sagt Fr. Schlegel dasselbe: „es giebt unvermeidliche Lagen und Verhältnisse, die man nur dadurch liberal behandeln kann, daß man sie durch eine kühne Art der Willkür verwandelt und durchaus als Poesie betrachtet". Das sieht aus wie großes Wollen und nimmt sich titanenhaft aus, und war doch nur litterarisch und dilettantisch. Am Gegensatz zu Schiller wird die Wirkung klar: ihm war das Schöne und die ästhetische Erziehung der Menschen eine ernste Angelegenheit, Symbol des Sittlichen jenes, Vorstufe zur Sittlichkeit diese; ihnen ist das Ästhetische das Höchste und Letzte und darüber kommt das Sittliche zu kurz; bei Schiller ist alles tiefgründiger Ernst, hier alles Schein, Willkür und Spiel, und darum sind die frommen Romantiker im Grunde genommen recht frivole Gesellen. Indem sie auch im Leben der blauen Blume nachjagen, die es doch nur in der Phantasie giebt und geben kann, und sich in eine Traum- und Märchenwelt einspinnen, kommt ihnen darüber der Wirklichkeits- und Wahrheitssinn abhanden. Und auch diesen Defekt haben sie ihrem, — unserem Jahrhundert mit auf den Weg gegeben, wir werden sehen, wie mühsam es sich davon losringt, und man kann jetzt schon vorausnehmen, daß darin die beste Rechtfertigung für den Realismus in allen seinen Formen und Gestalten, ja selbst in seinen Übertreibungen und Thorheiten

liegt: der Realismus des neunzehnten Jahrhunderts ist der Kampf gegen die Verlogenheit der Romantik.

Überschauen wir das alles, so ist Romantik auch heute noch mitten unter uns, und Romantiker ist jeder, der wie Nietzsche den Einzelnen und sein geniales Ich auf den Thron setzt oder wie Friedrich Wilhelm IV. das Mittelalter wieder in die moderne Welt einführen will oder wie Richard Wagner alle Künste, wie Nietzsche Kunst und Wissenschaft, wie Ludwig II. von Bayern Kunst und Leben in Einen Ocean zusammenfließen und sie alle in wildem Wirbel durcheinander taumeln läßt. Jene drei Tendenzen der Romantik, obgleich zum Teil widerspruchsvoll in sich selber wie die ganze Romantik ein widerspruchsvolles Gebilde ist, — sie beherrschen, sie verderben das neunzehnte Jahrhundert von Anfang bis zu Ende. Und nicht bloß da, wo sie herrscht, auch da wo man sie bekämpft, zeigt sich ihre Macht; denn sie zu überwinden ist bis zur Stunde nicht gelungen; dafür hatte sie im deutschen Geistesleben zu feste Wurzeln geschlagen und hatte sie zu viel Fascinierendes für den deutschen Geist, mit dessen Bestem sie doch auch wieder aufs engste verwandt war.

Das allen drei Richtungen Gemeinsame.

Die Stärke der Romantik aber lag doch von Anfang an darin, daß sie den allen diesen drei verschiedenen Richtungen gemeinsamen Grundzug am entschiedensten zum Ausdruck brachte — den individualistischen. Absicht und Leistung auch der Aufklärung war, den Einzelnen frei zu machen von den Banden des Glaubens und Aberglaubens, des Herkommens und der Sitte, der Autorität und Heteronomie und den Menschen auf sich zu stellen, an sein eigenes Urteil, sein eigenes Denken zu verweisen; ihre Bildung, ihre Sittlichkeit, ihre Glückseligkeit war durchaus individualistisch: das Wertlegen auf die individuelle Form der Unsterblichkeit, die sie sich zu beweisen so viele Mühe gab, entstammt demselben Zug, und die kleinliche Zuspitzung ihrer anthropocentrischen Naturbetrachtung auf die Zwecke und den Nutzen des Einzelnen, wie sie z. B. in den Gedichten des biederen Barthold Heinrich Brockes so naiv zu Tage tritt, gehört ebenfalls hierher.

Und individualistisch war, wie wir gesehen haben, auch das klassische Ideal der Neuhumanisten, und war es in dem Maße noch mehr, als dieser Neuhumanismus zugleich auch aristokratisch war. Der Bildungstrieb aller dieser Menschen richtete sich darauf, sich zur schönen und harmonischen Persönlichkeit durchzuarbeiten und wahres Menschentum sein und rein in sich zum Ausdruck zu bringen; das erfüllte sie und ließ in der Stille seines bewegten und lebensvollen Innern jeden Einzelnen von ihnen ganz nur mit sich selbst beschäftigt sein. Von Beziehungen zu anderen stand ihnen daher die Freundschaft mit gleichgestimmten und gleich hochstehenden Seelen an erster Stelle; denn ihr unterzog man sich freiwillig und in ihr fand man deshalb auch volles Genüge. Schiller und Goethe in ihrem Freundschaftsverhältnis zu einander sind dafür typisch, und in anderer Weise ist es auch der Briefwechsel Wilhelm von Humboldts mit Charlotte Diede, den er ganz für sich, vor Frau und Kindern verborgen, jahrelang geführt hat und an dem uns neben allem Schönen und Feinen die Spuren von Eitelkeit und geistiger Genußsucht doch immer unangenehm berühren: es zeigt sich darin die Gefahr einer derartigen geistigen Sublimierung und Bildungsgourmandise.

Solche durchgearbeitete Persönlichkeiten gab es auch in der Romantik, ein Bildungsvirtuose war Schleiermacher so gut wie Humboldt. Im übrigen aber war hier das alles gesteigert und potenziert, outriert und ins Maßlose verzerrt: das Recht und die Macht des genialen Einzelnen, der sich nicht binden ließ durch Gesetz, Sitte und Konvention der gewöhnlichen Philistermoral und sich ausleben wollte in schrankenloser Freiheit des eigenen Fühlens und Genießens, steigerte sich bis zur Verabsolutierung und bis zum Glauben an die wunderwirkende Allmacht des Individuums und bis zum frivolen Spiel mit allem, was sonst über jeden Gedanken an Spiel erhaben ernst und fest zu stehen schien in Welt und Leben; hier war man cynisch und aristokratisch zugleich, der Bildungshochmut gab dafür die Vermittelung. Und dem Individualismus widersprach auch die Flucht so vieler von diesen ganz subjektiv gerichteten Menschen in die Vergangenheit einer individuallosen Zeit und in den Schoß einer alle Subjektivität vernichtenden Kirche

nicht eigentlich: es war auf der einen Seite der Gegenschlag gegen den Überschwang des Subjektiven, dem sie eine Zeitlang sich allzu zügellos hingegeben hatten, ein böses deutsches Sprichwort über die spätere Bekehrung solcher junger Libertins ist für diese Romantiker vielfach nicht zu hart; und andererseits war es doch wiederum nur ein Spielen und nicht allzu ernst nehmen auch mit diesem Ernsthaftesten und Heiligsten, was es für den Menschen giebt, ein ironisches Oscillieren und sich Stimmen können auch zu den schroffsten Gegensätzen, zu den gewaltsamsten Umschlägen und Überzeugungswechseln; auch darin bethätigt ja der Einzelne seine Souveränität, wenn er, der Freigeborene und Freidenkende, sich nun plötzlich selber „unfrei" machte und so erst recht bewies, daß er alles könne. Darum hätte die katholische Kirche an solchen Konvertiten eine rechte Freude eigentlich nicht haben dürfen, aber wie so oft zog sie den äußeren Gewinn und Effekt der inneren Überzeugung und Kräftigung vor oder begnügte sich jedenfalls damit.

Doch genug des Allgemeinen. Wir wenden uns nun zunächst dahin, wo die Macht der Romantik am Anfang des Jahrhunderts zum erstenmal ihren heimischen Boden verläßt und auf ein ihr freilich von Haus aus nicht ganz fremdes Gebiet übergreift, — ich meine die Philosophie.

Zweites Kapitel.

Die Schellingsche Naturphilosophie und die Hegelsche Phänomenologie.

Von Kant zu Schelling.

Das Jahrhundert hebt philosophisch an. Das Wort, daß wir Deutsche ein Volk von Denkern, vielleicht auch von Träumern seien, stammt aus jenen Tagen. Beherrscht aber war die philosophische Arbeit damals, wie sie es heute wieder ist, von Kant.

Die neuere Philosophie ist von Haus aus Naturphilosophie, zu thun ist es ihr um eine mathematische Erklärung der Außenwelt, die Auffassung ist eine mechanistische, und es fragt sich nur, ob dies auch auf den Menschen ausgedehnt wird — l'homme machine — oder ob bei den Tieren Halt zu machen ist, wie Descartes meint; jedenfalls wurde auch der Organismus von dieser mathematisch-mechanischen Erklärung nicht ausgenommen. So ist doch die Entwickelung von dem dualistischen Descartes zu dem monistischen Materialismus der Encyklopädisten eine konsequente, auch ohne daß man auf Hobbes und die englischen Einflüsse, die freilich auch da sind, zurückgreift. Am konsequentesten aber verfuhr Spinoza, der große Metaphysiker, indem er dem Kausalzusammenhang zu Liebe, den er als einen absoluten erkannte, nicht nur alle Wunder, sondern auch Zwecke und Freiheit aus dem Weltbild strich und nur jene großartige und durchgehende Verkettung und Ordnung in der körperlichen wie in der geistigen Welt gelten ließ, die einander durchaus entsprechen. Auch Leibniz war Mathematiker und erkannte die Bedeutung des mechanischen Prinzips an; aber mit dem System

der wirkenden Urſachen ſuchte er das der Endurſachen zu vereinigen, neben der Kauſalität ſollte die Teleologie gelten; dies iſt die Bedeutung ſeiner Monadologie.

Indem nun aber ſeine Schule, die Wolfianer und Aufklärungsphiloſophen in Deutſchland, für die Erklärung der Körperwelt den Begriff der Monade aufgaben, fielen ſie in den alten Dualismus zurück. Dabei kam aber die empiriſche Seite der metaphyſiſchen gegenüber zu kurz und erlitt der Zweckgedanke eine völlige Umgeſtaltung: der Zweck wurde nicht mehr in den Dingen geſucht als die ihnen innewohnende Seele und Form, ſondern jenſeits von ihnen im Menſchen. Die Teleologie der Aufklärung war eine anthropocentriſche und, wie wir am Beiſpiel von Brockes ſehen, eine ganz äußerliche und ganz kleinliche: zum Nutzen des Menſchen war die Welt ſo eingerichtet, wie ſie es war. Dieſe Betrachtungsweiſe war für die Naturerklärung völlig unfruchtbar, die Philoſophie wurde durch ſie von der Naturwiſſenſchaft losgelöſt und hörte auf Naturphiloſophie zu ſein; ſie wurde Metaphyſik und ſuchte Gott, Unſterblichkeit und Tugend ſicher zu ſtellen; von den empiriſchen Wiſſenſchaften hatte dabei höchſtens die Pſychologie einigen Gewinn.

Metaphyſiker war auch Kant, er ſuchte „reine“ Vernunftwiſſenſchaft. Aber bei dieſem Suchen ſtieß er auf Schwierigkeiten, und ſo kam er zu der Erkenntnis, daß es dort, wo die Wolfianer ſie ſuchten — im Gebiet des Tranſcendenten, dieſe reine Vernunftwiſſenſchaft nicht gebe: was ſie hatten beweiſen und feſtſtellen wollen, iſt der Demonſtration unzugänglich, eine rationale Theologie, Pſychologie und Kosmologie giebt es nicht. So iſt er der Allzermalmer der alten tranſcendenten Metaphyſik geworden. Allein dabei ging es ihm wie Saul, der auszog ſeines Vaters Eſelin zu ſuchen und dafür ein Königreich fand. Vom Tranſcendenten gab es keine reine Vernunftwiſſenſchaft, wohl aber gab es eine ſolche von der Natur, Metaphyſik iſt immanent, iſt reine Naturwiſſenſchaft, und die Kritik der reinen Vernunft hat die Möglichkeit einer ſolchen aufzuzeigen, die Methode dafür zu finden, ſie iſt eine Theorie der Erfahrung. Zu dieſer Naturphiloſophie hat Kant ſelber nur die „Anfangsgründe“ gegeben. Doch ſie und die in ihnen

entwickelte dynamische Auffassung der Materie interessieren uns hier auch nicht. Ein anderes ist wichtiger. Jene immanente Metaphysik ist zugleich phänomenalistisch. Das war die Kopernikusthat Kants: wie Kopernikus den Zuschauer mit der Erde sich um die Sonne drehen und dagegen diese in Ruhe ließ, so macht Kant, um die Möglichkeit einer solchen „reinen" Naturwissenschaft zu erweisen, die Annahme, daß die Gegenstände sich nach uns, nicht unsere Erkenntnis sich nach den Gegenständen richte; denn die Natur ist nicht fertig gegeben, sondern gegeben ist uns nur der Stoff in unseren Empfindungen, Ordnung und Zusammenhang dagegen wird erst in uns und unserem verbindenden Geiste durch die Formen unserer Anschauung und die Kategorien unseres Verstandes in unser Weltbild hereingebracht. So muß die Natur in ihrer Bestimmtheit von uns und unserer Forschung im einzelnen wie im ganzen erst geschaffen oder richtiger schöpferisch entdeckt werden. Das ist die Bedeutung des Satzes, daß der Verstand der Urheber der Natur sei. Bei Kant war das nicht genial-romantisch, sondern streng naturgesetzlich gemeint; sein Verstand war ein „Naturverstand", und die Natur als Gegenstand der Erkenntnis ging ihm auf in synthetischen Grundsätzen und Gesetzen a priori. Aber möglich war das nur, weil und wenn die Natur selbst ein Subjektives, die Welt der Erscheinungen, nicht eine Welt von Dingen an sich war; nur dann ließen sich jene Formen und Gesetze auf sie anwenden und mit Recht anwenden; die Naturgegenstände mußten subjektiviert werden, damit das Bewußtsein objektiviert werden, sein Thun, das ein Verknüpfen ist, allgemeingültig und notwendig sein könne. Daß die Gesetze unseres Bewußtseins auf den Inhalt desselben Anwendung finden, ihn ordnen und gestalten, ihn erst zu dem machen, was er ist, verstand sich so von selbst. Der Idealismus oder Phänomenalismus Kants ist eine notwendige Konsequenz seines Denkens, nicht Mittelpunkt und nicht Ausgangspunkt desselben.

In dieser Welt der Erscheinungen gilt nun das Kausalitätsgesetz uneingeschränkt, nicht einmal das menschliche Handeln ist davon ausgenommen. Aber ist diese Erscheinungswelt die einzige? Das war für Kant ein unerträglicher Gedanke, und ein Faktum gab es, das dagegen lautesten Protest zu erheben schien, das Sittengesetz und die

ganze Welt des Sittlichen. Aber auch die Vernunft selbst strebt über jene Erscheinungswelt, in der immer das eine bedingt ist durch das andere, hinaus zu einem Unbedingten und Unendlichen. Und so thut auch Kant den kühnen Schritt ins Transcendente, hinüber in eine intelligible Welt. Was ihn jedoch von der Aufklärungsmetaphysik unterscheidet, das ist die klare Einsicht, daß es eine demonstrierbare Erkenntnis von dieser jenseitigen Welt nicht gebe, sie läßt sich nicht beweisen, folglich läßt sie sich nur glauben: Freiheit, Gott und Unsterblichkeit sind praktische Postulate, dem Willen zugänglich, nicht dem Denken. Zweierlei liegt hierin. Einmal die Anbahnung eines ganz neuen Verhältnisses zwischen Glauben und Wissen, der Versuch für jenes Platz zu schaffen, ohne doch dieses zu beeinträchtigen und zu beschränken, jedem blieb eine Welt, seine Welt unverkümmert und ganz. Das andere aber ist die Überwindung des Rationalismus durch die Anerkennung eines irrationalen Restes, der dem Denken unzugänglich und undurchdringlich ist und sich dem Menschen nur in seinem sittlichen Wesen, damit aber als das Höhere und Höchste offenbart. Dies ist die Bedeutung seiner Lehre vom Primat des Willens; damit ist die Linie von Kant über Schopenhauer zu dem modernen Voluntarismus vorgezeichnet.

Glauben und Wissen, Wollen und Denken, intelligible und Erscheinungswelt — haben wir mit diesen Gegensätzen nicht doch nur den alten Dualismus wieder? Es ist wahr, Kants Denken ist dualistisch, das hängt mit den pietistischen Jugendeindrücken zusammen, die ihn den Gegensatz von Stoff und Form, von Sinnlichkeit und Verstand, von Neigung und Pflicht nie haben überwinden lassen; daher der mönchische Rigorismus seiner Moral, der nicht nur die Romantiker, sondern auch schon Schiller abstieß. Aber versucht hat er es wenigstens, diesen Dualismus zu überwinden und diese Gegensätze zu überbrücken, und dazu sollte ihm der Zweckbegriff helfen. Das ist seltsam. Leibniz hatte gerade in der Teleologie selbst das eine Glied des Gegensatzes zum Mechanismus gesehen und deshalb für den Gegensatz dieser beiden Prinzipien nach einer Lösung im Wesen der Monaden gesucht. Für Kant war vielmehr diese hinter der Erscheinung liegende wirkliche Welt der Dinge an sich, die er sich doch wohl im Sinn der Leibnizschen

Monaden vorstellen mochte, selber das eine Glied des Gegensatzes zu der Welt der Erscheinungen, und umgekehrt schlug nun er in der Kritik der Urteilskraft die Brücke zwischen beiden durch den Gedanken des Zwecks. In der Natur giebt es Produkte, die sich als bloße Wirkungen des Naturmechanismus nicht erklären lassen, es sind das die organischen Wesen; ihre Besonderheit besteht darin, daß bei ihnen nicht nur das Ganze durch die Teile, sondern ebenso auch die Teile durch das Ganze bestimmt sind, und dieses Ganze als die das Einzelne beherrschende und bestimmende Idee ist wie bei einem Kunstwerk, so auch hier der Zweck. Nun kann man freilich evolutionistisch die Entstehung der einen Art aus der andern nach rein mechanischen Prinzipien bis zu einfachen ersten Anfängen zurückverfolgen, aber der Anfang selbst, die ursprüngliche Organisation ist nach reinem Naturmechanismus unerklärlich; daß „rohe Materie sich nach mechanischen Gesetzen ursprünglich selbst gebildet habe, daß aus der Natur des Leblosen Leben habe entspringen und Materie in die Form einer sich selbst erhaltenden Zweckmäßigkeit sich von selbst habe fügen können", erklärt Kant für „vernunftwidrig"; also muß hier eine teleologische Auffassung Platz greifen. Aber freilich zur Erklärung der organischen Wesen trägt sie nicht bei, und vorstellbar ist uns ein Endzweck in der Natur auch nicht. Der Verstand muß daher immer wieder nach einer mechanischen Erklärung auch der organischen Wesen suchen dürfen und suchen; denn das einzige objektive Erklärungsprinzip ist das der mechanischen Kausalität; reflektieren aber wird er über sie, *als ob* sie Produkte einer nach Zwecken wirkenden Intelligenz wären, und diese Betrachtungsweise wird sich dann als heuristisches Prinzip auch für die Erkenntnis der mechanischen Zusammenhänge nützlich erweisen, durch welche sich jener Zweck im einzelnen Falle durchsetzt. So ist der Zweckbegriff regulativ, nicht konstitutiv.

Eine zweite Betrachtungsweise führt ihn von der Specifikation der Natur und ihren vielen besonderen Gesetzen zu der Annahme eines höchsten Zweckes für die Natur im ganzen. Dieser kann nur im Sittengesetz gefunden werden — ein neues Zeichen für den Primat des Willens, der die Natur als Ganzes erst zu einem Sinnvollen macht. Damit mündet die Betrachtung zwar

nicht in eine Physikotheologie wie bei den Aufklärern, aber in eine Ethikotheologie aus, in einen Glauben, nicht in ein Wissen.

Auf diese Weise hat Kant die beiden Prinzipen des Mechanismus und der Teleologie miteinander auszugleichen gesucht. Das eine ist ein Erklärungsprinzip und konstitutiv, das andere ein subjektives Prinzip der Reflexion und regulativ; da an gewissen Punkten jenes nicht ausreicht, so muß dieses dafür eintreten; so läßt sich „eine große und sogar allgemeine Verbindung der mechanischen Gesetze mit den teleologischen in den Erzeugungen der Natur denken, ohne die Prinzipien der Beurteilung derselben zu verwechseln und eines an die Stelle des anderen zu setzen." Dabei ist übrigens unverkennbar, wie Kant über ein gewisses Schwanken nicht wegkommt und von der bloß subjektiven Bedeutung des Zweckes zur objektiven und metaphysischen hinausstrebt; hier setzt später die Naturphilosophie des objektiven Idealismus ein und thut jenen Schritt, den Kant unserem Denken zu thun verboten hat.

Man sieht, wie intensiv Kant sich mit der Natur, ihren Erscheinungen und Gesetzen beschäftigt hat, seine Philosophie war in wesentlichen Teilen Naturphilosophie. Ganz anders Fichte. Durch die Debatte über das unglückselige „Ding an sich" war die subjektive Seite der Kantschen Philosophie, ihr „Idealismus" in den Vordergrund gerückt worden; indem Fichte das Ding an sich über Bord warf, wurde das Ich der einzige Gegenstand seiner Philosophie und diese selbst zur Wissenschaftslehre. So war er naturlos: ein selbständiges Interesse flößte ihm die Natur nicht ein, theoretisch war sie ihm bloßes Nicht-Ich, wie Hegel richtig sagt, nur „Bedingung des Selbstbewußtseins, bloß ein zum Behuf der Erklärung durch Reflexion Gesetztes", und selbst zu erklären aus dem Ich als ein Erzeugnis seiner produktiven Einbildungskraft; und praktisch nicht minder unselbständig das Material für menschliche Pflichterfüllung und Pflichtleistung. Die einzige Aufgabe dieser Philosophie der Natur gegenüber war daher, sie zu „deduzieren", weiter beschäftigte sie sich mit ihr nicht.

Das war nun aber für die Romantiker, die doch im übrigen Fichte für die philosophische Verabsolutierung des Ich dankbar zu sein allen Grund hatten, völlig unerträglich. Wenn sie als Poeten der

Welt etwas Neues zu sagen hatten, so war es ein neues, gefühls- und stimmungsmäßiges Verhältnis zu der Natur, der sie ihre intimsten Geheimnisse ablauschten, wie sie ihr Tiefstes und Bestes in sie hineinfühlten und sie damit belebten und beseelten. Dieses Gefühl des Unbehagens hat sich bei einem von ihnen, der freilich noch mehr Klassizist als Romantiker, der Stimmung nach aber doch auch dieses war, bis zur Tragik gesteigert. Hölderlin motivierte 1799 in der dritten Fassung seines dramatischen Entwurfes „Empedokles" den Untergang des Helden durch dessen Abkehr von der Natur: das hat ihn elend gemacht, das ist seine Schuld. In diese aber hat den in der Maske des Empedokles steckenden Hölderlin die Fichtesche Philosophie und ihr subjektiver Idealismus verstrickt:

Zur Magd ist mir
Die herrnbedürftige Natur geworden,
Und hat sie Ehre noch, so ist's von mir.
Was wäre denn der Himmel und das Meer
Und Inseln und Gestein und was vor Augen
Der Menschen alles liegt, was wär' es noch,
Dies tote Saitenspiel, gäb' ich ihm Ton
Und Sprach' und Seele nicht?
— — — — — — — —
Verachtet hab' ich dich (Natur) und mich allein
Zum Herrn gesetzt, ein übermütiger
Barbar! ich kannt' es ja,
Das Leben der Natur, die Götter waren
Mir dienstbar nun geworden, ich allein
War Gott und sprach's im frechen Stolz heraus.

Aus dieser Verabsolutierung des Ich, aus dieser Naturlosigkeit, die alle poetischen und romantischen Naturen von der Fichteschen Philosophie abstoßen mußte, sehnt sich Empedokles-Hölderlin hinweg, zurück zur Natur und zur Einheit mit ihr, zurück zu jenem ästhetischen Naturpantheismus, wie er ihn vor der Bekanntschaft mit Fichte im Sinne Goethes bei Spinoza gefunden und ihm 1796 in dem Gebet „an den Äther" einen so wunderbar schönen Ausdruck gegeben hat; oder anders ausgedrückt: er sehnt sich von Fichtes subjektivem Idealismus zurück zu Spinoza und vorwärts zur Naturphilosophie Schellings. Und es gelingt ihm, sterbend ruft Empedokles den Agrigentinern zu:

O gebt euch der Natur, eh' sie euch nimmt!
— — — — — — — — hebt wie Neugeborne
Die Augen auf zur göttlichen Natur.

So gewinnt er in der Natur jenes Einswerden mit dem Unendlichen wieder, das er wie Schleiermacher als den Kern der Religion erkennt und empfindet.

Unter den Romantikern selbst aber war es Novalis, der in „den Lehrlingen zu Sais" den Übergang von Fichte zu einer lebensvolleren Auffassung der Natur in mystischer Begeisterung für diese anbahnte. Hier heißt es erst: „Was brauchen wir die trübe Welt der sichtbaren Dinge mühsam zu durchwandern? Die reinere Welt liegt ja in uns, in diesem Quell (der Freiheit). Hier offenbart sich der wahre Sinn des großen bunten verwirrten Schauspiels: und treten wir von diesen Blicken voll in die Natur, so ist uns alles wohl bekannt und sicher kennen wir jede Gestalt. Wir brauchen nicht erst lange nachzuforschen, eine leichte Vergleichung, nur wenige Züge im Sande sind genug, um uns zu verständigen." Aber es geht doch schon weit über Fichte hinaus, wenn ein anderer sagt: „Der Sinn der Welt ist die Vernunft; um derentwillen ist sie da, und wenn sie erst der Kampfplatz einer kindlichen, aufblühenden Vernunft ist, so wird sie einst zum göttlichen Bilde ihrer Thätigkeit, zum Schauplatz einer wahren Kirche werden. Bis dahin ehre sie der Mensch als Sinnbild seines Gemüts, das sich mit ihm in unbestimmbaren Stufen veredelt." Und auch an der „leichten Vergleichung" kann sich der Schüler Werners, des Begründers der Geognosie an der Bergakademie in Freiberg, nicht genügen lassen: einen Naturhistoriker prophezeit er, der „vertraut mit der Geschichte der Natur und bekannt mit der Welt, diesem höheren Schauplatz der Naturgeschichte, ihre Bedeutungen wahrnimmt und weissagend verkündigt". Denn „alles Göttliche hat eine Geschichte, und die Natur, dieses einzige Ganze, womit der Mensch sich vergleichen kann, sollte nicht so gut wie der Mensch, in einer Geschichte begriffen sein, oder, welches eins ist, einen Geist haben? Die Natur wäre nicht die Natur, wenn sie keinen Geist hätte, nicht jenes einzige Gegenbild der Menschheit, nicht die unentbehrliche Antwort dieser geheimnisvollen Frage, oder die Frage zu dieser unendlichen Ant-

wort." Einstweilen freilich erschließt sie sich nur dem Dichter, der allein es fühlt, was die Natur den Menschen sein kann und dem allein ihre Seele nicht fremd bleibt.

Ein solcher Dichter aber war Goethe: er hatte den Zauberschlüssel zum Verständnis der Natur, mit seinen großen tiefen Augen hat er ihr tief in die Seele geschaut. Das zeigen jene wunderbaren Aphorismen „die Natur", von denen jeder eine Offenbarung über sie enthält: „Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht. — Es ist ein ewiges Leben, Werden und Bewegen in ihr, und doch rückt sie nicht weiter. Sie verwandelt sich ewig, und ist kein Moment Stillstehen in ihr. — Gedacht hat sie und sinnt beständig, aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen, allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann. — Sie ist alles." So blieb er um der Natur willen Spinoza treu und wollte nichts von Fichte wissen. Und auch das Historische an ihr ging ihm auf. Im Zusammenhang mit Herders „Ideen zur Geschichte der Menschheit" erkannte er das unabläßige Sichfortbilden, den Entwickelungsgedanken in der organischen Welt, den Gesetzen der Umwandlung, der Metamorphose der Pflanzen und der Tiere forschte er nach und freute sich, als er den Zwischenknochen im Oberkiefer des Menschen entdeckte und dadurch die Stetigkeit der organischen Entwickelung auch zwischen Tier und Mensch bestätigt fand. Freilich nahmen ihn die Naturforscher nicht immer ganz ernst, „nirgends wollte man zugeben, daß Wissenschaft und Poesie vereinbar seien". Solchem Unverstand gegenüber redet auch er einmal wie ein Romantiker: „man vergaß daß Wissenschaft sich aus Poesie entwickelt habe; man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle gar wohl wieder begegnen können"; und er verweist auf Alexander von Humboldt, der ihm zugestanden, daß es der Poesie auch wohl gelingen könne, den Schleier der Natur aufzuheben; „und wenn er es zugesteht, wer wird es leugnen?" Was Wunder, daß die Romantik nun auch hierin von Fichte zu Goethe überging, und daß die

romantiſche Philoſophie ſich in der Auffaſſung der Natur von ihm den Weg zu Spinoza weiſen ließ! Ein Franzoſe hat Goethes Art, die organiſche Welt anzuſehen, „die philoſophiſche genannt, indem ſie ſich enger an die Philoſophie der Natur anſchließe“. Und ſo iſt denn auch wirklich die Naturphiloſophie, wie ſie Schelling geſchaffen hat, romantiſch, goethiſch, ſpinoziſtiſch geworden; ihren Ausgangspunkt aber nahm ſie, ſo ſeltſam es klingt, dennoch von — Fichte.

Schelling.

Als Schüler Fichtes bewegt ſich Schelling von Anfang an auf dem Boden des Idealismus. Zwar nennt er ihn wieder mit Kant den tranſcendentalen, aber er ſtand in gewiſſen Hauptſtücken Fichte doch näher als Kant; wie Fichtes Wiſſenſchaftslehre, ſo ſollte auch ſein Syſtem dieſes transcendentalen Idealismus vom Jahre 1800 eine Entwickelungsgeſchichte des Geiſtes ſein. Allein die Stimmung des Buches war eine andere. Fichte war eine durch und durch ſittliche Natur; für das Handeln brauchte er Realität; dieſe kann nicht demonſtriert und gewußt, nur geglaubt werden. So kommt Fichte zum Glauben und ſo wird ſeine Weltanſchauung religiös. Hier iſt der Punkt, wo er ſich mit Jacobi und noch von einer neuen Seite her mit der Romantik berührt, von der ihn doch das ſittliche Pathos weltenweit trennt und ſcheidet. Erſt Schelling iſt ganz und nur Romantiker das Sittliche liegt ihm durchaus ferne, dafür erfüllen ihn äſthetiſche Intereſſen, und ſo war denn auch die Schlußwendung jenes Werkes, eine Deduktion der Kunſt als des allgemeinen, des einzig wahren und ewigen Organs der Philoſophie, weder kantiſch noch fichtiſch, ſondern äſthetiſch und ſpecifiſch romantiſch. Die Kunſt iſt dieſem Philoſophen das Höchſte; was wir Natur nennen, iſt ihm ein Gedicht, und von der Philoſophie erwartet er, darin auch mit Goethe ſich berührend, daß ſie, „ſowie ſie in der Kindheit der Wiſſenſchaft von der Poeſie geboren und genährt worden iſt, und mit ihr alle anderen Wiſſenſchaften nach ihrer Vollendung als ebenſoviele einzelne Ströme in den allgemeinen Ocean der Poeſie zurückfließen, von welchem ſie ausgegangen waren“; und das Mittelglied dieſer Rückkehr und Wiederbringung aller Wiſſenſchaften wird eine neue Mythologie ſein. Das Organ der neuen Philoſophie

aber, die intellektuelle Anschauung, die nach Kant nur für einen Gott gemacht war, ist ihm ein Kunstsinn, der bevorzugten d. h. genialen Geistern zukommt, aber auch nur solchen.

Das System des transcendentalen Idealismus ist das Ganze, und doch wieder nicht das Ganze dieser im Geiste ihres Urhebers immer neu sich gebärenden Philosophie; noch vor ihm waren Schellings Entwürfe zu einem System der Naturphilosophie erschienen. Dort war die Frage: wie kommt das Ich, die Intelligenz zu einer Natur? und darauf antwortete diese Geschichte des Selbstbewußtseins; hier hieß es: wie kommt die Natur zur Intelligenz? wie entwickelt sich in ihr und aus ihr die Vernunft? darauf antwortet die Naturphilosophie. In ihr kommt der Gegensatz zu Fichte, die romantische Stimmung als eine andersartig positive Stellung zur Natur zur deutlichen Aussprache. Fichte war wirklich naturfeindlich, weil ihm der Natursinn, das Organ für alles Naturartige und Naturmächtige fehlte, er war ein Naturstürmer, wie es früher Bilderstürmer gegeben hat. Dieses „Widerstreben gegen die Natur" hat ihm noch 1806 Schelling in seiner Abhandlung „über das Verhältnis der Naturphilosphie zur verbesserten Fichte'schen Lehre" mit aller Härte vorgehalten: daß er ihr alles Dasein und Leben abgesprochen habe, daß sie ihm tot, gar nichts, ein leeres Gespenst sei und er, wenn er von der „sogenannten" Natur rede, ihr nicht einmal gönne, Natur zu heißen. Komisch und tragisch zugleich aber ist es, wenn dabei Fichte mit — Nicolai zusammengestellt wird, weil er wie dieser die Natur nur auf das Mechanische und auf ihre Nützlichkeit für den Menschen hin anzusehen gewohnt sei; so seien, der direktesten Entgegensetzung ohnerachtet, beide der innersten Grundlage nach dennoch eins: Nicolai als der Wasserstoff, Fichte als der Sauerstoff vorgestellt geben in der gegenseitigen Durchdringung die reine Indifferenz, „das wahre Wasser des Zeitalters" als Produkt!

Für die Romantiker war im Gegensatz zu der Fichteschen Naturlosigkeit die Natur eine Realität, ein Ansich, ein Wirkliches. Vom Ich freilich kommen sie auch ihr gegenüber nicht los. Charakteristisch ist dafür Schleiermachers unhistorisches Wort über Spinoza: „in heiliger Unschuld und tiefer Demut spiegelte er sich in der Welt, wie auch er ihr liebenswürdigster Spiegel war". Und vollends die Dichter

der Schule! Sich, ihre Gefühle und Stimmungen fühlten sie in die Natur hinein: das war ihr gutes Recht, damit bahnten sie, wie wir gesehen haben, in neuer Weise das Verständnis des Schönen an und begründeten die moderne Ästhetik. Aber schlimm war, daß das romantisch-individuelle, von allem Gesetz losgesprochene Ich mit allen seinen Schrullen, Fratzen und Bizarrerien, seinen oft so wenig großen und hohen, sondern vielmehr recht kleinen Gefühlen sich in sie hineinlegte oder hineinträumte. Keiner hat die Natur mehr mit solcher Traumstimmung erfüllt als Tieck: in seinen Märchen, z. B. im „blonden Eckbert" stehen intime Stimmungsmotive im Vordergrund, wie sie den Märchen sonst fremd sind, das Grauen und Grausen der eigenen Seele, das er so meisterhaft analysiert, grinst Eckbert auch aus der Natur entgegen und macht sie ihm so gespenstisch-unheimlich. In den „Lehrlingen zu Sais" hat Novalis diese „Beziehung der Natur auf das Gemüt" geradezu lehrhaft entwickelt und dabei auch seinerseits dem Dichter das Vorrecht zugesprochen, der Natur ins Herz zu sehen, aber daneben doch das wissenschaftliche Erforschen derselben in der großen, zusammenfassenden Weise seines Meisters Werner gelten und sich von ihm imponieren lassen.

Und nun kam Schelling, erfaßte die Aufgabe als eine philosophische und verwandelte die Natur in Geist. Hierzu half ihm der wiederentdeckte Pantheismus Spinozas, nur daß dieser neue flüßiger, lebendiger, seiner Erstarrung in mathematische Formeln entkleidet war.

Wie's gemeint ist, zeigt uns vielleicht deutlicher als jede lehrhafte Auseinandersetzung jenes merkwürdige Gedicht „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens" aus dem Jahre 1799, das erst wie Materialismus anhebt:

— — behaupte zu dieser Frist,
Daß nur das wirklich und wahrhaft ist,
Was man kann mit den Händen betasten
— — — — — — — — — — — —
Seit ich gekommen bin ins Klare,
Die Materie sei das einzig Wahre,
Unser aller Schutz und Rater,
Aller Dinge rechter Vater,
Alles Denkens Element,
Alles Wissens Anfang und End.

Aber dann kommt es anders, kommen klar und entschieden die Gedanken der Naturphilosophie zum Wort:

Wüßt auch nicht, wie mir vor der Welt sollt' grausen,
Da ich sie kenne von innen und außen.
Ist gar ein träg' und zahmes Tier,
Das weder bräuet dir noch mir,
Muß sich unter Gesetze schmiegen,
Ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Riesengeist darinnen,
Ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
Kann nicht aus dem engen Panzer heraus
Noch sprengen das eiserne Kerkerhaus,
Obgleich er oft die Flügel regt,
Sich gewaltig dehnt und bewegt,
In toten und lebend'gen Dingen,
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen;
Daher der Dinge Quallität
Weil er drin quellen und treiben thät,
Die Kraft, wodurch Metalle sprossen,
Bäume im Frühling aufgeschossen,
Sucht wohl an allen Ecken und Enden
Sich ans Licht herauszuwenden,
Läßt sich die Mühe nicht verdrießen,
Thut jetzt in die Höhe schießen,
Seine Glieder und Organ' verlängern,
Jetzt wieder verkürzen und verengern,
Und sucht durch Drehen und durch Winden
Die rechte Form und Gestalt zu finden.
Und kämpfend so mit Füß' und Händ'
Gegen widrig Element,
Lernt er im Kleinen Raum gewinnen,
Darin er zuerst kommt zum Besinnen;
In einen Zwergen eingeschlossen
Von schöner Gestalt und graden Sprossen,
Heißt in der Sprache Menschenkind,
Der Riesengeist sich selber find't.
Vom eisernen Schlaf, vom bangen Traum
Erwacht, sich selber erkennet kaum,
über sich gar sehr verwundert ist,
Mit großen Augen sich grüßt und mißt;
Möcht' alsbald wieder mit allen Sinnen
In die große Natur zerrinnen,
Ist aber einmal losgerissen,
Kann nicht wieder zurückfließen,
Und steht zeitlebens eng und klein
In der eignen großen Welt allein.

Fürchtet wohl in bangen Träumen
Der Riese könnt sich ermannen und bäumen
Und wie der alte Gott Saturn
Seine Kinder verschlingen im Zorn.
Denkt nicht, daß er es selber ist,
Seiner Abkunft ganz vergißt,
Thut sich mit Gespenstern plagen,
Könnt also zu sich selber sagen:
Ich bin der Gott, der sie am Busen hegt,
Der Geist, der sich in allem bewegt.
Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der ersten Lebenssäfte,
Wo Kraft in Kraft und Stoff in Stoff verquillt,
Die erste Blüt', die erste Knospe schwillt,
Zum ersten Strahl von neugebornem Licht,
Das durch die Nacht wie zweite Schöpfung bricht,
Und aus den tausend Augen der Welt
Den Himmel so Tag wie Nacht erhellt.
Hinauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wodurch Natur verjüngt sich wieder schafft,
Ist Eine Kraft, Ein Pulsschlag nur, Ein Leben,
Ein Wechselspiel von Hemmen und von Streben.

Es ist übrigens nicht ohne Interesse, daß von der Veröffentlichung dieses Schellingschen Gedichtes im Athenäum Goethe auch diesmal wieder abgeraten hat, natürlich wegen der allzu burschikosen Polemik gegen die Schleiermachersche Wendung der Romantik zum Religiösen, und wegen der cynischen und blasphemischen Form, in welche sich dieselbe hüllte.

Und doch war darin die ernsthafte philosophische Überzeugung Schellings ausgesprochen, so hat er, Dichter und Philosoph zugleich, die Natur verstanden und in diesem Sinn und Geist hat er seine Naturphilosophie oder spekulative Physik geschaffen, wobei schon hier vorausgenommen werden mag, daß das der Punkt ist, wo Schopenhauer mit seiner ursprünglich ganz romantisch gemeinten Lehre vom Willen in der Natur eingesetzt und an Schelling angeknüpft hat.

Auf das Einzelne dieser längst vergessenen Naturphilosophie dürfen wir hier nicht eingehen. Nur auf zweierlei ist hinzuweisen, auf ihre Beziehung zu Kant und auf die zu der Naturwissenschaft ihrer Zeit. Von Kants Schriften machte die Kritik der Urteilskraft den größten Eindruck auf Schelling. Aber freilich mit dem

Ergebnis derselben, daß die reale Geltung der Zweckmäßigkeit in der organischen Natur zu verneinen sei, konnte er sich nicht befreunden; er erkennt eine objektive, aber freilich bewußtlose und blinde Zweckthätigkeit an und gründet sie auf die Einheit von Natur und Geist: weil Geist in der Natur ist und sich in ihr stufenmäßig entwickelt und verwirklicht, sind ihre Produkte geistartig d. h. zweckmäßig. Das im einzelnen nachzuweisen, hat er sich in immer neuen Anläufen und unter dem Einfluß der verschiedenen Phasen seines sprungweise sich ändernden Denkens von verschiedenen Gesichtspunkten aus bemüht.

Und dafür war er doch nicht ohne die nötigen Vorkenntnisse. In Leipzig hat er zwei Jahre lang Mathematik, Physik und Medizin gar eifrig studiert und in den damaligen Stand der Naturwissenschaft einen genauen Einblick gethan. In seiner Naturphilosophie spielt der Begriff der Polarität eine Hauptrolle, Polarität, Gegensätzlichkeit sieht er im Organischen wie im Anorganischen, in Natur und Geist, es ist ihm ein durchgängiges Gesetz, auf dem alle Entwickelung, alles Leben, alle Wissenschaft beruht. Und diesen Begriff entnimmt er der Lehre vom Magnetismus, wie er ihn nach dem damaligen Stande des Wissens als Galvanismus oder tierische Elektrizität kennen gelernt hat: in ihm sah er nach Kuno Fischers treffendem Ausdruck „den dynamischen Prozeß, der die elektrische, magnetische, chemische und zugleich die specifische Lebensthätigkeit in sich vereinigt, das Band der unorganischen und organischen Natur, das Centralphänomen der physischen Welt". Dazu kam dann die neue Chemie Lavoisiers: der Sauerstoff war entdeckt, die Luft als Verbindung von Sauerstoff und Stickstoff erkannt und damit der phlogistischen Theorie vom Verbrennungsprozeß durch die Lehre von der Oxydation ein Ende gemacht. Auch das kannte und das beschäftige Schelling, selbst für seine Polemik gegen Fichte sahen wir ihn oben einen daher genommenen Vergleich benützen. Zum Verständnis der organischen Welt aber half ihm die medizinische Lehre Browns von der Erregbarkeit des Körpers und der durch Vermehrung und Verminderung der Reize herbeizuführenden Heilung, was sich mit dem Galvanismus leicht verbinden zu lassen schien. Und noch größeren Einfluß hatte auf ihn sein Landsmann Kielmeyer,

der an der Stuttgarter Karlsschule Naturwissenschaft lehrte, durch eine Rede, worin er mit der Erregbarkeit oder Irritabilität die Sensibilität und Reproduktion als organische Grundkräfte verband; sie fand er, das biogenetische Grundgesetz fast schon antecipierend, ebenso in der Entwickelung des einzelnen Individuums wie in den Entwickelungsstufen der verschiedenen Organisationen thätig; und indem er durch sie aus dem Unorganischen das Organische und aus diesem das geistige Leben hervorgehen ließ, enthüllte sich ihm die Einheit und der Zusammenhang des Ganzen, was diese Naturanschauung dem Philosophen besonders empfehlenswert erscheinen lassen mußte. Es galt nur, in allen drei Gebieten jene Grundkräfte in irgend einer Gestalt wiederzufinden und nachzuweisen.

Für uns aber ist wichtiger als das, was Schelling aus diesen naturwissenschaftlichen Voraussetzungen und Kenntnissen genommen und gemacht hat, die Bedeutung dieser seiner Naturphilosophie für das Geistesleben unseres Volkes.

Nichts steht heutzutage tiefer in der Wertschätzung der Zeitgenossen als die Schellingsche Naturphilosophie: „ein geistreich scholastisierendes Gemisch von Tiefsinn und Unsinn" haben es selbst billige Beurteiler genannt, andere halten sich nur an das Sinnlose und den Galimathias, auf Naturforscherversammlungen können Redner stets des Beifalls gewiß sein, wenn sie daran erinnern und dem gegenüber selbstgefällig betonen, wie wir es doch so herrlich weit gebracht haben. Und es ist wahr, wenn wir einzelne Sätze herausgreifen, wie den, daß die Pflanze den Kohlen-, das Tier den Stickstoffpol repräsentiere, dieses also südlich, die Pflanze nördlich sei, oder daß das Tier in der organischen Natur das Eisen, die Pflanze das Wasser darstelle, so ist das barer blanker Nonsens. Steckt aber doch ein Riesengeist darinnen — im Ganzen nämlich; und darauf hinzuweisen ist heute nötiger und ist auch gerechter als den Toten immer wieder noch einmal tot zu schlagen. Der Gedanke der Entwickelung wird hier zum erstenmal in ganz moderner Fassung und Form auf die Natur angewendet: daß „die Stufenfolge aller organischen Wesen durch allmähliche Entwickelung einer und derselben Organisation sich gebildet habe", hat dieser vielgeschmähte Naturphilosoph doch weit deutlicher als Kant und Goethe zehn

Jahre vor Lamarck, sechzig Jahre vor Darwin ausgesprochen: es ist dies eine der größten Antecipationen der Philosophie. Und wenn er erklärt, daß „die Prinzipien des Organismus und Mechanismus dieselben seien" und die Allgegenwart des Lebens verkündigt, also das, was wir heute „Monismus" nennen, so zucken wir, die wir inzwischen die Orgien des Materialismus auf der einen Seite erlebt und auf der andern Fechners „Tagesansicht" von einer Allbeseelung der Dinge kennen gelernt haben und die Welt sogar als Wille begreifen sollen, darüber doch nicht mehr so gar verächtlich die Achseln und erinnern uns wieder einmal an Spinoza und Goethe. Daß aber der Nachweis für all das von dem Philosophen nicht erbracht wurde und nicht erbracht werden konnte, das freilich liegt auf der Hand. Und damit beginnt das Unrecht der Naturphilosophie: an die Stelle von Beweisen setzte sie kecke Behauptungen und Machtsprüche, an die Stelle von wissenschaftlich begründeten Gesetzen vage Analogien und leere Worte. Da liegt ihr Gegensatz zu Kant: wenn dieser sagt, daß „wir von den Dingen nur das a priori erkennen, was wir selbst in sie legen", so meint er mit diesem „wir selbst" die Naturforscher und ihre methodische Arbeit und gerade nicht die spekulativen Naturphilosophen, die ohne Methode und ohne Rücksicht auf die Erfahrung „Luft und Licht a priori konstruieren". Denn eben darin bestand die Gefahr der Naturphilosophie, daß sie, trotz aller thatsächlichen Abhängigkeit von den zufälligen und jedesmal letzten Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung ihrer Zeit — denn woher anders sollte sie ihren Stoff nehmen? —, die Empirie gering achtete und ihr, indem sie sie zum bloßen Material und Mittel herabsetzte, Gewalt anthat. Wie man im sechzehnten Jahrhundert im faustischem Drang nach einem Zauberschlüssel suchte, der dem Menschen den Zugang zur Natur und ihren Geheimnissen mit Einem Schlag öffnen sollte, bis man entdeckte, daß die Mathematik zwar ein Schlüssel, aber kein Zauberschlüssel sei und die Natur sich zwar ihre Geheimnisse abgewinnen lasse, aber nur in langsam redlichem Bemühen einer methodisch fortschreitenden Forschung, so glaubte man auch jetzt wieder, und zwar nicht nur Dichter und Philosophen, in den Formeln der Naturphilosophie das einfache und direkte Mittel in die Hand zu bekommen zur Erkenntnis und zum Ver-

ſtändnis der Natur und der Mühe empiriſcher Beobachtung und langſam aufwärts führender Induktion überhoben zu ſein.

Wie dieſe Naturphiloſophie auf die Zeitgenoſſen wahrhaft berauſchend gewirkt hat, das beſchreibt der Norweger Steffens in einem Brief an Schelling vom 1. September 1800. Von ſeiner früheſten Kindheit an lebte und webte dieſer für die Romantik prädeſtinierte Enthuſiaſt in der Natur, ſich von ihr loszuſagen war ihm unmöglich. So ſuchte er unverdroſſen alles zuſammen, lernte Tiere und Pflanzen und Steine kennen, ſtrich herum in den Gebirgen und auf den Feldern, zu Waſſer und zu Lande, und ſammelte vielleicht nicht ganz gewöhnliche Kenntniſſe. Aber, klagt er, „das leidige ſtückweiſe Theoretiſieren ſteckte mich an, das herrliche Ganze, was von meiner Kindheit meine Seele durchdrang, erſtarb mir unter den Händen, es zerfiel in tauſend Trümmer und ich ſuchte vergebens aus dem zerſchlagenen Gotte ein Ganzes kärglich zuſammenzuleimen. Meine Freude war dahin, der innere Friede verloren, eine wunderliche Unruhe bezeichnete mein ganzes zerſtörtes Weſen". Da lernte er Schelling kennen, es war ihm, als hätte dieſer für ihn geſchrieben. Die Hoffnung belebte ſich, ſeine verlorene Jugend wieder zu erleben, das ganze Leben der Natur faßte ihn — ſtärker, unwiderſtehlicher als jemals; und was die Naturphiloſophie anfing, vollendete der transſcendentale Idealismus. Schon 1801 erſchienen dann ſeine „Beiträge zur inneren Naturgeſchichte der Erde", die ſtreng naturwiſſenſchaftlich anheben, dann ganz naturphiloſophiſch werden, und ſchließlich echt romantiſch bei der unendlichen Welt in den innerſten Tiefen des eigenen Geiſtes endigen.

Oken aber, der als Naturforſcher ſich bemühte, die Naturphiloſophie zum naturwiſſenſchaftlichen Syſtem zu erheben und über dieſen Bemühungen um ein ſpekulatives Ganzes die Detailarbeit des Forſchers gefliſſentlich vernachläſſigte, ſcheint die Anſicht zu beſtätigen, daß die Naturphiloſophie nicht nur nichts geleiſtet — denn wo ſind heute dieſe ſpekulativen Lehrbücher und Syſteme? — ſondern daß ſie es ſogar verſchuldet habe, wenn wir Deutſche zu Anfang des Jahrhunderts in unſerer Erkenntnis der Natur hinter den anderen Nationen ſo weit zurückgeblieben ſeien. Weil wir damals Naturphiloſophie trieben, hatten wir keine Naturwiſſenſchaft.

Aber auch das ist doch nur die eine Seite und ist nur halb wahr. Kant und Fichte haben die Philosophie naturlos gemacht, Kant gegen seinen Willen, weil er als Pietist herangewachsen sich zur Natur kein Herz fassen konnte, die Sinnlichkeit zum bloßen Stoff degradierte, sich um die Möglichkeit synthetischer Urteile a posteriori, d. h. um die induktive Wissenschaft nicht kümmerte und vor dem kühnen Gedanken seiner genialen Jugendarbeit über „die Verfassung und den mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes“ selber erschrak; Fichte, weil er subjektiver Idealist war und deshalb die Natur gewaltthätig in ihrer Selbständigkeit und ihrem Eigenwert vernichtete. Ihnen gegenüber hat Schelling als Romantiker das Interesse an der Natur zunächst selber wieder gehabt und es der Wissenschaft seines Volkes wieder eingeflößt; und als dann die Orgien der unfruchtbaren Naturphilosophie vorüber waren, da blieb als Residuum in diesem Taumelkelche doch zweierlei zurück: das Interesse an der Natur, das rasch genug auch den Deutschen zu methodischer Naturforschung trieb, und ein Universalismus der Naturbetrachtung, der den Gedanken der Einheit sowohl der Natur selbst in allen ihren Teilen als auch der Natur mit dem Geist lebendig erhielt und so das Band zwischen Naturwissenschaft und Philosophie doch nicht ganz abreißen ließ. So urteilte auch Alexander von Humboldt, wenn er noch 1834 an Bunsen schreibt: „Ich habe nie anders als mit den Ausdrücken der Bewunderung von Schelling gesprochen. Einem Deutschen steht es wahrlich nicht an, das edle Bestreben, das Beobachtete zu verknüpfen, das Empirische durch Ideen zu beherrschen, mit Verachtung zu behandeln. Ich habe nie die Möglichkeit einer Naturphilosophie bezweifelt, wenn mich auch der Teil derselben, welcher das Heterogene der Materie (specifisch verschieden scheinender Stoffe) behandelt, bisher nicht überzeugt hat. Schellings Naturphilosophie, dem rohen Empirismus, der nüchternen Anhäufung von Thatsachen entgegenstehend, ist ganz von den philosophischen Träumereien verschieden, die nicht ihm, sondern mißverstandenen Lehren zugehören, aber allerdings eine Zeitlang von gründlich speciellem Wissen abhielten, weil die Jugend wähnte, man könnte eine specielle Chemie, eine reinliche, a priori, ohne sich die Hände zu benetzen, eine Astronomie

ohne Meßinstrumente und Fernröhre treiben. Ich bin fest überzeugt, der große Philosoph würde mit Achtung jeden behandelt haben, der auf dem Wege der Beobachtung den Horizont des menschlichen Wissens zu erweitern strebt, weil er in dem Beobachteten selbst das Material erkennt, welches der Geist ordnen, beherrschen soll."

Dieses Zeugnis wiegt doch recht schwer: denn Alexander von Humboldt hat die Zeiten der Naturphilosophie selbst mit durchlebt und ist es ja gerade gewesen, der durch sein eminentes Wissen und sein fruchtbares Forschen und nicht zum wenigsten auch durch sein persönliches alle überragendes Ansehen jene Scharte der deutschen Naturforschung bald genug auswetzte und den Vorsprung der andern Völker vor uns mit Riesenschritten einholte.

Sein Kosmos, heute freilich darin auch nicht mehr ganz unangefochten, bewies, daß man auch als strenger Empiriker universal sein könne; und wenn wir jetzt über Haeckels monistische Metaphysik zuweilen die Geduld verlieren möchten, so haben wir doch auch wieder eine Freude zu sehen, wie die Philosophie auch unsere modernen Naturforscher nicht losläßt und sie geistreich und kühn macht. Robert Mayer und Helmholtz, der Physiker Hertz und der Chemiker van't Hoff — sie alle zeigen, daß es eine Naturphilosophie noch immer giebt, das heißt jetzt freilich: inmitten exakter Forschung eine philosophische Betrachtungsart der Natur und eine philosophische Zuspitzung ihrer Probleme.

Hegel.

In dem romantischen Saus und Braus zu Jena hatte sich eben um die Wende des Jahrhunderts ein Landsmann Schellings diesem beigesellt, Georg Wilhelm Friedrich Hegel. In seiner Habilitationsschrift vom Sommer 1801 de orbitis planetarum hatte er unter anderem auch die Lücke zwischen den Planeten Mars und Jupiter besprochen, die schon Kant zu denken gegeben. Während dieser sie naturwissenschaftlich zu erklären versuchte, dachte Hegel daran, an die Stelle der arithmetischen Progression der Entfernungen die pythagoreische Zahlenreihe von 1, 2, 3, 4, 9, 16, 27 zu setzen und so den größeren Zwischenraum zwischen dem vierten und

fünften Glied des Systems begreiflich zu machen. Das war nun aber schon deshalb falsch, weil — jene Lücke gar nicht vorhanden war; und zwar hatte das bereits am 1. Januar des Jahres 1801 Piazzi durch die Entdeckung der Ceres als des ersten der seither so zahlreich gefundenen Planetoiden nachgewiesen. Das war fraglos ein Mißgeschick, das diesen Erklärungsversuch eines Naturphilosophen traf — schlimmer noch als im Jahr zuvor der Tod der Auguste Böhmer, welchen bösartige Gegner der „allerneuesten Philosophie" d. h. den Rezepten ihres Bräutigams Schelling zur Last legen wollten. Aber es war ein Mißgeschick, wie es auch der exakten Naturforschung alle Tage passieren kann und häufig schon passiert ist; in John Stuart Mills Logik kann man eine Reihe von Beispielen aus der Geschichte der exakten Wissenschaften dafür finden. Deshalb hat Strauß ganz recht, wenn er dagegen protestiert, daß man diese Kleinigkeit gegen Hegel speciell und gegen die Philosophie im ganzen ausbeute: „Der Löwe ist tot, gewisse Tritte aber dürfen darum unter uns nicht Mode werden."

Man thut aber auch noch aus einem allgemeinen Grunde Hegel unrecht, wenn man ihn wegen dieses ganz beiläufigen und kaum zur Sache gehörigen Mißgriffs in seiner Habilitationsschrift besonderer naturphilosophischer Gewaltthätigkeit und Konstruktionslust anklagt: Hegel hat sich nur ganz vorübergehend mit Schelling und seiner romantischen Philosophie identifiziert. Dem schwerfälligen, substantiellen Schwaben war es nicht wohl in der geistreich-liederlichen Gesellschaft, die sich in Jena um Karoline Böhmer-Schlegel-Schelling her zusammenfand; das zeigt eine spätere Äußerung Hegels über Karoline, „deren Tod wir neulich hier vernommen und von der einige hier die Hypothese aufgestellt haben, daß der Teufel sie geholt habe". Die spielende Willkür romantischer Ironie und Subjektivität sagte seinem ernsthaften Wesen, seinem Durst nach Objektivität und seinem verzehrenden Hunger nach Realität nicht zu, und in der Philosophie interessierte ihn der Geist mehr als die Natur.

So kam es früh genug zwischen den beiden Jugendfreunden zum Bruch. In den Tagen der Schlacht von Jena vollendete Hegel seine Phänomenologie des Geistes mit jener gewaltigen Vorrede, die eine schneidige und schneidende Absage war an Schelling und seine „Begeiste-

rung, die wie aus der Piſtole mit dem abſoluten Wiſſen unmittelbar anfängt", an ſein Abſolutes als „die Nacht, worin alle Kühe ſchwarz ſind", an „die triviale Proſa" und „die verrückte Rede" einer in der Philoſophie wie in der Poeſie graſſierenden Genialität. Dabei kommt der Satz Hegels, daß „das Geiſtige allein das Wirkliche ſei", freilich auch der Natur zu gut: auch von ihr ergreift die Vernunft Beſitz und „pflanzt auf allen ihren Höhen und in allen ihren Tiefen das Zeichen ihrer Souveränetät auf". Naturphiloſophie iſt darum auch ihm ſtets ein Teil des Syſtems geblieben, und er hat es Schelling immer als Verdienſt zugerechnet, daß er ſie geſchaffen und damit „den intelligenten Charakter der Natur als Bedürfnis der Wiſſenſchaft ausgeſprochen" habe. Aber die Naturphiloſophie war ihm doch fraglos der minderwertigſte Teil, an dem ihm ſelbſt am wenigſten gelegen war. Denn die Natur iſt doch nur der Geiſt „in ſeinem Andersſein", ſeiner Entäußerung und Erſtarrung; zu ihr hat ſich die Idee ſelbſt „entlaſſen", ihr wahres Sein gewinnt dieſe erſt im Menſchen, doch nicht — und damit beginnt ſein entſchiedener Gegenſatz zur Romantik — nicht in dem ſich ſelbſt beſpiegelnden genialen Einzelnen, ſondern in den objektiven Mächten des menſchlichen Geſamtlebens, in Recht und Staat, in Kunſt, Religion und Sittlichkeit. Das Wort, daß man Gott mehr gehorchen müſſe als dieſen menſchlichen Inſtitutionen und ihrer Autorität, hat er um ſeines individualiſtiſchen Klanges willen in dieſer Faſſung nie gelten laſſen, und ſelbſt in der Berufung auf das Gewiſſen ſah er mehr die Gefahr des Irrtums und des Böſen als das gute Recht des Subjekts und ſeiner individuellen Überzeugung. So gut kannte er ſeine früheren romantiſchen Genoſſen und ihr — Gewiſſen. Und ſo iſt ihm wichtiger als die Entwickelung der Natur in Mechanik, Phyſik und Organik und in der Pſychologie des ſubjektiven Geiſtes der Gang der Geſchichte, wichtiger als der Einzelne der Staat, und über dem Gewiſſen des Einzelnen ſteht ihm die Sitte, weil hier überall erſt das Vernünftige wirklich wird.

Aber einen romantiſchen Zug, den Hiſtorismus, hat Hegel damit doch feſtgehalten, ja verſtärkt und erſt recht zur Geltung gebracht, dadurch daß er Vernunft und Geiſt auch in der Geſchichte fand und ſie dadurch erſt intereſſant machte. Und hier wird nun allerdings auch

die Form der Phänomenologie romantisch. Es handelt sich in dem Werk um das Werden der Wissenschaft und des Wissens, um die Erhebung des Bewußtseins von seinen niedersten Stufen und Formen auf den zur Erkenntnis des Absoluten nötigen spekulativen Standpunkt, zum absoluten Wissen. Auch die Phänomenologie des Geistes ist eine Entwickelungsgeschichte des Einzelbewußtseins. Aber mit dieser individuellen Bildungsgeschichte kombiniert Hegel die Bildungsgeschichte der Menschheit: die psychologische Entwickelung des Bewußtseins ist im wesentlichen identisch mit der Bildungs- oder Kulturgeschichte der Menschheit. Und so entfaltet sich vor unseren Augen das reiche Leben des Geistes nach zwei Seiten hin — nach der Seite des Einzelnen als Geschichte seiner Bewußtseinsstufen von den niederen hinauf zu jener höchsten des absoluten Geistes, und nach der Seite des Ganzen als Geschichte der charakteristischen Bildungs- und Kulturstufen der Menschheit. Diese beiden Seiten werden aber nicht geschieden und unterschieden, sondern laufen durcheinander und gehen ineinander über, und nicht einmal bei der zweiten Reihe verfährt Hegel streng historisch, sondern hebt mit einer gewissen Willkür diejenigen Epochen heraus, welche für die jedesmalige individuelle Bewußtseinsstufe als Parallelerscheinung zu dienen und sie in ein helles Licht zu setzen vermögen. Um sich hierzu das Recht zu wahren, nennt er keine Namen von Völkern, Philosophen und Richtungen, wählt auch gelegentlich solche Erscheinungen aus, die ihm zufällig nahe lagen, während sie für uns jetzt längst wieder bedeutungslos geworden oder von uns geradezu vergessen sind. Die Folge dieser Behandlungsart ist eine gewisse Undurchsichtigkeit und Schwerverständlichkeit des Werks, das damit an Dantes Divina commedia erinnert. Treffend sagt daher Hegel selber: „Das Ziel, das absolute Wissen oder der sich als Geist wissende Geist hat zu seinem Weg die Erinnerung der Geister, wie sie an ihnen selbst sind und die Organisation ihres Reiches vollbringen. Ihre Aufbewahrung nach der Seite ihres freien in der Form der Zufälligkeit erscheinenden Daseins ist Geschichte, nach der Seite ihrer begriffenen Organisation aber die Wissenschaft des erscheinenden Wissens; beide zusammen, die begriffene Geschichte, bilden die Erinnerung und die Schädelstätte des absoluten Geistes,

die Wirklichkeit, Wahrheit und Gewißheit seines Throns, ohne den er das leblose Einsame wäre: nur

aus dem Kelche dieses Geisterreiches
schäumt ihm seine Unendlichkeit."

Noch viel mehr aber erinnert die Phänomenologie an den zweiten Teil von Goethes Faust, und deshalb hat Haym ganz recht, wenn er von ihr sagt: „hier wird das Fest des absoluten Wissens gefeiert; diese Feier würdig zu begehen, wird ein romantischer Maskenzug aufgeführt. In langer Reihe erscheinen vor dem Throne des Absoluten historische Figuren, zu psychologischen Geistern verkleidet und wiederum psychologische Potenzen unter der Maske historischer Gestalten." Daher dann sein Urteil, die Phänomenologie sei das Werk eines „unverzeihlichen Konfusionarius", „eine durch die Geschichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Psychologie und eine durch die Psychologie in Zerrüttung gebrachte Geschichte". Aber daneben hat Eduard Zeller doch noch mehr recht, wenn er seinerseits die Phänomenologie „das Genialste" nennt, was Hegel je geschrieben habe. Es ist — romantische Genialität.

Aber trotz dieses Tributes, den Hegel der Romantik dargebracht hat, seine Philosophie ist bei allem Wurzeln in der Romantik ein Kampf gegen und ein Sieg über alle Romantik. In ihr wird der Geist Herr über die Natur und die Geschichte Herr über den Einzelnen und das Belieben des Einzelnen; und so bedeutet sie die Abkehr von der romantischen Naturphilosophie — sie ist im Wesentlichen Philosophie des Geistes; die Objektivität, wie sie vor allem in den großen Mächten der Kultur und der Geschichte sich darstellt, überwindet die subjektive Willkür des Einzelnen und ist darum in ihrer ganzen reichen Fülle der Gegenstand dieses Philosophierens. Damit tritt Hegel dem griechischen Geiste nahe, für den er sich mit Hölderlin frühe schon begeistert hatte, und ist vor allem Goethe viel mehr verwandt als den romantischen Genossen seiner Jenaer Dozentenzeit, wie ihn denn auch Goethe seinerseits wohl zu schätzen wußte. Für beide ist das Wirkliche eine Macht, vor der sie sich respektvoll beugen.

Aus diesem Gegensatz gegen die Romantik heraus, in der der Einzelne mit seinen Gefühlsansprüchen und der Willkür seiner genialen

Einfälle wahre Orgien feiert, ist die Hegelsche Philosophie zu begreifen als ein Kampf gegen den Einzelnen. Darum haßt auch Nietzsches „Erzieher" Schopenhauer diesen Philosophen der Objektivität gewissermaßen antecipando als den großen Antipoden seines individualistischen Zöglings, der ihm aber doch mit der Zeit gerechter geworden ist als der romantische Meister selber, weil er ihm ferner stand und Witterung hatte für alles, was Geist besaß und Geist war. Geist aber ist das Element der Hegelschen Philosophie.

Doch ehe Hegel über die Romantik siegen konnte, mußten den Menschen seiner Zeit und mußte auch ihm selber der Wert jener objektiven Mächte, des Staates und der Sitte, des Volkstums und der Religion erst noch durch den Gang der Weltgeschichte zum Bewußtsein gebracht werden: sie mußten an den Wert dieser Güter erst wieder glauben lernen, ehe Hegels Philosophie ausreifen und die Zeitgenossen an seine Philosophie glauben konnten. Und darum haben auch wir, nach dem Vorgang der Phänomenologie, in diese Geschichte des Bewußtseins unseres Volkes hier an dieser Stelle ein Stück realer Geschichte einzufügen und zuzusehen, wie diese auf jene wirkt und sie in neue Wege leitet.

Drittes Kapitel.

Preußens Fall und Wiederaufrichtung.

Deutschland bis zum Falle Preußens.

Neben der rationalistischen Weltanschauung ist zu Anfang des Jahrhunderts noch ein anderes Stück und Werk des Aufklärungszeitalters in die Brüche gegangen, nicht das geringste oder schlechteste — der Staat des aufgeklärten Despotismus, das Friedericianische Preußen. Erst schien es, als sollte derselbe durch die reaktionäre Regierungsweise seines Nachfolgers langsam untergraben werden. Das Wöllnersche Religionsedikt vom 9. Juli 1788 war eine Kriegserklärung gegen den bis dahin herrschenden Geist der Aufklärung, mit Hilfe der Censur und vexatorischer Maßregeln gegen Einzelne, die selbst vor Kant und gerade vor ihm nicht Halt machten, hoffte man mit ihm fertig zu werden. Aber noch wurzelte er zu tief in den mittleren Schichten des Volkes und in weiten Kreisen der Beamtenschaft, und so erhob sich ein heftiger Widerstand gegen diese Reaktion, an dessen Spitze man den allzu gewissenhaften und in seinem Alter auch ruhebedürftigen Kant nur ungern vermißt. Dieser Opposition war die Faulheit des „betrügerischen und intriganten Pfaffen", wie Friedrich der Große Wöllner genannt hatte, und war das ganze unmoralische und heuchlerische Regiment Friedrich Wilhelms II. nicht gewachsen. Und ein Jahr nach dem Erlaß des Edikts erhob sich im Westen die große revolutionäre Sturmflut, die unter ihren Wogen schließlich Freund und Feind, Aufklärung und Reaktion verschlingen sollte.

Deutschland war kein Staat, so hatte sich auch kein staatliches und nationales Bewußtsein entwickelt; Bildung und Anschauungsweise waren individualistisch, um den Menschen allein handelte es sich, nicht um den Bürger, nicht um das Volk, und so entsprach ähnlich wie im Hellenismus nach Alexander dem Großen dem Individualismus ein weitherziges Weltbürgertum, das an den staatlichen Pflichten achtlos vorüberging. Das Lob eines eifrigen Patrioten war für Lessing das letzte, wonach er geizen würde, des Patrioten nämlich, der ihn vergessen lehrte, daß er ein Weltbürger sein sollte; und noch 1778 wünscht er „recht sehr, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu sein aufhört". Justus Möser mit seinen „patriotischen Phantasien" war daher ein weißer Rabe, wenn er auch in Herder auf geistigem Gebiet einen Gesinnungsgenossen hatte und der patriotischen Romantik präludierte. Nur schelte man sie darob nicht allzu hart, die führenden Geister in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: sie bauten eben damals doch an einem großen deutschen Vaterland, an dem geistigen Kaiserreich deutscher Nation, dessen Hauptstadt Weimar und dessen Reichskanzler Goethe war. Deutschland wurde zuerst geistig Ein Volk, ehe es sich zu einem machtvollen Staatengebilde zusammenschloß.

Nun hatten freilich die preußischen Fürsten auch einen Staat geschaffen und Friedrich der Große hatte ihn durch die unvergleichliche Genialität seines Wesens in all seiner Kleinheit mächtig und groß gemacht; und er hatte noch weit mehr gethan: er hatte nach Goethes Zeugnis auch dem deutschen Geistesleben „wahren und höheren eigentlichen Lebensgehalt" gegeben; „die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen also für ihre Litteratur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können". Derselbe Lessing, der so verächtlich vom Patriotismus sprach, schuf in seiner Minna von Barnhelm ein Werk „von vollkommenem norddeutschem Nationalgehalt".

Aber gerade Goethe, der sich rühmte, schon als Knabe preußisch gesinnt gewesen zu sein, korrigiert sich sofort: „oder um richtiger zu

reden, fritzisch gesinnt, denn was ging uns Preußen an"; und ebenso war in Schwaben Schubart fritzisch gesinnt. Auch hier war es also der Einzelne, nicht der Staat, dessen Diener dieser Einzelne doch nur sein wollte, und so hat, jedenfalls außerhalb Preußens, gerade die Größe Friedrichs und die Begeisterung für ihn dem Individualismus nur neue Nahrung gegeben. Wenn man sah, wie auch die Franzosen für den Sieger von Roßbach schwärmten, so konnte man in der That an den Sieg rein menschlicher Größe über nationale Völkertrennung glauben. Und nun folgte gleich hinterdrein die Reaktion in Preußen; damit schien der Beweis erbracht, daß nur jener „Einzige" den Dank und die Liebe und die Bewunderung verdient habe, am Staat dagegen wirklich nichts gelegen sei. Damals hat auch Wilhelm von Humboldt den preußischen Staatsdienst verlassen.

Da kam in Frankreich die Revolution, ein großes politisches Ereignis, dessen Heldenspieler nicht ein Einzelner, sondern das ganze Volk war. Natürlich rüttelte sie auch in Deutschland die Geister mächtig auf und entflammte sie zunächst zu jauchzender Zustimmung: man denke an Klopstock und Schiller, an Fichte und Wilhelm von Humboldt, an Georg Forster in dem freilich ganz besonders tollen Mainz oder an Josef Görres und sein „rotes Blatt" in Koblenz; und noch 1798 hat sie Kant in der „Rechtslehre" als die „hoffnungsvolle Wende der Zeiten" begrüßt. Aber bei den meisten folgte unter dem Eindruck der Pariser Schreckenstage ebenso rasch Abkühlung und Ernüchterung: so radikal und so blutig hatten sich diese weltbürgerlichen Optimisten eine Revolution freilich nicht vorgestellt. In demselben Werke von Kant, das als Produkt seines Alters allerdings auch sonst von Widersprüchen durchzogen ist, giebt er dem Schauder über die Hinrichtung eines Monarchen durch sein Volk den denkbar stärksten Ausdruck; und noch deutlicher spiegelt sich in den Wandlungen von Friedrich Gentz die wechselnde Stimmung dieser neunziger Jahre. Erst begrüßt auch er die Revolution mit lautester Zustimmung, gleich darauf bekämpft er in seiner Übersetzung des konservativen Werkes von Burke ihren Radikalismus und Individualismus, will sagen: Rousseauschen Atomismus; als aber 1797 Friedrich Wilhelm III. den preußischen Thron besteigt, da ist er

wieder liberal und empfiehlt dem König ein liberales und nationales Regiment.

Im allgemeinen aber schien die Wirkung auf Deutschland überhaupt keine nachhaltige zu sein; am Ende des Jahrhunderts war fast überall die alte politische Gleichgültigkeit und Teilnahmlosigkeit wieder da — im Norden infolge des unrühmlichen Basler Friedens, durch den Preußen vom Krieg zurückgetreten war, im Süden umgekehrt eine Wirkung der leidigen Erfahrungen, die man in dem lange sich hinschleppenden Kriege gemacht hatte. Und so träumten gerade damals viele besonders lebhaft den Traum vom ewigen Frieden oder schrieben gegen den Unsegen oder das Überflüssige der stehenden Heere: unter dem Eindruck des von Preußen geschlossenen Friedens hat auch Kant 1795 seinen philosophischen Entwurf „zum ewigen Frieden" veröffentlicht, der der Abneigung gegen das „heillose Kriegführen" einen freilich nicht aktuell klingenden Ausdruck gegeben hat.

In dieser Apathie sah man das leuchtende Gestirn des großen Korsen mehr staunend oder ästhetisch bewundernd als in patriotischer Beklemmung und zorniger Anteilnahme am politischen Himmel aufsteigen und nahm seine Siege und seine bald auch auf deutsches Gebiet sich erstreckenden Eroberungen hin wie Unabwendbares und Unentrinnbares. Mit divinatorischem Scharfblick hat ihn Schiller im Wallenstein gezeichnet,

> den Schöpfer kühner Heere,
> Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
> Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
> Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
> Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg,
> Und ungesättigt immer weiter strebend,
> Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Das Schlußwort seines Reiterlieds in Wallensteins Lager

> Es sitzt keine Krone so fest und so hoch,
> Der mutige Springer erreicht sie doch

war mit Bewußtsein von Napoleon gesagt und unter dem Eindruck seiner Siege und Erfolge nachträglich beigefügt worden.

Wenn aber Schiller auf den Wallenstein den „Tell" folgen ließ und damit sich von diesem Eindruck befreite und die Völker

gegen „Tyrannenmacht“ zur Einigkeit und zur Empörung rief, so gaben sich dagegen Männer wie Goethe und Hegel, wie Johannes von Müller und Johann Peter Hebel, jeder natürlich in seiner Weise, der überwältigenden Macht dieses ungeheuren Menschen, also wiederum eines Einzelnen, zunächst völlig hin. In seiner Objektivität wohl am charakteristischsten schreibt darüber Hegel zwei Tage vor der Schlacht bei Jena: „den Kaiser — diese Weltseele — sah ich durch die Stadt zum Rekognoszieren hinausreiten. Es ist in der That eine wundersame Empfindung, ein solches Individuum zu sehen, das hier, auf einen Punkt konzentriert, auf einem Pferde sitzend, über die Welt übergreift und sie beherrscht.“ Um so mehr ließ die Würdelosigkeit, mit der im Reichsdeputationshauptschluß von 1803 die deutschen Fürsten, die blieben, diejenigen beraubten, welche gingen, die Völker kalt; man war im eigenen Hause ans Antichambrieren und Bestechen so gewöhnt, daß man die Schmach nicht empfand, die im Vorzimmer des Herrn von Talleyrand zu Paris deutsche Fürsten und Minister auf sich luden. Und ebenso blieb die Ironie unbemerkt, die darin lag, daß hier in Deutschland die Fürsten zu Revolutionären wurden, indem die Großen die Kleinen mediatisierten und sich um legitimes Recht den Teufel kümmerten.

Würdiger war das Ende des alten römischen Reichs deutscher Nation, dem Hegel schon vier Jahre zuvor in seiner „Kritik der Verfassung Deutschlands“ als einem bloßen „Gedankending“ das Grablied gesungen hatte. Aber eben deshalb weil Deutschland „kein Staat mehr war“, wurden ihm, als es nun auch äußerlich zu existieren aufhörte, doch nur wenige Thränen nachgeweint und selten ein Klagelied wegen seines Verschwindens angestimmt. Dagegen wallte ob der Gründung des Rheinbunds unter Napoleons Protektorat doch gar manchem wackeren Manne zornig das Blut. Der Bayer Yelin gab in seiner Schrift „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ diesem Gefühl der Empörung den entschiedensten Ausdruck und entwarf zugleich ein so klares Bild von der politischen Situation — nur über Sachsen und dessen Fürsten hat er sich übel getäuscht — und kennzeichnete die von Napoleon her drohende Gefahr, wenn es vollends heiße „Ein Gott und Ein Napoleon“, so richtig, daß wir uns über das Schicksal des Büchleins nicht

wundern dürfen. Als Napoleon darauf aufmerksam wurde, trat er ihm wie einer feindlichen Macht mit Haß und Verfolgung entgegen und ließ, da er des Verfassers nicht habhaft werden konnte, wenigstens den Verleger, den Buchhändler Palm in Nürnberg wider Völkerrecht und Gerechtigkeit erschießen. Darüber gingen vielen die Augen auf. Immerhin blieb gerade im Süden und Westen Deutschlands die öffentliche Meinung trotz allem unklar und zerrissen. Ein Nationalgefühl war nicht da, ein Staatsbewußtsein noch viel weniger. Das ruhmlose Zusammenbrechen der deutschen Staaten vor Napoleon rief den Zweifel am Bestehenden, an dem schon die Revolution in Frankreich den Glauben weithin erschüttert hatte, aufs neue wach. Dazu kam die Gestalt Napoleons selbst, unter dessen Fahnen nun die Söhne der kleinen Staaten Jahrelang siegreich und ruhmvoll fochten; dieser Napoleonskultus hat sich deshalb in den Rheinbundsstaaten auch noch lange erhalten — man denke z. B. an Wilhelm Hauffs Novelle vom „Bild des Kaisers". Die Beamten aber freuten sich über die straffe Centralisation und die Umgestaltung der Verwaltung, die überall einen Fortschritt zum Besseren bedeutete. Im Rheinbund wurden diese zusammengestoppelten Staatengebilde bureaukratisch modern, und dabei drang, z. B. in Bayern durch Montgelas, der Geist der Aufklärung in Gebiete, wohin ihm bis dahin, namentlich durch die Kirche, der Zutritt verschlossen geblieben war. Diesen Anteil am Aufbau des modernen Staates soll man der Aufklärung nicht bestreiten und schmälern, hier in diesen neuen Königreichen und Großherzogtümern ohne Tradition und geschichtliche Vergangenheit konnte sie, wie es ihrem unhistorischen Wesen entsprach, unbekümmert um früher Geltendes Neues schaffen nach den Rezepten der Vernunft, nach Schema und Schablone; und hier hat sie vieles recht gut gemacht. Das muß man ihr um so mehr gut schreiben, als sie nun alsbald auf der andern Seite eine so gewaltige Einbuße erleiden sollte — durch den Untergang des friedericianischen Staates.

Denn in diesem Augenblick brach über Preußen die große Katastrophe herein. Dort war zu Ende des achtzehnten Jahrhunders nach der unfähigen und moralisch unwürdigen Regierung Friedrich Wilhelms II. der neue König Friedrich Wilhelm III. mit seiner lieb-

reizenden Gemahlin, der Königin Louise, mit begeisterten Erwartungen begrüßt worden. Und wirklich wurde auch dem schamlosen Pfaffen- und Höflingsregiment rasch ein Ende gemacht, die durch das Wöllnersche Edikt schwer getroffene Aufklärung atmete wieder auf und hoffnungsvoll legte Gentz zum Erstaunen freilich und Entsetzen einer an stummes Gehorchen gewöhnten Beamtenschaft seine liberalen und nationalen Wünsche vor dem Throne nieder.

In den eben damals sich bildenden romantischen Kreisen aber erinnerte man sich der altgermanischen Königs- und Mannentreue und beteiligte sich enthusiastisch an den im Interesse des Königtums gegründeten „Jahrbüchern der preußischen Monarchie unter der Regierung Friedrich Wilhelms III." und an dem hier gepflegten Königskultus. Ihn trieb natürlich wieder Novalis auf die Spitze: auch Königtum und Hofleben werden von ihm romantisiert d. h. ins Maßlose idealisiert, der König als „ein zum irdischen Fatum erhobener Mensch" gefeiert, in der Königin „die Muse erblickt, die den Poeten mit heiliger Glut erfüllt und zu sanften himmlischen Weisen sein Saitenspiel stimmt", diejenigen glücklich gepriesen, die in der Nähe dieses Paares weilen dürfen — „das glänzendste Fest ihres Lebens, der Anlaß einer lebenslänglichen Begeisterung" — und ihnen beiden allerlei überspannte Aufgaben zugewiesen. Und doch war gerade diesem König gegenüber alles Idealisieren und alles an seine Persönlichkeit sich knüpfende Hoffen und Wünschen vergeblich. Dem persönlich ehrenwerten Fürsten fehlte es an Energie und Initiative, an der Schlagkraft des Entschlusses, gegenüber allem romantischen Überschwang war Nüchternheit und Schwunglosigkeit geradezu sein bestes Teil. So unterblieben von vornherein im Innern alle, auch die dringendst notwendigen Reformen oder blieben, wenn begonnen, alsbald wieder auf halbem Wege stecken; nach außen wurde der alte Kurs jener auch von Pelin so hart gegeißelten schwächlichen Neutralität beibehalten, der das linke Rheinufer preisgab und doch begehrlich von Napoleon Hannover annahm, und so trieb unter Haugwitz' unfähiger Leitung der äußeren Angelegenheiten das preußische Staatsschiff rettungslos dem Zusammenstoß entgegen, bei dem es zerschellen sollte. Und dieser Zusammenbruch war furchtbar, denn es ging alles verloren, auch die Ehre!

Das Erwachen eines neuen Geistes.

Gerade in der Tiefe des Falls lag aber die Möglichkeit der Rettung und Wiedererhebung. Die Rheinbundsstaaten haben äußerlich durch Napoleon mehr gewonnen als verloren; das nationale Bewußtsein, das sich dieses Gewinnes und dieses ganzen Wesens durch Napoleons Gnaden hätte schämen müssen, war nicht da, und so fügte man sich im ganzen doch willig in das französische Protektorat oder in die französische Fremdherrschaft. Norddeutschland dagegen und speciell Preußen wurde von Napoleon mit ausgesuchter Grausamkeit und verletzendem Übermut behandelt, hier gesellten sich zu den physischen und materiellen Leiden des Krieges die moralischen Nöte. Offizieren und Bürgern stieg die brennende Schamröte in die Wangen, wenn sie Festung um Festung unrühmlich kapitulieren sahen; und zu der Scham gesellte sich der Haß gegen den erbarmungslosen Gegner, der den preußischen Staat in Trümmer schlug, das Königshaus und selbst die allverehrte Königin Louise brüskierte, dem Volk unerschwingliche Lasten auferlegte und durch das Verbot des Handels mit England jedem einzelnen Hause seine schwere Faust zu spüren gab. So ging eine Saat des furchtbarsten Hasses in jenen Jahren auf.

Aber hinter diesem Haß, der oft recht berserkermäßige Formen annahm, verbarg sich ein anderes Höheres, das dafür bürgte, daß er nicht thatenlos bleiben und nicht in ohnmächtigen Wutausbrüchen sich verpuffen werde: Niebuhr nennt es „Kraft, Ernst, Treue und Gutmütigkeit“, die sich im preußischen Volke zusammengefunden haben und die nun in ihrer Vereinigung alsbald wieder an der Aufrichtung des in Trümmer geschlagenen Staates zu arbeiten begannen. Aber welches Staates?

Der Schlag hatte den Friedericianischen Staat und das Friedericianische Heer getroffen, und daher ist es nicht so gar verwunderlich, daß gerade die Männer, die sich um die Wiederaufrichtung Preußens besonders verdient gemacht haben, die Stein, Scharnhorst, Gneisenau, den großen Friedrich stets mit einer gewissen Abneigung betrachtet haben und diese auch auf die Aufklärung im allgemeinen ausdehnten; und ihnen nach meint dann

auch Treitschke, daß „die schonungslose Wahrhaftigkeit des Krieges die Phrasen der aufgeklärten Eitelkeit vernichtet" habe.

Aber Unrecht hatte jene Abneigung und hat dieses moderne Urteil doch. Nicht Friedrich war der Besiegte, sondern seine Epigonen, und die Schuld am Untergang trug nicht die Aufklärung als solche, sondern das träge Festhalten an altgewordenen Formen, die unter den neuen Verhältnissen und einem mit neuem Geist erfüllten Feinde gegenüber auf dem Gebiet der Heereseinrichtungen und der Kriegskunst, der Finanzverwaltung und der Staatsleitung versagten. Die preußische Staatsmaschine war auf einen Lenker wie Friedrich den Großen berechnet und eingerichtet, aber weder der zweite noch der dritte Friedrich Wilhelm glich dem großen Vorgänger in irgend einem Zuge, und darum konnten sie die Maschine nicht im Lauf erhalten. Daß aber dieser Schlag so tief empfunden wurde, daran war doch Friedrich schuld, der sein Volk nicht nur fritzisch, sondern auch preußisch und staatlich fühlen gelehrt hatte. Und jenen Ernst und jene Treue, die Niebuhr diesem Volke nachgerühmt, entnahmen auch spätere Führer der Aktionspartei nicht allein dem kategorischen Imperativ Kants, sondern noch vorher dem Moralismus der Aufklärung, in deren Geist sie aufgewachsen waren. Treitschke rühmt den Prediger Erman, der beim Einzug Napoleons in Berlin diesem sagte: ein Diener des Evangeliums dürfe nicht die Lüge aussprechen, daß er sich freue über den Einzug des Feindes: ich nehme an, daß auch dieser Berliner Prediger, der lange Jahre Mitglied der philosophischen Klasse der Akademie war und seinem Sohne eine „ethisch-philosophische Richtung" gab, zu den Aufgeklärten gehört hat und in Kraft seines Rationalismus den Mut fand, bei diesem Anlaß die Wahrheit zu sagen. Und ebenso waren die Gneisenau, Boyen und Humboldt erst Zöglinge der Aufklärung, ehe sie die Regeneratoren Preußens wurden. Sie waren freilich daneben noch ein anderes, sie waren auch Anhänger Kants.

Darin hatten ja jene Männer natürlich recht: geholfen konnte nur werden durch den Bruch mit den Voraussetzungen und Ideen des aufgeklärten Despotismus, aber nicht weil er aufgeklärt, sondern weil er despotisch war. Der Despotismus mit seiner Losung: nichts durchs Volk! hat den Geist der Initiative und die Energie

des Widerstands gelähmt; wollte man also helfen, den korsischen Eroberer bekämpfen und ihm seinen Raub wieder entreißen, so durfte man nicht passiv bleiben, durfte wirklich nicht, wie der Minister von der Schulenburg am 17. Oktober 1806 in Berlin hatte anschlagen lassen, Ruhe als die erste Bürgerpflicht betrachten; sondern nun galt es zu handeln, und zwar kam es darauf an, daß jeder Einzelne handle und für das Vaterland an seinem Teil und mit seiner Kraft eintrete.

Und hierbei mischte sich denn nun alsbald dem vielfach matt und schlaff gewordenen Geiste der Aufklärung der große Gedanke Kants vom kategorischen Imperativ der Pflicht bei: die beiden Anschauungen flossen, den meisten ganz unbewußt, zusammen und bewiesen ihre ursprüngliche Verwandtschaft gerade auch in dem, was sie den Besten gaben und waren. Die Lehre vom kategorischen Imperativ in ihrer Kantschen Fassung ist ja als wissenschaftliche Grundlage der Moral fraglos falsch, und lange ist die deutsche Ethik dadurch auf einem Irr- und Umweg festgehalten werden: wir dürfen das Sittengesetz nicht als ein Faktum betrachten, das aus einer andern intelligibeln Welt in diese empirische Menschenwirklichkeit hereinragt, sonst bleibt es unbegriffen und unbegreiflich, und wir dürfen die Neigung nicht so rigoristisch zu Boden schlagen und nicht so dualistisch von der Pflicht trennen, sonst bleibt die Ausgestaltung des Menschen zu einer einheitlichen sittlichen Gesamtpersönlichkeit unmöglich. Aber als Moralpredigt hat der kategorische Imperativ doch recht und hat diese andere Kopernikusthat Kants, sein „du kannst, denn du sollst", in jener Zeit ganz gewaltig gewirkt. Was den Menschen der Aufklärungszeit mit ihrem unverwüstlichen Optimismus und ihren weichen Sentiments bei aller Ehrenhaftigkeit und allem Tugendstreben fehlte, das gab ihnen dieser mächtige Weckruf des Königsberger Moralphilosophen zu dem erhabenen Gedanken der Pflicht und der Pflichterfüllung um jeden Preis, auch unter Darangabe der eigenen persönlichen Neigung und des eigenen individuellen Glücksgefühls, er gab ihnen — Eisen ins Blut. Aber noch einmal, dieser Gegensatz ist den meisten nicht zum Bewußtsein gekommen: direkt aus der Aufklärung wuchsen sie hinein in den Kantschen Pflichtbegriff, ohne dessen wissenschaftliche Begründung

zu kennen und ohne daß sie aufhörten und aufhören wollten, Menschen der Aufklärung zu sein. Ein reiner Kantianer war nicht schon Boyen, sondern erst der neun Jahre jüngere Clausewitz.

So wundern wir uns nicht, daß der erste, der den Gedanken der Wiederaufrichtung aus dem tiefen Fall erfaßte und aussprach, der nächste Thronerbe Kants, Fichte, mit seinen gewaltigen Reden an die deutsche Nation gewesen ist. Verwunderlich ist bei ihm freilich ein Persönliches, der rasche Wechsel in seinen politischen Anschauungen vom Weltbürgertum zum Nationalismus. In den „Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters", also noch 1805 war er auf dem Standpunkt Lessings gestanden. Er hatte gefragt: „welches ist denn das Vaterland des wahrhaft ausgebildeten christlichen Europäers?" und seine Antwort hatte gelautet: „Im allgemeinen ist es Europa, insbesondere ist es in jedem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe der Kultur steht. Jener Staat, der gefährlich fehlgreift, wird mit der Zeit freilich untergehen, demnach aufhören auf der Höhe der Kultur zu stehen. Aber eben darum, weil er untergeht und untergehen muß, kommen andere, und unter diesen Einer vorzüglich herauf, und dieser steht nunmehr auf der Höhe, auf welcher zuerst jener stand. Mögen dann doch die Erdgebornen, welche in der Erdscholle, dem Fluß, dem Berg ihr Vaterland erkennen, Bürger des gesunkenen Staates bleiben; sie behalten, was sie wollten und was sie beglückt: der sonnenverwandte Geist wird unwiderstehlich angezogen werden und hin sich wenden, wo Licht ist und Recht. Und in diesem Weltbürgersinn können wir denn über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen, für uns selbst und für unsere Nachkommen, bis an das Ende der Tage."

Aber vor der Not des Vaterlandes zerstob dieser Kosmopolitismus wie Spreu vor dem Winde, der Kosmopolit wird zum Patrioten, der Weltbürger steht und fällt mit seiner Nationalität. Und noch ein anderes war zerstoben, die Unzufriedenheit, das Mißtrauen, der Unglaube an seine eigene Zeit. Wenn Kant mit seinem „Ihr sollt" an die Thatkraft und an das Pflichtgefühl der Menschen als sittlich vernünftiger Wesen appelliert hatte, so war darin Fichte durchaus einig mit ihm; aber eben deswegen hatte er

soeben noch über seine sündhaft selbstsüchtige Zeit mit ihren drei Hauptlastern, der Frechheit, der Faulheit und der Falschheit seinen Fluch ausgesprochen. Jetzt aber gewann er, entsprechend der religiösen Wendung, die eben damals seine Philosophie zu nehmen sich anschickte, durch sein „Ihr werdet", „ihr könnt nicht untergehen" das Gefühl des Vertrauens, den Glauben an die sittlich göttliche Weltordnung wieder. „Mit uns gehet die Zeit Riesenschritte. Irgendwo hat die Selbstsucht durch ihre vollständige Entwickelung sich selbst vernichtet, indem sie darüber ihr Selbst und dessen Selbständigkeit verloren." Und so redet er wie ein Prophet des alten Bundes und verkündigt seinem am Boden liegenden, unselbständig gewordenen Volke: ihr könnt nicht verschwinden aus der Reihe der Völker. Motiviert aber wird dieses Vertrauen damit, daß die Deutschen für den Gang der Menschengeschichte unentbehrlich seien. Die Menschheit muß ihre Bestimmung erreichen, das kann sie nur durch wahre Bildung, und diese ist einzig bei den Deutschen möglich und wirklich; denn sie allein sind ein Urvolk, weil nur sie allein „eine bis zu ihrem ersten Ausströmen aus der Naturkraft lebendige Sprache" haben; daraus folgt, daß bei ihnen allein die Geistesbildung ins Leben eingreift, daß es ihnen allein mit aller Geistesbildung rechter eigentlicher Ernst ist, daß sie endlosen Fleiß und Ernst in allen Dingen haben und daß nur hier auch „das große Volk" bildsam ist. In diesen großen und allzugroßen Worten und Gedanken steckt freilich selbst noch etwas vom früheren Kosmopolitismus: nicht um Deutschland allein handelt es sich, sondern noch immer um die Menschheit — „wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit" —; aber ihr Schicksal hängt an der Existenz des deutschen Volkes, das der einzige Träger wahrer Kultur und bei dem allein noch Ursprünglichkeit und Liebe zur Freiheit, Wissenschaft und Philosophie, Gesittung und Religiosität zu finden ist. So ist dieser Kosmopolitismus nun doch zu wirklichem Patriotismus geworden, an die deutsche Nation, nicht an die Menschheit wendet sich der Redner; und ist es kein enger und specifisch preußischer Patriotismus, so ist es dafür eine um so größere und weitere, eine echt deutsche Vaterlandsliebe, die ihn erfüllt und beseelt. Das letztere zeigt gleich der Eingang der Reden: „Ich rede für Deutsche

schlechtweg, von Deutschen schlechtweg, nicht anerkennend, sondern durchaus beiseite setzend und wegwerfend alle die trennenden Unterscheidungen, welche unselige Ereignisse seit Jahrhunderten in der einen Nation gemacht haben. Wir werden zeigen, daß jedwede andere Einheitsbezeichnung oder Nationalband entweder niemals Wahrheit und Bedeutung hatte, oder falls es sie gehabt hätte, daß diese Vereinigungspunkte durch unsere dermalige Lage vernichtet und uns entrissen sind und niemals wiederkehren können; und daß es lediglich der gemeinsame Grundzug der Deutschheit ist, wodurch wir den Untergang unserer Nation im Zusammenfließen derselben mit dem Auslande abwehren und worin wir ein auf ihm selber ruhendes und aller Abhängigkeit durchaus unfähiges Selbst wiederum gewinnen können." Wodurch dieses Selbst wiedergewonnen werden kann, durch eine aus philosophischem Geiste erfließende Nationalerziehung, davon wird später die Rede sein. Hier ist nur noch darauf hinzuweisen, daß sich dieser deutsche Prophet im Gegensatz zu den jüdischen, die nur zu oft Unrecht bekamen durch den Gang der Geschicke ihres Volkes, im Glauben an die Zukunft seines deutschen Volkes nicht getäuscht hat. Seine Beschwörungen, die sich an Jünglinge und Alte, an Geschäftsmänner, Denker, Gelehrte und Schriftsteller, an die Fürsten Deutschlands und an die Deutschen insgesamt wenden und diese wuchtigen Reden so wuchtig schließen, waren nicht vergeblich. Die Wirkung dieser mutvollen That war weit über die Kreise derer hinaus, die sie hörten, eine große und tiefe; und daß so Tiefes verstanden wurde, war ein Zeichen, daß wirklich noch geistige Kraft und eine Summe wahrer Bildung in diesem am Boden liegenden Volke steckte.

Und zum Katheder wollte sich auch die Schaubühne gesellen. Wie Fichte war auch Heinrich von Kleist durch die Schule Kants hindurchgegangen; aber dieses Studium hatte ihn nicht befreit, sondern nur in ein Meer von Zweifeln auch über seinen eigenen Dichterberuf gestürzt. Und auch das Jahr 1806 machte ihn nicht sofort zu dem patriotischen Dichter, der er wurde: vorher mußte das Elend französischer Fremdherrschaft schwerer lasten auf seinem Volk und sich ihm auch persönlich spürbar machen, bevor er aus seinem Traumleben erwachte, seine egoistischen Schmerzen von sich

schüttelte und den größeren Schmerz fürs Vaterland empfand. Schon der Michael Kohlhaas, diese großartige Erzählung voll packender Realistik trotz ihres romantischen Schlusses, ist die Verkörperung der damals in der Luft liegenden Idee, daß verletztes Rechtsgefühl mit Notwendigkeit umschlage in die wildeste Rachbegier. Aber das war doch nur ein Vorspiel zu dem grandiosen Rachedrama, der Hermannsschlacht. Dem Rachegefühl giebt Hermann selbst den denkbar stärksten Ausdruck, wenn er ruft:

Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefilzt, wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache jetzo sterben. — —
Die Guten mit den Schlechten! Was! Die Guten!
Das sind die Schlechtesten! Der Rache Keil
Soll sie zuerst vor allen andern treffen!

oder wenn er Thusnelda, die ihn an die wackere That eines jungen römischen Centurio erinnert, die Antwort giebt:

Er sei verflucht, wenn er mir das gethan!
Er hat auf einen Augenblick
Mein Herz veruntreut, zum Verräter
An Deutschlands großer Sache mich gemacht! — —
Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
So lang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt und meine Tugend Rache!

Das alles gilt natürlich nicht sowohl von Hermann und den Römern, als vielmehr von der Gegenwart: Hermann ist der Vertreter des deutschen Volkes von 1809, das gegen den Erbfeind sich erheben soll, der Mann, den Kleist und alle Patrioten mit ihm herbeisehnten zur Befreiung der Nation. Und die verräterischen deutschen Fürsten, die Fust, Aristan und wie sie sonst noch heißen, wo sind sie zu suchen, wenn nicht in den Staaten des Rheinbundes, die dem Fremden halfen das eigene Volk zu knechten? Ja selbst die „Mißvergnügten“ sind keine anderen als die sich sammelnden Mitglieder des Tugendbundes, die nach Kleists Auffassung zu viel schwatzten und zu wenig handelten. Varus auf der andern Seite ist der brutale französische Marschall mit dem bißchen Firniß der Formen, Ventidius der französische Diplomat, der in den Boudoirs der Damen mehr Glück hat als an dem Hofe, bei dem er accreditiert ist, und der doch diese deutschen Frauen tief verachtet. Und endlich

eine solche deutsche Frau — Thusnelda, von der Kleist selber einmal gesagt hat: „sie ist im Grunde eine recht brave Frau, aber ein wenig einfältig, wie die Weiberchen sind, die sich von den französischen Manieren fangen lassen". So war das Stück trotz seines entlegenen Stoffes ein ganz aktuelles und modernes; so mußte der Deutsche damals wirklich fühlen, denken und handeln, wenn er seinen Unterdrücker los werden wollte, und so haben — die specifisch Kleistschen Kraßheiten abgerechnet — viele der Besten auch wirklich gedacht. Um so tragischer, daß der Dichter nicht die Aufführung, ja nicht einmal den Druck des Stückes erlebt hat.

Man fühlte so, gewiß. Aber es aussprechen zu hören und es sich einzugestehen, davor erschraken diese im Kosmopolitismus des achtzehnten Jahrhunderts aufgewachsenen Menschen doch, und dem kategorischen Imperativ entsprachen solche Rachegefühle auch nicht. Und so ist für die Hermannsschlacht die Zeit erst gekommen, als der Krieg von 1870 auf der einen Seite jenes nationale Fühlen wieder erneuerte und uns in die Stimmung von 1809 zurückversetzte, und als der Sieg auf der anderen Seite jene Tage der Schmach und des Leidens, des Hasses und der Rache definitiv in Vergangenheit verwandelte und an ihre Stelle die Beruhigung des Besitzes treten konnte. So war das Stück dem patriotischen und nationalen Empfinden dieser Zeit zugänglich geworden, das Krasse daran aber wurde erträglich, weil man es nur noch historisch zu nehmen hatte und der hohe ästhetische Wert des Ganzen über solche Einzelheiten leicht und sicher hinweg half.

Und endlich war es neben Katheder und Theater die Kanzel, von der herab Schleiermacher zuerst in Halle, dann nach der gewaltsamen Aufhebung der dortigen Universität besonders wirkungsvoll in Berlin seinen Hörern die Zeichen der Zeit deutete und ihnen Mut in die Seele gab. So paradox damals das Thema klingen mochte, „daß die letzten Zeiten nicht schlechter sind als die vorigen", so überzeugend weiß er der Erkenntnis, daß im bürgerlichen Zusammensein seither nicht alles so war, wie es sein konnte und sollte, die Auffassung von der großen Erschütterung der Zeit als einem reinigenden Übel und das frohe Bewußtsein zu entnehmen, daß man sich nun entsündigt habe und vieles ausgetilgt

werden könne. In einer andern Predigt knüpft er an den Gedanken „von der Beharrlichkeit gegen das uns bedrängende Böse“ die Warnung, daß das Böse nicht unsern Mut darniederschlagen, daß wir nicht unsere Besonnenheit verlieren und endlich daß wir uns nicht die Lust und Freude am Leben rauben lassen sollen; denn dadurch würde auch die Lust den Kampf zu erneuern vermindert und die Fähigkeit richtig zu beurteilen, was geschehen soll, geschwächt. Besonders hoch anrechnen aber wollen wir es dem ehemaligen Romantiker, daß er in der Predigt „über die rechte Verehrung gegen das einheimische Große aus einer früheren Zeit“ vor allem an Friedrich den Großen dachte und seinen Geist wieder heraufbeschwor. Und so wird es uns von den dreien doch am wohlsten und freiesten bei dieser stillen Klarheit und tief sittlichen Beurteilung der Lage, weil Schleiermacher, ohne die beängstigende Leidenschaftlichkeit Kleists und ohne die Überschwänglichkeit und das eintönige, auf die Dauer doch ermüdende und allzu aufdringliche Pathos Fichtes, schlicht und fein durch den Verstand hindurch zum Herzen redet und auf den Willen wirkt.

Ein neuer Staat.

Während aber so in Hörsälen und Kirchen und, wenigstens der Absicht nach, auch von der Bühne herab der Geist entfesselt wurde, nachdem er so lange gebunden war, kamen zugleich auch die Männer der That an die Reihe, die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung baute aus Trümmern einen neuen Staat.

Der Grundgedanke dieser großen Reform war dem friedericianischen Staatsideal direkt entgegengesetzt, zwischen ihm und ihr lag die französische Revolution mit ihren großen befreienden Gedanken. Im Staat des aufgeklärten Despotismus hieß es freilich: alles für das Volk, aber leider auch: nichts durch das Volk! „Alle Kräfte erwarteten, wie Stein es formulierte, den bewegenden Stoß von oben“; nirgends war infolge dessen Selbständigkeit und Selbstgefühl. Die Einsicht, daß Bildung auch politisch frei machen müsse, hatte jenem hyperindividualistischen Zeitalter gefehlt und lag ihm fern. Jetzt dagegen lautete die neue Parole: Entbindung der Kräfte des Volkes, Entfesselung der Volkskraft, Hilfe durch Selbsthilfe,

durch Mithilfe eines freien, sich selbst verwaltenden Volkes. Die Befreiung der erbunterthänigen und thatsächlich leibeigenen Bauern von der Gebundenheit an die Scholle und an den Rittergutsbesitzer, die Selbstverwaltung der Städte, die Umwandlung des geworbenen Söldnerheeres in ein Volk in Waffen und die Schaffung der Landwehr, endlich last not least die geistige Erneuerung und Emporhebung, wie Wilhelm von Humboldt als Unterrichtsminister sie anbahnte und einleitete — darauf richteten sich die weitausgreifenden Gedanken dieser Reform: Preußen war nie größer als damals, wo es ganz am Boden lag.

Die Größe dieser Reformen und die Art ihrer Durchführung liegt ja zum Teil darin begründet, daß die führenden Geister, die den König kannten, auf den unentschlossen Zögernden ihre Hoffnung nicht bauen konnten und ihrerseits entschlossen waren, nötigenfalls selbst über seinen Kopf hinweg Preußen wieder stark und frei und groß zu machen: die Treitschkesche Legende von Friedrich Wilhelm III. haben die Lebenserinnerungen des Generals von Boyen erbarmungslos zerstört. Man spürt in solchen kühnen Gedanken und Plänen noch die Nähe der französischen Revolution und das Wehen ihres scharfen Geistes. Aber in erster Linie war es doch ein anderer, ein neuer in den Zeiten der Not erstarkter Geist und die Einsicht, daß aus solcher Not nicht der maschinenmäßig blinde Gehorsam, wie ihn der Despotismus gefordert hatte und der Gouverneur von Berlin nach der Schlacht von Jena noch immer fordern wollte, sondern nur das eigene in Freiheit starke Pflichtgefühl helfen könne. Und es war zugleich der Glaube an die idealen Mächte und ihre sieghafte Kraft. Es siegt immer und notwendig die Begeisterung über den, der nicht begeistert ist, dieses Fichtesche Wort gab diesen „Ideologen" den Mut zum Kampf und den Glauben an den Sieg über den großen Realisten, der Europa seinen Fuß auf den Nacken setzte und die Ideologen verlachte oder sie — man denke an die Ächtung Steins und die Aufhebung der Universität Halle — voll Haß und geheimer Furcht verfolgte. Die Schillersche Mahnung

Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen,
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft

wurde verstanden und wurde eine Macht. Und mit dem kategorischen Imperativ Kants und dem Pathos des Schiller'schen Patriotismus und Idealismus stimmte in diesem Augenblick auch die für Volkstum und Deutschtum sich begeisternde Romantik aufs beste zusammen. Des Knaben Wunderhorn, Görres' Sammlung deutscher Volksbücher, v. d. Hagens Arbeit am Nibelungenlied und Arnims in Heidelberg erscheinende Zeitung für Einsiedler gehören mit in dieses allgemeine Aufwachen der Geister und des deutschen und seines Deutschtums sich bewußt werdenden Geistes.

So ging den Befreiungskriegen eine Zeit politischer und geistiger Befreiung voran; auf sie hat der deutsche Liberalismus, wenn er sich recht versteht, als auf die Stunde seiner Geburt hinzuweisen, in dieser Vereinigung von politischer und geistiger Freiheit liegen noch immer die stärksten Wurzeln seiner Kraft. Nur wenn er frei ist, kann man den Bauern zum Soldaten brauchen und ihn sein Vaterland lieben lehren; nur ein sich selbst verwaltendes Bürgertum versteht den Staat und gewinnt Interesse an ihm; nur ein im Geiste der Freiheit erzogenes, intelligentes und aufgeklärtes Volk kann nach den Worten des alten Weisen „um sein Gesetz", d. h. um seine Sitte und seine nationale Kultur „kämpfen wie um eine Mauer".

Zu dem Ziele aber mußte der Staat vor allem aufhören eine Maschine zu sein, er selbst mußte sich mit Geist erfüllen. In den sechziger Jahren hat man in Süddeutschland über die Anmaßung Preußens gespottet, den Staat der Intelligenz sich zu heißen: aber in jenen Jahren der großen Reform war das Wirklichkeit und war es ernst gemeint. Schon im Sommer 1807 hatte dem König als Antwort an eine Deputation aus Halle jemand das schöne Wort eingegeben: „der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat". Das Höchste aber erreichte Wilhelm von Humboldt, als er in dieser notvollen Zeit mutig die Gründung der Berliner Universität betrieb und sie in seiner feinen Art und in seinen hohen Gedanken auch glücklich zu stande brachte; er sah darin zugleich eine große nationale, eine allgemein deutsche Aufgabe und Angelegenheit. Preußisch und deutsch zugleich war es gedacht, wenn er dem König schrieb: „ein Staat wie ein Privatmann handle

immer gut und politisch zugleich, wenn er in einem Augenblicke, wo ungünstige Ereignisse ihn betroffen haben, seine Kräfte anstrenge, irgend etwas bedeutend Wohlthätiges dauernd für die Zukunft zu stiften und es an seinen Namen anzuknüpfen"; und wenn er in dieser Berliner Hochschule „der deutschen Wissenschaft eine kaum noch gehoffte Freistatt" eröffnen wollte, „um einen neuen Eifer und neue Wärme in ganz Deutschland für das Wiederaufblühen des preußischen Staates zu erregen und ihm alles, was sich in Deutschland für Bildung und Aufklärung interessierte, auf das festeste zu verbinden, in einem Zeitpunkte, wo ein Teil Deutschlands vom Kriege verheert, ein anderer in fremder Sprache von fremden Gebietern beherrscht ward".

In diesem Sinn ist diese neue Universität gegründet worden, wirklich als die Verkörperung des Gedankens von „der Solidarität des preußischen Staates und der geistigen Bildung, des Gedankens, daß die Kraft Preußens in der Kraft der Intelligenz ruhe." Und wenn wir an Schleiermachers „gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn" und an den Einfluß, den gerade sie gegenüber den utopistischen Vorschlägen Fichtes auf die neu zu errichtende Hochschule geübt haben, so haben auch ihr die drei Weltanschauungen der Aufklärung, des Neuhumanismus und der Romantik gemeinsam ihr Bestes als Feengeschenk in die Wiege gelegt.

Am mächtigsten war zunächst durch Wilhelm von Humboldt der Beitrag des Neuhumanismus: diese ganz individualistische und scheinbar lediglich ästhetische Bildung trug nun alsbald praktische Früchte, der Gedanke Schillers von der ästhetischen Bildung als der notwendigen Vorstufe der sittlich politischen bekam durch die Geschichte vollauf recht: staatliche und politische Gesinnung, Patriotismus und echt vaterländische Begeisterung, wovon das Jahrhundert der Aufklärung nichts gewußt und nichts gewollt hatte, knüpft sich an Humboldts neuhumanistische Bildungsreform, von den Universitäten und neuorganisierten Gymnasien strömten die Jünglinge Anno 1813 und 1815 als Freiwillige unter die Fahnen.

Aber noch ein anderes erkannten Stein vor allem und Hum-

boldt, daß man zur Selbsthilfe und zur Selbständigkeit das Volk als ganzes und von unten herauf erziehen müsse. Der Neuhumanismus mit seiner ästhetischen Bildung hat etwas Aristokratisches, die einseitige Philologie hat es noch heute in dem Maß und in der Form, daß sie bildungshochmütig geworden ist: dadurch vor allem hat sie allmählich die Gunst des Volkes verloren und die klassische Bildung selbst um Kredit und Popularität gebracht. Das war nicht die Art und nicht die Meinung eines so feinen und edeln Geistes gewesen, wie Wilhelm von Humboldt einer war: echte Bildung ist überhaupt nie hochmütig. Auch Humboldt war es bei allem seinem Aristokratismus nicht. Darum ist ihm vielleicht als erstem die sociale Bedeutung der Musik aufgegangen, wenn er von ihr sagt, sie sei „ein natürliches Band zwischen den unteren und höheren Klassen der Nation; dies sei es, was ihr vorzüglich beim Gottesdienst, dessen ganz eigentlicher Zweck es sei, alle Glieder der Nation nur als Menschen und ohne die zufälligen Unterschiede der Gesellschaft zu vereinigen, einen so großen und mächtigen Einfluß verschaffe". In solch socialem Sinne waltete dieser Individualist seines Amtes, und damit beschämte dieser „Heide" zugleich auch das Mißtrauen seines Königs, der ihm, dem decidierten Nichtchristen, nur den Unterricht, nicht auch den Kultus anvertrauen zu dürfen glaubte.

Von jenem Gesichtspunkt aus haben dann die beiden, Stein und Humboldt, die Hilfe des Mannes angerufen, auf den auch schon Fichte in seinen auf Nationalerziehung dringenden Reden hingewiesen hatte, die Hilfe Pestalozzis. Auch in diesem pädagogischen Genie steckt wie in Fichte eine stark socialistische Ader; sein Ausgangspunkt war tief im innersten Herzen der, daß ihn seines Volkes jammerte. Aber das haben wir erst neuerdings, in der socialistischen Hälfte des Jahrhunderts, entdeckt und verstehen gelernt. Damals sah man in ihm vor allem nur den Pädagogen, dessen Methode, wie der Freiherr von Stein sagte, „die Selbstthätigkeit des Geistes erhöhe, den religiösen Sinn und alle edleren Gefühle des Menschen errege, das Leben in der Idee befördere und den Hang zum Leben im Genuß mindere und ihm entgegenwirke". Am tiefsten hat es aber doch Fichte erfaßt. Eine neue Erziehung

schien ihm der einzige Weg zur Rettung, sie ein- und durchzuführen wies er dem Staat als Aufgabe zu, und dabei scheute er sich in seinem gewaltthätigen Idealismus nicht, ihm das Recht des Zwingens in weitestem Umfang zuzusprechen; denn es galt die Erziehung allgemein zu machen für jeden seiner nachgeborenen Bürger ohne alle Ausnahme. Dieser neuen Erziehung ist nur die Welt, die durch das Denken erfaßt wird, die wahre und wirkliche, in sie hat sie also ihre Zöglinge einzuführen; der feste und gewisse Geist, die einzige mögliche Grundlage eines wohleingerichteten Staates, soll in allen erzeugt werden. Das Ziel aber wird enthusiastisch so beschrieben: dieser „zu erzeugende Geist führt die höhere Vaterlandsliebe, das Erfassen seines irdischen Lebens als eines ewigen und des Vaterlandes als des Trägers dieser Ewigkeit und, falls er in den Deutschen aufgebaut wird, die Liebe für das deutsche Vaterland als einen seiner notwendigsten Bestandteile unmittelbar in sich selber; und aus dieser Liebe folgt der mutige Vaterlandsverteidiger und der ruhige und rechtliche Bürger von selbst". Und es wird sogar noch mehr durch sie erreicht werden, als dieser nächste Zweck: „der ganze Mensch wird nach allen seinen Teilen vollendet, in sich selbst abgerundet, nach außen zu allen seinen Zwecken in Zeit und Ewigkeit mit vollkommener Tüchtigkeit ausgestattet".

Wenn aber unsere bisherige Erziehung mechanisch und darum durchaus verfehlt ist, wie kann da geholfen, an welchen Punkt der wirklichen Welt kann jenes Neue angeknüpft werden? Darauf antwortet Fichte: an den von Johann Heinrich Pestalozzi erfundenen, vorgeschlagenen und unter dessen Augen schon in glücklicher Ausübung befindlichen Unterrichtsgang soll es sich anschließen. Seine Persönlichkeit, die er treffend mit der Luthers vergleicht, giebt ihm den erfreulichen Beweis, daß das deutsche Gemüt in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreis der deutschen Zunge noch immer walte; seine Absicht ist gut, die freie Geistesthätigkeit des Zöglings, sein Denken, in welchem späterhin die Welt seiner Liebe ihm aufgehen soll, anzuregen und zu bilden; und gut ist auch das Mittel, den Zögling in die unmittelbare Anschauung einzuführen, seine Geistesthätigkeit zum Entwerfen von Bildern an-

zuregen und nur an diesem freien Bilden ihn lernen zu lassen alles, was er lernt. Nur erscheint ihm für seine Absicht der nächste sociale Zweck Pestalozzis, „äußerst vernachlässigten Kindern aus dem Volke, unter der Voraussetzung, daß das Ganze bleibe, die notdürftigste Hilfe zu leisten", allzu dürftig und begrenzt.

Und doch lag gerade hier das, was Preußen damals brauchte: Weckung und Belebung aller Kräfte! Hilfe zur Selbsthilfe! Das war das rechte Wort für jene Zeit, wo es galt auch in Preußen „die gesunkene Menschheit vom Verderben zu retten durch Weckung und Stärkung ihrer besten echt menschlichen Kräfte". Daher sahen in ihm die Nicolovius und Süvern und bald auch Wilhelm von Humboldt selbst einen Verbündeten und Mithelfer an ihrem großen Werk, und daher erschien ihnen die Rezeption seiner Pädagogik als ein brauchbares und notwendiges Bestandstück ihrer politischen und nationalen Aufgabe. Deshalb holte man seine Schüler aus Yverdon nach Preußen oder sandte junge Leute aus Preußen zu ihm dorthin, und diese brachten dann voll Begeisterung mit, was sie bei Vater Pestalozzi gesehen und gelernt hatten, um es in der Heimat anzuwenden und weiterzubilden. Bald erfüllte so der Geist Pestalozzis die preußische und weiterhin dann auch die Volksschule der anderen deutschen Länder. Und da sich dieser Geist in der Forderung wahrer Menschenbildung und der Entwickelung von Kraft, d. h. in dem Gedanken der richtig verstanden „formalen Bildung" mit dem Neuhumanismus berührte, so war wenigstens die Möglichkeit einer organischen Verbindung aller Erziehungs- und Unterrichtsstufen zu einem einheitlichen Ganzen, wie sie Pestalozzi verlangte und ihm nach Süvern für Preußen erstrebte, gegeben. Dieser letzte, echt sociale Gedanke blieb freilich einstweilen Gedanke und Idee, wie er es in der Hauptsache noch heute ist. Aber für die geistige Höhe jener Zeit ist der aus diesen Anschauungen heraus von Süvern vorgelegte Entwurf zu einer allgemeinen preußischen Schulordnung, wenn er auch nicht Gesetz geworden ist, doch überaus bezeichnend. „Alles wird der Staat in und mit seinen Bürgern erreichen können, heißt es da, wenn er sorgt, daß sie alle in Einem Geist von Jugend auf für seine großen Zwecke, deren Gegenstand ja ihre eigene Gesamtheit ist, gebildet,

Wilhelm von Humboldt

C. Krüger pinx. J. L. Raab sc. Breitkopf & Härtel edd.

dadurch zugleich schon früh innerlich konsolidiert werden." Deshalb aber soll, meint der damalige preußische Geheimrat, durch Vorschriften und Formen nichts gebunden und nicht alles in überall gleicher Einförmigkeit in den Gang einer Maschine gebracht werden; denn „nicht die toten Kräfte der Natur sind es, worauf der preußische Staat gegründet ist, sondern die lebendigen, unendlicher Erhöhung und Entwickelung fähigen Kräfte der Menschenwelt". So geistesmächtig und so freiheitlich walteten die damaligen preußischen Beamten ihres Amtes, sie fürchteten den Geist nicht, wie ihre Epigonen von heutzutage, sondern sie sind es selber gewesen, die ihn entbunden und entfesselt haben. Und in Kraft dieses Geistes erstand der preußische Staat als ein neuer aus Niederlage und Fall zu höherem Leben.

Die religiöse Erneuerung.

Schule und Wissenschaft im Bund mit der Vaterlandsliebe und im Dienst der Wiederaufrichtung des Saates, die als eine geistige und sittliche gedacht war —: dazu kam nun noch als drittes die Religion. Wir haben schon gesehen, die Aufklärungsreligion mit ihrem dürren Moralismus und ihrer dünnen, unhaltbaren Metaphysik war abgestanden und tot: als rationaler Supranaturalismus, wie sie sich später in mehr vermittelnder Form gern nannte, war sie Sache eines unklaren und schwächlichen Denkens ohne rechte Überzeugungskraft und ohne alle Volkstümlichkeit; und ebenso war der Moralismus zwar durchaus achtungswert und rechtschaffen, aber — die Predigten zeigen es — entsetzlich trocken und nüchtern und jedenfalls kein specifisch Religiöses mehr. Auch Kant hatte, trotz der tiefen Aus- und Umdeutung protestantischer Glaubenslehren, in seiner Religionsphilosophie hierin keinen Wandel geschafft: diese spekulative Deutung verstand man nicht; der Begriff des Mythus war auch ihm noch nicht aufgegangen, und über dem im Vordergrund stehenden Dringen auf das Moralische kam auch bei ihm das Gefühlsmäßige der Religion in keiner Weise zu seinem Recht. Da war wie ein befruchtender Regen über dürres Ackerland, Schleiermacher gekommen mit seinen Reden über die Religion. In ihnen pulsierte erstmals wieder echt religiöses Leben

und Empfinden, und damit war Begriffen wie Offenbarung, Glaube, Eingebung, heilige Schrift, das Existenzrecht wieder zurückgegeben, das sie in ihrer orthodoxen Fassung der rationalistischen Kritik gegenüber nicht hatten behaupten können.

Aber aus den Kreisen der Romantik entsprungen war diese gefühlsmäßige Auffassung eine Gefahr, weil sie gar zu leicht sich mit den anderen Tendenzen derselben, besonders den ästhetischen und reaktionär mittelalterlichen verbinden konnte. Friedrich Schlegel, der ihnen als erster zugejubelt hatte, freilich ohne sie in ihrem positiv aufbauenden Sinn zu verstehen, suchte bald darauf seinen Frieden im Schoß der mittelalterlich-römischen Kirche und trat in die Dienste Metternichs. Und sachlich können auch wir in der in den Reden formulierten Auffassung des Religiösen als Mangel hervorheben, daß sie im Gegensatz zu der moralisierenden Aufklärung dem Sittlichen zu wenig Platz und Wert eingeräumt habe in und für die Frömmigkeit; berufen konnte sich freilich für die Thatsächlichkeit dieses negativen Verhältnisses Schleiermacher gerade damals auf den romantischen Kreis selber, der es in seinem Leichtnehmen mit der Ehe z. B. ad oculos demonstrierte, daß man fromm und sittenlos zugleich sein könne. Für sich aber hat er den Mangel dadurch ergänzt, daß er den Reden die Monologen zur Seite stellte; und in seinen Predigten durchdringen sich ohnedies das Religiöse und das Sittliche zu einer unauflöslichen Einheit. Und das war es überhaupt: wenn diese Gefühlsreligion weite Kreise gewinnen, wenn Religion überhaupt wieder eine selbständige Macht und Bedeutung erlangen sollte auch in den Kreisen der Bildung, wo man ihr zuletzt verächtlich den Rücken gekehrt hatte, so mußte sie sich mit sittlichen Tendenzen verbinden und mit sittlichem Inhalt erfüllen. Und auch das kam: Not lehrt beten! Die Not der Zeit von 1806 bis 1815 hat die Deutschen wieder beten, wieder religiös empfinden gelehrt und ihnen gleichzeitig den Wert von Charakter und Sittlichkeit wieder zum Bewußtsein gebracht. Wir dürfen ja nur an die Dichter der Freiheitskriege denken und an ihre Lieder, die am Wachfeuer und auf dem Marsch gesungen wurden, an das Körnersche „Vater, ich rufe dich!“, an das Arndtsche „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte“, an das Schenken-

dorfische „So zündet nun die Feuer in Gottes Namen an"; oder dürfen nur sehen, wie die Freiwilligen von den Kirchen, von der Abendmahlsfeier hinweg hinaus ins Feld gezogen sind. Staatsmänner und Feldherrn wie Stein und Gneisenau waren fromm, deshalb schon fühlen sie sich gegensätzlich gestimmt gegen das Aufklärungszeitalter und seinen großen Vertreter, den Voltärianer auf Preußens Königsthron, und in demselben Sinn ereiferte sich Arndt über Friedrichs „undeutsche Art". Aber auch die Philosophie nahm in Fichte unter dem Einfluß der Zeitereignisse eine entschieden religiöse Wendung: 1813 dachte er sogar daran als Feldprediger oder wenn das der mangelnden Ordination wegen unthunlich sei, als religiöser Redner im Hauptquartier mitzuziehen, um in den Leitern und Anführern „heiligen ernsten Sinn zu befördern und alles daraus herzuleiten", um „die Kriegführer in Gott einzutauchen"; und verpflichten will er sich dabei, seine Vorträge auf dem Boden des Christentums und der Bibel zu halten. Jeder Krieg stimmt ja, wenn er nicht wie der Dreißigjährige zu lang dauert und dann alles verroht und verwildert, die Menschen fromm; aber hier sehen wir den religiösen Zug doch ganz besonders stark, viel stärker accentuiert als dies z. B. 1870 der Fall war, wo dem Krieg nicht die Unterdrückung, dem Sieg nicht die Niederlage vorangegangen ist.

So ging die politische und geistige Erhebung Preußens zugleich auch mit einer sittlich religiösen Erneuerung des Volkes und nicht zum wenigsten auch der Gebildeten des Volkes Hand in Hand, und diese war nicht ausschließlich romantisch. Auch dafür ist Perthes und sein Kreis ein charakteristischer Zeuge, in seiner Korrespondenz sieht man zunächst in aller Einfachheit und Schlichtheit, mehr pietistisch als romantisch diese religiöse Stimmung kommen, wachsen, mächtig werden. Und kaum war dann der Krieg vorüber, so beugten sich diesem Zuge auch die Fürsten und „huldigten der höheren Macht" — durch den Abschluß der heiligen Allianz. Aber hier liegt auch bereits wieder die Peripetie, der Keim des Verderbens und der Verderbnis für diese reine schöne Flamme frommer Begeisterung und sittlicher Erneuerung; denn das war doch wieder eine romantische und darum eine ganz ungesunde und geradezu verderbliche Idee, an deren Wiege ja auch kein so frommer und

freigesinnter Geist wie Schleiermacher oder Fichte, sondern eine so raffinierte Person wie die Frau von Krüdener und ein so eitler Phraseur und Phantast wie Alexander I. von Rußland gestanden hat.

Es war ja ein ideal schöner Gedanke, die Grundsätze des Christentums zur Unterlage der Politik eines ganzen Erdteils zu erheben, seitens der Fürsten ein großes Versprechen, ihre Völker hinfort nur als Zweige einer und derselben christlichen Nation betrachten, als Bevollmächtigte der Vorsehung regieren, die Beziehungen der Staaten untereinander und die innere Verwaltung der einzelnen Länder auf die Vorschriften des Christentums, auf Gerechtigkeit, Liebe und Friede gründen und wie Familienväter ihren Unterthanen gegenüberstehen zu wollen. Und es war auch wirklich in jenem Augenblick der Ausdruck für das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das nach der Niederwerfung Napoleons die Völker und Fürsten Europas beseelte. Allein beim Lichte des Werktages besehen war es doch nur ein phantastisch andächtiges Schwärmen ohne Kraft und Willen zum Guten, und unter den Händen Metternichs verwandelte es sich für die Völker rasch genug in den schwersten Fluch. Denn dadurch ist in den leitenden Kreisen der unheilvolle Gedanke recipiert worden, daß die Religion eine staatserhaltende Macht und ein Machtmittel zur Staatserhaltung sei; jene fable convenue von der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar, die Novalis gedichtet hatte, fand nun ihre Gläubigen. Das machte die Rechtgläubigkeit und den mit ihr sich verbindenden Pietismus nach oben wohlgelitten und verdarb so im ersten Keim viel Schönes und Herrliches. Der oben schon erwähnte Wunsch Schleiermachers, daß „nie der Saum eines priesterlichen Gewandes den Fußboden eines königlichen Gemachs möchte berührt und nie der Purpur den Staub am Altar möchte geküßt haben", erwies sich gerade damals als vollauf berechtigt. Denn die damit eingeleitete Verbindung der Religion mit der Reaktion hat unser ganzes Jahrhundert hindurch die Religion aufs schwerste geschädigt. Und deshalb wandten sich auch in allen Perioden desselben die politischen Oppositionsparteien gegen die Kirche und die Religion, weil sie in ihr die Verbündete der Herrschenden sahen; und daher treiben auf der anderen Seite so viele ein heuchlerisches Spiel mit

ihr, weil es das ganze Jahrhundert hindurch und bis zu dieser Stunde weltlichen Vorteil bringt und etwas einträgt, wenn man für fromm gilt, ohne daß man dabei nötig hätte, es auch wirklich zu sein; und umgekehrt bekämpfen so viele wahrhaft religiöse Menschen diese Verbindung der Religion mit dem Staat und die Institution des Landeskirchentums als ein Unmoralisches und kommen damit in eine mehr oder weniger entschiedene Oppositionsstellung zu allem Kirchlich-Religiösen.

Darin hat das neunzehnte Jahrhundert einen der schlimmsten Rückschritte dem achtzehnten gegenüber gemacht: damals proklamierte der große König den für Staat und Religion gleich notwendigen und segenbringenden Grundsatz, daß in seinen Landen jeder nach seiner Façon selig werden dürfe; im neunzehnten Jahrhundert dagegen hat der Staat die freien Denker verfolgt oder doch wenigstens durchweg zurückgesetzt und mit Mißwollen und Mißtrauen betrachtet. Jedenfalls mehr zu seinem als zu ihrem und ihrer Sache Schaden. Hier liegt zugleich der innere Widerspruch des Jahrhunderts: in keinem ist so frei gedacht und geschrieben, in keinem so viel Kritik geübt worden, und in keinem hat man von oben her die Freiheit des Denkens mehr gefürchtet und beargwohnt; vom Wöllnerschen Religionsedikt des Jahres 1788 bis zum Privatdozentengesetz des Jahres 1898 ist dieser Faden immer neu gesponnen worden und nie abgerissen; daß der Geist sich nicht anders dämpfen läßt als durch Geist, haben sie nie begriffen.

Doch wir stehen noch am Anfang jener religiösen Erneuerung, als sie rein und stark herauswuchs aus der Not der Zeit und aus der Seele des Volkes; wie die Quelle sich trübte und „fromm“ und „frei“ allmählich sich trennten, werden wir im nächsten Kapitel erfahren.

Viertes Kapitel.

Nach den Befreiungskriegen.

Das Erwachen des politischen Bewußtseins.

Vor dem Krieg gab es, außer in litterarischen Dingen, kaum eine öffentliche Meinung in Deutschland; dem alten Nicolai, der eine solche hatte schaffen wollen, fehlte dazu die geistige Potenz. Seit den Befreiungskriegen giebt es eine öffentliche Meinung, vor allem auf dem Gebiet der Politik; die Presse wird eine Macht, der Rheinische Merkur von Görres, der „wie ein Vesuv von einer hohen Hand mächtig hingepflanzt in die Ecke zwischen Rhein und Mosel zum Schutz und Trutz gegen das Franzosentum" seine Donnerkeule schleuderte und den deshalb schon Napoleon als fünfte Großmacht anerkannt und gefürchtet hatte, fährt fort, die Geister wach zu rütteln, bis ihm die alsbald beginnende Reaktion ein vorzeitiges Ende bereitete. Weniger agitatorisch waren die „Kieler Blätter", in denen Dahlmann als ein durch die Geschichte geschulter Politiker wirkungsvoll und vornehm die Deutschland bewegenden politischen Fragen besprach. Der Krieg und die Niederlage hatte die Menschen gelehrt und berechtigt Kritik zu üben an dem Staat, der sie so schlecht behütet und geschützt hatte; durch den Zusammenbruch staatlicher Leitung und polizeilicher Bevormundung war der Einzelne auf sich selbst gestellt und genötigt worden, aus eigener Intiative zu handeln; daraus war ja dann auch der Sieg hervorgewachsen; und wie so der Einzelne an sich selbst verwiesen und seiner Kraft bewußt geworden war, so erhob er nun hinfort auch seine Stimme zu Urteil und Rat: nur durch diese Entfesselung des bis dahin gebundenen Individuums konnte eine öffentliche Meinung entstehen.

Namentlich wer die Feldzüge von 1813 bis 1815 mitgemacht hatte, kehrte innerlich reif und selbständig geworden nach Hause und in seinen Beruf zurück.

Worauf richteten sich aber Kritik und Wünsche? Schon 1802 hatte Hegel in seiner „Kritik der Verfassung Deutschlands" die Unhaltbarkeit und Unwirklichkeit der deutschen Zustände erkannt und aufgezeigt. „Deutschland ist kein Staat mehr", war das Ergebnis dieser kritischen Studie, die nach Kuno Fischers treffendem Ausdruck „einen Fortschritt des deutschen Bewußtseins" bedeutet. Seit 1806 war dann auch thatsächlich ein Vakuum da, es gab keinen Kaiser und kein heiliges römisches Reich deutscher Nation mehr, das Einheitsband, die nationale Selbständigkeit und Einheit war nun völlig verloren, so daß das von Italien gebrauchte Wort Metternichs, es sei nur ein geographischer Begriff, mit Fug und Recht auch auf Deutschland angewendet werden konnte. Und neben der fehlenden Einheit erkannte man auch den Mangel an Freiheit, es gab nirgends eine „grundgesetzliche Rechtssicherheit". Nach dieser Seite hin hatte die französische Revolution doch mächtig und nachhaltig auf die Geister gewirkt. Wie sie und ihr großer Sohn mit eisernem Besen die Scherben des alten deutschen Reiches zusammengefegt, bei sich zu Hause mit alten Privilegien gründlich aufgeräumt und draußen nach Willkür Fürsten ein- und abgesetzt hatte, so hatte sie auch jenseits der Grenzen in den Geistern aufgeräumt mit den Gedanken und Gefühlen eines toten und geistlosen Gehorsams, den kritiklosen Glauben an das Gottesgnadentum erschüttert und dem patriarchalischen oder despotischen Unterthanenverhältnis und Unterthanenbewußtsein ein Ende gemacht. Das bis dahin bestandene Bevormundungssystem hatte versagt, folglich hatte es auch den Anspruch auf das alte Autoritäts- und Pietätsverhältnis für immer verwirkt. Das hatte ja auch der von Kalisch aus am 25. März 1813 von Friedrich Wilhelm III. und Alexander I. erlassene „Aufruf an die Deutschen" anerkannt, wenn er eine Verfassung versprach, die „aus dem ureigenen Geiste des deutschen Volkes heraustreten" sollte. Darauf richteten sich demgemäß die Wünsche des Volkes, mehr wollte es nicht, es war nicht revolutionär; Jünglinge und Männer, die unter dem Ruf: mit Gott für König und Vaterland! in den

Krieg gezogen waren, sind nicht radikal. Und solche Wünsche waren auch nicht etwa nur die Losung einer Partei wie heutzutage, sondern sie entsprachen der Anschauung des ganzen preußischen, des ganzen deutschen Volks, und Wortführer wie Dahlmann im Norden oder Anselm Feuerbach im Süden bürgten für die Maßhaltung und Gerechtigkeit auch im Wünschen und Fordern.

Da kam, was niemand gefürchtet, niemand für möglich gehalten hatte: nach den herrlichen Siegen zunächst ein unbefriedigender Friedensschluß, der altes Unrecht nicht sühnte und die deutschen Grenzen nicht schützte; die Diplomaten verdarben mit der Feder wirklich, was das Volk in Waffen gut gemacht hatte. Und auf dem Wiener Kongreß, wo die Fürsten Europas in einem Meer von Vergnügungen zeigen zu wollen schienen, daß sie es an Würdelosigkeit mit Napoleons Bruder auf der Wilhelmshöhe aufnehmen können und von der Frivolität des ancien régime nichts vergessen haben, wurde nicht die alte deutsche Kaiserherrlichkeit wieder ins Leben gerufen oder gar Preußen die Führung in Deutschland anvertraut, sondern der Bundestag in Frankfurt eingerichtet, der nur den Schatten der Einheit, nur ein loses Bundesverhältnis gab und sich rasch noch viel bedeutungsloser und erbärmlicher, noch viel macht- und rechtloser herausstellte, als man erst hatte ahnen können. Der Kampf der preußischen Staatsmänner und der deutschen Patrioten, ihre Bemühungen, wenigstens auf einigen Punkten Einheit zu schaffen, durch Denkschriften die Fürsten, durch Flugschriften die öffentliche Meinung dafür zu gewinnen, waren vergeblich gewesen: an dem Neid der Großen und an der Selbstsucht und dem partikularistischen Machtgefühl der Kleinen und nicht zum wenigsten auch an der eigenen Unklarheit der Stimmführer und der öffentlichen Meinung scheiterte alles, der Partikularismus behielt recht — auch im Bewußtsein des Volks, das in ihm eine berechtigte Eigentümlichkeit der Deutschen sah.

Nicht besser erging es den Versuchen zur Lösung der Verfassungsfrage. Zwar enthielt die Bundesakte in § 13 die Bestimmung: „in allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden"; aber war das eine Zusage oder eine Verpflichtung? Gar bald konnte man den Spott hören, daß die Bundesakte durch diesen

Paragraph für alle Bundesstaaten ja eine Verfassung nur prophezeit habe, und Prophezeiungen — daß Gott erbarm! Nur in einzelnen kleinen Staaten, allen voran in Weimar unter Karl August, beeilte man sich das Wort einzulösen; in Süddeutschland folgte man in den Jahren 1818 und 1819 nach. Dabei kam es teilweise zu ernsten Kämpfen, die die öffentliche Meinung heftig erregten, vor allem in Württemberg, wo für „das gute Recht" mit viel Leidenschaft gestritten wurde. Nur schade, daß es in Wahrheit ein gänzlich veraltetes und herzlich schlechtes Recht war; und nicht einmal das Recht stand außer Frage, da die alte landständische Verfassung ja nur für die alten Landesteile, aber nicht für die in der Napoleonischen Zeit hinzugekommenen neuen zurecht bestand. Keiner hat das schärfer ausgesprochen als Hegel, der sich mit aller Entschiedenheit auf die Seite des Königs Friedrich I. und seines Ministers v. Wangenheim stellte und den Widerstand der Landstände gegen die ihnen vorgelegte Verfassung als einen „Schwabenstreich" bezeichnete. Von ihnen könne man sagen, „sie haben nichts vergessen und nichts gelernt; sie scheinen diese letzten 25 Jahre, die reichsten wohl, welche die Weltgeschichte gehabt hat, und die für uns lehrreichsten, weil ihnen unsere Welt und unsere Vorstellungen angehören, verschlafen zu haben. Es konnte kaum einen furchtbareren Mörser geben, um die falschen Rechtsbegriffe und Vorurteile über Staatsverfassungen zu zerstampfen, als das Gericht dieser 25 Jahre, aber diese Landstände sind unversehrt daraus hervorgegangen, wie sie vorher waren. Altes Recht und alte Verfassung sind ebenso schöne, große Worte, als es frevelhaft klingt, einem Volke seine Rechte zu rauben. Allein ob das, was altes Recht und Verfassung heißt, recht oder schlecht ist, kann nicht aufs Alter ankommen; auch die Abschaffung des Menschenopfers, der Sklaverei, des Feudaldespotismus und unzähliger Infamien war immer ein Aufheben von etwas, das ein altes Recht war. Man hat oft wiederholt, daß Rechte nicht verloren gehen können, daß hundert Jahre Unrecht kein Recht machen können, — man hätte hinzusetzen sollen: wenn auch das hundertjährige Unrecht diese hundert Jahre lang Recht geheißen hätte; ferner daß hundertjähriges und wirkliches positives Recht mit Recht zu Grunde geht, wenn die Basis wegfällt, welche die Bedingung

seiner Existenz ist. Wenn man das Belieben hat, leeres Stroh zu dreschen, so mag man behaupten, daß dem einen Ehegatten auch noch nach dem Tode des andern sein Recht auf den andern, dem Kaufmann, dessen Schiff von der See verschlungen worden, noch sein Recht auf dasselbe verbleibe. Es ist von jeher die Krankheit der Deutschen gewesen, sich an solchen Formalismus zu hängen und damit herumzutreiben. So ist denn auch noch bei dieser württembergischen Ständeversammlung, beinahe der ganze Inhalt ihrer Thätigkeit auf die unfruchtbare Behauptung eines formellen Rechts mit Advokateneigensinn beschränkt. Aus diesem Eigensinn, da sich in dem Formalismus des positiven Rechts und dem Standpunkt des Privatrechts zu halten, wo es sich vom vernünftigen und vom Staatsrecht handelt, folgt für die Geschichte ihrer anderthalbjährigen Verhandlungen, daß sie höchst leer an Gedanken sind, und für einen so großen Gegenstand, als der ihnen vorgelegte, die freie Verfassung eines deutschen Staats jetziger Zeit, wenig oder fast nichts Lehrreiches enthalten."

Allein die Stimme des Philosophen war in diesem Fall die eines Predigers in der Wüste. Die Klänge, die in diesen Kämpfen Ludwig Uhland auf seiner politischen Leier so kräftig anschlug, fanden nicht nur in Schwaben, sondern überall da ein gewaltiges Echo, wo die Regierungen zögerten, hinhielten und schließlich versagten. Gewiß war es, wie dreißig Jahre später im Frankfurter Parlament bei der Kaiserfrage, der romantische Schimmer, der sich dem Dichter vor das klare Auge des Politikers zog und dieses trübte; ihm erschien das Alte in einem poetisch verklärten Lichte, weil es grau vor Alter und seiner Zeit wider alles Recht weggefegt worden war. Und unsympathisch war ihm, dem schwäbischen Partikularisten, der Vertreter des besseren Neuen, Wangenheim, dem er als einem Fremden zurief:

Du meinst es löblich, doch du hast
Für unser Volk kein Herz.

Aber eine politische That waren diese vaterländischen Gedichte doch. Wo hat seit dem Zeitalter der Reformation ein deutscher Dichter es gewagt, so direkt einzugreifen in das politische Leben seines Volkes und Staates? Wohl war Schiller ein Dichter der

Freiheit im höchsten Sinne des Worts, aber ein politischer Dichter, ein politischer Tendenzdichter ist erst Uhland geworden. Und weil es ihm gelungen, das Besondere und Zufällige über seine enge Sphäre hinauszuheben zum allgemein Menschlichen und das Abstrakte und Fernliegende durch die bei aller Schönheit doch so einfache und schlichte Form auch dem Volke nahe zu bringen, deshalb klingen sie immer wieder an, wo ein Volk von irgend welcher Willkür verletzt und gekränkt werden soll in dem, was es für sein altes gutes Recht hält; und darum gehören sie zu den allerersten Symptomen, aber auch zu den kräftigsten Mitteln der Erweckung des Interesses für politische Angelegenheiten in Deutschland.

Es ist übrigens für Süddeutschland bezeichnend, daß diese Verfassungsfragen die Geister weit mächtiger erregten als vorher der Kampf um die Befreiung vom fremden Joch und um die nationale Einheit und Selbständigkeit. Freiwillig den Krieg mitzumachen oder wie er, allerdings an seine Mutter, schreibt, „sich mutwilligerweise auszusetzen", ist Uhland nicht eingefallen, zu den Dichtern der Freiheitskriege ist er trotz der paar Kriegs- und Siegeslieder nicht zu rechnen, das waren Norddeutsche. Den Süddeutschen ruft der General Theobald wenige Tage vor der Schlacht bei Leipzig in einem Brief an Justinus Kerner zu: „Im übrigen habt ihr lieben neuen Mittelalterdichter doch eine gar beschränkte Ansicht von der Dichtkunst . . . ihr müßt mir doch gestehen, daß eure Verslein ein unkörniges Winseln und Klagen sind, an denen man sich nicht so ganz begnügen kann . . der Stoff, der Gehalt fehlt euren Gedichten. Das kommt daher, daß ihr immer um die alten Geschichten herumschweift, wo dann ein ewiges Einerlei herauskommt. Macht euch aus dem Mittelalter heraus, kommt in die gegenwärtige Zeit, die wahrhaft poetisch ist."

Während aber die kleinen Staaten, vor allem im Süden, im Kampf um die Verfassung vorangingen und sich diese grundgesetzliche Rechtssicherheit erstritten, dachte in Österreich Metternich nicht an die Erfüllung jenes in der Bundesakte niedergelegten Versprechens; und in Preußen war wiederum er es, der die Erfüllung der vom König noch ausdrücklich wiederholten Zusage erst zu verzögern, dann definitiv zu verhindern wußte. Über Provinzialstände, in

deren Zusammensetzung dem Großgrundbesitz der Löwenanteil zufiel und deren Rechte und Thätigkeitsgebiet kümmerlich eng begrenzt waren, ging die preußische Regierung vorläufig nicht hinaus: eine Koblenzer Petition of rights, die Görres überbrachte, wurde vom König ungnädig zurückgewiesen.

Angesichts dieser Haltung der deutschen Großmächte und der sofort sich herausstellenden Unzulänglichkeit der Frankfurter Bundesversammlung bemächtigte sich des eben noch durch die Siegesfreude mächtig gehobenen Volkes in fast plötzlichem Umschlag der Stimmung ein Geist der Unzufriedenheit und Enttäuschung, der Ernüchterung und Ermattung auf der einen, des um so leidenschaftlicheren und hastigeren Vorwärtsdrängens auf der anderen Seite. Das bittere Uhlandsche Gedicht „Wenn heut ein Geist herniederstiege" ist schon zum 18. Oktober 1816 gedichtet! Das Volk fühlte sich geradezu von den deutschen Fürsten um Einheit oder um Freiheit oder um beides betrogen. In diesem selben Sinn hat 1824 der junge Prinz Wilhelm von Preußen, unser späterer erster Kaiser, einem Freunde voll Bitterkeit geschrieben: „Hätte die Nation Anno 1813 gewußt, daß nach elf Jahren von einer damals zu erlangenden und wirklich erreichten Stufe des Glanzes, Ruhmes und Ansehens nichts als die Erinnerung und keine Realität übrig bleiben würde, wer hätte damals wohl alles aufgeopfert solchen Resultates halber?" Neben dieser Fassung kann Bismarcks Verwahrung in seiner parlamentarischen Jungfernrede „als ob die Bewegung des Volkes von 1813 anderen Gründen zugeschrieben werden müßte und es eines andern Motivs bedurft hätte, als der Schmach, daß der Fremde in unserem Lande geboten", natürlich ganz wohl bestehen bleiben.

Übrigens kamen zu den schweren Nachwehen des Krieges sofort auch noch die schlimmen Not- und Mißjahre 1816 und 1817 und trugen Unzufriedenheit und Verstimmung in breite Schichten des Volkes. Allein die Träger dieser nationalen und freiheitlichen Bewegung waren weder die Bauern noch die bürgerlichen Kreise im allgemeinen, die in ihrer provinzialen Enge und kleinstädtischen Beschränktheit dafür nicht den Blick und dazu nicht den Mut hatten, sondern vielmehr auf den deutschen Universitäten einzelne Professoren und noch vor ihnen das Gros der deutschen Studentenschaft.

Die Burschenschaft.

Die damaligen Studenten waren freilich zunächst fast durchweg gereiftere Menschen als sonst Studenten zu sein pflegen: sie hatten Bedeutsames erlebt und durchgemacht, die meisten hatten als Freiwillige geholfen Großes zu erkämpfen und zu erringen, sie hatten bereits selber etwas geleistet. Und nun kamen sie auf die Universitäten zurück und fanden hier in den bestehenden Landsmannschaften, zu denen sich die Studenten bis dahin organisiert hatten, den alten Partikularismus wieder, über den sie während des Feldzugs in der Waffenbrüderschaft der deutschen Stämme hinausgewachsen waren, und fanden hier den Pennalismus wieder, die eines freien Menschen unwürdige Knechtung der Jüngeren durch die Älteren, die ihrem neuen Geist der Selbständigkeit und des auf sich selber Stehens so völlig widersprach. Überhaupt hatte dem deutschen Studentenleben mit seiner Roheit und seiner Raufluft, seiner Renommage und seinem Saufkomment bis dahin der Ernst und der Inhalt gefehlt: die Wichtigthuerei der Mensur und die Nichtigkeiten der Kneipe, die Geistlosigkeit und Knabenhaftigkeit des ganzen Treibens imponierten den Heimkehrenden nicht mehr; wer im Kugelregen gestanden, der braucht seinen physischen Mut auf dem bißchen Mensur nicht erst noch zu erweisen, und wer blutige Siege mit erfochten hat, kann an dem Triumph des Niedertrinkens von Kommilitonen keine Freude mehr haben. Und darum gründeten sie ein Neues, die allgemeine deutsche Burschenschaft, in der die Stammes- und die Altersunterschiede verschwinden und die sich mit ernsthaften Dingen, mit der Vorbereitung auf die Schaffung eines einigen und freien Alldeutschlands befassen sollte. Ihre Farben schwarz, rot, gold waren die der Lützower Jäger und wiesen so auf die Herkunft aus den Freiheitskriegen hin. Das ist die größte That und ist die stolzeste Zeit der deutschen Studentenschaft gewesen.

In seiner Weise hat Nietzsche diesen Versuch der deutschen Studenten und das Mißlingen des Versuchs so gedeutet und formuliert: „Im Kriege hatte der Jüngling den unvermuteten würdigsten Kampfpreis heimgetragen, die Freiheit des Vaterlandes: mit diesem Kranze geziert sann er auf Edleres. Zur Universität zurück-

kehrend empfand er, schweratmend, jenen schwülen und verderbten Hauch, der über der Stätte der Universitätsbildung lag. Plötzlich sah er mit erschrecktem, weitgeöffnetem Auge die hier unter Gelehrsamkeiten aller Art künstlich versteckte undeutsche Barbarei; plötzlich entdeckte er seine eignen Kameraden, wie sie führerlos einem widerlichen Jugendtaumel überlassen wurden. Und er ergrimmte. Mit der gleichen Miene der stolzesten Empörung erhob er sich, mit der sein Friedrich Schiller einst die „Räuber" vor den Genossen recitiert haben mochte: und wenn dieser seinem Schauspiel das Bild eines Löwen und die Aufschrift in tyrannos gegeben hatte, so war sein Jünger selbst jener zum Sprunge sich anschickende Löwe: und wirklich erzitterten alle „Tyrannen". Ja, diese empörten Jünglinge sahen für den scheuen und oberflächlichen Blick nicht viel anders aus als Schillers Räuber: ihre Reden klangen dem ängstlichen Horcher wohl so, als ob Sparta und Rom gegen sie Nonnenklöster gewesen wären. Der Schrecken über diese empörten Jünglinge war so allgemein, wie ihn nicht einmal jene „Räuber" in der Sphäre der Höfe erregt hatten: von denen doch ein deutscher Fürst, nach Goethes Erklärung, einmal geäußert haben soll: wäre er Gott und hätte er die Entstehung der Räuber vorausgesehen, so würde er die Welt nicht geschaffen haben."

„Woher die unbegreifliche Stärke dieses Schreckens? Denn jene empörten Jünglinge waren die tapfersten, begabtesten und reinsten unter ihren Genossen: eine großherzige Unbekümmertheit, eine edle Einfalt der Sitte zeichnete sie in Gebärde und Tracht aus: die herrlichsten Gebote verknüpften sie untereinander zu strenger und frommer Tüchtigkeit; was konnte man an ihnen fürchten? Es ist nie zur Klarheit zu bringen, wie weit man bei dieser Furcht sich betrog oder sich verstellte oder wirklich das Rechte erkannte: aber ein fester Instinkt sprach aus dieser Furcht und aus der schmachvollen und unsinnigen Verfolgung. Dieser Instinkt faßte mit zähem Hasse zweierlei an der Burschenschaft: einmal ihre Organisation, als den ersten Versuch einer wahren Bildungsinstitution, und sodann den Geist dieser Bildungsinstitution, jenen männlich ernsten, schwergemuten, harten und kühnen deutschen Geist, jenen aus der Reformation her gesund bewahrten Geist des Bergmannssohnes Luther."

„An das Schicksal der Burschenschaft denkt nun, wenn ich frage: hat die deutsche Universität damals jenen Geist verstanden, als sogar die deutschen Fürsten ihn in ihrem Hasse verstanden zu haben scheinen? Hat sie kühn und entschieden ihren Arm um ihre edelsten Söhne geschlungen mit dem Worte: mich müßt ihr töten, ehe ihr diese tötet!? — Ich höre eure Antwort . . ."

„Damals hat der Student geahnt, in welchen Tiefen eine wahre Bildungsinstitution wurzeln muß: nämlich in einer innerlichen Erneuerung und Erregung der reinsten sittlichen Kräfte. Und dies soll dem Studenten immerdar zu seinem Ruhme nacherzählt werden. Auf den Schlachtfeldern mag er gelernt haben, was er am wenigsten in der Sphäre der „akademischen Freiheit" lernen konnte: daß man große Führer braucht und daß alle Bildung mit dem Gehorsam beginnt. Und mitten in dem siegreichen Jubel, im Gedanken an sein befreites Vaterland hatte er sich das Gelöbnis gegeben, deutsch zu bleiben. Deutsch! Jetzt lernte er den Tacitus verstehen, jetzt begriff er den kategorischen Imperativ Kants, jetzt entzückte ihn die Leyer- und Schwertweise Carl Maria von Webers. Die Thore der Philosophie, der Kunst, ja des Altertums sprangen vor ihm auf — und in einer der denkwürdigsten Blutthaten, in der Ermordung Kotzebues rächte er, mit tiefem Instinkte und schwärmerischer Kurzsichtigkeit, seinen einzigen zu zeitig am Widerstande der stumpfen Welt verzehrten Schiller, der ihm hätte Führer, Meister, Organisator sein können, und den er jetzt mit so herzlichem Ingrimme vermißte".

„Denn das war das Verhängnis jener ahnungsvollen Studenten: sie fanden die Führer nicht, die sie brauchten. Allmählich wurden sie untereinander selbst unsicher, uneins, unzufrieden; unglückliche Ungeschicktheiten verrieten nur zu bald, daß es an dem alles überschattenden Genius in ihrer Mitte mangele: und jene mysteriöse Blutthat verriet neben einer erschreckenden Kraft auch eine erschreckende Gefährlichkeit jenes Mangels. Sie waren führerlos — und darum gingen sie zu Grunde".

Diese etwas überschwängliche und auch historisch nicht durchweg unanfechtbare Schilderung des großen Wollens und des Mißlingens dringt doch im ganzen hinab in die Tiefe dieser studentischen Be-

wegung; nur ein Zug fehlt, der religiöse. Nicht nur deutsch, sondern auch christlich fühlten diese Jünglinge, wobei freilich im einen wie im andern zwei Strömungen zusammentrafen. Auch sie hatte draußen im Feldlager die Not beten und der Sieg „Nun danket alle Gott!“ singen gelehrt. Ihre „Führer“ aber waren wie beim Deutschempfinden so auch beim Frommfühlen vielfach die Romantiker, und romantisch war deshalb vieles an dieser christ-germanischen Burschenschaft. So mischte sich der Ernst des Lebens und romantisches Spielen und sich Bespiegeln in eigenartiger Weise, und darum flößt ihr Treiben und sich Behaben dem einen tiefen Respekt ein, während der andere über viel Kindisches lächelt und spottet. Ich denke, der Respekt gebürt dem Kern, denn der war gut, das Lächeln der Äußerlichkeit mit ihrem romantischen Firlefanz. Allein zunächst — wir haben es schon in den Worten Nietzsches vorausgenommen — der Versuch dieser akademischen Jugend ist nicht gelungen. Die Einigung der gesamten Studentenschaft kam nur in Jena zu stande, das neben Gießen der Ausgangspunkt der Bewegung war; auf den übrigen Hochschulen blieben die Landsmannschaften oder Korps neben der Burschenschaft bestehen, und natürlich befehdeten sich nun beide in einer Unzahl von Duellen. Ein böses Omen auch für die staatliche Einigung der deutschen Stämme! Und auch die Freiheit wollte sich nicht einstellen. Weil die Jugend ungeduldig ist, so mochte sie sich nicht begnügen mit der programmmäßigen Vorbereitung, mit Erziehung und Selbsterziehung, um was es sich doch in erster Linie handeln mußte und hatte handeln sollen; sondern sie wollte Thaten sehen und Früchte pflücken und dachte daher darauf selber zuzugreifen und selber zu schaffen und zu machen, was von oben nicht gegeben, gegen ausdrückliches Versprechen nicht gegeben wurde. Dabei blieb übrigens die große Mehrzahl nach wie vor durchaus harmlos; nur etliche besonders Eifrige gingen weiter. So gleich auf dem Wartburgfest am 18. Oktober 1817, wo man die Leipziger Schlacht und das 300jährige Gedächtnis der tapferen That Luthers am 31. Oktober 1517, patriotisch und religiös zugleich, feierte. Das war ein schönes und durchaus berechtigtes Fest, auch historisch diese Verknüpfung der Erinnerung an die zweimalige siegreiche Auflehnung des deutschen

Volkes gegen drohende kirchliche und weltliche Universalmonarchie wohl berechtigt — es war ein großer und weihevoller Tag: wie eines Maientags seiner Jugend erinnerte sich seiner spät noch Heinrich Leo. Ein bißchen jugendlicher Überschwang und Phrase war natürlich auch mit dabei — was schadete das? Aber es war dessen nicht einmal zu viel; am phrasenreichsten hat vielleicht nicht ein Student, sondern einer der anwesenden Professoren gesprochen.

Da hängten nun aber jene Übereifrigen die Farce daran und das Satirspiel, indem sie auf einem Scheiterhaufen — nach dem Vorgang Luthers! — die Bücher von allerlei mißliebigen Schriftstellern verbrannten, welche thatsächlich oder nach der Meinung der rasch urteilenden Jugend schuld oder mit schuld waren an der Verweigerung der versprochenen Konstitution und, wie Schmalz und andere „Schmalzgesellen", die besten Männer der Nation als Verschwörer, Demagogen und Hochverräter schmählich denunziert und verunglimpft hatten. Es war das um so überflüssiger, als diese Denunziationen von Schmalz durch Niebuhr und Schleiermacher schon gebührend zurückgewiesen waren. Anstatt nun aber diese Farce als Jugendstreich zu ignorieren, nahmen schon das einzelne deutsche Regierungen tragisch, die preußische im Ernst, — Metternich gab sich wenigstens den Schein, sie ernst zu nehmen und fruktifizierte die Sache im antifreiheitlichen Sinn seines politischen Systems; man fabelte von einer förmlichen Verschwörung, holte aus wie zu einer Haupt- und Staatsaktion und beschritt sogar dem verständigen und duldsamen Großherzog von Weimar gegenüber den diplomatischen Weg der Warnung und Verwarnung. Noch ungefährlicher als jene Scene auf der Wartburg waren die ebenfalls vielen Anstoß erregenden Geschmacklosigkeiten und Ausschreitungen der „teutschtümelnden" Jugend in Kleidung und Sitte, in Ausdruck und Rede, in Rechtschreibung und Wortwahl. Namentlich die um den Turnvater Jahn markierten in ihrem äußeren Auftreten den Krafthuber und den Urgermanen und nahmen den Mund recht voll von Zwingherrn und trieften gelegentlich wohl auch einmal von Fürstenblut; thatsächlich aber waren sie, wie Immermann spottet, mit dem zufrieden, was ihnen der Schneider an Deutschheit verlieh und blieben harmlos trotz ihrer langen Haare und ihrer großen Worte.

Dagegen standen im Hintergrund freilich ein paar ganz fanatische Gesellen, die Unbedingten, welche wie die heutigen Anarchisten auch den Gedanken erwogen, ob man das Volk nicht aus seiner Gleichgültigkeit aufrütteln und aufschrecken könne durch Schlag und That. Aus diesen Kreisen und dieser Strömung heraus kam dann jene unglückselige That von Karl Ludwig Sand, die Ermordung Kotzebues in Mannheim am 23. März 1819. Kotzebue hatte seiner Zeit durch die ganz unflätige Satire „Dr. Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann" übles Aufsehen und schweres Ärgernis erregt, war dann ein beliebter Dramatiker der Deutschen geworden, indem er allem Weichlichen und Schwächlichen, allem Rührenden und Sentimentalen, allem Tugendhaften und Frivolen, also mit einem Wort dem Geschmack des deutschen Philisters schmeichelte; dagegen hatte er Napoleon wacker bekämpft. Jetzt aber schrieb er als russischer Staatsrat politisch-litterarische Berichte für die Petersburger Regierung, die von Spott und Gift gegen die studentische Bewegung und die freie Presse Weimars strotzten und ihn halb mit Recht und halb mit übertreibendem Unrecht in den Ruf eines russischen Spions brachten. Dafür sollte er gestraft werden, deshalb schwang Sand gegen ihn den Dolch des Mörders.

Die Reaktion.

Nur einmal in der Geschichte hat ein Volk aus einem solchen Attentat Gewinn gezogen, das athenische aus der That der Tyrannenmörder Harmodios und Aristogeiton. Sonst aber, von Brutus und Cassius bis herab auf Hödel und Nobiling, auf Santo Caserio und Angiolillo, ist Fluch um Fluch die Folge jedes solchen sinnlosen Verbrechens gewesen. Und zu den unheilvollsten Geschehnissen dieser Art gehört fraglos die That Sands, zumal da auch ernsthafte Männer, wie der Theologe de Wette taktlos genug waren, sei es auch nur in einem Privatbrief und in der starken Erregung des ersten Augenblicks sie als „ein schönes Zeichen der Zeit" zu begrüßen und von „Mißbilligung der Handlung bei Billigung der Motive" zu reden. Damit schienen diejenigen recht zu bekommen, welche in ihr das Symptom einer allgemein verbreiteten ver-

brecherischen Gesinnung und in den Studenten und Burschenschaftern nicht mehr harmlose und ideale Jünglinge, sondern Verschwörer und Mörder sahen und sie demgemäß behandelten. Die Karlsbader Beschlüsse, die Mainzer Centraluntersuchungskommission, die Maßregelung der Professoren und anderer gebildeter Männer, oder um Namen zu nennen, die Absetzung de Wettes, der Haftbefehl gegen Görres, die Mißhandlung Arndts und Jahns, die Verdächtigung und polizeiliche Vernehmung eines Schleiermacher und Reimer, das Mißtrauen gegen die Universitäten und höheren Schulen, gegen lustige Studenten und turnende Primaner, und dahinter Censur und polizeiliche Verbote aller Art, Gefängnis und Expatriierung, ein Spionagesystem ohne gleichen, im Inland durch „Perlustrierung" der Briefe, draußen durch freiwillige oder bezahlte Agents provocateurs — das alles war Ergebnis und Folge jener thörichten und verbrecherischen That. Die Reaktion war da, oder, wenn man sich erinnert, daß Preußen schon vorher, im Jahr 1816, den Rheinischen Merkur unterdrückt hatte, sie stand nun in vollster Blüte. Freilich mußte sie selber zugestehen, daß thatsächlich doch recht wenig bei ihrem Inquisitionsverfahren herauskam und nüchterne Leute das Ganze schließlich doch nur „für ein Hirngespinst oder höchstens für einen Studentenunfug" halten konnten; aber deshalb drückte sie nur um so schwerer wie ein böser Alp auf das geistige Leben der Nation und vor allem auf die Bildung und ihre Vertreter. Die Burschenschaft aber bewies durch die Art, wie sie alles das hinnahm, auch in diesen bösen Stunden den guten Geist, der sie von Anfang an beseelt hatte:

Das Band ist zerschnitten, war Schwarz, Rot und Gold,
Und Gott hat es gelitten, wer weiß was er gewollt!

so singen keine Revolutionäre und Verschwörer.

Der Liberalismus.

Doch im Zusammenhang mit dieser Reaktion und als Gegendruck gegen sie war auch schon die Partei des Widerstands und der Opposition auf dem Plane, der deutsche Liberalismus, der seinen Namen von den spanischen Verfassungskämpfen erhalten hat. Jetzt wurde er Partei, dazu hat ihn die Reaktion gemacht. Seine

Wortführer und Hauptvertreter fand er naturgemäß da, wo ein Organ für die öffentliche Meinung vorhanden war, also in den süddeutschen Kammern, in denen sich zum ersten Mal in Deutschland parlamentarisches und überhaupt politisches Leben entwickeln konnte. Wie kurz vorher Uhlands „vaterländische Gedichte", so fanden jetzt die Kammerreden eines Rotteck und Liebenstein in Baden jubelnden Widerhall durch ganz Deutschland.

Was der Liberalismus wollte, ist klar: Deutschlands Einheit und des deutschen Volkes verfassungsmäßige Freiheit. Darin hatte er recht und nur recht, dagegen kommen alle Scheltworte deutscher Historiker nicht auf. Aber ebenso ist auf der anderen Seite unverkennbar, daß ihm von vornherein ein partikularistischer Zug anhaftete, weil er wesentlich süddeutsch war. Auch im Norden gab es Liberale, natürlich; aber dort hat der Liberalismus etwas Esoterisches, er war das Vorrecht einzelner Männer oder kleinerer Kreise, und daher war er selber aristokratisch und vornehm, maßvoll und verschlossen; man denke an Varnhagen von Ense oder gar an Wilhelm von Humboldt. Als dieser 1819 als Minister für ständische Angelegenheiten nach Berlin berufen wurde, war eben böseste Reaktionszeit, das Jahr der Karlsbader Beschlüsse; er suchte — natürlich vergeblich — die Selbständigkeit Preußens dagegen auszuspielen, während er innerlich darin ebenso wie seiner Zeit in dem Wöllnerschen Religionsedikt und der darnach sich haltenden Regierung, als freier und vornehmer Geist eine Beleidigung für ein denkendes Volk sah. Und so trug nach seinem Sturz, der ihn mit Boyen und Beime schon nach einem halben Jahre traf, diese seine Haltung dem aristokratisch einsamen Manne die Volksgunst in so hohem Maße ein, daß ihm von liberaler Seite der Dank für das, was er dem Staat geleistet oder eifrig und tapfer angestrebt hatte, reichlich zu Teil geworden ist. Im Süden dagegen war der Liberalismus wirklich Volkssache und deshalb populär und volkstümlich sich haltend, auf weite Kreise berechnet und dementsprechend gelegentlich auch derb zufahrend und mehr und mehr geradezu agitatorisch-radikal.

Fürs zweite hatte er etwas Doktrinäres an sich. Seine Träger waren Professoren, Advokaten und überhaupt Männer des gebildeten Bürgerstandes, der noch immer mit dem Geiste der Aufklärung

erfüllt war, und so war auch er noch voll davon und war deshalb selber intellektualistisch und lehrhaft. Nur in Württemberg hatte sich die Sache so eigentümlich — oder soll man lieber sagen: so widerspruchsvoll? — verschoben, daß hier der romantische Uhland liberal war und die Partei der Freiheit nicht auf modernes Vernunftrecht, sondern auf altes historisches Volksrecht zurückgriff, das — wir wissen es schon — nur leider kein „gutes" war: so war hier der Liberalismus poetisch, während er sonst prosaisch war und nicht frei von einem Stich ins Philisterhafte. Umgekehrt waren in den übrigen Verfassungsstaaten die Romantiker die Anhänger des Alten, der alten Ständeverfassung namentlich im Gegensatz zu der konstitutionellen Monarchie, und die Vorkämpfer der Privilegien von Fürsten und Adel, während die Liberalen ein Neues wollten im Bruch mit dem alten und historisch Gewesenen und, besonders stark im Regieren, gerade auch die Vorrechte des Adels grundsätzlich negierten. An dieser Entfremdung zwischen Adel und Bürgerlichen, die immer mehr zum vollen Gegensatz wurde, hatte übrigens der Adel die größte Schuld. In den Kriegsjahren hatte namentlich der preußische Adel sein Bestes gethan: an Opferwilligkeit war er dem Bürgerstand durchaus ebenbürtig, teilweise vorangegangen; als Offiziere und Heerführer hatten seine Angehörigen glänzende Proben persönlichen Mutes und militärischen Könnens abgelegt und auch die Führer der Reformbewegung gehörten vielfach dem Adel an, dem Herrn von Stein hat sein freiherrliches Bewußtsein auch nach oben hin den Rücken gesteift. Aber kaum war der Friede hergestellt, so zeigten die ungemessenen Ansprüche des Adels im ganzen, daß er wie die Bourbonen nichts gelernt und nichts vergessen hatte. Die Mediatisierten von 1803 und 1806 ließen sich in § 14 der Bundesakte eine Reihe von Vorrechten zuweisen, die leider heute noch nicht alle beseitigt sind, und der niedere Adel that sich 1815 in dem Adelsverein „der Kette" kastenmäßig zusammen, widersetzte sich namentlich in Ostelbien der Durchführung der Bauernemanzipation oder gestaltete doch deren Folgen vielfach in Fluch statt in Segen für die Befreiten. Damals sind die Bauern auf den Gütern zu armseligen und abhängigen Tagelöhnern geworden und sind die Zustände begründet worden, wie sie nach Göhres drastischer Schilderung

noch heute mannigfach auf oſtelbiſchen Domänen und Rittergütern beſtehen. Und auch politiſch eroberte ſich der Adel namentlich wieder im Norden eine weit über ſeine Bedeutung hinausgehende Poſition, ſo in Hannover, wo ihm im Allgemeinen Landtag 43 gegen 3 Vertreter aus dem Bauernſtand zugeſtanden wurden; und anderswo dominierte der Adel beim Zweikammerſyſtem wenigſtens in den erſten Kammern. Was Wunder, wenn dagegen der Liberalismus eiferte! und was Wunder, wenn er, noch in den Kinderſchuhen ſteckend, im Eifer polternd und nicht ohne Übertreibung redete und hiſtoriſch Gewordenes nicht begreifen und anerkennen wollte!

Ganz beſonders aber fehlte es dem Liberalismus jener Tage an Originalität und ſchöpferiſcher Kraft: der Geiſt war bei der Romantik, nicht bei ihm; und ſo mußte er ſich für das Neue, das er an die Stelle des zu beſeitigenden Alten ſetzen wollte, nach fremden Muſtern umſehen. Dabei geriet er auf die franzöſiſche Charte, durch welche die Mächte dem franzöſiſchen Volke die Rückkehr der Bourbonen acceptabel gemacht und zwiſchen den Errungenſchaften der Revolution und den Traditionen des ancien régime eine äußerliche Vermittlung herzuſtellen geſucht hatten. Dieſes fremde Muſter wollten die Liberalen ohne weiteres von dem Boden, auf dem es ſelbſt ſchon mehr Kunſtprodukt als Naturerzeugnis war, auf den ganz andersartigen deutſchen Boden herüber verpflanzen. Darin offenbart ſich die Nachwirkung des unhiſtoriſchen und gewaltthätigen Sinnes der Aufklärung, und darum war ihre Sache in dem immer hiſtoriſcher werdenden neunzehnten Jahrhundert zum voraus wenig ausſichtsvoll.

Sein Vorbild holte alſo der ſüddeutſche Liberalismus — im Norden dachte man wohl eher an England — aus Frankreich, mit dem man eben noch im Krieg geweſen war. Auch daran erkennt man die Nachwirkung des achtzehnten Jahrhunderts, das weltbürgerlich-kosmopolitiſch geweſen war und für das Nationale und Volkstümliche kein Verſtändnis und kein Herz hatte. Nun würde man natürlich dem Liberalismus ſchweres Unrecht thun, wollte man das ſo direkt auch von ihm ſagen: er trat ja gerade wie für die politiſche Freiheit ſo auch für die nationale Einheit ein. Allein jene ſtand ihm doch in erſter Linie, wobei er nicht bedachte, daß man erſt

einen Staat haben muß, ehe man Rechte in demselben fordern und erwerben kann; und weil er doktrinär und unhistorisch war, fehlte es ihm doch an Verständnis und Herz für die deutsche Eigenart und ein fremdbürgerlicher Zug, eine gewisse Überschätzung des Fremden haftete ihm von Anfang an. Ganz anders dachten und fühlten darin die Romantiker und deswegen waren sie dem Liberalismus anfangs durchaus überlegen: schon vor der Niederlage und dem Sieg hatten sie die Freude an den Besitztümern des Volkes in Sprache, Lied, Sage, Sitte, Religion und Kunst selber empfunden und in anderen wieder wachgerufen, und jetzt in den Zeiten der Not, des Kampfes und des Sieges war ihnen und mit ihnen vor allem der norddeutschen Jugend Vaterland und Nation zu einem Gegenstand der Freude und Verehrung, zu einer rechten Herzensangelegenheit geworden, und gerade Frankreich und das Französische betrachteten sie als das specifisch Feindliche. Auch darin fühlte der Süden anders, weil er in seinem Wesen dem Französischen verwandter war, weniger von Frankreich gelitten hatte als das von Napoleon mit ausgesuchtem Haß verfolgte Preußen und weil seine Jugend in Waffenbrüderschaft mit französischen Truppen Jahre hindurch an deren Sieg und Ruhm teilgenommen hatte. So kam auch von dieser Seite her ein Antagonismus zwischen den fremdbürgerlichen Liberalismus und die nationale Romantik, der zum Teil auch ein Gegensatz war zwischen Süd und Nord. Andererseits lag hier aber auch ein oppositionelles Element in der Romantik selbst, durch das sie in Konflikt geraten konnte mit den von Metternich geleiteten oder durch ihn vergewaltigten Regierungen. Die politische Reaktion wollte und durfte nichts wissen vom Nationalen und allgemein Deutschen, darum war ihr auch der romantische Teil der Burschenschaft verdächtig. So kreuzten und mischten sich hier die Gegensätze doch recht eigentümlich. Immer wieder sei's gesagt: Uhland war Romantiker und war liberal!

Und auch Josef Görres, der spätere Ultramontane, war Romantiker und war damals noch liberal: am 12. Januar 1818 überbrachte er an der Spitze einer Deputation dem Reichskanzler Hardenberg die bekannte rheinländische Adresse mit der Bitte um Erlassung einer Verfassung und Einlösung des königlichen Ver-

sprechens. Allein bei ihm hatte der Liberalismus noch einen anderen Grund und Hintergrund: diesem Rheinländer war der preußische Staat zu sehr Staat, es wurde ihm darin zu viel regiert, es war ihm trotz der Stein-Hardenbergischen Selbstverwaltung noch viel zu viel Bureaukratismus und Mechanismus da; dadurch fühlte sich seine urwüchsige Kraft bedrückt, seine starke Individualität beengt, seine vulkanische Natur dadurch zu immer neuen Zornausbrüchen empört. Hier ist der Punkt, wo Görres und Bismarck sich berühren, der Punkt, wo der Liberalismus auch heute noch die letzten Wurzeln seiner dahinsiechenden Kraft hat; uns allen ist dieser Kampf gegen die Allmacht der Juristen und Bureaukraten, gegen die Schreiberweisheit am grünen Tisch so sympathisch, daß wir darüber oft die Notwendigkeit und den Segen des grünen Tisches, die Leistungen und Erfolge unserer Beamtenschaft nur zu sehr zu vergessen geneigt sind; und auch das übersehen wir, daß in jener Abneigung gegen den preußischen Beamtenstaat doch zugleich auch der romantisch-ultramontane Partikularismus einer späteren Periode die beste Nahrung und seinen volkstümlichsten Halt finden konnte.

Je mehr sich aber in den zwanziger Jahren die Reaktion verschärfte und einlebte, auch im Süden unter dem Drucke Metternichs an Boden gewann, die Kammeropposition zum Schweigen brachte, die Presse knebelte und gegen Demagogen und Liberale auch persönlich Gewalt brauchte, desto radikaler wurde natürlich auch der Liberalismus. Gegen Gewalt konnte schließlich nur Gewalt, gegen den Druck von oben nur die Revolution von unten helfen, und auch an republikanischen Äußerungen und Wünschen fehlte es, namentlich im alemannischen Südwesten an der Schweizergrenze nicht. Auch unter den Studenten regte es sich wieder: die Burschenschaft bestand heimlich weiter, und die Radikalen unter ihnen dachten nun wirklich daran, „die Revolution zu erzeugen", sie schwärmten für die Republik und hörten grundsätzlich auf, „sich für vorzugsweise fromm auszugeben". Von der Schweiz her stiftete Follen einen geheimen Jünglingsbund, der sich einem deutschen Männerbund angliedern sollte. Natürlich gab das der Mainzer Centraluntersuchungskommission willkommenen Stoff zu neuen Nachforschungen,

Verhaftungen und Einkerkerungen; damals ist auch der französische Philosoph Cousin, der in Deutschland die Philosophie an der Quelle kennen lernen wollte, sistiert worden. Diese Verhaftung machte in ganz Europa Aufsehen und führte fast zu internationalen Verwickelungen ob dieser Polizeiwillkür, die hier statt an deutschen Studenten sich auch einmal an einem französischen Professor vergriff.

Während es aber in der Heimat vielfach recht trostlos aussah, schöpfte der deutsche Liberalismus immer wieder Mut und Hoffnung aus dem, was draußen vorging. Denn daß auch jetzt noch, nach der Niederwerfung und Bändigung der französischen Revolution und trotz der heiligen Allianz und des Metternichschen Systems, Volkserhebungen siegen können, das zeigten eben in den zwanziger Jahren allerlei Beispiele in Ost und West. Den stärksten Eindruck machte auf die deutsche Jugend der Freiheitskampf der Griechen von den Tagen Alexander Ypsilantis an bis zu dem Einzug der Bayern in Athen. Es offenbarte sich darin zugleich auch der Einfluß der neuhumanistischen Bildung. In seinem Roman „Hyperion" hatte der griechenbegeisterte Hölderlin schon das Vorspiel dieses hellenischen Befreiungskriegs, die Kämpfe der Griechen gegen die Türken im Jahr 1770 verherrlicht, freilich alsbald auch die Enttäuschung dieses „außerordentlichen Projektes" erlebt, „durch eine Räuberbande sein Elysium pflanzen" zu wollen. Inzwischen war das Griechische in den deutschen Gymnasien neu belebt und wenn auch vielfach in recht unvollkommener Gestalt ein Bildungselement der deutschen Jugend geworden; ganz anders als heute freuten sich Lehrer und Schüler dieses neugewonnenen Besitzes, Homer war ihnen lebendig, der Weg zum deutschen Vaterland ging damals wirklich über Thermopylä und Marathon, und er hat sich noch im Jahr 1870 just nicht als ein Um- und Holzweg erwiesen. Nun kämpften die Nachkommen dieser Helden aus den Perserkriegen — oder was man so dafür hielt — im Vaterland Homers und Platons den Kampf der Christen gegen den Islam, den Kampf der Freiheit gegen den Despotismus, den Kampf der Kultur gegen die Barbarei; wenigstens glaubte man so, selbst 1897 war ja für viele die Stunde der Enttäuschung und Ernüchterung über diese modernen Griechen noch nicht gekommen. Es bildeten sich allüberall

philhellenische Klubs, man sammelte Beiträge, Scharen von Freiwilligen zogen hinüber. Nicht bloß von Deutschland, auch „der englische Lord“ und Dichter hat in Missolonghi seinen Tod gefunden; aber in erster Linie war es doch die deutsche Jugend, die sich begeisterte; und als dann Wilhelm Müller seine Griechenlieder von dem auf Munkacs hohem Turme gefangenen Alexander Ypsilanti oder vom kleinen Hydrioten sang, da sang alle Welt mit, redete laut vom Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken und meinte damit doch schließlich auch und nur — die eigene Freiheit. Der weltbürgerliche Zug und Sinn der Deutschen verschmolz sich so mit nationalen Gedanken und Hoffnungen, der Liberalismus blieb national, auch wo er sich international drapierte. In diesem Sinn hatte schon 1818 der Franzose Béranger von einer „heiligen Allianz der Völker“ gesprochen und der Deutsche Börne sprach es ihm jetzt nach. Wenn in Italien oder Spanien, in Südamerika oder Griechenland die Sache der Freiheit siegreich war oder unterlag, so jubelte ihr der Deutsche zu oder wehklagte um sie, als wären es seine Siege oder Niederlagen. Die Fürsten und Minister hatten sich auf ihren Kongressen in Aachen und Karlsbad, in Teplitz und Verona zusammengethan zur Unterdrückung der Volksfreiheit und zur Niederhaltung des freien Geistes, die Völker einigten sich daher, wenigstens in Gesinnung und Sympathiekundgebungen aller Art, zu Abwehr und Schutz. Daran knüpfte dann in den dreißiger Jahren Mazzini mit seinem jungen Europa an, und darin findet die politisch unreife Polenbegeisterung Erklärung und Rechtfertigung.

Hier lag aber auch die Möglichkeit, daß, als drüben in Frankreich die Julirevolution ausbrach und Erfolg hatte, die Deutschen dem Beispiel folgten, wie die Belgier im Westen und die Polen im Osten. Doch noch war die Frucht nicht reif. Aber auch wir sind noch nicht fertig mit der Zeit von 1800 bis 1830.

Fünftes Kapitel.

Der Sieg der Hegelschen Rechtsphilosophie.

Die individualistische Anschauung vom Wesen des Staates.

Mit der veränderten Stellung der Völker und der Einzelnen zum Staat, wie sie seit den Befreiungskriegen faktisch eingetreten war, hing auch im Bewußtsein der Zeit eine Umwälzung in den Gedanken über Aufgaben und Wesen des Staates zusammen. 1792 hatte Wilhelm von Humboldt in seinen „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen" diesem die allerengsten Grenzen gezogen, ihm jede Kulturaufgabe abgestritten und lediglich den Schutz nach innen und nach außen zugewiesen. Positiv lautete seine Formel so: „daß die Erhaltung der Sicherheit sowohl gegen auswärtige Feinde als innerliche Zwistigkeiten den Zweck des Staats ausmachen und seine Wirksamkeit beschäftigen müsse"; negativ stellte er den Grundsatz auf, daß „der Staat sich schlechterdings alles Bestrebens, direkt oder indirekt auf die Sitten und den Charakter der Nation anders zu wirken, als insofern dies als eine natürliche, von selbst entstehende Folge seiner übrigen schlechterdings notwendigen Maßregeln unvermeidlich ist, gänzlich enthalten müsse; und daß alles, was diese Absicht befördern kann, vorzüglich alle besondere Aufsicht auf Erziehung, Religionsanstalten, Luxusgesetze u. s. f. schlechterdings außerhalb der Schranken seiner Wirksamkeit liege". Persönlich erklärt sich diese Verengung des Staatszweckes bei Humboldt aus den Erfahrungen, die er als Referendar beim Kammergericht zu Berlin unmittelbar nach dem Erlaß des Wöllnerschen Religionsediktes mit diesem Staat und

dieser Regierung gemacht hat. Aber zu Grunde liegt doch zugleich die Abneigung der Zeit gegen den Staat selber, die geschichtlich bedingt, in der Abneigung gegen den vielregierenden und allbevormundenden Polizeistaat des aufgeklärten Despotismus wurzelte. Und andererseits hing sie bei ihm zusammen mit dem Individualismus der neuhumanistischen Bildung, mit dem „in und durch sich Sein", das den Gebildeten gleichgültig machte gegen Vaterland und Staat: er hatte genug zu thun mit seiner Selbstbildung und darum kehrte er dem Staate wie Diogenes in seiner Tonne den Rücken; der Herdersche Humanitätsbegriff konnte auch diese Wendung nehmen. Keinenfalls aber thut man Unrecht, wenn man wegen jener Schrift und der in ihr zum Ausdruck kommenden Stimmung den jugendlichen Humboldt — aber natürlich nur den jugendlichen! — unter die Vorläufer des theoretischen Anarchismus rechnet.

Und theoretisch dachte auch Schiller kaum anders, während er doch als Dichter historischer Dramen von Fiesko bis Tell Staat und Vaterland viel richtiger zu würdigen wußte. Dem Verfasser der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen war unser wirklicher Staat nur ein Notstaat, ein notwendiges Übel; sein Ideal, der ästhetische Staat des schönen Scheins und der freien Bürger, „existiert dem Bedürfnis nach in jeder feingestimmten Seele, der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Cirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigene schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltsten Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht und weder nötig hat, fremde Freiheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmut zu zeigen". Dieser Staat begründet nicht „die bessere Menschheit", sondern er gründet sich auf sie, weil sich in ihm der Wille des Ganzen nur durch die Natur des ästhetisch erzogenen und gebildeten Individuums vollzieht; die „Harmonie in dem Individuum" ist die notwendige Voraussetzung für die Harmonie der Gesellschaft. So ist auch für Schiller die Hauptsache ästhetische Individualbildung, nicht staatliche Gesinnung.

Gewachsen aber war diese Stimmung und niedere Einschätzung

alles Staatlichen auf dem Boden des alten deutschen Reiches, das freilich kein Staat mehr war und weder etwas für die Kultur noch auch nur das Notwendigste zum Schutz und zur Schonung seiner Angehörigen leistete; und weiter gewachsen war sie in der nachfriederizianischen Zeit, wo in Preußen der große Zug, die Sprungfeder des Geistes aus der Staatsmaschine herausgenommen war und überall nur noch toter Mechanismus, kein staatliches Leben mehr sich zeigte. Über beide war dann die Sturzwelle der französischen Revolution hereingebrochen und hatte zunächst auch nur zerstört, nicht aufgebaut; es herrschte dort wirklich Jahrelang die Anarchie. Während aber in Frankreich Napoleon ein neues Gebäude aufführte, groß und imposant nach außen, im innern aber absolutistisch mit dem alten Motto: l'état c'est moi, entstand in Preußen ein neuer Staat, in dem gerade im Gegensatz dazu auf die Kraft und Mitwirkung des Volkes gerechnet war. Würde nun dieses Neue auch den Menschen zum Bewußtsein kommen und von ihnen verstanden werden? Da war es von vornherein bedauerlich, daß das politisch-parlamentarische Leben sich nach 1815 zuerst nur in den kleinen deutschen Staaten und vorläufig noch gar nicht in dem neuen preußischen Staat entwickeln durfte. So war zwar Preußen ein Staat, aber es hatte keine öffentliche Meinung, und so konnte sich beim Volk im großen und ganzen ein staatliches Bewußtsein nur sehr langsam entwickeln; daß im preußischen Beamtentum ein solches eben in dieser Zeit durch stille Pflichterfüllung dennoch großgezogen wurde, entzog sich noch geraume Zeit den Blicken der Welt; höchstens das Dreinregieren und die Superklugheit des preußischen Geheimenrates kam den Regierten, vor allem unter Görres' lautem Protest in den Rheinlanden, zum Bewußtsein. Umgekehrt hatten die kleinen Staaten eine öffentliche Meinung, aber sie waren keine vollen und ganzen Staaten; dazu fehlte ihnen die Macht, und darum fehlte es ihren Oppositionsparteien am nötigen Verantwortlichkeitsgefühl und an dem Maßhalten in ihrem Auftreten. Auch hier gab es dieselbe stille Arbeit des Beamtentums, das aus verrotteten Zuständen heraus modern eingerichtete Staatswesen herzustellen und aus willkürlich zusammengerafften Fragmenten und Splittern des alten deutschen Reiches ein Ganzes zu schaffen hatte;

aber diese Leistung wurde in diesen engen Verhältnissen und in den Zeiten des Kampfes gegen die von den Beamten exekutierte Reaktion verständnislos und ohne Dank hingenommen, und so kommt es, daß die Geschichtschreiber dieser Zeit zwar viel vom preußischen Beamtentum jener Tage zu rühmen wissen, aber meistens vergessen, daß es in jenen kleinstaatlichen Verhältnissen und angesichts einer oft recht kleinlich kontrollierenden parlamentarischen Opposition vielleicht noch schwieriger war, ein moderner Beamter zu werden und einen modernen Beamtenstaat zu bauen. Zugleich aber erhielt durch jene Verschiedenheit im Aufbau des Staates und in der Anteilnahme, den die öffentliche Meinung daran nahm, der Gegensatz zwischen Nord und Süd neue Nahrung; hier ist vielleicht die Stelle, wo er bis 1870 am gefährlichsten war und wo er uns gelegentlich noch heute zu schaffen macht.

Dazu kam noch eines. Die Revolution und die Napoleonische Zeit hatte auch in Deutschland den Privilegierten zwar nicht alle ihre Privilegien, aber doch ihre alte Stellung genommen: sie waren die Träger des alten deutschen Reiches und seiner Regierung — so weit es eine solche gab — gewesen, die Trägerin der Arbeit in den neuen deutschen Staaten war oder wurde dagegen immer mehr die Bourgeoisie. Dieses deutsche Bürgertum aber war, wir haben es schon gehört, in der Enge und Kleinheit seines meist kleinstädtischen Daseins noch nicht hinausgekommen über die Aufklärungsbildung des vorigen Jahrhunderts, es war ein an den dürr und dünn gewordenen Gedanken desselben zehrendes Philisterium. Das mußte sich auch in seinem Verhältnis zum Staat zeigen.

Die Lehre vom Vertrag.

Und wirklich entsprach diesem rückständigen Wesen des deutschen Bürgertums, soweit es sich mit dem Staat befaßte, eine Staatstheorie, die in der Aufklärung wurzelte, also ebenfalls rückständig und zugleich unhistorisch war, die aber doch die neugewonnene Machtstellung der Bourgeoisie und die Notwendigkeit ihrer Forderungen zu rechtfertigen wußte, also liberal war. Sie knüpfte zunächst an die Gedanken der französischen Revolution an und weiterhin an Rousseaus wenigst tiefe aber wirkungsvollste

Schrift, den Contrat social. Von den beiden Ideen, die sie beherrschen, stammt die erste aus dem rationalistischen und konstruktiven Geist der modernen Philosophie und Weltanschauung seit der Renaissance — es ist die Lehre vom Vernunft- oder Naturrecht, das als Ausfluß der vernünftigen Natur des Menschen absolut gültig und für alle Menschen gleich verbindlich über allem positiven Recht schwebt und als Maßstab an dasselbe angelegt, rücksichtslos als das einzig wahre und gute Recht durchgeführt werden soll: es ist somit international, von aller Geschichte unabhängig, kritisch und gegen das Bestehende revolutionär. Und das andere Grundelement dieser Theorie war die Lehre vom Vertrag, der aus dem Ende des Mittelalters stammende Glaube, daß der Staat auf einem Vertrag entweder historisch ruhe oder der Idee nach als auf einem solchen ruhend gedacht werden müsse und daher in seinem Bestand abhängig sei von der Zustimmung aller oder doch der Mehrheit der ihn konstituierenden Individuen. Wie damit der Grundsatz der Volkssouveränetät zusammenhängt, liegt auf der Hand; auch er bildet somit ein notwendiges Bestandstück dieser ganzen Konzeption und zwar dasjenige, durch welches sie sich dem Liberalismus ganz besonders empfehlen mußte. Und doch steckte in dieser Vertragstheorie auch da, wo sie es ausdrücklich ablehnte, den bürgerlichen Gesellschaftsvertrag als eine geschichtliche Thatsache zu behaupten und in ihm nur eine „Idee", ein regulatives Prinzip zur Bestimmung des öffentlichen Rechtes sah, das alte unhistorische Wesen der Aufklärung. Außerdem aber war sie atomistisch und individualistisch, sie stellte den Staat auf die Willkür aller Einzelnen, verwechselte die volonté générale mit der volonté de tous, verkannte also seine Notwendigkeit und nahm ihn als ein Zufälliges, das sich ebenso wieder in seine Atome auflösen könne, wie es sich aus ihnen willkürlich zusammengesetzt habe.

Eben darum hatte dieser Gedanke vom Vertrag für die ganze Welt der Aufklärung etwas Fascinierendes, auch Kant in seiner, freilich durch die nahende Altersschwäche von Verworrenheit und Widersprüchen nicht freien Schrift „metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre" ist darüber nicht hinausgekommen und hat ihr durch seine Autorität noch einmal und auf lange hin einen starken Halt gegeben.

Und ebenso hat Fichte in seiner „Grundlage des Naturrechts“ sich auf den Boden dieser Theorie gestellt und einen wahren embarras de richesses von Verträgen zusammengehäuft; hat er doch in einer seiner ersten Schriften sogar das Recht der Eltern auf die Kinder durch einen Vertrag mit der Geburtshelferin begründet: „hätte sie nicht durch Vertrag meinen Eltern versprochen, ihr Recht auf mich an sie zurück abzutreten, hätte sie nicht überhaupt laut dieses Vertrages im Namen meiner Eltern gehandelt, so wären meine Rechte durch diese erste Ausübung desselben die ihrigen; so aber sind sie meinen Eltern“. Praktisch aber hielt man diese Lehre deshalb für so wichtig, weil man von dem Staatsbürgervertrag die Möglichkeit einer Verfassungsänderung durch das Volk, sei es auf dem Wege der Reform oder der Revolution, abhängig dachte.

In Einem schien sich freilich Kant, und ihm nach Fichte, von der älteren Vertragstheorie wesentlich zu unterscheiden, in der Frage nach dem Zweck des Staates. Die Aufklärung hatte auch hierin eudämonistisch gedacht und dem Staat die Aufgabe zugewiesen, die Glückseligkeit aller und das Wohl jedes Einzelnen in irgend einer Form zu schaffen und zu fördern. Kant war auch hier wie in der Moral rigoristisch, nicht eudämonistisch; deshalb schloß er die Glückseligkeit vom Zweck des Staates aus und faßte diesen als Verwirklichung der Gerechtigkeit, sein Staat war ein Rechtsstaat. Fragt man aber weiter, warum denn durch den Staat das provisorische Recht in ein peremptorisches, der rechtlose Naturzustand in einen Rechtszustand verwandelt und übergeführt werden soll, so kommt man doch wieder auf den abgewiesenen Zweck des Schutzes von Leben und Eigentum, also auf die privaten Interessen aller Einzelnen zurück. Und wenn Kant das Rechtsgesetz formuliert: „handle so, daß die Ausübung deiner Willkür die der andern nicht beeinträchtigt“, so kommt er auch von dieser Seite her über die Subjektivität und den Individualismus nicht hinaus. Die Meinung war freilich die, der Staat solle im Recht das Vernunftgesetz, die volonté générale verwirklichen; aber thatsächlich handelte es sich auch bei Kant um die Angemessenheit der Handlung an die empirische Allgemeinheit, an den Willen aller und an die Willkür jedes Einzelnen.

Während aber schon Fichte, der sich zunächst ganz an Kant

anschloß, über diesen hinausging und seinem geschlossenen Handelsstaat erst eine Reihe der wichtigsten socialen Aufgaben zuwies, dann in der Not der Zeit die nationale Basis und Kraft des Staates verstehen lernte und ihn durch die Forderung einer Nationalerziehung als Kulturträger und Kulturbringer anerkannte, ging die Vertragstheorie in das Bewußtsein der Bourgeoisie und des Liberalismus in ihrer alten Form über. Die philosophische Begründung und die feineren Unterscheidungen in der Lehre von Basis und Zweck des Staates wurden beiseite gelassen und ihre einzelnen Gedanken ohne weiteres für Parteizwecke fruchtbar gemacht. Das Naturrecht gab Handhabe und Maßstab zu liberaler Kritik am Bestehenden und an den Maßnahmen der Regierung, der Vertrag begründete den Glauben an die Souveränetät des Volkes und rechtfertigte die Forderung einer Mitwirkung desselben bei der Gesetzgebung, und der Rechtsstaat hatte in erster Linie die Rechte des Volkes zu schützen und die Gleichheit aller vor dem Gesetz durchzuführen.

Diese Anschauung, die sich auf Kant berufen konnte, wenn sie auch seine tiefsten Gedanken nicht verstand, wurde nun also nach den Befreiungskriegen vom Liberalismus wieder hervorgeholt. In weiteren Kreisen verschaffte ihr vor allem der Badener Rotteck Aufnahme und Anerkennung, dessen 1813 begonnene „Allgemeine Geschichte" das Recht des Liberalismus allen verständlich durch die ganze Weltgeschichte hindurch als siegreich zu erweisen suchte und dessen gemeinsam mit Welcker ins Leben gerufenes „Staatslexikon" immer aufs neue den Gedanken variierte, daß der Staat auf Vertrag gegründet und der Wille der Majorität das einzig Ausschlaggebende sei. Und wenn der Schwabe Uhland sang:

Vertrag! es ging auch hier zu Lande
Von ihm der Rechte Satzung aus,
Es knüpfen seine heil'gen Bande
Den Volksstamm an das Fürstenhaus.
Ob einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt,

so erhielt die Theorie dadurch auch noch die dichterische Weihe. Diese Männer haben dem Liberalismus seine leicht faßlichen, aber

weder neuen noch tiefen Staatsgedanken gegeben, und sie haben damit um so mehr Eindruck gemacht, weil sie selber für die Forderungen desselben, besonders auch für die Freiheit der Presse, mannhaft eintraten und gelegentlich auch dafür zu leiden hatten. Heute ist diese Theorie überwunden, dem Historismus war das Ungeschichtliche und Geschichtslose, der Vorliebe für alles „Organische" das Quantitative und Atomistische daran unerträglich; aber daß der, freilich falsch formulierte, Gedanke des Naturrechts damit gänzlich abgethan und die kritische Ader, die darin steckte, allzu rasch unterbunden wurde, war doch ein bleibender Schaden und Verlust, den wir erst allerneuestens wieder gut zu machen uns anschicken. Gewiß ist das Naturrecht kein unveränderliches und für alle Zeiten geltendes, und es ist kein „Recht" im eigentlichen Sinn des Wortes, wohl aber ist es die immer wachsende und wechselnde Idee eines besseren Rechtes, die als Trieb des Fortschritts sich der Geister bemächtigen will und zu ihrer Verwirklichung drängt; ohne diese Idee würde das positive Recht verewigt und versteinert und die Menschheit in ihren rechtlichen und staatlichen Lebensbedingungen zu ewiger Stagnation verurteilt bleiben.

Die romantische Staatslehre.

Allein so wie sie damals vorgetragen wurde, war diese Aufklärungsanschauung in der That flach und veraltet und überdies als die Theorie der französischen Revolution mit dem Stempel des Staatsgefährlichen gezeichnet. Um so leichter konnte daher die Romantik der unhistorischen Auffassung vom Staat eine historische, der mechanischen eine organische entgegenstellen und es der Weltgeschichte überlassen, den Sieg dieses Neuen über ein Altgewordenes einzuleiten und allmählich durchzusetzen. Am frühesten wohl finden wir diese romantische Staatstheorie bei Novalis. Seine poetisch überspannte Verherrlichung des jungen preußischen Königspaares kennen wir schon; sie hing zusammen mit seiner Vorliebe für die Monarchie überhaupt. Aber auch den Staat als solchen wertete er ganz anders, als dies bisher geschehen war. Ihm war er der „Makroanthropos", der Mensch im Großen, das dringendste Bedürfnis für den Menschen: „um Mensch zu werden und zu bleiben, bedarf er

eines Staates"; „der vollkommene Bürger lebt ganz im Staat". Dieser aber besteht nicht aus einzelnen Menschen, sondern ist ein „mystisches Individuum". „Das Volk ist eine Idee; wir sollen ein Volk werden." Aber „der Staat wird zu wenig bei uns verkündigt. Es sollte Staatsverkündiger, Prediger des Patriotismus geben. Jetzt sind die meisten Staatsgenossen auf einem sehr gemeinen, dem feindlichen sehr nahe kommenden Fuße mit ihm."

Etwas von solchem romantischen Mysticismus hat zu Zeiten auch Friedrich von Gentz seiner publizistischen Thätigkeit beigemischt. Vom Kantischen Standpunkt aus hatte er in seiner Schrift „über den Ursprung und die obersten Prinzipien des Rechts" die französische Revolution begeistert begrüßt, unter dem Einfluß Burkes, dessen „Betrachtungen über die französische Revolution" er, wie schon erwähnt, ins Deutsche übersetzte, hatte er dann Wasser in diesen Wein gethan und pries hinfort die englische Verfassung an. Bei der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. hatte er denselben in einem Sendschreiben wie ein zweiter Marquis Posa aufgefordert Preßfreiheit zu geben. Aber auch diese liberalisierende englische Periode, in der er als publizistischer Bekämpfer Napoleons besonders fruchtbar war, lief ab: die „Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa" bildeten den Höhepunkt derselben und waren ein gewaltiges Kriegsmanifest, worin er die „Starken, Reinen und Guten" zum Widerstand aufrief, an Beredsamkeit stand er darin den Fichteschen Reden nicht nach, viele Gedanken derselben hat er antecipiert. Aber es ist nicht das ganze Volk, an das er sich wendet, sondern nur eine aristokratische Elite, und darin zeigt sich, recht im Gegensatz zu Fichte und Stein, das Mißtrauen gegen das Volk und die romantische Exklusivität. Und so überrascht es nicht, ihn bald darauf im Dienste Metternichs als den Bekämpfer des Liberalismus und den Verfechter des Legitimitätsprinzips und der Restaurationstendenzen zu finden; an der Demagogenhetze nach Kotzebues Ermordung hat er hervorragenden Anteil genommen. Nun verkündigte er, 1813 und 1814 haben „die Fürsten mit ihren Feldherrn, die an ihren Ratschlägen teil hatten — mit ihren Handlangern würde man heute sagen — das Größte verrichtet"; gegenüber dem Verlangen des Volkes nach einer Volks-

vertretung verweist er auf die alten „landständischen Verfassungen", die „aus den für sich bestehenden, nicht von Menschenhänden geschaffenen Grundelementen des Staates entspringen"; und im Staat sieht er die einzige Schutzwehr gegen die revolutionäre Vernunft des Einzelnen, in der katholischen Kirche das Bollwerk gegen den Subjektivismus der Protestanten; denn die Reformation erschien ihm — dem Protestanten — als die Quelle alles Übels, als der Anfang aller Revolution. „Etwas Mittelalter, etwas Gottesgnadentum und ein Überfluß von Polizeiweisheit" — so nennt R. Haym in seiner trefflichen Monographie über Gentz diese Mischung. Daß übrigens die Romantik bei dem durch und durch verstandesmäßigen nüchternen Manne nur Mittel und Schein war, zeigt seine letzte Periode, in der er von dem Romantiker Adam Müller zu dem Rationalisten und Materialisten Hobbes zurückkehrt und blasiert und skeptisch an der Richtigkeit und Durchführbarkeit seiner eigenen Ideen zweifelt. Ein großes Talent, aber ein charakterloser Genießling und ein Lump, das ist unser Urteil über diesen ersten großen politischen Journalisten Deutschlands. Und ähnlich wie er hat ja auch der erst so revolutionäre Friedrich Schlegel seine Feder in den Dienst der Metternichschen Politik gestellt und in seiner „Concordia" gegen „den fanatisch verwilderten Zeitgeist" für den christlichen Staat sich ereifert.

Ist aber die politische Romantik in diesen Journalisten im schlimmsten Sinne des Worts reaktionär geworden, so leistete in geistvollster und feinster Weise die historische Rechtsschule den reaktionären Tendenzen Vorschub, indem sie dem liberalisierenden Naturrecht gegenüber den historischen und nationalen Ursprung des Rechts betonte und es, wie die Germanisten jener Tage die Sprache, aus der Volksseele und dem Volksgeist ableitete. Wenn aber Savigny, neben K. F. Eichhorn der Begründer dieser Schule und zugleich der größte Jurist unter den Romantikern, aus solchen Gedanken heraus seiner Zeit den Beruf zur Gesetzgebung absprach und Code Napoléon und preußisches Landrecht als künstliche und willkürlich gemachte Gebilde scharf und teilweise ganz ungerecht kritisierte, so verurteilte er damit Zeit und Staat und Volk überhaupt zu einem quietistischen Zuwarten, einem konservativen Stagnieren und fügte sich so doch

trefflich ein in die Metternichsche Politik des Stillstands und der Kirchhofsruhe. Der wissenschaftlichen Jurisprudenz freilich wies diese Schule, allen voran Eichhorn, als neue wichtige Aufgabe die Erforschung der deutschen Rechtsgeschichte zu, es zeigten sich aber gleich in ihrem Entstehen auch schon die Gefahren, mit denen der Historismus unser Jahrhundert bedroht, die Wunden, die er ihm geschlagen hat.

Die romantische Staatstheorie im engeren Sinn aber fand ihren Hauptvertreter in Adam Müller, der in staatswissenschaftlichen Schriften Adam Smith bekämpfte und damit der Nationalökonomie unserer Tage vorarbeitete. Im direktesten Gegensatz zu Wilhelm von Humboldt erklärt Müller in seinen „Elementen der Staatskunst" den Staat für „die Totalität der menschlichen Angelegenheiten, ihre Verbindung zu einem lebendigen Ganzen". Er ist ihm „das ewig bewegte Reich aller Ideen: das körperliche, physische, ergreifbare Leben reicht nicht hin ihn zu deduzieren, und wir waren genötigt, alles Unsichtbare, Geist, Sitte, Herz, das ganze idealische Treiben des Menschen zurückzufordern, die dem Staat abwendig gemachten Gedanken der Bürger zu vindizieren, als wir uns bestrebten, das Wesen des Staates zu erkennen". Oder wie er auch sagt: „der Staat ist nicht eine bloße Manufaktur, Meierei, Assekuranzanstalt oder merkantilische Societät; er ist die innige Verbindung des gesamten physischen und geistigen Reichtums, des gesamten inneren und äußeren Lebens einer Nation zu einem großen energischen, unendlich bewegten und lebendigen Ganzen". In diesem Sinn wendet er sich ebenso gegen die eudämonistische wie gegen die Kantische Lehre vom Zweck des Staates, den sie ihm alle viel zu eng fassen. „Fragt nun noch irgend jemand: was ist denn der Zweck des Staates? so frage ich ihn wieder: du betrachtest also den Staat als Mittel? als ein künstliches Mittel? Ordnung, Freiheit, Sicherheit, Recht, die Glückseligkeit aller sind erhabene Ideen für den, der sie ideenweise auffaßt; der Staat, wie groß und erhaben, wie alles umfassend, wie in sich und auf sich selbst ruhend er auch sei, verschmäht es nicht, mitunter betrachtet zu werden, als sei er nur um eines dieser Zwecke willen da; er ist aber zu groß, zu lebendig, um sich, den Wünschen der Theoretiker gemäß, einem

dieser Zwecke ausschließend und allein hinzugeben; er dient ihnen allen, er dient allen gedenkbaren Zwecken, weil er sich selbst dient." Und ebenso stellt Müller der „Chimäre des Naturrechts" ein anderes Recht entgegen, „welches lebendig ist, d. h. welches sich selbst garantiert, nicht erst an eine auswärtige, mit ihm in keiner Verbindung stehende Macht oder Zwangsgewalt zu appellieren oder von ihr abzuhängen braucht; kurz welches also innerlich eins ist mit dem Staate, oder mit der Nationalität, oder da unser Blick durch die Religion auf die ganze Menschheit gerichtet ist, mit der Rechtsidee, welche die Menschheit verbindet, mit der Religion". Diese Auffassung des Staates ist das Produkt der Zeit — das Buch ist 1809 erschienen —, wie er selbst sagt: „unsere Väter hatten vom Staat den Begriff, daß er eine Zwangsanstalt sei; indes sind andere Zeiten gekommen, und das Beste, das Wichtigste hat sich nicht erzwingen lassen": darin liegt seine Stärke, in der Überwindung der unlebendigen und äußerlichen Staatstheorie des Naturrechts mit seinen „toten Begriffen" und der anarchistischen Notstaatslehre der Neuhumanisten; den Staat mit Gesinnung und mit Geist zu erfüllen, das erschien diesem Freunde Kleists vor allem notwendig; denn „in allen unseren Gesetzgebungen und Staatsbegriffen zeigt sich diese Todesspur, daß wir den Mut und die Kraft verloren haben sie zu beleben und zu bewegen, daß in uns selbst wenig Geist, wenig Persönlichkeit ist". Allein über dieses Allgemeine kam Müller in seiner geistreich schwatzhaften Manier nicht zu scharfen Begriffen, und so regte er wohl an, eine haltbare Theorie zu schaffen vermochte er aber nicht; und vom Geist und von Gesinnung mochten die Regierungen, denen sich seine Staatslehre sonst wohl empfohlen hätte, und mochten vor allem seine Freunde in Wien auf die Dauer nicht allzuviel hören.

So ist der romantische Staatsrechtslehrer par excellence, der zugleich die Approbation der reaktionären Mächte finden konnte, doch nicht er, sondern Karl Ludwig von Haller geworden. Dessen Staatslehre kündigte sich schon auf dem Titel in ihrer Gegensätzlichkeit gegen den Liberalismus an als „Restauration der Staatswissenschaft oder Theorie des natürlich-geselligen Zustands, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt". Ihr Ver-

fasser war damals noch Schweizer und Protestant, später trat er in die Dienste Karls X. in Paris und wurde wie Adam Müller Katholik. Schon die Vorrede des Werkes läßt den Romantiker in aller Deutlichkeit erkennen, läßt es aber auch fast unbegreiflich erscheinen, wie ein solcher Schriftsteller Wirkung thun und Einfluß gewinnen konnte: bald pathetisch im hohen Ton des Propheten bald weinerlich-sentimental und immer salbungsvoll wie ein Sonntagnachmittagsprediger für politische alte Jungfern redet dieser Mensch von Staat und Geschichte. Gegenüber dem auf Vertrag ruhenden künstlich-bürgerlichen Zustand will er auf den Naturzustand zurückgehen, der ihm alsbald mit Gottes Ordnung zusammenfällt. Das hier geltende Naturgesetz ist einfach genug; es besagt, daß nur der Überlegene, der Mächtige herrsche und herrschen solle. So gründet er Staat und Recht auf Stärke und Macht. Machthaber aber sind die Könige und Fürsten, und darum ist es gottgesetzte und gottgewollte Naturordnung, daß sie herrschen und ihnen gehorcht werde; sie sind nicht Diener des Staates — dieses friedericianische Wort ist Haller ein Greuel —, sondern unabhängige Herren desselben, der Staat ist ihr Eigentum, wie das Hauswesen dem Familienvater gehört: Staatsrecht ist vom Privatrecht nicht wesentlich verschieden, das patriarchalische Regiment ist göttliche Ordnung. Doch wie, wenn diese Herren ihre Gewalt mißbrauchen? Konstitutionen und geschriebene Gesetze, die der Liberalismus als Schutzwehr gegen diese Gefahr aufrichten will, überhaupt menschliche Einrichtungen helfen dagegen nichts, sondern im wesentlichen nur — Religion und Moral, die vom Mißbrauch der Gewalt abhalten. Ganz ausschließen kann jedoch dieser Mann des Naturstandes und der Gewalt den Gedanken der Selbsthilfe, nötigenfalls durch Revolution, natürlich nicht; aber Insurrektionen sind, so meint er und so hilft er sich über die Schwierigkeit hinweg, der Sache nach nur selten, ihre Ausführung ist meist schwierig, oft unmöglich, öfter noch nicht klug, und so bleibt für die Unterthanen in solchen Fällen nur übrig — auf Gott zu vertrauen.

Wie gesagt machte diese Gewaltstheorie Eindruck und fand Beifall: in dem Kreis des preußischen Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV. wurde sie bewundert und acceptiert.

Hegel freilich meinte, einen Teil dieser großen Wirkung und weiten Verbreitung verdanke das Buch wohl dem Umstand, daß „es aller Gedanken sich abzuthun und das Ganze so aus Einem Stück gedankenlos zu halten gewußt habe"; auch seine scheinbare Konsequenz bestehe „in der völligen Inkonsequenz einer Gedankenlosigkeit, die sich ohne Rückblick fortlaufen läßt und sich in dem Gegenteil dessen, was sie soeben gebilligt, ebensogut zu Hause findet". Und in der That, das Buch war geistlos und in seiner Gedankenlosigkeit und Inkonsequenz geradezu frech; aber es war ein bequemes Buch für die Inhaber der Gewalt und die Träger der Reaktion und die beste Rechtfertigung für alle Gewaltmaßregeln, denen gegenüber es die Völker so christlich fromm — auf Gott verwies.

Die Hegelsche Rechtsphilosophie.

Da kam — diesmal wirklich nach dem Dreitakt der dialektischen Methode aus Satz und Gegensatz ein neues Höheres, die Hegelsche Rechtsphilosophie. Was Hegel an Rousseau und dem Liberalismus und was ihm ebenso an Hallers Theorie so besonders widerwärtig war, das war die Degradation des Staates zu einem Willkürlich-Künstlichen oder Willkürlich-Gewaltsamen und seine Degradation zu einem bloßen Mittel. Wohl kennt auch er den Not- und Verstandesstaat der bisherigen Staatsrechtslehrer, wobei der Staat in der That nur Mittel, jeder Einzelne sich selbst Zweck und die Atomistik ganz an ihrem Platze ist. Das ist die bürgerliche Gesellschaft, in der die Subsistenz und das Wohl des Einzelnen mit samt seinem rechtlichen Dasein in die Subsistenz, das Wohl und Recht aller verflochten und nur in diesem Zusammenhange wirklich und gesichert ist — ein System allseitiger Abhängigkeit. Und ebenso ist ihm mit Kant der Staat Rechtsstaat, sofern im Recht der freie Wille sein Dasein hat. Aber ganz anders als Kant macht er Ernst mit der Vernünftigkeit des Willens, mit dem Begriff der volonté générale. Dieser Wille ist nicht bloß in der Sphäre des abstrakten oder formalen Rechtes, nicht bloß innerlich in der Moralität des einzelnen Menschen und seinem individuellen Gewissen, sondern wirklich ist er nur in der ganzen sittlichen Welt, deren erste Stufe die Familie, deren höchste Stufe der Staat ist,

G. W. F. Hegel

L. Sebbers pinx. L. Sichling sc. Breitkopf & Härtel edd.

Darum ist für Hegel der Staat ein Notwendiges, kein Zufälliges, das an und für sich Vernünftige und Seinsollende, kein Willkürliches, „die Wirklichkeit der sittlichen Idee", „das sittliche Ganze" und insofern „der Gott auf Erden". Mit Adam Müller erklärt er den Staat für den absoluten und unbewegten Selbstzweck; an Rousseau tadelt er, daß nach ihm der allgemeine Wille nur Wille aller Einzelnen sei, der contrat social auf Willkür beruhe und dadurch alle Autorität vernichtet werde; und Haller gegenüber betont er eben jenes Vernünftige am Staat, dessen Gewalt nicht Willkür, sondern die sich durchsetzende Vernunft selber sei: es ist der Gang Gottes in der Welt, daß der Staat ist. An der Sitte hat er seine unmittelbare, in dem Bewußtsein des Einzelnen seine vermittelte Existenz; in ihm kommt die Freiheit zu ihrem höchsten Recht, und doch hat der Staat das höchste Recht gegen den Einzelnen und für diesen ist es die höchste Pflicht, Mitglied eines Staates zu sein und sich demselben ganz hinzugeben.

Diesen Gedanken, daß der Staat mehr sei als der Einzelne, vor und über ihm sei, hat Hegel nicht etwa der Romantik eines Adam Müller entnommen, sondern mit vollem Bewußtsein greift er in demselben auf antike Anschauungen und Ideen zurück: die Omnipotenz des Staates ist ihm als Neuhumanisten, nicht als Romantiker an den Vorbildern und Theorien der Alten zum Bewußtsein gekommen.

Damit tritt er in den schärfsten Gegensatz wie gegen die noch immer nachwirkenden Plattituden der Aufklärung so gegen die subjektive Willkür der Romantik, und lehrt und fordert eine staatliche Gesinnung, wie sie vielleicht aus den Freiheitskriegen direkt hätte herauswachsen können, wenn damals der Staat seine Pflicht gethan hätte und „vernünftig" gewesen wäre. Hier liegt aber zugleich auch die innige Verbindung der Hegelschen Rechts- und Staatsphilosophie mit dem preußischen Staat. Jedem Staat mußte eine solch hohe Wertschätzung, wie sie ihm hier als der Verkörperung aller Sittlichkeit zu teil wurde, angenehm sein, eine Unterstützung seiner Aufgabe und seiner Voraussetzung, staatliche Gesinnung zu pflanzen und auf sie zu rechnen, lag darin. Aber der preußische Staat mußte doch noch eine ganz besondere Freude

haben an dem Buch — nicht nur weil es in Berlin geschrieben war von einem Professor seiner ersten Universität, sondern speciell und vor allem darum, weil der Staat, der Hegel vorschwebte, in der That der preußische Staat war. Spottend hat Haym gesagt: in der Hegelschen Rechtsphilosophie habe „das schöne Standbild des antiken Staates einen schwarzweißen Anstrich erhalten". Sehen wir zunächst ab von der Bosheit, die in diesen Worten liegt und liegen soll, und fügen dem Bilde, um es zu vervollständigen, noch hinzu: und überdies habe Hegel dieser so angestrichenen Statue die rote Jakobinermütze aufgestülpt, so ist damit ganz ernsthaft die Anerkennung für den politischen Verstand Hegels ausgesprochen. Als Preußen bei Jena so unrühmlich zusammengebrochen war, da hatte sich dieser Mann der Realität mit Verachtung von dem verächtlich gewordenen Staate abgewandt und Napoleon — „diese Weltseele" — bewundert. In diesem Sinn schreibt er im Januar 1807: „Die Wissenschaft ist allein die Theodicee; sie wird eben sosehr davor bewahren, vor den Begebenheiten tierisch zu staunen, oder klügererweise sie Zufälligkeiten des Augenblicks oder des Talents eines Individuums zuzuschreiben, die Schicksale der Reiche von einem besetzten oder nichtbesetzten Hügel abhängig zu machen, als über den Sieg des Unrechts und die Niederlage des Rechts zu klagen... Die französische Nation ist durchs Bad ihrer Revolution nicht nur von vielen Einrichtungen befreit worden, über die der Menschengeist als über Kinderschuhe hinaus war, und die darum auf ihr, wie noch auf den anderen, als geistlose Fesseln lasteten, sondern auch das Individuum hat die Furcht des Todes und das Gewohnheitsleben, das bei Veränderung der Coulissen keinen Halt mehr in sich hat, ausgezogen; dies giebt ihr die große Kraft, die sie gegen andere beweist." Aber nun fährt doch auch er schon hoffnungsvoll fort: „Sie lastet auf der Verschlossenheit und Dumpfheit dieser anderen, die, endlich gezwungen ihre Trägheit gegen die Wirklichkeit aufzugeben, in diese heraustreten und vielleicht, indem die Innerlichkeit sich in der Äußerlichkeit bewahrt, ihre Lehrer übertreffen werden."

Nun war das wirklich eingetreten, ein neuer preußischer Staat war entstanden und dem gebührte nicht länger mehr Verachtung, sondern vollste Anerkennung und Bewunderung. Und hier zeigte

Hegel doch einen merkwürdigen politischen Instinkt und Takt: dieser preußische Staat wandelte 1820 auf den Bahnen der Reaktion, im Schlepptau Metternichs, und in seiner unsicheren Haltung dem Verfassungsproblem gegenüber machte er den Eindruck des Schwachen und Unselbständigen, des Unfertigen und haltlos Schwankenden; wie leicht konnte sich da dem oberflächlichen Beobachter die innere Kraft und das innere Recht dieses aus allerlei Bestandstücken eben erst zusammengefügten Staatswesens verbergen? und wie vielen blieb das damals wirklich verborgen? Hegel dagegen sah auch unter dieser reaktionären und unfertigen Gestalt den inneren Kern voll Stärke, Gesundheit und Zukunft, wie er sich in der Erziehung der Beamten und des Heeres und in der stillen Arbeit an der Gründung des deutschen Zollvereins langsam aber sicher entwickelt hat, und er scheute sich nicht, trotz aller häßlichen Verhüllung auf dieses Innere als auf sein wahres Wesen hinzuweisen.

Aber eine Gefahr lag darin freilich. In der Vorrede zu der Philosophie des Rechtes steht der berühmte und berüchtigte Satz: „was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig". Was in Preußen damals wirklich war, das war vielfach ein Reaktionäres, ein Vergängliches und Unvernünftiges; und so konnte Hegel als Lobredner des Wirklichen selber mit zum Reaktionär werden. Es ist nicht zu verkennen, daß er dieser Versuchung nicht ganz entgangen ist: wie das Gewissen der Sitte gegenüber in seiner Moral nicht zu seinem vollen Recht kommt, so gefährdete jene Allgewalt des Staates die Freiheit des Einzelnen, so drohte „die Substanz" das Individuum zu verschlingen; und dazu kam der Historismus, der den Einzelnen zum unselbständigen Glied einer Kette macht und ihn in diese rechtlos und thatenlos hineinschmiedet; und wenn er endlich, gegen den Geist seines Systems, im inneren Staatsrecht die fürstliche vor die regierende und gesetzgebende Gewalt stellt, so konnte das Hallerisch und byzantinisch gemeint sein und gedeutet werden. Aber wer Hegel heute noch — als es in den fünfziger Jahren R. Haym that, lag die Sache anders: sein Buch „Hegel und seine Zeit" war eine Streitschrift und eine That — wer ihn heute noch schlechtweg des Konservatismus und Quietismus bezichtigt, als ob er unbesehen alles Wirkliche, nur

weil es da sei und bestehe, für vernünftig und somit der Erhaltung wert angesehen habe, der verkennt, daß jenes Wort ein Rad mit zwei Speichen ist: nur das Vernünftige ist ihm wirklich, an der Vernunft mißt sich das Existenzrecht des Bestehenden, sie hat daher Kritik zu üben und auf die Unwirklichkeit, Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit alles Unvernünftigen in Staat und Geschichte hinzuweisen. Hier liegt die fortschrittliche, um nicht zu sagen die revolutionäre Seite der Hegelschen Philosophie, und man sieht, wie er hier sogar der Lehre vom Naturrecht einen guten Sinn abzugewinnen vermag, wenn dasselbe nur nicht ein Zeitloses und Unveränderliches sein soll, sondern als jenes dritte Höhere begriffen wird, auf das in Satz und Gegensatz die Vernunft als auf ein Kommendes und zu Verwirklichendes jedesmal hinweist.

Schützen aber sollte Hegel gegen einen solchen Vorwurf vor allem noch seine Geschichtsphilosophie, in die die Rechtsphilosophie ausmündet, eine großartige Theodicee, welche auf der Einsicht ruht, daß das, was geschehen ist und alle Tage geschieht, nicht nur von Gott kommt, sondern Gottes Werk selber und als solches vernünftig ist. Da das Wesen des Geistes Freiheit ist, so ist auch die Weltgeschichte nichts anderes als der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit und die Entwickelung des Begriffes der Freiheit. Und nun begleitet Hegel — nicht willkürlich konstruierend, sondern auf Grund des damaligen historischen Wissens diesen fortschreitenden Werdegang der Geschichte zur Freiheit von Ost nach West. Im Orient ist das Kindheitsalter der Geschichte, die Geistigkeit ist substantiell, die Einzelnen unfrei, nur Einer, der Herrscher frei. Das Jünglingsalter, vertreten durch die griechische Welt, ist das Reich der schönen Freiheit, wo das Subjekt natürlich eins ist mit der Substanz. Das römische Reich ist die Zeit der sauren Mannesarbeit — auf der einen Seite die abstrakte Allgemeinheit des Imperiums, die den Einzelnen und die Völker unterjocht, und daneben auf der anderen die abstrakte persönliche Freiheit jedes Einzelnen im Recht; aber allmählich wird im Despotismus das Persönliche überwiegend, und so bereitet der Schmerz der Innerlichkeit den Boden für das Aufgehen einer höheren geistigen Welt und einer geistigen Befriedigung durch das Christentum vor. Die Versöhnung und damit die Reali-

sierung des wahrhaften Begriffes der Freiheit kommt durch die germanische Welt; anhebend vom Gegensatz zwischen dem geistigen Prinzip und der rohen wilden Weltlichkeit überwindet sie zuerst die Weltlichkeit, wobei jedoch das kirchliche Mittelalter von Hegel, wie übrigens auch schon in der Phänomenologie, recht schwarz gemalt wird. Das Prinzip der absoluten Unfreiheit ist hier in das Prinzip der Freiheit selbst hineingebracht, eine völlige Verkehrung findet statt. Erst mit der Renaissance kündigt sich „der Tag der Allgemeinheit an, welcher endlich nach der langen folgenreichen und furchtbaren Nacht des Mittelalters hereinbricht"; die Reformation aber ist die alles verklärende Sonne, die auf jene Morgenröte am Ende des Mittelalters folgt: ihr Inhalt ist, daß der Mensch durch sich selbst bestimmt ist frei zu sein; die Versöhnung der Religion mit dem weltlichen Recht des Staates, das Prinzip des freien Geistes zum Panier der Welt gemacht — das ist ihr Werk; ihr gegenüber ist „die katholische Welt in der Bildung zurückgeblieben und in größte Dumpfheit versunken".

Das ist wahrhaftig nicht die Sprache eines Reaktionärs und das sind nicht die Konzeptionen einer Philosophie des Stillstandes; mit seiner Stellungnahme gegen Mittelalter und Katholizismus und seiner Betonung der Freiheit im Wesen der Reformation trennt sich Hegel zugleich mit Absicht und Bewußtsein von aller romantischen Geschichtsklitterung.

Und ebensowenig dürfen wir Hegel auf jene Seite stellen, wenn wir an Einzelheiten seiner Rechtsphilosophie denken — an das Verlangen nach Schwurgerichten oder nach Freiheit und Öffentlichkeit der landständischen Debatten, an seine Betonung der öffentlichen Meinung und ihres Wertes oder an seine Bestimmung der Aufgabe des Fürsten, die nach ihm wesentlich darin bestehen soll, daß er „seinen Namen unterschreibt, ja sagt und den Punkt auf das J setzt". Das waren 1820 sehr weitgehende liberale Forderungen, denen man zum Teil ihre Herkunft aus einer ausgesprochenen Vorliebe für englische Verfassungszustände anspürt, während allerdings seine Kritik der englischen Reformbill vom Jahr 1831 ein Ausfluß der Verstimmung des alternden und durch die Julirevolution erschreckten Philosophen ist und in ihrer Vorliebe für „die

stille Arbeit der wissenschaftlichen Bildung und der Weisheit und Gerechtigkeitsliebe der Fürsten" nicht eben freiheitlich ausklingt. Wenn aber so im einzelnen die Hegelsche Rechtsphilosophie doch recht weit hinausgeht über das empirische Preußen, so bleibt sie an einem Punkte auffallend dahinter zurück — in der Konstruktion eines besonderen „Standes der Tapferkeit", dessen „Notwendigkeit" er zu deduzieren sich abmüht; und doch hatte er in dem preußischen Heer zu jener Zeit bereits „das Volk in Waffen" vor sich und hatte die Zeit erlebt, da auch nach ihm die Pflicht „alle Bürger eines Staates zu seiner Verteidigung aufruft". Hier ist also ein Punkt, wo er Wirkliches und Vernünftiges nicht erkannt hat, obwohl es da war, hier auch zugleich ein Beispiel seiner „gewaltsam" konstruierenden Methode, wenn er sagt: „das Prinzip der modernen Welt, der Gedanke und das Allgemeine, habe das Feuergewehr erfunden, und nicht eine zufällige Erfindung dieser Waffe habe die bloß persönliche Gestalt der Tapferkeit in die abstraktere verwandelt".

Es liegen eben bei Hegel wie in jeder realistischen Staatsauffassung zweierlei Momente, das der Autorität und das der Freiheit, des Ganzen und des Einzelnen; die beiden miteinander zu vereinigen war seine Aufgabe und sein Ziel, und die Frage ist nur, wieweit sie von ihm auch wirklich ausgeglichen und in eins gesetzt worden sind. Daß ihm die Vereinigung dieser einander entgegenstrebenden Elemente nicht durchweg gelungen ist — wo ist sie übrigens gelungen, in der Theorie und in der Praxis? —, das zeigt schon äußerlich das Auseinanderfallen seiner Schule in zwei Richtungen, eine konservativ-reaktionäre und eine radikal-revolutionäre, wovon im nächsten Zeitabschnitt von anderem Ausgangspunkt her ausführlicher die Rede sein wird, die Partei des Wirklichen und Historischen auf der einen, des Vernünftigen und Philosophischen auf der anderen Seite könnte man sie auch nennen. Einstweilen aber trug die Rechtsphilosophie ihrem Verfasser in den zwanziger Jahren die Ehre ein, als der preußische — seine Gegner spotteten: der königlich preußische Staatsphilosoph angesehen zu werden. Zu seinen Füßen saßen in Berlin neben den Studenten auch die höchsten Staatsbeamten und Offiziere, und für Anstellung namentlich auf Universitäten war es unter Altenstein und seinem vortragenden

Rat Schulze, dem Freunde Hegels, mindestens eine Empfehlung, ein Anhänger dieser Philosophie zu sein; und das steigerte dann auch das Machtbewußtsein Hegels und seiner Schule im engeren Sinn und brachte uns so eine erste große Welle jenes Cliquenwesens, das in Gelehrtenkreisen dieses Jahrhundert hindurch nur immer gewachsen ist. Hegel ist einer der ersten großen Schulhäupter und „Macher" gewesen, wie das die Maßregelung des Philosophen Beneke beweist; und auch Schopenhauers Abneigung gegen die „Philosophieprofessoren" schreibt sich daher, seine maßlosen Invektiven gegen den „Charlatan" und seine „Spaaßphilosophie" sind eine Art Rache auch dafür.

Und auch das dürfen wir nicht verkennen, daß recht viel Scholastik und Formalismus in dieser Hegelschen Philosophie mit dem Dreitakt ihrer Methode steckt: weil sich diese so leicht lernen und handhaben und auf alles anwenden ließ, konnten auch unphilosophische und sterile Köpfe sie sich aneignen und sich darin zurechtfinden, und so war es bei vielen mehr Geklapper und Jargon als Inhalt und rege Geistigkeit. Umgekehrt aber hat man über diesem Äußerlichen und Normalen, mit dem sich doch nur die Fernerstehenden begnügten, die Ideen und den Geist der Hegelschen Philosophie allzusehr verkannt und damit auch diesen allzu rasch abgethan geglaubt. Und doch steckte Geist auch schon in jener Methode mit ihren drei Momenten, dem abstrakten, dem dialektischen und dem spekulativen. Als abstraktes geht das Denken nach Hegel aus vom Gesetz der Identität, hält an der festen Bestimmtheit des einmal Gesetzten fest und glaubt es nun ein für allemal unterscheiden zu können. Allein ein solches starres Entweder — Oder giebt es nicht, das Bestimmte hebt sich auf, wird zum Unbestimmten, und so tritt der Widerspruch der Identität als das Tiefere und Wesenhafte gegenüber, er ist nicht bloß negativ, ein nicht sein Sollendes, sondern er ist das Prinzip aller Bewegung, und die Bewegung ist der daseiende Widerspruch selbst; der Stachel der Negation ist das Triebrad alles Fortschritts und aller Bewegung. Denn das Resultat dieser Negation ist kein negatives, aus Setzen und Entgegensetzen ergiebt sich das dritte spekulative Moment, ein Höheres als positives Ergebnis. Die Negation der zweiten Stufe war bestimmte Negation, und dieser bestimmte Inhalt wird zu einem neuen Begriff, der reicher ist als

der vorangehende: er enthält diesen und sein Entgegengesetztes mit, ist die höhere Einheit beider — im Werden ist Sein und Nichtsein „aufgehoben". Daß bei diesem Prozeß die Negation, der Widerspruch das Wichtigste ist, markiert Hegel dadurch, daß er den ganzen Gang darnach benennt — es ist die dialektische Methode. Aber für Hegel fällt Denken und Sein zusammen, und so ist diese Methode des Denkens und der Logik zugleich der Gang der Sache, der reale Prozeß selbst, das Subjekt ist nur der Zuschauer, der diesem objektiven Vorgang, dieser Entwickelung mit seinem Denken folgt. Möglich aber ist das, weil die Sache selbst vernünftig und Vernunft ist: das ist der objektive Idealismus und Panlogismus der Hegelschen Philosophie, in der die Logik die Lehre ist vom weltschöpferischen Logos, von Gott, ehe er Natur wird.

So ist der Begriff der Entwickelung von Hegel gefunden und soll nun auf alle Gebiete der Natur und des Geistes angewandt werden. Während er aber für die Natur nicht genug Interesse hat und deshalb dem Reichtum ihrer vielen Formen gegenüber auf das Begreifen verzichtet, in ihnen keine Notwendigkeit, sondern nur Zufall und Zeichen der Ohnmacht des Geistes in seinem Andersein sieht, so hat er ihn um so fruchtbarer gemacht für das Dasein und für die Schöpfungen des Geistes. Indem er die großen Mächte des geistigen Lebens, Staat und Recht, Wissenschaft und Kunst, Sitte und Religion wie in ihrer Entwickelung so auch in ihrer geschichtlichen Bedeutung für das Leben der Menschheit im ganzen und in ihrer substantiellen Bedeutung für das geistige Leben jedes Einzelnen anerkannte und verstehen lehrte, befruchtete er unser Jahrhundert mit einer solchen Fülle von Ideen, wie vor ihm und nach ihm kein anderer Philosoph; darin steht er auch über Kant. Das verbirgt sich, weil sein System als System so gründlich wie kein anderes überwunden und abgetragen worden ist, aber es verbirgt sich doch nur in dem Sinn:

Was im Leben will erstehen,
Muß als Schule untergehen.

Als man das System in Trümmer schlug, wurde der Riesengeist, der darin steckt, entbunden und für das allgemeine Bewußtsein der Zeit freigemacht.

Was Hegel durch seine machtvolle Auffassung vom Wesen des Staates für die Rechtsphilosophie geleistet hat, haben wir eben gehört; was seine Philosophie für die Theologie und Religionswissenschaft bedeutet und wie er die ganze schriftstellerische Produktion des nächsten Jahrzehnts geradezu beherrscht, wird der folgende Abschnitt zeigen; in der Ästhetik braucht man nur an Fr. Th. Vischer zu erinnern. Welchen Dienst er aber durch seine Philosophie der Geschichte dieser geleistet hat, das wird man erst ganz richtig abzuschätzen vermögen, wenn die Hochflut der historischen Kommissionen und der lokalhistorischen Vereine wieder einmal abgelaufen ist und man einsieht, daß doch noch wichtiger als die Kenntnis aller der kleinen Maulwurfshügel eines betriebsamen Gelehrtenfleißes die Erkenntnis von jener gewaltigen Gebirgskette ist, die eigentlich Geschichte heißt und die in Wirklichkeit das lebendige Kleid der Gottheit ist, an dem die Menschheit gewoben hat und weben wird, solange sie war und ist und sein wird. Und wenn wir uns endlich erinnern, daß auch der wissenschaftliche Socialismus unserer Tage mit Waffen kämpft, die ihm die Hegelsche Dialektik und Geschichtsauffassung zurecht geschmiedet hat, so werden wir das Märchen von dem reaktionären Hegel endlich definitiv preisgeben können und staunend stehen ob solcher Vielseitigkeit und Wirkung ins Weite; und vielleicht dürfen wir sogar hoffen, daß seine Zeit noch einmal und dann wohl erst recht kommen wird; die eben beginnende Darstellung von Hegels Leben, Werken und Lehre durch Kuno Fischer wird dazu gewiß ein gut Teil beitragen.

Sprachwissenschaft.

Schon die nächsten Schicksale der Hegelschen Philosophie, wie durch den Kampf innerhalb der Schule der an die Form gefesselte Geist entbunden, die Schule auseinandergesprengt und das System vernichtet wurde, gehören in die folgende Periode. Aber davon muß doch hier noch die Rede sein, daß sie als Lehre vom Geist und seinen objektiven Erscheinungsformen und als Befruchtung der Geisteswissenschaften in ihrer Zeit nicht allein steht. Der Neuhumanismus und die Romantik sind die Wurzeln dieses geisterfüllten Systems, und diese beiden haben unabhängig von Hegel und noch,

bevor seine große Zeit kam, sich angeschickt, wie das Recht so noch eine andere von jenen Erscheinungsformen und Schöpfungen des menschlichen Geistes wissenschaftlich zu erkennen und historisch zu begreifen — die Sprache. So nimmt unter den Händen der Neuhumanisten die klassische Philologie einen neuen Aufschwung, und aus der Romantik heraus entsteht als neuer Zweig der Sprachwissenschaft die Germanistik; begriffen aber wird jene als ein Teil der Altertumswissenschaft überhaupt, und diese findet in der deutschen Litteraturgeschichte ihren Stützpunkt und ihren Zweck, schließt übrigens nach Jakob Grimms Absicht auch die Arbeit des Historikers und des Juristen in sich.

Am umfassendsten und tiefsten geht Wilhelm von Humboldt zu Werk: er strebte immer und überall zum Ganzen, was der ganzen Menschheit zugeteilt ist, wollte er in seinem innern Selbst genießen; und daher drängte es ihn, über Mann und Weib, über Griechen und Deutsche hinaus zum Menschen zu kommen. In den Pyrenäen regten um die Wende des Jahrhunderts die Basken durch ihre sprachliche Sonderexistenz seine linguistischen Interessen an und damit erhielten seine Studien ihre entscheidende Richtung; aber nicht so als ob er damit den Plan den Menschen zu studieren aufgegeben oder auch nur verengt hätte; an der Sprache das Volkstum zu erfassen, das war für ihn der Weg ins Weite und zum Ganzen; Humboldt blieb Menschenforscher, indem er Sprachforscher wurde. Durch seinen Bruder wurde er mit den amerikanischen Sprachen bekannt, das Sanskrit machte auch bei ihm Epoche, so wurde er ein Meister der Sprachwissenschaft. Zwar haftet seiner gelehrten Produktion — ich sage nicht: seinem Wissen — immer etwas vom Dilettanten an: er schreibt wie ein grand seigneur — darin erinnert er an Bacon und dessen freilich andersartige grandeur —, gewissermaßen monologisch nur für sich, unbekümmert, ob seine Gedanken so wie sie laufen sich einfügen in ein Ganzes seiner Wissenschaft. Aber als Forscher wird er darum doch von den Linguisten als ein Zünftiger anerkannt. Dabei mochte er aber den Philosophen nicht verleugnen; und wirklich verträgt ja auch die Sprache, auf der Grenze zweier Welten, der inner-psychologischen und der äußer-physiologischen, Natur- und Geistesprodukt zugleich,

neben der exakt-empirischen eine philosophische Behandlung, ja fordert sie geradezu. Durch diese Verbindung zweier Behandlungsweisen erscheint unter den zahlreichen sprachwissenschaftlichen Arbeiten Humboldts ganz besonders gelungen und bewundernswert die auch formell vollendetste Abhandlung über „die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts". Was er hier über den in der geistigen Natur des Menschen begründeten Ursprung und über das die zweifache Natur des Menschen vermittelnde Wesen der Sprache oder über Lautsystem und innere Sprachform oder über die Klassifikation der Sprachen sagt, das hat noch heute vielfach volle Geltung. Überall zeigt er sich hier als glücklicher Nachfolger Herders: ideenreich und feinfühlig, ins Weite spürend und in die Tiefe dringend wie dieser überragt er ihn bei weitem an Klarheit der Gedanken und mehr noch durch eine wahrhaft staunenswerte Fülle positiven Wissens. Und auch bei ihm werden die Gedanken über die Sprache, die er einmal als den Odem und die Seele eines Volkes bezeichnet hat, zugleich Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit.

August Friedrich Wolf war auch für Humboldt wie für so viele ein Führer gewesen zur Teilnahme an der geistigen Bewegung des Neuhumanismus; aber auch dieser, der in Wolf seinen gelehrten Meister fand, verdankte Humboldt die feinsten und tiefsten Anregungen, den philosophischen und ästhetischen Gedankenhintergrund. In seiner „Darstellung der Altertumswissenschaft nach Begriff, Umfang, Zweck und Wert" vom Jahre 1807 hat Wolf Stellen aus einer Humboldtschen Skizze über die Griechen eingefügt. Diese Abhandlung eröffnete eine mit Buttmann ins Leben gerufene Zeitschrift „Museum der Altertumswissenschaft", die Goethe, „dem Kenner und Darsteller des griechischen Geistes", gewidmet war. Dieses Programm der modernen Altertumswissenschaft begründete das Recht derselben mit der Ursprünglichkeit und eigenartigen Entwickelung der beiden Völker, mit deren Geistesschöpfungen sie sich zu beschäftigen habe; so ist sie der Inbegriff der Kenntnisse und Nachrichten, die uns mit ihren Handlungen, Zuständen und Schicksalen, mit ihrer Kultur, Sprache, Sitte, Religion, Kunst und

Wissenschaft, ihrem Nationalcharakter und ihrer Denkart bekannt machen und die uns in erster Linie durch ihre Sprachdenkmale, aber auch durch sonstige Überbleibsel in Stein und Erz vermittelt sind. Und darum sei das Ziel „die Kenntnis der altertümlichen Menschheit selbst, welche Kenntnis aus der durch das Studium der alten Überreste bedingten Betrachtung einer organisch entwickelten bedeutungsvollen Nationalbildung hervorgeht"; ihr Wert aber bestehe in der „Beförderung rein menschlicher Bildung und Erhöhung aller Geistes- und Gemütskräfte zu einer schönen Harmonie des inneren und äußeren Menschen". Es war dasselbe, was der gelegentlich so übel von Wolf behandelte Herder ähnlich so bereits formuliert hatte, nur daß es hier im Munde eines Meisters vom Fach, der für diese Kenntnis der „altertümlichen Menschheit" im einzelnen so Großes leistete, doch noch wirkungsvoller und klarer klang.

Bei der Gründung der Berliner Universität wurde Wolf als eine der Hauptzierden der neuen Hochschule gewonnen; aber seine große Zeit lag bereits hinter ihm; „ein wenig in einer Art Müßiggang verwildert" stand er hinfort mehr nörgelnd als fördernd zur Seite; doch was er in Halle so groß begonnen, das hielten seine Schüler Heindorf, Bekker und Böckh in Berlin fest und führten es in seinem Geiste weiter. Der letztgenannte hat durch sein großes Werk über „die Staatshaushaltung der Athener", worin er ein so umfassendes und anschauliches Bild von dem wirtschaftlichen Leben dieses „größten und edelsten aller hellenischen Staaten" entwirft, die historische Aufgabe der Philologie sicher erfaßt und energisch gefördert. Indem er sich damit an die Spitze der Sachphilologen stellte, geriet er mit Gottfried Hermann in Konflikt: auch dieser war ein neuhumanistischer Philologe, aber die sprachliche Seite der Altertumswissenschaft stand ihm doch so sehr im Vordergrund, daß ihm von der Gegenpartei Vernachlässigung des realen Teiles derselben und einseitige „Notengelehrsamkeit" zum Vorwurf gemacht werden konnte: Grammatik und Metrik waren seine hauptsächlichsten Arbeitsgebiete. Dabei fehlte es ihm aber nicht an warmer Begeisterung für die Alten, die von ihm begründete „griechische Gesellschaft" in Leipzig zeigt auch ihn unter den Vorkämpfern und Verehrern des Griechentums; nur bewahrte er dabei seinen an Kant

gebildeten und in der Auslegung der alten Schriftsteller bewährten methodologischen Kriticismus und allem neuhumanistischen Überschwang gegenüber eine gewisse rationalistische Verstandeskühle.

Böckh hatte sein Werk über die Staatshaushaltung der Athener Niebuhr gewidmet, „dem scharfsinnigen und großherzigen Kenner des Altertums"; denn auch dessen gelehrte Arbeit galt der Erforschuug der „altertümlichen Menschheit". Aber Niebuhr war auch noch anderes, er war Staatsmann und preußischer Patriot, er war ein großer Mensch und ein sittlicher Charakter. Der Haß gegen Napoleon gab ihm ein, die erste philippische Rede des Demosthenes zu übersetzen, um vor diesem größeren und gefährlicheren Philipp zu warnen; dem Staatsmann rückte Staat und Politik in den Mittelpunkt auch seiner gelehrten Arbeit, so wurde er mit Notwendigkeit Historiker; und an keinem Volke ließ sich in den Zeiten der Not den Deutschen der Wert des Staates klarer vor die Augen führen, als an dem römischen, dessen große Leistungen im Gegensatz zu den Griechen auf dem staatlich-politischen Gebiete lagen. So entstand seine römische Geschichte, deren erster Band im Jahre 1811 erschienen ist. Während Wolf die Geschichte wesentlich „als Dienstmagd für die Erklärung der Schriftsteller" ansah, drehte Niebuhr das Verhältnis geradezu um; nicht die Quellen sind ihm die Hauptsache, sondern das positive Bild, das er aus ihnen mit Hilfe seines historischen Blicks, seines in eigener staatsmännischer Arbeit geschärften Urteils und einer durch Verstand gezügelten und geleiteten Phantasie gewinnt. Demgemäß bestimmt er seine Aufgabe in der Vorrede zum ersten Band seiner römischen Geschichte: „Die Geschichte der ersten vier Jahrhunderte Roms ist anerkannt ungewiß und verfälscht. Es wäre sehr thöricht, deswegen Livius zu tadeln, daß er sie dennoch, wenige Zweifel ausgenommen, als rein historisch dargestellt hat; die Vortrefflichkeit seiner Erzählung macht seine Rechtfertigung, und auch in dieser Hinsicht war es sehr richtig, ihn mit Herodot zu vergleichen. Wir aber haben eine andere Ansicht der Historie, andere Forderungen; und wir müssen es entweder nicht unternehmen, die älteste Geschichte Roms zu schreiben, oder eine ganz andere Arbeit unternehmen als eine notwendig mißlingende Nacherzählung dessen, was der römische Historiker zum

Glauben der Geschichte erhob. Wir müssen uns bemühen, Gedicht und Verfälschung zu scheiden und den Blick anstrengen, um die Züge der Wahrheit, befreit von jenen Übertünchungen, zu erkennen. Jenes, die Trennung der Fabel, die Zerstörung des Betruges, mag dem Kritiker genügen; er will nur eine täuschende Geschichte enthüllen, und er ist zufrieden, einzelne Vermutungen aufzustellen, während der größere Teil des Ganzen in Trümmern bleibt. Der Historiker aber bedarf Positives; er muß wenigstens mit Wahrscheinlichkeit Zusammenhang und eine glaublichere Erzählung an der Stelle derjenigen entdecken, welche er seiner Überzeugung aufopfert." Was Niebuhr für die Geschichte gewesen ist, das hat wohl keiner besser zu würdigen gewußt als sein Nachfolger in der Bearbeitung der älteren römischen Geschichte, Schwegler. Neidlos erkennt er an, daß „Niebuhrs Werk der Behandlung der Geschichte des Altertums einen ganz neuen Charakter verliehen, ein höheres Ideal von Geschichtschreibung aufgebracht und an einem Musterbeispiel dargestellt, eben hierdurch aber auch einen unermeßlichen Umschwung in allen Forschungen über römisches Altertum herbeigeführt" habe. Wie es aber auch über die Kreise der Altertumswissenschaft hinaus gewirkt hat, bezeugt Goethe, wenn er nach Niebuhrs Tode sagt: „so eines Mannes tiefer Sinn und emsige Weise ist eigentlich das, was uns auferbaut. Die sämtlichen Ackergesetze gehen mich eigentlich gar nichts an, aber die Art, wie er sie aufklärt, wie er mir die komplizierten Verhältnisse deutlich macht, das ist's, was mich fördert, was mir die Pflicht auferlegt, in den Geschäften, die ich übernehme, auf gleiche gewissenhafte Weise zu verfahren."

Endlich sei hier noch erwähnt, daß auch die Romantik auf die klassische Philologie Einfluß gewann — in Heidelberg, wo Georg Friedrich Creuzer sich von ihr für seine mythologischen Studien die Wege weisen lassen wollte. Seine „Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen" erwies diesen Weg freilich als einen Irrweg, indem er nach Rohdes treffender Charakterisierung „das für den wahren Lebenstrieb ältester Religion nahm — ein phantastisches, halb philosophisches Begriffsspiel, das sich in sinnfälligen Symbolen mit Bewußtsein nur halb kundgäbe —,

was in Wahrheit in alte Religion, die griechische zumal, erst spät als deren Todeskeim eintrat: ein solcher Irrtum war ihm nur möglich, weil ihm eine unbefangene Erfassung der geschichtlichen Entwickelung, eine ungefärbte und unverschobene Erkenntnis dessen, wie es eigentlich gewesen, durch Anlage und Bildung sehr erschwert", mit einem Worte also, weil er zuviel — Romantiker war.

Schädigte aber hier die Romantik die Arbeit des Gelehrten, so hat sie umgekehrt auf dem Gebiet der germanischen Philologie nicht nur befruchtend gewirkt, sondern dieselbe als Wissenschaft direkt begründet und aus sich hervorgehen lassen. Die Freude am Mittelalter und die Tendenz es zu „retten" und zu verherrlichen führte sie wie zum Interesse an der altdeutschen Malerschule und an der Entwickelung des deutschen Rechts so auch zum Studium der mittelalterlichen Poesie. Zum Vorgänger hatte sie auch hier wieder Herder, auf das Nibelungenlied hatte besonders der Geschichtschreiber Johannes von Müller hingewiesen. Und nun griff zuerst Tieck nach den Volksbüchern und modernisierte die Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter; das Wichtigste aber leistete August Wilhelm Schlegel in seinen Berliner Vorlesungen, in denen er der mittelalterlichen Dichtung ihre Stelle anwies in dem Gesamtrahmen einer umfassenden Litteraturgeschichte und das Nibelungenlied als ein Wunderwerk der Natur und als ein erhabenes Werk der Kunst zugleich mit den Homerischen Epen in Parallele setzte; wahrhaft prophetisch sind die Worte, in denen diese Darlegungen ausklingen: „wenn es überhaupt noch gelingen mag, unsere Nationalmythologie zu erneuern, so können aus dieser Einen epischen Tragödie eine Menge enger beschränkte dramatische entwickelt werden; nachdem wir lange genug in allen Weltteilen umhergeschweift, sollten wir endlich einmal anfangen, einheimische Dichtung zu benutzen". Unter dem Eindruck dieser Vorlesungen entschloß sich v. d. Hagen zur Herausgabe des Nibelungenliedes.

Eine zweite weiter vorgeschobene Etappe bildeten sodann die Heidelberger Romantiker, von denen Arnim und Brentano „Des Knaben Wunderhorn", Joseph Görres „teutsche Volksbücher" herausgaben. Ihnen folgten die Gebrüder Grimm mit ihrer Sammlung von Kinder- und Hausmärchen und deutschen Sagen. Allein bei

ihnen hat sich Absicht und Methode bereits geändert und sich über das Dilettantische jener ersten Ausgaben und Sammlungen weit hinausgehoben. Dieses Unterschiedes von seinen romantischen Freunden ist sich Jakob durchaus bewußt, wenn er über Des Knaben Wunderhorn schreibt: „Die Auswahl ist gewiß vortrefflich, die Verknüpfung geistreich, die Erscheinung für das Publikum angenehm und willkommen, aber warum mögen sie fast nichts thun als kompilieren und die alten Sachen zurecht machen? Sie wollen nichts von einer historischen genauen Untersuchung wissen, sie lassen das Alte nicht als Altes stehen, sondern wollen es durchaus in unsere Zeit verpflanzen, wohin es an sich nicht mehr gehört, nur von einer bald ermüdeten Zahl von Liebhabern wird es aufgenommen. So wenig sich fremde edele Tiere aus einem natürlichen Boden in einen anderen verbreiten lassen, ohne zu leiden und zu sterben, so wenig kann die Herrlichkeit alter Poesie wieder allgemein aufleben, d. h. poetisch; allein historisch kann sie unberührt genossen werden." Wohl haben auch sie die Märchen allgemein wieder aufleben lassen und ihrem Volk ein Buch geschenkt, das, ein rechtes Volksbuch, Alt und Jung vertraut und lieb geworden ist. Allein ihr Absehen war und wurde immer mehr das historisch-gelehrte, hier lag auch die Berechtigung ihrer „Andacht zum Unbedeutenden", worin sich doch nur, neben ihrem allem Blendenden abholden Wesen, die Gewissenhaftigkeit des Forschers, die Treue im Kleinen und die Achtsamkeit auch auf das scheinbar Geringfügige manifestiert. Und wenn auch sie der romantischen Doktrin ihren Tribut entrichteten, indem sie das Wort „Volkspoesie" überspannten und vom Volkslied behaupteten, es dichte sozusagen sich selber, so lag dem auch wieder ihre Stärke zu Grunde, das feine, spürende Verständnis für das Volkstümliche und für das unbewußte Leben und Weben in der Volksseele, für das Wesen von Sage und Mythus und für die Poesie auch im Recht.

Zur strengen Wissenschaft aber erhob sich ihr Arbeiten und damit die Arbeit der Germanistik erst, als Jakob Grimm durch seine deutsche Grammatik den festen Grund legte, auf dem hinfort streng wissenschaftlich weiter gebaut werden konnte. Das Buch ist Savigny gewidmet: was dieser dem Recht war, wollte Grimm der Sprache

werden, von der es in der Vorrede ganz romantisch und fein psychologisch heißt, sie sei „gleich allem Natürlichen und Sittlichen ein unvermerktes, unbewußtes Geheimnis, welches sich in der Jugend einpflanze und unsere Sprechwerkzeuge für die eigentümlichen vaterländischen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen bestimme, und auf diesem Eindruck beruhe dann jenes unvertilgliche, sehnsüchtige Gefühl, das jeden Menschen befällt, dem in der Fremde seine Sprache und Mundart zu Ohren schallt". Polemisch wendet er sich hier gegen die unsägliche Pedanterie, in deutschen Schulen deutsche Grammatik zu lehren und gegen die gewaltthätige Sprachreinigung der Puristen, die alles Fremde bis auf die letzte Faser aus der deutschen Sprache gestoßen wissen und künstlich Wohllaut und Wortreichtum vermehren wollen; und ebenso bekämpft er sowohl die philosophische als die kritische Richtung des Sprachstudiums. Ihnen stellt er seinen Plan, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu geben, gegenüber: „Spuren, die noch in unserer jetzigen Sprache trümmerhaft und gleichsam versteint stehen, wurden mir allmählich deutlich und die Übergänge gelöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittele dem Alten die Hand bot; zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwisterten Mundarten und noch ganz übersehene Verhältnisse ihrer Abweichungen"; und so galt es nun, diese fortschreitende unaufhörliche Verbindung bis ins Einzelnste zu ergründen und darzustellen; denn „der Gang der Sprache ist langsam, aber unaufhaltbar wie der der Natur; stillstehen kann sie eigentlich niemals, noch weniger zurückschreiten". In diesem Geist hat er sein Werk gehalten und den Gedanken darin durchgeführt, daß auch in der Grammatik „die Unverletzlichkeit und Notwendigkeit der Geschichte anerkannt werden müsse". Damit hat er wirklich in unser deutsches Altertum Bahn gebrochen und der Wissenschaft von demselben das Fundament gegeben.

Und nun begann fröhlich die große und fruchtbare Arbeit der Germanisten, von der unser ganzes Jahrhundert erfüllt ist. Zu gute kam ihr gleich zu Anfang die Bundesgenossenschaft mit der klassischen Philologie, deren Schulung und Methode ihr Lachmann für Kritik und Textbehandlung zuführte. Was Wolf in seinen

Prolegomena zum Homer vom griechischen Epos gelehrt hatte, das übertrug Lachmann auf das Nibelungenlied. Schon A. W. Schlegel hatte unter Berufung auf Wolf behauptet, dieses sei für Einen Menschen zu groß und es für das Werk der gesamten Kraft seines Zeitalters erklärt; nun sucht Lachmann zu erweisen, daß es aus einer noch erkennbaren Zusammenstellung einzelner romanzenartiger Lieder entstanden sei, und hält es sogar für möglich, diese Lieder aus dem Zusammenhang zu lösen und in ihrer ursprünglichen Gestalt wiederherzustellen. Mit letzterem hat er sicher unrecht, mit ersterem schwerlich recht gehabt; aber darum bleiben seine Verdienste um Text und Kritik des Nibelungenliedes und anderer Hauptwerke der mittelalterlichen Litteratur und um die Art, wie hinfort auch hier streng philologisch gearbeitet wurde, dennoch bestehen. Daß es aber unter den Germanisten auch nie an deutschen Dichtern gefehlt hat, die neben der strengen Methode das kongeniale Verständnis für ihres Volkes Dichterart besaßen — ich nenne nur Uhland und Hoffmann von Fallersleben —, das hat dieser Wissenschaft ihre Frische und die Fühlung mit dem Volk und seinen Gebildeten bewahrt bis zum heutigen Tag. Ihr Verdienst aber bleibt der große Beitrag an nationaler Gesinnung, die sie durch die Beschäftigung mit all dem Großen und Herrlichen in unserer Sprache und Dichtung in ihren Jüngern und durch sie in der gebildeten Jugend unseres Volkes überhaupt groß gezogen hat.

Aber auch der durch Herder in sie gelegte universale Zug der Romantik kam der Sprachwissenschaft zu gut. Friedrich Schlegel war es, der in Paris auf das Indische aufmerksam wurde und durch seine kleine Schrift „über die Sprache und Weisheit der Indier" in Deutschland den Anstoß gab zum Studium des Sanskrit, dessen Verwandtschaft mit anderen indogermanischen Sprachen er mit sicherem Blick erkannte, wenn er sie auch nur dilettantisch begründete. Sein Bruder August Wilhelm folgte ihm auf diesem neuen Wege. Noch vor ihm aber wandte Franz Bopp seine streng methodische Arbeit der Sanskritgrammatik zu und wurde so der Begründer einer neuen Disciplin, der allgemeinen vergleichenden Sprachwissenschaft. Den Zusammenhang dieser Studien mit der Germanistik bezeugt schon Jakob Grimm in seiner Grammatik: „Aufschlüsse, heißt es hier,

wozu uns die allmählich wachſende Bekanntſchaft mit der reinſten, urſprünglichſten aller dieſer Sprachen, nämlich dem Sanskrit, berechtigt, erſcheinen als Schlußſtein der ganzen Unterſuchung überhaupt; und — fügt er hinzu — ſie hätten keinen beſſeren Händen anvertraut werden können als denen unſeres Landsmannes Bopp."

Die dichteriſche Weihe aber erhielt dieſer Univerſalismus durch Goethes weſtöſtlichen Divan, ſeinen Gedankenhintergrund und ſeine begriffliche Rechtfertigung durch das weltumfaſſende Syſtem Hegels und ſeine Philoſophie der Geſchichte. So ſchließt ſich der Ring.

Wir aber verlaſſen damit dieſe erſte Periode deutſchen Geiſteslebens. Manches von dem hier Berichteten findet Erfüllung und Abſchluß erſt in ſpäterer Zeit, wie umgekehrt die Anfänge anderer Entwickelungen ſchon in die zwanziger Jahre fallen oder gar noch weiter zurückreichen; da ſie aber erſt durch ihren weiteren Verlauf Richtung und Art deutlicher erkennen laſſen, verſparen wir ſie auf ſpäter und wenden uns jetzt dem folgenden Zeitabſchnitt zu, ohne doch mit dem erſten ſchon ganz fertig zu ſein.

II.

1830 bis 1848.

Sechstes Kapitel.

Das junge Deutschland.

Die Julirevolution.

Vor mir liegt die Photographie eines Bildes von Karl Begas aus der Zeit kurz nach den Befreiungskriegen, die ich der Güte des Direktors des Wallraf-Museums in Köln verdanke. Es ist ein Familienbild. Vater und Mutter stammen noch aus dem achtzehnten Jahrhundert, es sind geisteshelle, praktisch tüchtige Menschen; ob mehr aufgeklärter Familiendespotismus oder etwas vom kategorischen Imperativ Kants in der energischen, straffen Männergestalt steckt, wage ich nicht zu entscheiden. Die zwei älteren Töchter haben Schiller und Goethe gelesen, ich möchte annehmen mehr Schiller, die eine jedenfalls schwärmt für Thekla und singt „Des Mädchens Klage" zur Laute, ohne sich jedoch mit dem allzu sentimentalen Schmerz dieses Mägdleins zu identifizieren. Moderner ist die dritte Tochter, d. h. sie ist fromm und ernst, wie es die Jahre waren, in denen sie die Augen des Bewußtseins erstmals aufschlug. Die beiden Jungen aber mit den offenen Hemdkragen und den frischen Gesichtern, die wachsen vollends hinein in diese neue Zeit der „teutschen" Jugend mit ihrer Begeisterung für Vaterland und Freiheit und versprechen einmal wackere Glieder der Burschenschaft zu werden, wenn diese bis dahin nicht aufgehoben ist. Über dem Ganzen aber schwebt der Geist ruhigen Behagens, tüchtigen Arbeitens, ehrenfesten Lebens, so einfach und schlicht wie ihre Kleidung sind auch diese Menschen, so anspruchslos wie die Einrichtung des Zimmers und so harmonisch wie sie ist auch der Geist dieser Familie.

Und so war die deutsche Welt nach den Befreiungskriegen überhaupt, so voll innerer Tüchtigkeit und Kraft, so voll Freude am Schönsten und Besten, was der deutsche Geist bereits geschaffen hatte und was er weiterhin erhoffte und erstrebte. Aber mit diesem Volk haben die deutschen Regierungen nichts anzufangen gewußt, sie haben es hineingetrieben in Opposition und schließlich in Revolution, es ist ein Jammer. Dieser Umschwung kommt jetzt. Lange vorbereitet und doch wie mit einem Schlag wird die Welt eine andere: Hast und Unruhe, Gärung und Kritik, kecker Witz und bitterböse Satire tritt uns von nun an überall und in allerlei Formen entgegen.

Den Einschnitt dafür bildet die Julirevolution in Frankreich, deren Flammen schon jetzt auch nach Deutschland herüber zu schlagen drohen, wie achtzehn Jahre später die der Februarrevolution es wirklich gethan haben. Noch war es zu diesem Äußersten zu früh. Man weiß, wie gleichgültig die Sache den freilich immer unpolitischen und nun auch schon einundachtzigjährigen Goethe ließ. Als Eckermann am 2. August zu ihm kam, rief er ihm entgegen: „Nun, was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Ausbruch gekommen; alles steht in Flammen;“ aber er meinte damit nicht die Revolution und den Sturz der Bourbonen, sondern „ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutungsvollen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire“. In ihm sah er den Sieg der synthetischen über die analytische Behandlungsweise der Natur, den Sieg des Geistes über die Materie auch in der Naturforschung, und das erschien ihm wichtiger als alle Politik. Bei anderen politischeren Naturen wie Hegel oder Niebuhr war dagegen der Eindruck ein großer, aber entschieden schreckhaft. Der erstere schreibt noch im Dezember 1830: „Gegenwärtig hat das ungeheuere politische Interesse alle anderen verschlungen — eine Krise, in der alles, was sonst gegolten, problematisch gemacht zu werden scheint“; und noch düsterer sieht Niebuhr die Sache an: „daß wir namentlich in Deutschland im Fluge der Barbarei zueilen, ist meine feste Überzeugung, und sehr viel besser steht es in Frankreich nicht. Daß uns auch Verheerung droht, wie

vor zweihundert Jahren, das ist mir leider ebenso klar, und das Ende vom Liede wird Despotismus auf den Ruinen. Um fünfzig Jahre und wahrscheinlich weit früher, wird in ganz Europa, wenigstens auf dem festen Lande, keine Spur von freien Institutionen und von Preßfreiheit sein."

Thatsächlich kam es freilich zunächst nur zur Vertreibung des jammervollen Diamantenherzogs von Braunschweig und zu Unruhen in Sachsen, Hessen-Kassel und Altenburg. Fast bedeutungsvoller für das geistige Leben als diese wirklichen Revolutionen im kleinen wurden zwei Jahre später die revolutionären Reden auf dem Hambacher Fest am 27. Mai 1832, in denen sich die Gärung und der Radikalismus Süddeutschlands Luft machte, und dann im folgenden Jahre jener kopflose Frankfurter Putsch, der wieder viele deutsche Studenten um Freiheit und Lebensmut brachte — man denke an Fritz Reuter und seine „Festungstid" — und der Reaktion aufs neue den Vorwand gab zu Demagogenverfolgungen und Polizeimaßregeln. Dieselbe zeigt jetzt derbere und bestimmtere Züge: die Preß- und Versammlungsfreiheit wird beschränkt oder beseitigt, und gar vielen bleibt unter ihren festen Griffen nur die Wahl zwischen Einkerkerung oder Exil. Andere werfen an jeder politischen Wirksamkeit verzweifelnd die Flinte ins Korn, so 1839 selbst Uhland, dem die württembergische Regierung 1833 den Urlaub zum Eintritt in den Landtag versagt und darauf die erbetene Entlassung aus dem akademischen Lehramt „sehr gerne" gewährt hatte.

Aber es half doch nichts, der Geist ließ sich nicht bannen, es war doch anders geworden in der Welt durch die Julirevolution, die Luft war heller und freier, das Leben im ganzen mutet uns moderner an. Auf dem Wartburgfeste des Jahres 1817 klang noch alles so rührend weltfremd, da träumte man romantisch von der blauen Blume der Einheit und der Freiheit, da ging man in die Kirche und zum Abendmahl, da flatterten die blonden Locken noch gar jugendlich und große weiße Kragen legten sich fast jungfräulich keusch über den schwarzen Sammet der altdeutschen Röcke — die christgermanische Romantik führte hier das Wort. Dagegen auf dem Hambacher Fest ein demokratischer Liberalismus, ein immer bitterer werdender Radikalismus und, wiewohl das Auge von der

Hardt hinüberschweifte über den Rhein zu der romantischen Ruine von Altheidelberg, eine durchaus realistische Anschauungsweise. Auch jetzt wieder erfüllte der Gedanke der Wiedergeburt des Vaterlands, der Befreiung und Wiedervereinigung Deutschlands die Herzen der Feiernden. Aber wild klangen Siebenpfeiffers Worte von dem deutschen Volk, das zürnend die Locken schüttle und dem Meineid seiner Fürsten drohe, zornig die Aufforderung an das Volk, die Freiheit nicht erdrosseln zu lassen von den Mörderhänden der Aristokraten, sondern nachdem die Fürsten es an den Abgrund geführt, das heilige Werk ohne sie zu vollbringen; und auch weltbürgerlich genug klang die Rede dieses liberalen Führers aus, neben dem Hoch auf das freie, einige Deutschland in ein Lebehoch auf die Polen als der Deutschen Verbündete und auf die Franken als der Deutschen Brüder. Allein vorsichtig setzte doch schon er dem letzteren hinzu: „die unsere Nationalität und Selbständigkeit achten"; und Wirth erklärte ausdrücklich: „selbst die Freiheit darf auf Kosten der Integrität unseres Gebietes nicht erkauft werden; der Kampf um unser Vaterland und unsere Freiheit muß ohne fremde Einmischung durch unsere eigene Kraft von innen heraus geführt werden, und die Patrioten müssen in dem Augenblicke, wo fremde Einmischung stattfindet, die Opposition gegen die inneren Verräter suspendieren und das Gesamtvolk gegen den äußeren Feind zu den Waffen rufen." So war das Fremdbürgerliche doch nur Verbrämung und Ornament, das Herz schlug auch bei diesen radikalsten Liberalen im Süden in erster Linie deutsch. Sie wollten nach wie vor das Richtige, nur hatte sie die Ungeduld und die Empörung über das ewige Versagen und die Reaktion nachgerade leidenschaftlich gemacht und der Bewegung einen revolutionären Charakter gegeben.

Allein noch beschränkte sich diese auf Reden; erst kam an die Reihe — es ist das bezeichnend für den deutschen Geist — die litterarische und philosophische Schilderhebung, ehe sie anno 1848 auch politisch wurde und zur Revolution führte; eine Periode der Kritik geht dem Versuch voran, die Gedanken in Thaten umzusetzen. Und so gliedert sich diese Periode ganz von selbst in die drei Abschnitte vom jungen Deutschland, von der religiösen Bewegung durch die Hegelsche Linke und von der Vorbereitung auf die Revo-

lution unter, um nicht zu sagen: durch Friedrich Wilhelm IV. Dem jungen Deutschland aber gebührt dabei sachlich und chronologisch der Vortritt.

Die Litteratur bis zu Goethes Tod.

In der poetischen Litteratur beherrschte die Romantik die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts in Deutschland, während Goethe — immer sui generis — damals vielmehr eine europäische, ja geradezu eine „weltöstliche" Stellung einnahm. Dabei erscheint die Romantik in wechselnden Gestalten und verschiedenen Formen. Nach der Zerstreuung des Jenenser Kreises bildete sich ein neues Centrum in Heidelberg, von dem die Erneuerung unserer mittelalterlichen Poesie ausging: 1806 beginnen Arnim und Brentano mit der Sammlung deutscher Volkslieder in „des Knaben Wunderhorn", 1807 macht sich v. d. Hagen an die Herausgabe des Nibelungenliedes, und 1808 suchen sie sich in der Einsiedlerzeitung ein neues Schulorgan zu schaffen. Dann kommen die Freiheitsdichter, unter denen noch vor dem Ausbruch des Kriegs Heinrich von Kleist mit seinem Haß- und Rachedrama den ersten Platz einnimmt, Theodor Körner „ein Sänger und Held" der populärste, Ernst Moritz Arndt der markigste und wirkungsvollste war. Die große und dauernde Wirkung auf sein Volk hat dieser letztere freilich vor allem durch seine prosaischen Schriften ausgeübt, denen Freytag mit Recht „die starke, treibende Kraft, die hohe Wahrhaftigkeit, die rücksichtslose Tapferkeit und neben dem trotzigen Zorn gegen die Bösen die warme, wohlthuende Liebe zum Vaterland, zu allem Guten und Großen" nachrühmt; sein „Geist der Zeit" stellt sich an Wucht und Kraft neben Fichtes Reden an die deutsche Nation und war um so viel volkstümlicher, als er weniger tief und schwerverständlich war.

Darauf folgen die Schwaben, deren Poesie, fern von Cliquenwesen und Schulebilden und fern auch von aller Berührung mit dem Berlinerischen Geistreichthun, weitaus die gesundeste und kräftigste Form der Romantik repräsentiert. Sie gehören zusammen, ohne eine Schule zu sein; persönliche Freundschaft, ähnliche bürgerliche Lebensverhältnisse und Landsmannschaft sind das Band, das sie bei aller Verschiedenartigkeit im einzelnen zusammenbindet und

ihnen gemeinsame Züge leiht: etwas Schlichtes und Einfaches, etwas Enges und Umgrenztes, etwas Harmloses und Naives, etwas Intimes und Anheimelndes ist ihnen allen eigen; die Natur ihres Heimatlandes spiegelt sich in ihnen wieder, nichts Großes und Erhabenes, aber viel Schönes und Herzerfreuendes, nichts Wildes und Aufregendes, aber viel stille Innerlichkeit und viel liebliche Anmut, keine üppige Fülle, aber viel Abwechslung, nichts Überraschendes, aber viel Beglückendes. So sind sie manchmal elegisch, zuweilen lehrhaft, aber immer mit jener anschauenden und einfühlenden Phantasie begabt, die den Dichter ausmacht, nie ohne Humor und daher nie verstimmend, ein harmloses Lächeln umschwebt ihre Lippen, das höchstens bei Justinus Kerner den Schalk verrät, wenn er mit seinem eigenen Geisterglauben spielt und andere Gläubige recht gründlich zum Besten hat. Sie alle sind in erster Linie Lyriker, Balladen und Romanzen gelingen ihnen trefflich, am besten aber stimmen sie sich doch auf den Ton des sangbaren Volksliedes und beweisen damit, wie wenig aristokratisch sie sind und wie nahe sie ihrem Volke stehen, für das sie ein Herz haben und zu dem sie sich rechnen, weil sie zu ihm gehören. Uhland und Mörike stehen voran, jener der als charaktervoller Mann und als tiefgründiger Forscher durch seine moralische Haltung und seine ernsthafte Gelehrtennatur so gar nichts gemein hat mit Schlegelscher Frivolität und Ironie, in seiner schwäbischen Einsilbigkeit und Wortkargheit nichts gemein hat mit dem schnellfertigen und absprechenden Tone der norddeutschen Romantiker und den das energische Bemühen um Korrektheit der Form vor romantischer Zuchtlosigkeit und Unbestimmtheit schützt. Und neben ihm Mörike, der der Natur gegenüber zu goethisch empfindet, um ganz ins romantische Traumland zu versinken, obgleich er sich lange genug in das Märchenland Orplid hineingeträumt und in seinem Roman „Maler Nolten“ durch den Gespensterspuk am Schluß der Romantik einen allzu reichlichen Tribut entrichtet hat; ein echter Lyriker, eine feine sinnige Natur, aber bequem und nicht durch den großen Strom der Welt zum Charakter gebildet und gehärtet. Und wo diese Schwaben politisch sind — neben Uhland denke man an Karl Mayer und an Paul Pfizer —, da sind sie liberal, während sich die Fouqué und

Achim von Arnim nur zu leicht mit den rückschrittlichen Tendenzen der Zeit verbinden ließen. Aber Romantiker waren sie doch alle, und wenigstens Mörike und Justinus Kerner geneigt, die Märchen- und Gespensterwelt der Schilderung der wirklichen Welt oder gar dem Leben selbst beizumischen und es so zu „poetisieren"; wenn man sie freilich mit E. T. A. Hoffmann vergleicht und mit seiner Manier, gerade in die Alltäglichkeit unseres Daseins das ganze Grauen der Geisterwelt einzumischen und das wie ein Natürliches und Selbstverständliches vorzutragen, so zeigt sich doch auch hier, wie maßhaltend diese Schwaben sind. Dafür fehlt ihnen dann wieder der dämonische Zug und die geniale Versinnlichungskraft dieses unheimlichen „Gespensterschauers."

Etwas wie einen litterarischen Kampf riefen dann die Schicksalstragiker hervor. In Werners „vierundzwanzigstem Februar", in Müllners „neunundzwanzigstem Februar" und „Schuld" und ihnen nach in einer Reihe von ähnlich komponierten Stücken wurde die antikisierende Schicksalsidee der „Braut von Messina" ins Romantisch-Unheimliche verzerrt. Über dieses Unwesen, das auf der deutschen Bühne eine Zeitlang spukte, kam das litterarische Hochgericht durch Platen. Er stand zu fest auf dem Boden der Antike, um diese Verwechslung von antikem Schicksal und romantischem Aberglauben zu ertragen, und so verhöhnte er in seiner „verhängnisvollen Gabel" das Lächerliche dieser Schicksalstragödien aufs wirksamste, während er im „romantischen Ödipus", der gegen Immermann gerichtet war, doch weit über das Ziel hinausschoß und entschieden Unrecht hatte und Unrecht that.

Daß Grillparzer bei seinen Lebzeiten so wenig gekannt und geschätzt wurde, hat vor allem darin seinen Grund, daß sein erstes Stück „Die Ahnfrau" eine solche Schicksalstragödie war und auch schon in der Form der kurzen trochäischen Reimzeilen sich Müllners Schuld zum Vorbild nahm. Und doch stand schon die Ahnfrau turmhoch über den Werner und Müllner, und auf sie folgte ja alsbald die Sappho und das goldne Vließ, wo Antikes und Modernes doch ganz anders verschmolzen und zur Einheit zusammengefügt war; hier konnte man mit mehr Recht an Schiller und Goethe denken, obwohl doch der Abstand — nicht des Wertes, aber

der Behandlungsart und des Geistes — groß genug ist und weit mehr als in der Iphigenie ein „verteufelt humaner“ und moderner Geist darin steckt. Doch das alles half ihm nichts: er lief um seines Erstlingswerkes willen als Schicksalstragiker und war damit zunächst gerichtet und verdammt. Freilich liegt in dieser Verkennung und im ganzen Schicksal und Lebensgang Grillparzers zugleich auch ein Stück österreichischer Geschichte. In diesem durch eine beispiellose Polizeimißwirtschaft niedergehaltenen Land konnte sich auch das Große nur schwer ins Freie und Weite durcharbeiten: dumpf und drückend, eng und stickig war hier die Luft. Das Volk verkam geistig und moralisch und ergötzte sich lieber an den Possen Nestroy's als an der echten Poesie Grillparzers oder an Raimunds veredelter Volksbühne. Und die Censur half nach und verbot in unbegreiflicher Launenhaftigkeit und Brutalität selbst solche Stücke, die zur Verherrlichung der Habsburgischen Dynastie hätten dienen können. So wurde Grillparzer verbittert und schwieg, und Raimund nahm sich selber das Leben.

Der Romantik ist es gelungen, den toten Schiller auf Jahrzehnte hinaus so in den Hintergrund zu drängen, daß das Drama fast unbeeinflußt von ihm in dieser Zeit sich entwickelte oder doch nur widerwillig seinem Einfluß sich hingab — zum Schaden der deutschen Schaubühne, auf der nun ein Geschäftsmann wie Raupach als Erbe Kotzebues schrieb und aufführte, was der breiten Mittelmäßigkeit gefiel. Mit dem noch lebenden Goethe ging das Zurückdrängen nicht so leicht: dazu war er zu groß und überdies stand er der Romantik näher, wie ja auch sie ausdrücklich an seinen Wilhelm Meister angeknüpft hat. Der zweite Teil des Faust klingt trotz der klassischen Walpurgisnacht und der Helenatragödie selber romantisch aus, der mittelalterlich-katholische Schluß steht im vollen Gegensatz zu dem protestantisch hellen Eingang des ersten Teils; dagegen hilft keine Rettung. Und ebenso ließ er sich auf anderem Gebiet durch die Brüder Boisserée einweihen in die Geheimnisse altdeutscher Kunst am Rhein und kehrte damit doch nur zu einer Jugendliebe zurück, die sich ihm einst am Straßburger Münster entzündet hatte. Aber in den Propyläen wandte der alte „Heide“ doch entschieden dem Mittelalter den Rücken und wies

wieder auf die klassischen Vorbilder für die bildende Kunst hin. Und ebenso erklang in den hellsten Momenten des zweiten Faust als der Weisheit letzter Schluß das gar nicht romantische, sondern ganz moderne Wort:

Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß;

und gar nicht reaktionär, sondern eher wie ein Bekenntnis zum Liberalismus fügt sich dem der Wunsch an: auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn.

Ebenso kommt Goethe im westöstlichen Divan in der Form der Einkleidung dem auf Herder zurückgehenden Universalismus und speciell sogar dem „romantischen Kultus des Orients", dessen beste Frucht Fr. Schlegels „Sprache und Weisheit der Indier" und seines Bruders Sanskritstudien gewesen waren, weit entgegen. Allein der Inhalt, den er in diese Formen hüllte, war die spiegelblanke und doch unendlich tiefe Lebensweisheit und die fröhliche, milde und tolerante Weltanschauung eines so durch und durch freien Geistes, daß hier von romantischem Helldunkel und mittelalterlicher Gebundenheit keine Rede sein konnte. Goethe war zu gesund, um Romantiker zu sein, wie er denn in schneidend scharfer Absage noch 1829 erklärt hat: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Das meiste Neuere ist nicht romantisch, weil es neu, sondern weil es schwach, kränklich und krank ist, und das Alte ist nicht klassisch, weil es alt, sondern weil es stark, frisch, froh und gesund ist." Das war schon damals die Lehre vom „Dekadenten", aber Goethe war kein Dekadent.

Wolfgang Menzel.

Doch darum blieb er auch nicht unangefochten. Noch bei seinen Lebzeiten wurde von zwei ganz verschiedenen Seiten her der Kampf gegen ihn eröffnet, von Wolfgang Menzel auf der einen von Ludwig Börne auf der anderen Seite. Man könnte versucht sein, Menzel der liberalen Partei zuzurechnen, so entschieden redete er in seiner ersten Zeit ihre Sprache, und ihn dann in seinen späteren Jahren des Abfalls von ihr zu zeihen. Allein faktisch hat er doch nie zu den modernen Verfechtern der Freiheit, zu den

Liberalen im Sinne der Parteischablone gehört, sondern einfach an den Idealen seiner Jugend festgehalten, und das waren die der christgermanischen Burschenschaft. Von ihr und ihren Tendenzen war er ausgegangen, aber eben jenes christgermanische Element, das in ihr steckte, war im Grunde romantisch und antiliberal. Niemand hat diese doppelte Strömung, wie sie durch die Burschenschaftsbewegung in den deutschen Liberalismus hineinkam, schärfer gesehen als Heine: „zwei grundverschiedene Parteien, die keiner Transaktion fähig und heimlich dem blutigsten Hader entgegenzürnten". Menzel gehörte zu den Männern des Wartburgfestes, zu „den dunkeln Narren, den regenerierten Deutschtümlern", wie sie Heine nennt; eine Zeitlang konnte er darum mit dem Liberalismus gehen, dann aber mußte er sich von ihm trennen. Zunächst aber reagierte das nationale Element in ihm gegen Goethe. Nicht nur mißfallen hat ihm dessen „Talent des äußeren Lebens, seine Kunst des Bequemen, Leichten und Feinen, seine Virtuosität des Genusses", das Ästhetische seiner Weltanschauung, sondern er sah darin geradezu eine Gefahr für das deutsche Volk, als dessen „modernster" Vertreter ihm Goethe erschien. In diesem Operieren mit anderen als rein ästhetischen Maßstäben bei Beurteilung eines Dichters liegt Menzels Verwandtschaft mit der Denkart des jungen Deutschland; eine vorwiegend ästhetische Zeit war abgelaufen, die sittlichen und nationalen, die freiheitlichen und politischen Gesichtspunkte drängten sich energisch in den Vordergrund. Von diesem Standpunkt aus bekämpfte Menzel Goethes Universalismus und Goethes Heidentum, weil er die Deutschen germanisch und christlich haben wollte. Aber als geschickter journalistischer Klopffechter, der er war, wußte er den Handel von dem poetischen und nationalen Standpunkt hinüberzuspielen auf den moralischen, wo er gewiß war, alle besorgten Mütter und alle prüden alten Jungfern beiderlei Geschlechts, das ganze Philisterium und Moralpfaffentum für sich zu haben, obgleich er Goethe auch selber wieder der Philisterei und des Spießbürgertums beschuldigte. Die „Wahlverwandtschaften", die wir heute einfach ästhetisch genießen und würdigen, ohne irgendwie sittlichen Anstoß daran zu nehmen oder uns moralisch darüber zu entsetzen, gaben dazu vor allem eine willkommene Handhabe; auch

das Märchen von Goethes Hochmut, Egoismus und Herzlosigkeit wurde von ihm in Umlauf gesetzt und mit dem Brustton sittlicher Entrüstung vorgetragen. Dieser Kampf wurde mit Menzelscher Grobheit jahrelang geführt, und von rechts her kam dann Hengstenberg und wurde nicht müde, den großen Dichter als decidierten Nichtchristen und Heiden allen Frommen und Stillen im Lande zu denunzieren. Das hat vielen die Freude an Goethe verdorben und den Weg zu ihm verbaut, thut es ja thörichter Weise, namentlich in pietistischen Kreisen, einzelnen beschränkten Leuten noch heute.

Börne.

Aber gefährlicher als der im Grunde doch an einer inneren Zwiespältigkeit laborierende Menzel war von links her Börne. Börne und Heine sind die Väter und Urheber des jungen Deutschland, sie gilt es daher zuerst etwas näher kennen zu lernen. Beide sind Juden, und so liegt es nahe zu sagen, daß das junge Deutschland eine wesentlich jüdische Geistesrichtung repräsentiere und daß darauf das negativ Zersetzende und das Kosmopolitische desselben zurückzuführen sei; schon Menzel, erst der Freund der beiden und der Verfechter der Judenemanzipation, spottet, als er mit ihnen zerfallen war, über „das junge Palästina“. Aber erstens steht bis 1835 neben ihnen als Dritter im Bunde eben dieser christgermanische Burschenschafter Menzel selbst, dessen litterarischer Adjutant längere Zeit Gutzkow war und hält von Anfang an dem specifisch jüdischen Einfluß die Stange; und fürs zweite waren die Stimmführer der Schule, die Gutzkow und Laube, die Wienbarg und Mundt keine Juden, — die jüdische Rasse erklärt also die Litteraturbewegung der dreißiger Jahre nicht, wenn sie auch hier wie in der alten Welt „ein wirksames Ferment des Kosmopolitismus und der nationalen Dekomposition“ überall da abgab, wo der Stoff dafür bereit lag.

So interessiert uns denn nicht der Jude, sondern der Schriftsteller Börne. Zum Journalisten und zum Liberalen hat ihn freilich der Zorn über die Zurücksetzung werden lassen, die er in der freien deutschen Reichsstadt Frankfurt als Jude zu erdulden hatte und die mit der antisemitischen Richtung eben jener christgermanischen

Bewegung zusammenhing; aber der Umgang mit Henriette Herz und Rahel führte ihn über den engen jüdischen Gesichtskreis rasch hinaus auf die Höhen damaliger Geistesbildung, und sein litterarisches Vorbild ist der über jeden Verdacht des Judaisierens erhabene Jean Paul gewesen. Und die Ideen, für die er kämpfte, waren doch dieselben patriotischen und nationalen wie die der Burschenschaft, — die Idee der Einheit und der Freiheit seines Vaterlandes; auch Heine hat in seiner bitterbösen Schrift über ihn, wo er mit dem Scharfblick des Hasses auf ihn sah, gesagt: „Börne war Patriot vom Wirbel bis zur Zehe, und das Vaterland war seine ganze Liebe". Vor allem für die Freiheit als „die Gesundheit und Ehre der Völker" hat er zeitlebens tapfer gestritten, und dabei hat er anfangs auf Preußen gehofft, bis dieses unter Metternichs Leitung entgleiste und die Hoffnungen aller Liberalen schmählich zu schanden machte. Nerv und Sprungfeder seiner schriftstellerischen Thätigkeit waren somit politisch, wobei er im Unterschied von Gentz „von unten her an den Staat herantrat"; deshalb thut ihm aber Treitschke doch Unrecht, wenn er ihn kurzweg im Politischen einen „Stümper" nennt. Allein unter den drückenden und vexatorischen Censurverhältnissen jener Tage konnte niemand politisch frei schreiben, und so wurde Börne, was er nicht war und nicht sein wollte, litterarischer Kritiker; natürlich nur in der Absicht, „die Kunstkritik zum Organ der Zeitkritik" zu machen und auf diese Weise auf das politische Leben, auf das nationale Gemeingefühl des deutschen Volkes zu wirken oder, wie er es selbst ausdrückte, „die Litteratur mit dem Leben zu vermitteln". Um aber das thun zu können, erhob er die Ironie im gewöhnlichen, nicht im specifisch romantischen Sinne des Worts zum litterarischen Stil und versuchte so indirekt zu sagen, was direkt auszusprechen ihm wie allen seinen Zeitgenossen verwehrt war; und in diesem lustigen Versteckspiel erwarb er eine Virtuosität, die ihn zu einem unserer allerersten Stilisten und glänzendsten Journalisten gemacht hat. Allein in der Ausübung dieses mit seinem Wesen im Widerspruch stehenden litterarischen Handwerks geschah es, daß er nun doch einseitig, bis ins Extrem einseitig wurde und alles nur auf seinen ethischen oder genauer gesagt, politischen Wert hin ansah: einen

anderen als den politischen Maßstab findet er auch für Künstler und Kunstwerke nicht, will jedenfalls einen anderen nicht gelten lassen. So kommt auch bei ihm der ganz unpolitische Goethe schlecht weg; kalt und herzlos erscheint er dem Mann, dessen Herz ganz nur der Freiheit gehörte; weil das deutsche Volk sich zuviel gefallen läßt, tadelt er Schillers Tell, der zu langsam zur That schreite und über einen feigen Meuchelmord nicht hinaus komme; und weil Unentschlossenheit ihm die Hauptsünde im Leben eines Volkes ist, mißfällt ihm Shakespeares Hamlet, der umhergeht wie „Hans der Träumer“: „der Deutsche schreibt sich ab und Hamlet ist fertig“ — dieses Wort charakterisiert den Mann und seine Art. Und noch bezeichnender für ihn ist seine Vorliebe für Jean Paul, dessen unkünstlerische Formlosigkeit ihn in seiner Bewunderung nicht störte und irre machte; für die Schönheiten des Käthchens von Heilbronn hat er dabei doch ein offenes Auge.

Aber gerade mit dieser specifisch und pikiert politischen Tendenz seiner litterarischen Kritik ist Börne der geistige Anführer des jungen Deutschland geworden, das eben durch diese Tendenz für die politische Geschichte unseres Vaterlandes, für die Vorbereitung der Revolution von 1848 weit wichtiger geworden ist als durch Dichterwerke von bleibendem Wert für unsere Litteratur und ihre Geschichte.

Daß ein Mann wie Börne, der so gewaltig auf die Zeit wirkte und als Verfechter der Freiheit, als unerschrockenster und tapferster Kämpfer gegen den Metternichschen Absolutismus durch seine spott- und giftgedrängten Artikel den Machthabern und ihren Werkzeugen höchst unbequem war, ein Gegenstand des Hasses für viele wurde, ist natürlich, und da läßt es sich begreifen, daß man alsbald auch nach antisemitischen Waffen griff. Ein antisemitischer Zug lag ja wie gesagt im Wesen der christgermanischen Burschenschaft; Ausbrüche von Judenhaß waren nach der Niederwerfung Napoleons in mehreren deutschen Städten vorgekommen; und so wurde auch jetzt (1831) Börne gegenüber von einer Kreatur Metternichs, einem Hofrat Jarcke geklagt, daß diese Juden „aus kluger Berechnung das Werk der Verführung treiben, um in einem großen welthistorischen Akt Rache zu nehmen für den Druck und die Schmach, die das Volk, dem sie ihrem Ursprung nach angehören, jahrhundertelang von dem unsrigen

geduldet". Börne gab dieser Angriff freilich nur Gelegenheit zu der schönen Antwort: „Wie! wenn wir das deutsche Volk haßten, würden wir mit aller Kraft dafür streiten, es von der schmachvollsten Erniedrigung, in der es versunken, es von bleierner Tyrannei, die auf ihm lastet, es von dem Übermute seiner Aristokraten, dem Hochmut seiner Fürsten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verleumdungen aller gedungenen Schriftsteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und so ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutschen, dann schrieben wir, wie Sie, Herr Jarcke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die sündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann."

Heine.

Solche antisemitischen Ausfälle galten übrigens neben Börne ebenso auch Heine. Von ihm zu reden ist weit schwerer. Börne ist sein Leben lang immer er selber gewesen, Treue gegen sich und seine Überzeugungen ist das beste an ihm, schriftstellerisch freilich macht es ihn einförmig und auf die Dauer nicht mehr amüsant. Heine dagegen ist eine Proteusnatur, „ein Chamäleon", er schillert in allerlei Farben, ein Charakterkopf war er nie; und schon darum ist er ein Zeichen, dem widersprochen wird und widersprochen werden muß. Und dazu kommt heute der widerliche Streit über Denkmal oder Nichtdenkmal, der die Gemüter aufregt, aber das Urteil über ihn nicht klärt und nicht fördert. Denn ob Heine ein Denkmal bekommt oder nicht bekommt, ist für seine Wertschätzung ungefähr gerade so gleichgültig, wie es für die Beurteilung freigesinnter Menschen gleichgültig ist, ob sie einen Orden bekommen oder nicht; die Stadtverordneten und Gemeinderäte, die darüber beeinflußt vom Lärm der Presse beraten und entscheiden, entscheiden ja doch nicht über die Bedeutung und den Wert des Mannes für das Geistesleben unserer Nation. Also sehen wir selber zu.

Daß Heine nächst Goethe und natürlich in gemessenem Abstand von ihm der größte Lyriker Deutschlands in unserem Jahrhundert ist, den einen Mörike vielleicht ausgenommen, darüber kann doch eigentlich kein Streit sein; nicht einmal Carl Busse wird ihm damit

ganz gerecht, daß er ihn „das gewaltigste Nachahmertalent der Weltlitteratur“ nennt, und ihn mit Treitschke einen „Anempfinder“ zu nennen, wäre vollends schief. Lieder, die wie die seinen auf Flügeln des Gesangs sich verbreiten und in den Melodien von Mendelssohn, Schumann und Methfessel in die Herzen des Volkes einziehen, sind echt und selbst schon voll Seele und Melodie. Und diese Lyrik, Heines ganze Poesie wurzelt in der Romantik; „die Wallfahrt nach Kevlaar“ zeigt das vielleicht am deutlichsten und reinsten Wenn sie bei ihm vielfach die specifische Form des Weltschmerzlichen annimmt, so ist das Folge der Zeit und Zeichen ihres Niedergangs: der Traum eines Ausgleichs zwischen Bedingtem und Unbedingtem, einer Versöhnung von Poesie und Leben, den die Romantik geträumt hatte, wollte sich nicht verwirklichen, alle Reaktion ist unpoetisch und züchtet Philister. Auch Lord Byron, darin Heines Vorbild und überhaupt maßgebend für die Stimmung der Zeit, ist voll Zerrissenheit und Weltschmerz; und daß es hier wie dort nicht sowohl der Schmerz einer Welt, als vielmehr der Schmerz um das eigene, zarte und weiche Ich ist, ist ja ebenfalls durchaus romantisch. Wie alle Romantiker konnten auch diese Dichter des Weltschmerzes nicht von sich selber loskommen.

Zur Romantik gehört aber auch die Ironie; doch wenn diese bei den Urhebern und ältesten Vertretern der Schule im Dienst ihrer Romantik stand und sich souverän gegen alles wandte, was philisterhaft und unpoetisch war, so kehrte sich bei Heine die Ironie gegen die Romantik, das heißt also gegen sich selber. Jenes „Doktor, sind Sie des Teufels“ am Schluß des „Seegespenstes“ ist hierfür charakteristisch, es ist sozusagen das Motto für die ihm in der Geschichte des deutschen Geisteslebens zugefallene Aufgabe und für seine Stellung in derselben: er überwindet die Romantik zuerst in sich selber und damit wird er, der Romantiker, zum großen Antiromantiker, zum Sieger über sie. Wir können das gewissermaßen experimentell noch heute an uns selbst nacherleben: jeder von uns hat seine romantische Periode, der Weltschmerz gehört, wenigstens bis vor kurzem, zum Inventar eines jeden normal sich entwickelnden jungen Menschen; in dieser Epoche ist Heine mit seiner Lotosblume und seinem Fichtenbaum, mit seinen Thränenfluten und seinem

Liebesweh unser Dichter gewesen, und in ihr nehmen wir an den ironischen Schlußkadenzen und den schrill und grell springenden Saiten seiner Leier, an dem „Doktor, sind Sie des Teufels“ schwersten Anstoß, wir setzen uns gegen diesen das Heiligste unserer Gefühle entheiligenden Antiromantiker zur Wehre. Bald genug aber besiegt uns diese Ironie und Selbstverspottung, denn sie befreit uns und führt uns aus dem sentimental Weltschmerzlichen hinaus in die Freiheit und Helle, in die Welt und das Leben, und nun danken wir Heine für den geleisteten Dienst der Befreiung und Gesundung. Seine Lyrik ist Gift, das das Gegengift gleich mit sich führt, es ist wirklich ein Heilserum, das uns gegen romantische Anfälle und Anfechtungen immun macht, und darum ist auch seine Schrift über „die romantische Schule“ (1833) ein so gutes, ein so gescheites und richtiges Buch, wie es doch nur einer schreiben konnte, der Romantiker und Antiromantiker zugleich gewesen. Und deshalb habe ich den, der gegen Heine eifert, stets zunächst im Verdacht einer bewußten oder unbewußten Vorliebe für allerlei ungesunde Romantik. Sieht man Heine so an, so wird man endlich auch allerlei Cynisches und Frivoles an ihm besser begreifen und — verzeihen, zumal da sich die Frivolität oft — nicht immer! — nur gegen das richtet, was der Romantik und dem romantisch Gestimmten heilig ist; denkt man diese antiromantische Spitze hinzu, so hört es auf, frivol zu klingen und anstößig zu sein.

Von diesem Standpunkt aus wird uns auch der antinationale Zug in seinem Wesen, der heute von vielen besonders peinlich empfunden wird, ich möchte sagen: doppelt verständlich. Es ist auch hier einmal der Gegensatz zu der christgermanischen Tendenz der burschenschaftlichen Romantik, und es ist andererseits der in der Romantik selbst wieder steckende Universalismus, der darin sozusagen entbunden und frei wird. Und auch dagegen kommt sofort wieder die sich selbst zersetzende und aufhebende Ironie zu Hilfe. Als sich die Deutschen 1831 für die im Aufstand gegen Rußland unterliegenden Polen begeisterten, wie etliche Jahre zuvor für die siegreichen Griechen, da dichtet Heine das Lied von den zwei Rittern, von den Polen aus der Polackei:

Keiner je verriet den andern,
Blieben Freunde, ehrlich treu,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Ja, sie haben wirklich Wäsche,
Jeder hat der Hemden zwei,
Ob sie gleich zwei edle Polen,
Polen aus der Polackei.

Polen ist noch nicht verloren,
Unsere Weiber, sie gebären,
Unsere Jungfraun thun dasselbe,
Werden Helden uns bescheren,

Helden, wie der Held Sobieski,
Wie Schelmuski und Uminski,
Eskrokewitsch, Schubiakski
Und der große Eselinski.

Auch das war ein wohl angebrachtes Heilserum gegen den romantisch ungesunden Polenenthusiasmus jener Tage, ein kräftiges Sturzbad über die halb romantische, halb liberale Gefühlspolitik dieser unklaren Zeit.

Dazu kommt aber noch anderes, Persönliches und Allgemeines. Börne bleibt auch in Paris, von wo er für Cotta „seine Schilderungen aus Paris" schreibt, der glühende deutsche Patriot; Heine dagegen, leichtlebig wie er ist und schon dadurch dem französischen Geist näher verwandt als der schwerflüssigere und gründlichere Börne, wird den Franzosen ein Franzose und sucht es ihnen gleichzuthun an Geist und Witz und Frivolität. Allein im Unter- und Hintergrund bleibt doch auch er ein Deutscher: gerade wenn er die Schale seines Hohnes am frechsten über Deutschland ausgießt, fühlt er sich durchaus als Deutscher; denn dieser Hohn gilt dem Metternichschen, dem unfreien und in seiner Unfreiheit sich behaglich philisterhaft streckenden und dehnenden Deutschland, und aus diesem Winterschlaf möchte er den deutschen Michel aufrütteln, sei's auch mit noch so unsanften Püffen und Stößen, mit Keulenschlägen und giftigen Pfeilen. Schulter an Schulter kämpft er darin mit Börne, über den er später so ungerecht und lieblos urteilt; und als der deutsche Bundestag 1835 auch seine schon geschriebenen und erst noch zu schreibenden Schriften verbot,

da galt dieser Ukas doch nicht dem Franzosenfreund, sondern dem deutschen Liberalen, der dem Bundestag und den deutschen Regierungen so ganz besonders unbequem war. Das Verbot aber verschärfte natürlich nur den Gegensatz und reizte den bösen Spötter erst recht zu blutigem Hohn: so entstand 1842 der Sommernachtstraum des Atta Troll und 1844 Deutschland, ein Wintermärchen. Uber den ersteren hat er 1846 an Varnhagen von Ense selbst geschrieben: „das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmissen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft. Vor vier Jahren hatte ich, ehe ich abtrünnig wurde von mir selber, noch ein Gelüste, mit den alten Traumgenossen mich herumzutummeln im Mondschein — und ich schrieb den Atta Troll, den Schwanengesang der untergehenden Periode, und Ihnen habe ich ihn gewidmet. Das gebührte Ihnen, denn Sie sind mein nächstverwandtester Waffenbruder gewesen, in Spiel und Ernst. Sie haben gleich mir die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienste geleistet — ja, wir haben sie zu Tage gefördert und erschrecken, es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entsetzen sieht, wie die junge Brut sich ins Wasser stürzt und wohlgefällig schwimmt." In diesem Briefe charakterisiert er seine Stellung im Geistesleben der Zeit doch ganz richtig, wenn sich in die „Wahrheit" auch etliche „Dichtung" mischt.

Im übrigen gebe ich Heine vollständig preis: der leichtbewegliche ist auch der ganz charakterlose — wirklich „ein Talent, doch kein Charakter"; aber wir haben hier nicht zu richten über den Menschen, sondern uns ein Urteil zu bilden über Heines Bedeutung für das geistige Leben unserer Nation, und diese kann gar nicht hoch genug angeschlagen werden. Nur ein Romantiker konnte die Romantik töten, nur ein so durch und durch frivoler Mensch konnte die Frivolität, die in aller Romantik steckt, erbarmungslos ans Licht ziehen und uns dadurch von ihr frei machen; und daß er es auf so graziöse und witzige Art that und dadurch die Lacher immer auf seine Seite brachte, machte ihn zu ihrem gefährlichsten und einflußreichsten Gegner.

Heinrich Heine

F. Kugler del. E. Mandel sc.

Tendenzen und Schicksale des jungen Deutschland.

Und nun also um diese zwei, um Börne und Heine her das junge Deutschland. Wenn die Romantik das Leben poetisieren und zum Spiel machen wollte und alles ironisch behandelte, so macht dieses aus der Poesie Ernst, stellt sie in den Dienst des Lebens und des Tages und legt ganz ernsthafte Absichten in sie hinein, und so werden diese unter Hegels Einfluß aufwachsenden Jungdeutschen zu Tendenzschriftstellern und Journalisten, die ihre Leitartikel in dieser noch vorwiegend litterarischen Epoche dramatisieren oder in Romane kleiden. Aber inmitten einer ernüchterten und von Illusionen allmählich frei werdenden Zeit und unter Heines starker Einwirkung wurden auch sie Antiromantiker, die selbst etwas vom Bourgeois und Philister annahmen und auch als Poeten recht unpoetisch waren: an Poesie waren ihnen die Romantiker bei weitem überlegen. Damit aber wurden sie zu Realisten, die aus der blauen Romantik heraus der Wirklichkeit und dem Leben zustrebten und alle Unnatur haßten, zu Sensualisten, die für die Emanzipation nicht nur der Kinder und Frauen, sondern geradezu auch für die Emanzipation der Sinnlichkeit und des Fleisches eintraten und dadurch ebenso gerechten wie übertriebenen und unverdienten Anstoß erregten; denn recht hatten sie, wenn sie der Unsinnlichkeit in der Kunst, der Fleisch- und Blutlosigkeit z. B. der Nazarenischen Malerschule entgegentraten; und sie waren auch dabei „besser" als ihr Ruf oder als ihre Werke, an Phantasie und am Können, an Gestaltungskraft und Anschaulichkeit fehlte es ihnen, und gewiß hat keines ihrer Bücher sinnenaufreizend und verführerisch lüstern gewirkt. Ihrer Tendenz nach aber waren sie liberal, bekämpften den Bundestag in Frankfurt und das Metternichsche System und schwärmten für die das Bougeoisregiment Louis Philipps angreifende Kammeropposition in Paris und fühlten sich mit ihr solidarisch eins im Dienste der Freiheit: auf dem Hambacher Fest war ja auch diese Allerweltssolidarität zum Wort gekommen; ein französischer Straßburger und mehrere Polen hatten gesprochen; und sie waren religiöse Freigeister, die die Religion mit Pathos oder Ironie, mit Witz oder Haß bestritten, weil sie in ihr nur ein Machtmittel der Reaktion sahen und sie nur als solches kannten.

Alles das zusammen tritt vielleicht am klarsten bei Gutzkow in die Erscheinung, nachdem er Menzel den Dienst gekündigt und die Führung des jungen liberalen Poetengeschlechtes übernommen hatte; und zugleich berührt er sich in diesen seinen Anfängen eigenartig mit Friedrich Schlegel. Es war ein boshafter Streich gegen das Andenken des eben verstorbenen und auf dem Totenbett noch christlich posierenden Schleiermacher und zugleich „ein kecker Schuß in die Stickluft dieser Tage" überhaupt, als er dessen „Vertraute Briefe über Schlegels Lucinde" mit einer die Emanzipation der Ehe in starken Worten fordernden Vorrede herausgab und damit dessen Andenken doch einen besseren Dienst erwies, als es auf den ersten Blick scheinen wollte. Und es war zugleich die Rechtfertigung seines 1835 erscheinenden Romans „Wally, die Zweiflerin": wie Schlegels Lucinde auch das ein schlechter Roman, aber ein Programm wie die Lucinde. Wenn wir heute das Buch lesen, nehmen wir keinen anderen Anstoß daran, als den, daß es ästhetisch verfehlt und der Zweifel, unter dessen Wucht die Heldin erliegen soll, nicht wuchtig, nicht vertieft genug, die heikle Situation, in der die Sinnlichkeit zu ihrem Recht kommen soll, ganz unanschaulich und unsinnlich ist und uns in ihrer Reflektiertheit kalt läßt und abstößt. Aber die Katastrophe war doch wahr, der Selbstmord der Wirklichkeit nacherzählt, fast wie in Goethes Werther, den Gutzkow auch wirklich — nur ohne Glück — nachahmen und dem als dem Roman der Empfindsamkeit er ein Buch blasierter und hoffnungsloser Zweifelsucht gegenüberstellen wollte. Wie nämlich Wally im Roman, so hatte am 29. Dezember 1834 Charlotte Stieglitz in Wirklichkeit ihr Leben durch Selbstmord geendigt. Ihr Mann, auch einer vom jungen Deutschland, hatte als Dichter nicht gehalten, was der Jüngling hatte hoffen lassen und das schwärmerisch liebende Mädchen von ihm erwartet hatte. Die Schuld an dieser seiner rasch eintretenden Flügellahmheit schrieb sie sich und den Fesseln der Ehe zu. Folglich war ihm zu helfen, wenn sie ging und so jenes hemmende Band löste: ein großer Schmerz — man kannte das von Heine her so gut — gab ihm dann wohl zu sagen, was er fühlte und litt. So phantasierte sie sich ihr Opfer zurecht und täuschte sich dabei doch nur selber über ihre wahren Motive; denn ihr unbewußt war

es natürlich die eigene Enttäuschung und Ernüchterung, der Zweifel am Talent ihres Mannes, was ihr, ihr selber für sich, das Leben wertlos machte. Sie also war das leibhaftige Vorbild für den Roman Gutzkows, der darüber alsbald geschrieben hatte: „seit dem Tod des jungen Jerusalem und dem Morde Sands ist in Deutschland nichts Ergreifenderes geschehen, als der Tod der Gattin des Dichters Heinrich Stieglitz. Wer das Genie Goethes besäße und es aushalten könnte, daß man von Nachahmungen sprechen würde, könnte hier ein Seitenstück zum Werther geben." Wally war dieses Seitenstück, freilich ohne das Genie Goethes. Das Recht des Selbstmords aber gehörte hinfort auch zu den Tendenzen dieses alle Rechte heischenden Poetengeschlechts.

Dem Glauben an Goethe aber, den Börne und Menzel diesen Jungen und Liberalen zunächst zerstört hatten, gaben ihnen zwei andere Frauen zurück — Rahel und Bettina. Rahel, die so lange „still und bewegt" im Mittelpunkt des geistreichen Berlin gestanden und deren Nachlaß nun ein Jahr nach ihrem Tode 1834 ihr Gatte Varnhagen von Ense zum Andenken für ihre Freunde herausgab, lehrte diese pietätlose Jugend, daß man sehr kritisch sein und sich nach aller Art Freiheit sehnen und daneben doch zu Goethe, dem Dichter, dem Menschen emporsehen könne, und daß man zu ihm emporsehen müsse, wenn man neben der Wirklichkeit das Poetische festhalten und noch mehr, wenn man sich selber zur schönen Individualität emporbilden wolle. Und die andere, die für Goethe zeugte, war Bettina mit ihrem 1835 erscheinenden Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde". Was thut diese Romantikerin mitten unter den Bekämpfern der Romantik? so könnte man fragen; denn was Börne von ihr schreibt: „nach vierzig Jahren kam Mignon wieder und nannte sich Bettina", ist ja wahr; wie sie als Tochter aus dem Brentanoschen Hause und als Gattin Achim von Arnims dem romantischen Kreise durch Schicksal und Wahl angehörte, so war sie selbst romantisch durch und durch. Und doch, diese merkwürdige Frau war kein romantischer Petrefakt, feinfühlig und offen für alles, warmherzig und begeisterungsfähig lebte sie in und mit ihrer Zeit weiter und wußte sich für die neuesten und modernsten, also auch für die freiheitlichen Tendenzen derselben zu begeistern,

und darum wirkte sie auch so stark und so elementar auf die Jugend ihrer Zeit. Während Börne in ihrem Buch nur eine Bestätigung mehr für seine immer enger sich bornierende Goethefeindschaft fand, sah die Jugend plötzlich Goethe, den gestorbenen, hier im Bilde der Bettina wieder lebendig und in unverwüstlicher Lebenskraft vor sich hingestellt, so daß sie die Verächter schelten ließ und sich ihm aufs neue zuwandte. Wieviel an jenem Buche Wahrheit war und wieviel Dichtung mit unterlief, darum kümmerte sie sich nicht, das zu entscheiden blieb späterer gelehrter Forschung vorbehalten. Bettina aber, die ein Herz voll Liebe — nicht nur für Goethe hatte und sich aller Mißhandelten und Verfolgten tapfer annahm, fand sich jetzt mit dem vom Bundestag geächteten jungen Deutschland zusammen, und ein anderer Wortführer desselben, Laube, bezeugt ihr, wie „gar sehr mit Frische in unsere Litteratur diese Bettina-Kühnheit" hereingeweht habe. Durch sie ist allmählich auch echtere Poesie in die Schule gekommen, wenn sie daneben auch nicht aufhörten Tendenzpoeten zu sein. Für das aber, was diese Jungdeutschen zu sagen hatten, war der Roman das geeignetste Gefäß — die Prosaform entsprach auch am besten ihrem Können, der geeignetste Ort dagegen war die Bühne. Und so trat denn Gutzkow dafür ein, daß der Roman „die Geschichte der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart" behandeln dürfe und solle, selbst aber hat er doch erst zwanzig Jahre später im großen Stil diese Forderung verwirklicht. Damals war es vielmehr Laube, der in bewußtem Gegensatz zu den an Walter Scott sich anlehnenden historischen Romanen der ablaufenden romantischen Periode den zeitgeschichtlichen Roman geschaffen hat. Was er damit wollte, hat Wienbarg, der der Schule den Namen gab, als Programm für diese jungen Dichter jugendlich keck so formuliert: „Greift in die Zeit, haltet euch an das Leben. Ich weiß, was ihr entgegnet. Nicht wahr, es ist verdammt wenig Poesie in dieser Zeit, in diesem Leben, das wir in Deutschland führen? Woher der Stoff zu einem zeitgeschichtlichen Roman? Ich frage aber dagegen, woher entnahm Goethe ihn für Wilhelm Meister? — Versteht mich recht. Um alles in der Welt keinen Wilhelm wieder. Der ist abgethan, der ist Goethes und seiner Zeit. Was und wer ist euer? Welcher Idee könnt ihr Leib und Seele verleihen? Was habt ihr erlebt

und gestrebt? Welche Bekanntschaften, Ansichten und Lebensverhältnisse vermögt ihr in die Region der Poesie mit hinüber zu nehmen? Ich gebe zu, und mir blutet das Herz dabei, ja wir leben in einer Zeit, wo der matte Quell der Poesie kaum über die ersten sechzehn Jahre unseres Lebensalters hinaufspringt. Aber gut. Haltet einmal Abrechnung mit der Zeit, entzieht einmal durch einen herzhaften Entschluß dieser heutigen deutschen Litteratur den Schimmer poetischer Lügen, deckt einmal auf, ihr Dichter, was ihr schauet, laßt einmal den Staub wirbeln in der Wüste und zählt die Grashalme, die auf grünen Inselfleckchen wachsen, zeigt uns den Himmel, wie er grau und schmutzig über uns niederhängt, und fangt die Sonnenstrahlen auf, die sich auf euern Scheitel stehlen, reißt der Zeit den Mantel der Heuchelei, der Selbstsucht, der Feigheit vom Leibe und macht mit dem Kusse eures Mundes aller Welt bemerklich, wo nur noch ein echter Faden, der rote Faden der Poesie hinzieht, klopft, hämmert in alles taube Gestein und sucht die Erzadern zu erforschen, wie sparsam, tief und versteckt sie auch fortlaufen. Noch einmal, haltet Abrechnung mit der Zeit, mit eurem eignen Leben! Das bißchen Poesie, das sich darin verzettelt, das bißchen aufzuweisen, bringt euch Ehre und der Zeit Schande. Jetzt müßt ihr euch schämen. Wendet das Blatt. Die Philister nennen euch Lügner, Schaumbläser, Puppenspieler, Romanschmierer, und bei Gott! die Philister haben recht."

Der Roman Laubes aber, der diesem Programm zu entsprechen suchte, „das junge Europa" mit seinen drei Teilen: die Poeten, die Krieger und die Bürger giebt wirklich das beste Bild von der ganzen Bewegung, gerade weil es ein Roman ist, und macht so das Wort wahr, daß die Poesie oft wahrer ist als die Geschichte selbst. Zugleich ist er, namentlich in seinem zweiten Teil, das beste Beispiel für die Kunst und das Können dieses neuen Realismus. Derselbe will uns freilich oft recht unrealistisch, phrasenhaft und posierend vorkommen; allein auch das gehört zur Realität jener Zeit, in der auch im Leben nicht selten die Phrase die That und die Pose den Ernst des Handelns überwucherte oder ersetzte.

Und das gilt dann natürlich ebenso oder noch mehr auch von den Bühnenstücken des jungen Deutschland: es waren Tendenzstücke mit

vielen starken Worten und mit Menschen, die mehr deklamierten als fühlten oder handelten. Am stärksten und trotz aller Rhetorik am poetischsten sind die Tendenzen der Schule in Gutzkows Uriel Acosta zum Ausdruck gekommen; die Freiheitsforderung der Zeit wird hier mit kräftigem und doch nirgends bloß hohlem Pathos vorgetragen, die Tragik und das Martyrium der eigenen Überzeugung, die mit Glauben und Sitte der Seinen in Widerspruch gerät, zeigt sich nicht zum wenigsten auch darin, daß Uriel zuerst widerruft, um dann erst zum Bekenner sich durchzuringen; auch das ist für diese Menschen realistisch wahrer als die fraglose Heldenpose es gewesen wäre. Übrigens gehört dieses Stück und ebenso das harmlosere und volkstümliche Lustspiel „Zopf und Schwert" wie im Leben Gutzkows selber, so auch im Geistesleben des deutschen Volkes bereits in eine spätere Zeit mit anderen Voraussetzungen und anderen historischen Hintergründen.

Zunächst brach vielmehr, eben infolge des Romans „Wally, die Zweiflerin", von außen her eine Katastrophe herein über die junge Litteratenschule: der Frankfurter Bundestag legte wieder einmal sein Gesicht in die ernstesten Falten, erklärte diese „schlechte Litteratur für antichristlich, gotteslästerlich und alle Sitte, Scham und Ehrbarkeit absichtlich mit Füßen tretend" und verbot sämtliche, auch „die noch zu edierenden Werke," der Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, denen auch noch Heine angefügt oder vielmehr vorangestellt wurde. Gutzkow wanderte, wenn auch nur auf kurze Zeit ins Gefängnis, Laube in eine, freilich leichte, Haft. Man mag über solches Martyrium billig spotten; aber man darf doch nicht vergessen, daß der Eindruck, den dieses gewaltthätige und willkürliche Dazwischengreifen auf diese jungen Schriftsteller machen mußte, ein unverhältnismäßig stärkerer und die Ungewißheit, die hinfort über ihrem Produzieren lag, eine wirklich harte Strafe war; und wenn man bedenkt, daß sie die Maßregelung in erster Linie der Denunziation ihres alten Genossen und jetzigen Konkurrenten Menzel zu danken hatten — denn Menzel von diesem Vorwurf der Denunziation zu reinigen, ist vergebliches Bemühen —, so mag man die Bitterkeit ermessen, die sich ihrer bemächtigen mußte. Man kann wirklich mit Recht Heine der „Anmaßung" zeihen, wenn er sich in

seinem offenen Schreiben an die hohe Bundesversammlung mit Martin Luther verglich; uns aber erinnert das Edikt des Bundestags doch unwillkürlich an jenes Edikt Karls V. gegen Luther, das Aleander geschrieben und worin verboten wird, irgendwelche Schriften Luthers zu lesen, „selbst die, die er etwa noch schreiben sollte". Der Geist aber läßt sich so nicht bannen, ob er nun groß ist oder klein.

Übrigens können wir mit der litterarischen Bewegung des jungen Deutschland nicht zu Ende kommen, wenn wir nicht gleichzeitig auch den mit ihr sich verschlingenden Sturm und Drang auf religiösem Gebiet ins Auge fassen: Gutzkows verhängnisvoller Roman erklärt sich erst hieraus ganz, wie er denn auch in den Geständnissen seines Helden über Religion und Christentum ausdrücklich auf diese Bewegung Bezug nimmt.

Seitentriebe mit ähnlicher Tendenz.

Doch ehe wir dazu übergehen, ist noch auf zweierlei hinzuweisen. Einmal darauf, daß auch außerhalb der Schule die Verbindung von Poesie und aktueller Politik sich findet, zum Beweis, daß das damals sozusagen in der Luft lag. Anastasius Grün, oder wie er eigentlich hieß, der Graf Anton Alexander von Auersperg trat in den Ludwig Uhland gewidmeten „Spaziergängen eines Wiener Poeten" kühn und sicher für die Freiheit des Worts und des Gedankens ein und bekämpfte in „Schutt" den Metternichschen Geist des Knechtsinns und der Lüge und verkündigte voll Schwung einen Völkerfrühling und ein politisches Ostern als ein Auferstehen zu Freiheit und Licht. Diese Verkündigung machte um so mehr Eindruck, als sie aus dem Lande des Drucks und der Finsternis, aus dem Metternichschen Österreich kam: also auch dort fehlte es hinter der Kirchhofsruhe doch nicht ganz an Leben und Bewegung, auch dort wachten Geister auf, auch dort „fuhr Leben in den Stein". Und gerade für Österreich war es nicht ohne Bedeutung, daß es ein hochgeborener Graf war, der so polemisch und so freiheitsdurstig in die Saiten griff.

Und fürs andere sei hier noch der Dorfgeschichte erwähnt, die

um jene Zeit in dem Schweizer Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius), in Immermann und Auerbach hervorragende Vertreter fand. In gewissem Sinn steht diese Flucht zu den Bauern auf das Land in direktem Gegensatz zu dem gebildeten und kritischen Litteratentum des jungen Deutschland oder zu der blasierten Heimatlosigkeit des weitgereisten Fürsten Pückler, dieser wunderlichen Tages- und Modegröße, dessen Vornehmthun selbst Heine imponierte; auch waren die Gotthelf und Immermann nichts weniger als liberal. Allein es war doch auch das nur ein Symptom mehr für die allgemeine Unzufriedenheit mit den Zuständen, in denen man lebte; und nicht nur der liberale Auerbach in „Befehlerles", sondern auch der konservative Immermann in seiner Schilderung des prächtigen westfälischen Hofschulzen im „Münchhausen" gaben dem Mißmut Ausdruck über das Regiment einer allmächtigen Bureaukratie, die alte Gerechtsame und geheiligtes Herkommen verletzte und beseitigte; sie alle waren im Sinne des jungen Deutschland Tendenzschriftsteller. Und dem realistischen Zuge der Litteratur entsprach diese neu aufkommende Gattung ohnedies. Wie schwer es aber war, dafür den richtigen Ton zu finden, sieht man gerade an den drei Genannten. Immermann steht mit seinem Oberhof gesund und fest auf dem Boden der Wirklichkeit und schafft Personen voll Individualität und Kraft; aber indem er sie mit der Satire des „Münchhausen" verknüpft, giebt er ihnen einen künstlerisch falschen Hintergrund. Gotthelf fehlte es überhaupt an Kunst und Poesie, man hat daher doch recht den Eindruck des Rohen und Unkünstlerischen, des Formlosen und Ungestalten, und die Tendenz macht sich zu breit und wirkt geradezu aufdringlich. Auerbach endlich trifft fast nur in den ersten kleineren Erzählungen den passenden Ton, meist aber, ich möchte sagen: je mehr er aus Schwaben hinaus gegen Westen und vom Land in städtische Verhältnisse gerät, idealisiert er seine Menschen, dadurch bekommen sie etwas Unnatürliches und Geschwollenes, und lehrhaft ist er ohnedies und in dieser seiner Lehrhaftigkeit selbst anspruchsvoll und geschwollen; er wollte immer etwas Bedeutendes sagen, und trug daher auch das Unbedeutendste und Trivialste im großen Stil des Propheten vor. So schwer fiel es diesen Realisten allen, realistisch

d. h. wahr und natürlich zu sein und darüber doch der Pflichten des Künstlers nicht zu vergessen.

Auerbach aber, dessen Lehrhaftigkeit philosophisch war und auf Spinozas Pantheismus zurückging und der sich gern einen Schüler und Freund von D. Fr. Strauß nannte, mag uns daran mahnen, nunmehr das Litterarische zu verlassen und uns der Bewegung zuzuwenden, die sich in den dreißiger Jahren an den Namen dieses letzteren anknüpfte.

Siebentes Kapitel.

Die religiöse Bewegung bis auf Strauß und Feuerbach.

Die Union.

Der Hofprediger Rogge erzählt von seinem 1790 geborenen Vater, dieser habe in seinem inneren religiösen Leben eine Entwickelung durchgemacht, die ihn von dem aus dem Vaterhause und von der Universität mitgebrachten Rationalismus zum Pietismus und von diesem zu einem stark ausgeprägten konfessionellen Luthertum geführt habe. Das ist ein typisches Beispiel für die religiöse Entwickelung im ersten Drittel des Jahrhunderts überhaupt.

Daß der alte Rationalismus noch immer eine Macht war, ist schon gesagt worden. Dann kam Schleiermachers mächtiger Einfluß auf die Erneuerung der Religion und Religiösität seiner Zeit; und in den Befreiungskriegen ergriff eine religiöse Stimmung die Jugend mehr noch als die in der rationalistischen Periode wurzelnden Alten. Und auch als sie nach Hause zurückkehrten, hörten die „Burschen“ nicht auf, germanisch und christlich gestimmt zu sein; deshalb war auch der Antisemitismus jener Tage national und religiös zugleich. In der Romantik aber faßten sich zunächst alle diese religiösen Tendenzen zusammen, auch da wo sie nicht in ihr wurzelten und aus ihr stammten, in sie mündeten sie vorläufig doch alle ein.

1817 das Jubeljahr der Reformation brachte sodann die Erfüllung eines Lieblingsgedankens von Schleiermacher — die Union, zuerst in Nassau, dann vor allem in Preußen, als die Vereinigung der lutherischen und der reformierten Kirche. Nicht ohne

Schwierigkeit und Widerspruch; denn was uns gebildeten Indifferentisten von heutzutage unverständlich und selbstverständlich erscheint, war damals als ein Trennendes noch verstanden und als ein Festzuhaltendes noch lebendig. Dazu kam, daß schon hier und noch mehr dann freilich beim Agendenstreit der zwanziger Jahre die Kirche und der religiöse Teil ihrer Angehörigen das selbstherrliche Eingreifen des Königs Friedrich Wilhelm III. wie eine Vergewaltigung der Gewissen empfand; und so schloß sich an beides eine oppositionelle Bewegung an, die teilweise sogar bis zu separatistischer Gemeindebildung weiterging. Dort waren es die strengen Lutheraner, von denen einzelne wie Klaus Harms mit seinen 95 Thesen sofort energisch protestierten, andere wie die einfachen Bürgersleute in Breslau unter des Theologen Scheibel und des Naturphilosophen Steffens Führung es in zähem Kampf bis zur Loslösung von der Landeskirche trieben und damit bereits die Frage nahelegten nach der Vereinbarkeit dieser Landeskirche und der fürstlichen Landesbischöfe mit dem Prinzip wahrer protestantischer Freiheit. Hier im Agendenstreit fanden umgekehrt die Kreise der Freidenkenden jene königliche Einmischung unerträglich und bestritten daher „das liturgische Recht evangelischer Landesfürsten" nachdrücklich; an der Spitze dieser Opposition stand Schleiermacher, der damals zugleich ohnedies auch politisch verdächtig war. Daß er, nachdem er einen Augenblick ebenfalls mit dem Gedanken seines Austritts aus der Landeskirche sich getragen hatte, schließlich müde wurde und nachgab, hat ihm den Haß des jungen Deutschland über Gebühr zugezogen, der dann freilich noch durch das mehr erbauliche als konsequente Ende des Vielgewandten vermehrt wurde. Welche Rache Gutzkow dafür an ihm nahm, ist bereits erzählt; es war auch gar zu verführerisch, Schleiermachers eigene Jugend gegen dieses Lebensende auszuspielen, und es war leichter die Widersprüche in ihm ans Licht zu ziehen, als die Kunst ihrer Vermittlung im Leben und System des großen Dialektikers und Dogmatikers zu begreifen und an ihr sich künstlerisch zu freuen.

Hengstenberg.

Nun ist ja nicht zu verkennen, daß der Unionsgedanke eine gewisse Abschwächung der dogmatisch-konfessionellen Gegensätze, eine

gewisse liberalisierende Indifferenz, also ein rationalistisches Element zur Voraussetzung hat und seine Verwirklichung in der That nur auf Grund der voraufgegangenen Aufklärung möglich war. Das empfand in den zwanziger Jahren vielleicht keiner stärker, ergriff jedenfalls keiner gieriger als Ernst Wilhelm Hengstenberg. Seine Stellung nahm er nach einer entscheidenden Wandlung in seinen Anschauungen erstmals, als er an des Ministers Altenstein Erlaß gegen „mystische, pietistische und separatistische Abwege" scharfe Kritik übte, dann aber vor allem in der 1827 von ihm ins Leben gerufenen Evangelischen Kirchenzeitung, in der wie kaum je zuvor in Deutschland die Religion zur Parteisache gemacht und dadurch herabgewürdigt und vielen aufs neue wieder verdächtig oder gründlich entleidet wurde. Rücksichtslos wurde hier alles „Rationalistische" bekämpft, mit diesem Namen aber insofern arger Mißbrauch getrieben, als in ihm nicht nur die Überbleibsel des Rationalismus aus dem vorigen Jahrhundert, sondern auch alles das zusammengefaßt wurde, was unter der Flagge Schleiermachers oder Hegels oder später als junges Deutschland auftrat. Leidenschaftlich, gehässig und perfid wurden namentlich auch Personen angegriffen, selbst vor Invektiven und Denunziationen scheute das edle Blatt nicht zurück; am bekanntesten ist die von Ludwig von Gerlach in der Kirchenzeitung in Scene gesetzte Hetze gegen die Halleschen Theologen Gesenius und Wegscheider, die der Minister nur mit Mühe vor Absetzung schützen konnte. Es ist eine der schlimmsten Geschichtsklitterungen Treitschkes, verständlich und entschuldbar nur als ein Niederschlag von Jugendeindrücken, daß er in seiner deutschen Geschichte Hengstenberg hinter Strauß stellt und so bei seinen Lesern den Schein erweckt, als sei dessen „Leben Jesu" verantwortlich zu machen für die Schilderhebung und Mobilmachung Hengstenbergs und des orthodox-pietistischen Klubs in der Berliner Wilhelmstraße. Diese war 1827 erfolgt, das Leben Jesu erschien 1835; schon in seinen Habilitationsthesen von 1825 hatte Hengstenberg das alte Tertullianische Credo quia absurdum est wieder einmal zum Prinzip erhoben, der Angriff der „Vernunft" auf den „Glauben" folgte erst zehn Jahre später; Hengstenberg hatte längst schon gegen Schleiermachers Vermittlungstheologie und Hegels Versöhnung von

Glauben und Wissen gewütet und gezetert, ehe ihm ganz willkommen in Strauß' Leben Jesu und Glaubenslehre die Konsequenz der beiden Standpunkte sich enthüllte. Mit dieser einfachen Richtigstellung der Daten enthüllt sich Treitschkes Darstellung als der Nietzscheesche „Irrtum der Verwechslung von Ursache und Folge".

Übrigens gilt Hengstenbergs Polemik nicht bloß Schleiermacher oder Hegel oder Strauß, sondern der ganzen theologischen Wissenschaft überhaupt, für die dieser Mann, der ganz Wille war, niemals Verständnis gehabt hat. Und es weist dies zugleich noch auf eine andere Art von Union hin, welche sich in jenen Jahren vollzog, die zwischen Orthodoxie und Pietismus. Eigentlich ein unnatürliches Bündnis, denn der Pietismus ist im Gegensatz zu der Orthodoxie entstanden und sein Verbündeter in diesem Kampfe war — das anfängliche Verhältnis von Thomasius zu Francke ist dafür Zeuge — von Haus aus der Rationalismus. Aber wie nun dieser im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts immer siegreicher um sich griff und jenen beiden Gegnern gleichmäßig Abbruch that — man denke z. B. an die rationalistische Periode des Waisenhauses zu Halle —, da schlossen sie sich jetzt, als sein Stündlein sich nahte und die religiöse Wiederbelebung sich spürbar machte, gegen den gemeinsamen Feind zusammen, die Orthodoxie wurde pietistisch und der Pietismus wurde kirchlich. Der Vorteil war auf beiden Seiten klar: die Orthodoxie erstarkte und kräftigte sich innerlich, der Pietismus wurde aus einer ecclesiola pressa eine Macht und wurde einflußreich. Allein ebenso deutlich traten auch die Nachteile in die Erscheinung: die protestantische Kirche wurde durch den Einfluß des Pietismus gegen die Meinung Luthers weltfremder, sinnenfeindlicher, kulturfeindlicher, und so spannte sich der alte Gegensatz zur „Welt" aufs neue, das Volksleben wurde dadurch zerrissener und die Kirche durch diesen Rückfall in mittelalterliche Ideale in ihrer ganzen Existenz gefährdet; und der Pietismus brachte der Kirche die Allüren der ecclesiola, der Sekte: indem die Stillen im Lande zur Macht kamen, wollten sie nicht aufhören, die Stillen zu sein und legten daher das Schleichende, Gedrückte, den Kleinen-Leute-Geruch nicht ab; die mächtig gewordenen thaten so, als ob sie noch immer die Unterdrückten wären, und das gab ihnen dann den Anschein des Heuch-

lerischen und Heimtückischen, des Unwahren und Unheimlichen; sie waren die Verfolger und Unterdrücker und gaben sich doch das Air der Verfolgten und Unterdrückten. Daran haben seit jenen Tagen die Besten immer den größten Anstoß genommen, das hat viele abgestoßen und der pietistisch gewordenen Kirche entfremdet.

In Hengstenberg aber lag auch insofern ein Widerspruchsvoll-Unsicheres, als er anfänglich die Union protegierte, „um unzähligen Seelen den Segen der Landeskirche zu erhalten", vor der königlichen Lieblingsschöpfung machte dieser glaubenseifrige und rücksichtslose Kritiker also vorsichtig Halt. Erst als Friedrich Wilhelm IV. das Werk des Vaters zwar nicht geradezu rückgängig machte, aber doch als Mißgriff beklagte und abschwächte und dagegen den Konfessionalismus stärkte und begünstigte, fand auch er in den vierziger Jahren den Weg von der Union zur Betonung eines streng lutherischen Konfessionalismus zurück. Darin enthüllte sich zugleich auch der verhängnisvolle Einfluß der heiligen Allianz und ihres Glaubens an die unentwegte Zusammengehörigkeit von Thron und Altar. Diese und im Gegensatz dazu den Zusammenhang von Unglauben und Revolution hat Hengstenberg den Regierenden immer aufs neue klar zu machen und einzuprägen gesucht, darin berührt er sich mit Gentz. So hat er dem Glauben Vorschub geleistet, daß die Kirche im Dienst der Reaktion stehe und ist schuld daran, daß alle politischen Oppositionsparteien auch der Kirche Opposition machen: das gilt noch bis zum heutigen Tag.

Die Hegelsche Religionsphilosophie.

Während aber Hengstenberg an der Arbeit war, Glauben und Wissen zu trennen, glaubte Hegel eine Formel gefunden zu haben, um die beiden definitiv miteinander zu versöhnen. Ihm ist die Religion „diejenige Region, worin alle Rätsel der Welt gelöst, alle Widersprüche des tiefer sinnenden Gedankens enthüllt sind, alle Schmerzen des Gefühls verstummen, die Region der ewigen Wahrheit, der ewigen Ruhe"; deshalb haben die Völker mit Recht das „religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen, aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Äther; in dieser Region des

Geistes strömen die Lethefluten, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet und zum Lichtglanz des Ewigen verklärt". Mit so vollem Ton erkennt Hegel den Wert der Religion für das menschliche Leben an, und auch die Bedeutung des Gefühls für die Religion kommt in diesen einleitenden Worten nicht zu kurz. Allein ebenso energisch wahrt er auf der andern Seite das Recht des vernünftigen Denkens innerhalb der Religion und Theologie; denn auch die Religion ist ein Erzeugnis des göttlichen Geistes und darum vernünftig. Deshalb polemisiert er nach verschiedenen Seiten hin: gegen den Rationalismus, der das Dogmatische beiseite setzt und auf ein Minimum reduziert; gegen die historische Theologie, welche das philosophische Denken über religiöse Fragen verwirft und sich auf ein gelehrtes Registrieren beschränkt, als ob es sich um Überzeugungen anderer, um Geschichten handle, die nicht in unserem Geiste selbst vorgehen, nicht das Bedürfnis unseres Geistes in Anspruch nehmen; mit Komptoirbedienten eines Handelshauses vergleicht er solche Theologen, „die nur über fremden Reichtum Buch und Rechnung führen, die nur für andere handeln, ohne eigenes Vermögen zu bekommen; sie erhalten zwar Salair; ihr Verdienst ist aber nur zu dienen und zu registrieren, was das Vermögen anderer ist oder war". Und endlich wendet er sich auch gegen Schleiermacher und seine Gefühlstheorie: daß ein Inhalt im Gefühl ist, macht für diesen Inhalt selbst nichts Vortreffliches aus; auf demselben Boden sproßt die königlichste Blume neben dem wucherndsten Unkraut; und ebensowenig hängt die Existenz dieses Inhalts davon ab, ob er im Gefühl ist; denn auch Eingebildetes, das nie existiert hat und nie existieren wird, ist darin; und endlich reißt mit dem Appellieren an das eigene Gefühl die Gemeinschaft unter uns ab, nur auf dem Boden des Gedankens und des Begriffs sind wir auf dem Boden des Allgemeinen und der Vernünftigkeit, zum Gefühl übergehend verlassen wir ihn und ziehen uns zurück in die Sphäre unserer Zufälligkeit. Wenn er aber das Gefühl als „die tierisch-sinnliche Form" für das schlechteste Gefäß erklärt, in den der Inhalt der Religion gegossen werden könne, und Schleiermacher gegenüber meint, wenn Religion schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl wäre, so

müßte der Hund das frömmste Geschöpf und der beste Christ sein, so schießt er mit diesem Spott doch weit über das Ziel hinaus und verleugnet seine eigenen feineren Vorstellungen vom Anteil des „Herzens" am Wesen der Religion. Das Mißtrauen Hegels gegen alles bloß Subjektive und Individuelle kommt darin wie für die Moral so auch für die Religionsphilosophie zum Ausdruck, und der Panlogismus mit seiner Bevorzugung des Denkens und Begreifens drängt sich bedenklich in den Vordergrund und zeigt sich gerade der Religion gegenüber mit ihren irrationalen Gefühlselementen doch nicht ausreichend.

Aber die Versöhnung zwischen Glauben und Wissen erscheint auf diesem Boden allerdings aussichtsvoll. Religion ist selber Wissen, das Wissen des absoluten Geistes von sich im endlichen Geist. Also gehören zwei Faktoren dazu: ein objektiver, Gott, den man als Geist fassen muß; denn als solcher ist er zugleich für den Geist, ist absolutes Manifestieren, Schaffen eines anderen, des subjektiven Geistes, für welchen er ist; Schaffen aber ist sich Offenbaren Gottes. Und so tritt neben das Objektive sofort auch das Subjektivmenschliche, neben Gott die Religion, die nichts anderes ist als das Bewußtsein des Menschen von Gott. Dieses Bewußtsein aber ist kein Fertiges, sondern auch einmal wieder ein sich Entwickelndes, das sich Erheben aus dem Äußerlichen und Nichtigen zu sich in seiner Wahrhaftigkeit, und das Resultat dieser Entwickelung ist die Religion „als die Freiheit des Geistes in seinem wahrhaften Wesen; das wahrhafte Bewußtsein ist nur das vom Geiste in seiner Freiheit. In diesem notwendigen Gang liegt der Beweis, daß die Religion etwas Wahrhaftes ist, und derselbe Gang bringt unmittelbar den Begriff der Religion hervor". Diese Entwickelung vollzieht sich in drei Stufen, als Gefühl, als Vorstellung und als Gedanke. Indem jedoch das Gefühl, wie wir schon wissen, von Hegel allzusehr als das zu überwindende Individuelle und Zufällige gefaßt wird, bleibt für die Religion im wesentlichen nur die zweite Stufe, die Form der Vorstellung, die dann durch das Denken des Philosophen an den Beweisen vom Dasein Gottes in das Reich des Wissens übergeführt wird. Der religiöse Mensch hat denselben Inhalt wie der Philosoph, nur in einer anderen, wesentlich sinnlichen, sei es nun bildlichen oder geschichtlichen Form und Einkleidung.

Damit schien wirklich der Friede hergestellt, Glauben und Wissen versöhnt zu sein. Und wenn Hegel das Christentum als den Höhepunkt und Abschluß der geschichtlichen Entwickelungsreihe und damit als die absolute Religion anerkennt, nicht nur die Grundgedanken desselben von der Entzweiung und Versöhnung des Menschen mit Gott, sondern sogar die Lehre von der Dreieinigkeit festhält und tiefsinnig spekulativ ausdeutet, so konnte er allerdings selber glauben, die Vernunft mit der Religion versöhnt zu haben und sich rühmen, daß die Wiederherstellung der echten Kirchenlehre von der Philosophie ausgehe. Allein zwei Fragen blieben doch: war wirklich der Inhalt hier wie dort derselbe? die Unbestimmtheit seiner Aussagen über die Persönlichkeit Gottes, das Ignorieren des Unsterblichkeitsglaubens und die Verflüchtigung der biblischen Geschichtserzählungen bedeutete doch mehr als bloße Formverschiedenheit. Und wie stand es mit dem Vorwurf, die Philosophie stelle sich über die Religion? der Versuch Hegels ihn zurückzuweisen, da sie ja denselben Inhalt habe, scheitert an dem Zusatz: „sie stellt sich so nur über die Form des Glaubens, der Inhalt ist derselbe". Das war doch wieder der alte Bildungs- und Philosophenhochmut, der die positive Religion wenigstens der Form nach auf eine niedere Stufe herabdrückte und durch die Erklärung der Unangemessenheit ihrer bildlichen Aussagen und Geschichtserzählungen ernstlich gefährdete; wenn der Purpur fällt, muß hier auch der Herzog nach. Wenn das vielen entging, die froh waren ihr Glaubensschifflein in diesem sicheren Hafen zu bergen, so hing das zum Teil damit zusammen, daß über die Rangordnung der drei Stufen und Offenbarungsformen des absoluten Geistes: Kunst, Religion und Philosophie die Schule selbst unter sich uneins war und von den sechs möglichen Permutationen wenigstens vier in angenehmer Abwechslung benützt wurden: damit schien es immer noch möglich, daß die Religion den ersten Platz behaupte und einnehme.

Strauß' Leben Jesu.

Die Form der Vorstellung sollte die Zauberformel sein, durch die der Streit zwischen Glauben und Wissen für immer geschlichtet wurde. Sie erwies sich aber bald genug als die schärfste

Waffe zum Angriff des Wissens auf den alten Glauben; man durfte nur mit jener Unangemessenheit Ernst machen. Und das geschah im kirchlichen „Revolutionsjahr" 1835. Denn setzen wir für „Form der Vorstellung" Mythus, so haben wir David Friedrich Strauß und sein Leben Jesu.

Der konsequente Rationalismus sah in Jesus einen Menschen und leugnete jegliches Wunder. Wie wurde er aber dann fertig mit den Berichten des Neuen Testaments über Jesus und das, was er gethan hatte und was an ihm geschehen war, von seiner übernatürlichen Erzeugung an bis herab zu seiner Auferstehung und Himmelfahrt und bis zu den Wundern der Apostel? Es gab für ihn zwei Wege. Die Radikaleren — man denke an Lessings Unbekannten, den Wolfenbütteler Fragmentisten Herm. Sam. Reimarus — hielten die Berichte für absichtliche Täuschung und redeten von Betrug, den die einen auf die Berichterstatter und die Apostel beschränkten, andere auf den Religionsstifter selbst ausdehnten. Die Gemäßigteren dagegen suchten die Wunder und Wunderberichte natürlich zu erklären und thaten dies in einer vielfach recht künstlichen und gewaltsamen, recht geschmacklosen und daher notwendig den Spott herausfordernden Weise. Überdies war das ganze Verfahren hier wie dort und dort wie hier durchaus unhistorisch und unpsychologisch.

Da kam Strauß der selbst durch den damals sportmäßig geübten Glauben an das Wunder hindurchgegangen war, aber gerade hierbei, an Justinus Kerners Geisterseherei und Dämonenglauben Kritik zu üben gelernt hatte. Auch er stellt Jesus auf den rein natürlich-menschlichen Boden mit der spekulativen, der Hegelschen Philosophie entnommenen Begründung, daß es die Idee nicht liebe und ihre Art nicht sei, ihre ganze Fülle in ein Exemplar auszuschütten und gegen alle andern zu geizen; des Menschen Sohn sei nicht ein einzelner Mensch, sondern vielmehr die Menschheit im ganzen. „Das ist der Schlüssel der ganzen Christologie, daß als Subjekt der Prädikate, welche die Kirche Christo beilegt, statt eines Individuums eine Idee, aber eine reale, nicht kantisch unwirkliche, gesetzt wird. In einem Individuum, einem Gottmenschen gedacht, widersprechen sich die Eigenschaften und Funktionen, welche die Kirchenlehre Christo zuschreibt; in der Idee der Gattung stimmen

sie zusammen. Die Menschheit ist die Vereinigung beider Naturen, der menschgewordene Gott, der zur Herrlichkeit entäußerte unendliche und der seiner Unendlichkeit sich erinnernde endliche Geist; sie ist das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur; sie ist der Wunderthäter, sofern im Verlaufe der Menschengeschichte der Geist sich immer vollständiger der Natur bemächtigt, diese ihm gegenüber zum machtlosen Material seiner Thätigkeit heruntergesetzt wird, sie ist der Unsündliche, sofern der Gang ihrer Entwickelung ein tadelloser ist, die Verunreinigung immer nur am Individuum klebt, in der Gattung aber und ihrer Geschichte aufgehoben ist; sie ist der Sterbende, Auferstehende und zum Himmel Fahrende, sofern ihr aus der Negation ihrer Natürlichkeit immer höheres geistiges Leben, aus der Aufhebung ihrer Endlichkeit als persönlichen, nationalen und weltlichen Geistes ihre Einigkeit mit dem unendlichen Geiste des Himmels hervorgeht." So bleiben „Christi übernatürliche Geburt, seine Wunder, seine Auferstehung und Himmelfahrt ewige Wahrheiten, so sehr ihre Wirklichkeit als historische Wahrheiten angezweifelt werden mag". Denn die Berichte über den Stifter des Christentums zeigen uns überhaupt nicht den Jesus der Geschichte, sondern den Christus des Glaubens und sind selbst Produkte des Glaubens, dessen liebstes Kind bekanntlich das Wunder ist, sind Mythen, d. h. „heilige Sagen, geschichtsartige Einkleidungen urchristlicher Ideen, gebildet in der absichtslos dichtenden Sage", also nicht Schöpfungen von Betrügern, sondern Gebilde der unbewußt schaffenden Phantasie und Vorstellungswelt der gläubigen Gemeinde. Nun war es freilich, wie Strauß selbst ausdrücklich betont, nicht neu und nicht zum erstenmal, daß der Begriff des Mythus auch auf Christliches angewandt wurde; aber neu war das Verständnis für das Wesen des Mythus, wie es Hegel herausgearbeitet hatte, und für die Mythologie, die eben damals die Geister lebhaft beschäftigte — man denke an Creuzer und Baur; und unerhört war, daß sämtliche Erzählungen des Neuen Testaments, das ganze Leben Jesu in der Überlieferung desselben, „ihr ganzer Verlauf" es sich gefallen lassen mußte, diesem Begriffe unterstellt und auf ihn hin angesehen zu werden, und daß nicht nur fast alle, sondern daß gerade auch diejenigen neutestamentlichen Erzählungen

für mythisch erklärt wurden, von denen das Christentum selbst — man braucht ja nur die Bedeutung des Glaubens an seine Auferstehung zu nennen — abzuhängen schien. So war der Angriff unerhört umfassend und unerhört central zugleich.

Strauß selbst rühmt sich in der Vorrede der inneren Befreiung seines Gemütes und Denkens von gewissen religiösen und dogmatischen Voraussetzungen: „mögen die Theologen diese Voraussetzungslosigkeit unchristlich finden, er findet die gläubigen Voraussetzungen ihrer Werke unwissenschaftlich". Und doch mußte auch er eine Voraussetzung machen, das erste und das vierte Evangelium durften nicht von Augenzeugen, also nicht von Matthäus und Johannes verfaßt sein: der dichtenden Gemeinde mußte Zeit gelassen, das Bild, das sie mit ihren Sagen umweben sollte, mußte in eine die Konturen verwischende Zeitenferne gerückt werden. Hier lag nun freilich die Schwäche der damaligen Strauß'schen Position: es fehlte ihr die feste Basis einer ins einzelne gehenden Quellenuntersuchung, und so konnte Strauß selber in der dritten Auflage schwankend werden zu gunsten der Echtheit des Johannesevangeliums, und konnten seine Resultate als willkürliche und gewaltsame von den Gegnern zurückgewiesen werden. Diese Lücke ergänzte dann die Tübinger Schule unter Baurs Führung nachträglich und — fügen wir gleich hinzu — doch wesentlich im Anschluß an Strauß, der ihr das Problem gestellt hatte; und sie hat seine Resultate in der Hauptsache durchaus bestätigt, den Angriff sogar noch erheblich verschärft und wuchtiger gemacht. Durch das klassische Werk von Baur „Kritische Untersuchungen über die kanonischen Evangelien" war namentlich „das Gespenst des angeblichen Johannes" für alle Zeiten gebannt und in der Unterscheidung judenchristlicher und heidenchristlicher Elemente in der ältesten christlichen Gemeinde der Schlüssel gefunden zum Verständnis der Gestaltung ihrer frühesten Urkunden. Und wenn davon auch heute im einzelnen manches überholt und umgestaltet ist, im großen baut die wissenschaftliche Theologie bis zur Stunde noch immer mit diesen Bausteinen und auf dem von Baur gelegten sicheren Grunde. Damals aber war das Interesse am Inhalt zunächst noch größer als an den Berichterstattern, am Leben Jesu größer als

an den Berichten über dieses Leben: und überdies mußte auch zuerst der Glaube an den Inhalt der biblischen Überlieferung erschüttert werden, ehe man daran gehen konnte und wollte, den Zweifel auf die Berichterstatter auszudehnen. Dieser Weg war nicht der methodologisch richtige, aber er war historisch notwendig und psychologisch natürlich, denn er war im Gang der theologischen Arbeit begründet. Stolz-bescheiden hat Strauß selbst einmal darüber gesagt: „meine Art war für den Anfang gerade angemessen und natürlich, und ohne meinen Vorgang ständen die Tübinger heute (1846) gewiß noch nicht da, wo sie stehen".

Kaum ein anderes Buch hat in unserem Jahrhundert eine ähnliche Wirkung hervorgebracht wie das Straußsche Leben Jesu. Es war der volle Eindruck des Schreckhaften, und so übersah man zuerst völlig den großen Dienst, den Strauß der Theologie selbst durch die Beseitigung der rationalistischen Erklärungen und der orthodoxen Vertuschungs- und Vermittlungskunststücke und durch die Anbahnung einer historischen und quellenmäßigen Erforschung der Grundlagen des Christentums geleistet hat, man vergaß, wie Holtzmann es noch umfassender und ganz besonders treffend formuliert, „die Wohlthat, daß die trüben und seichten Gewässer jener romantischen und doch so thatenlosen Zeit verweht worden sind durch den rauhen aber belebenden Frühlingswind dieser Straußischen Kritik, die die sittliche und wissenschaftliche Notwendigkeit geltend machte, zu vielen Dingen Nein, statt gedankenlos zu allem Ja zu sagen". Vielmehr sah man in ihm nur den Feind und Frevler, der am Heiligen rührte und schickte sich darum alsbald zu leidenschaftlicher und deshalb sachlich meist recht wenig fördernder Abwehr an. Daß er seines Amtes als Repetent am Tübinger Stift entsetzt wurde, versteht sich nach den kirchlichen Usancen des neunzehnten Jahrhunderts von selbst. Und dann kamen die Gegenschriften — von den Altgläubigen und Pietisten, den Halbgläubigen oder Supranaturalisten, den Rationalisten und den rechtsstehenden Hegelingen, die eben noch den Traum der Versöhnung von Glauben und Wissen geträumt hatten und nun so unsanft daraus empor gerüttelt wurden: sie vor allem mußten ihre Unschuld an diesem ungeheuerlichen Friedensbruch versichern. Nur Hengstenberg jubilierte.

Natürlich! Das war ja nun die Konsequenz deutscher Philosophie und sich wissenschaftlich nennender Theologie, und so begrüßte er — er! — das Straußische Buch als „eine der erfreulichsten Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren theologischen Litteratur"! So freundlich war die erste Begegnung zwischen den beiden, aus dem paradoxen Grund, wie Strauß so hübsch sagt, „weil sie eine absolut feindliche war."

Allein die Gegner hatten die Rechnung doch einigermaßen ohne den Wirt gemacht. Wer mit 27 Jahren einen so genialen ersten Wurf that, so scharfsinnig und scharfsichtig einer achtzehnhundertjährigen Autorität und Überlieferung zu Leibe ging, der fürchtete sich auch vor modernen Theologen nicht, deren schwache Seiten und Blößen er ja eben erst gründlich aufgedeckt hatte. Den Erweis einer für sein Alter staunenswerten theologischen Gelehrsamkeit hatte er durch sein Buch erbracht. Dazu kam die Lessingsche Ader, der Geist rücksichtsloser Wahrhaftigkeit und der glänzende Stil des jungen Theologen, der ihn — nur der Neid Nietzsches hat ihm auch das absprechen wollen — zu einem unserer allerersten Schriftsteller gemacht und ihn auch darin Lessing nahe gerückt hat. Und so sausten nun in seinen Streitschriften die Hiebe so hageldicht auf die Steudel und Paulus, die Hengstenberg und Eschenmayer, die Menzel und Rosenkranz herab, daß man sich wirklich in die Zeiten Goezes und Antigoezes zurückversetzt glauben konnte.

Darüber schieden sich aber auch die Geister. Die Hegelsche Schule, der ja seit 1831 das zusammenhaltende Haupt des Meisters fehlte — Strauß war nach Berlin eben zu seiner Beerdigung gekommen —, fiel in eine Linke und eine Rechte auseinander, wie das ja bei der Philosophie Hegels durchaus möglich war, je nachdem man das Seiende oder das Vernünftige, das Wirkliche oder das Seinsollende in den Vordergrund rückte; und während die Vorsichtigen zwischen den beiden extremen Richtungen die Mitte zu halten suchten, wandte sich alles, was jung und keck und kritisch war, der Linken zu. Für sie gründeten in den Halleschen Jahrbüchern Ruge und Echtermeyer das Organ, in welchem es an Geist nur so funkelte und sprühte. Strauß selber und sein Freund

Vischer, Bruno Bauer, Reinhold Köstlin und wie sie alle hießen, sie scharten sich zusammen zu Trutz und Schutz; in den Aufsätzen Vischers „Dr. Strauß und die Württemberger" treten die Gegensätze der Zeit in voller Schärfe und Leidenschaft zu Tage, es ist ein fulminantes Kriegsmanifest gegen alles Pietistische und Reaktionäre, gegen alles Altgewordene und Verengte. Nicht bloß im religiösen Leben, auch auf andere Gebiete schlugen die Funken über, und so wurde gegen alles bloß auf Autorität hin Angenommene und Festgehaltene in Wissenschaft und Litteratur, in Kunst und Leben von diesem freiheitdürstenden Realismus Sturm gelaufen, das junge Deutschland in der Litteratur, der Freiheitsdrang der Liberalen in der Politik kamen neben der philosophischen und religiösen Linken zum Wort und fanden in diesen Jahrbüchern eine Freistätte und ein Organ. Die revolutionäre Speiche am Rad der Hegelschen Philosophie, wonach nur das Vernünftige in der Welt Existenzrecht habe und folglich alles Unvernünftige wert sei negiert und in Trümmer geschlagen zu werden, war jetzt für einige Zeit oben auf.

Und daß dieser Sturm nicht nur auf die litterarischen Kreise beschränkt blieb, sondern auch in die Schichten des Volkes drang und die Geister weithin aufwühlte, das zeigte neben dem Gezeter der kirchlichen Kleine-Leute-Blättchen und dem angstvollen Vorwurf, daß Strauß sein Buch nicht wenigstens lateinisch geschrieben habe, vor allem auch das Schicksal der Straußischen Berufung nach Zürich. Strauß war Theologe, das war sein Beruf, nicht etwa nur ein ihm von außen her aufgedrängter, sondern sein ihn auch innerlich ganz ausfüllender Beruf. Darum war es ganz natürlich und sein gutes Recht, daß er annahm, als man ihm in Zürich eine theologische Professur anbot. Der Mann, der das „Leben Jesu" geschrieben hatte, hatte den Befähigungsnachweis für eine solche vollständig erbracht. Allein das Landvolk des Kantons Zürich, von konservativen Pfarrern gegen die damalige liberale Regierung aufgehetzt, kam mit Stecken und mit Stangen, stürzte die Regierung und erzwang die Rücknahme der Berufung, beziehungsweise die Pensionierung von Strauß. Daß damit für ihn auch jede andere Berufung auf den Lehrstuhl einer Universität im monarchischen Deutschland unmöglich geworden war,

lag auf der Hand. Und so schrieb Strauß, der eben noch in seinen „zwei friedlichen Blättern" neben dem Vergänglichen auch das Bleibende im Christentum anerkannt, neben seinem Nein auch sein Ja hatte laut werden lassen, jetzt unter dem Eindruck dieser neuen schwereren Unbill seine „christliche Glaubenslehre" (1840), in der er der dogmatischen Wissenschaft die Bilanz zog und ihr auf allen Punkten den Bankbruch ankündigte: im Feuer der Hegelschen Dialektik verdampfte die ganze christliche Dogmatik. So war das durch Hegel neu geschlungene Band zwischen Glauben und Wissen wieder einmal gründlich und mit vollem Bewußtsein zerschnitten: „also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen; wir lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsere Philosophie; und wenn es den Überfrommen gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn achten. Falsche Vermittelungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter führen." Mit dem Schleiermacherschen Wort: „mitten in der Endlichkeit Eins zu werden mit dem Unendlichen und ewig zu sein in jedem Augenblick" und mit dem Hinweis auf Rückerts „sterbende Blume" schloß diese spekulative Kritik der christlichen Glaubenslehre. Es war ein Seitenstück zu Abälards bitterbösem „Sic et non", nur daß hier aller Nachdruck auf dem „Nein" lag und jedes Kapitel erbarmungslos in ein „Nein" ausklang.

Der Konflikt aber, der so gewaltsam in das Leben von Strauß eingriff, hat damals vielen jüngeren Geistlichen schwer die Seele bedrückt und auch von ihnen manche aus dem regelmäßigen Gang ihres Daseins herausgerissen. „Ich kann nicht in dem Dienst einer Kirche bleiben, schreibt sein Freund Märklin, gegen welche ich mich durch meine Denkweise in einem Zustande innerer, heimlicher Empörung befinde; so wird mein Leben ein in sich geteiltes, und das kann ich unmöglich aushalten." Aber noch häufiger wollte die Kirche die, die den ehrlichen Versuch der Vermittlung machten, nicht bei sich ertragen und dulden und drängte sie von sich hinweg in andere Berufe hinüber. Strauß selbst aber hat, obwohl er schon 1835 die Schwierigkeit deutlich gesehen und offen zugestanden hat, doch nie aufgehört, an die Möglichkeit zu glauben, daß Leute seiner

David Friedrich Strauß
Photographische Aufnahme

Denkweise Geistliche bleiben können; noch 1860 schreibt er darüber seinem Freund Rapp: „Das Amt des Geistlichen ist zunächst unstreitig, der Gemeinde ihren Glauben vorzutragen. Ist dieser Glaube auch der seinige, desto besser; wo nicht, so soll er eher sich weh thun als ihr. Er darf ihr kein Stück ihres Glaubens unterschlagen, von keinem der vermeintlichen Edelsteine ihres heiligen Apparats geradezu sagen: das ist Glas, wenn es auch wirklich nichts anderes ist; schon deswegen darf er es nicht, weil er sich dadurch jede weitere Einwirkung auf die Leute abschneidet. Nur in der Art, wie er mit jenem Apparat hantiert, wie er das eine Stück öfter, das andere seltener zum Vorschein bringt, das voran, jenes zurückstellt, dadurch aber auch ganz hinlänglich, wird er seiner subjektiven Überzeugung Raum geben und das, was er will, auch im Volk allmählich vorbereiten helfen. Das Licht des Denkens, die Luft der Humanität, die Wärme des sittlichen Strebens wird auch das Dogmatische, das er vorträgt, durchdringen, das Irrige darin unschädlich und das Wahre und Gute fruchtbar machen." So wenig radikal dachte Strauß, so sehr wirkte in ihm der Hegelsche Respekt vor allem Substantiellen und Bestehenden nach, so unrecht that die Kirche, Männer seiner Art zu ächten und auszustoßen.

Während aber Strauß im Grunde seines Wesens vielmehr eine konservative Natur als ein radikaler Revolutionär gewesen ist — „einen schwäbischen Philister" nennt ihn Treitschke, wobei er ihm freilich das Schwäbische fast ebensosehr zum Vorwurf macht wie das Philisterhafte — und während die an ihn anknüpfende Arbeit der Tübinger Theologenschule als eine unendlich fruchtbare und gar nicht bloß negativ gewirkt hat, vielmehr die Grundlage unserer heutigen wissenschaftlichen Theologie geworden ist, gingen andere tumultuarischer vor und ungestüm negierend weiter. Die Halleschen Jahrbücher wurden immer radikaler, Bruno Bauer suchte Strauß à tout prix zu überbieten und zu übertrumpfen und machte als „Herostratus" der neutestamentlichen Kritik und als Führer der „Freien" bei Hippel in Berlin eine Zeitlang großes Aufsehen. In politischen Dingen aber führte Ruge, dem Feuerbachs „Wesen des Christentums" die richtige Interpretation

der Hegelschen Religionsphilosophie zu sein schien, eine immer stärkere und kühnere Sprache, so daß es bei den damaligen Preßzuständen kein Wunder war, wenn er der Censur und Polizei weichen, die Jahrbücher erst aus Preußen wegverlegen und schließlich Deutschland verlassen und nach Paris ins Exil gehen mußte. So machte man dann freilich den deutschen Liberalismus mit Gewalt fremdbürgerlich und undeutsch.

Ludwig Feuerbach.

Radikaler als Strauß war Ludwig Feuerbach, schon deswegen, weil er Philosoph und nicht wie jener Theologe war. Sein Buch vom „Wesen des Christentums" erschien 1841, ein neues Skandalon, das sachlich noch weit über das Leben Jesu hinausging, aber doch nicht dasselbe Aufsehen machte oder dieselbe Verbreitung fand wie dieses. Man hatte inzwischen doch etwas ertragen gelernt, und so war der Sturm nicht mehr so groß und die Wirkung auch darum nicht so ausgebreitet, weil das Werk ein philosophisches, also doch mehr esoterisches war. Allein trotzdem auch das ein Buch, das bis in die Gegenwart herein, seit etlichen Jahren sogar wieder recht lebendig in dieselbe hereinwirkt. Auch Feuerbach hatte erst Theologie studiert, sich dann Hegel zugewendet und war dabei auf die Anthropologie geführt worden, oder wie er selbst sagt: „Gott war mein erster Gedanke, die Vernunft mein zweiter, der Mensch mein dritter und letzter Gedanke." Auch er geht vom Gegensatz zwischen Glauben und Wissen aus und erklärt es für eine geradezu „welthistorische Heuchelei", daß wir trotz des offenkundigen Widerspruchs unserer Religion mit den wissenschaftlichen, politischen, socialen, kurz geistigen und materiellen Interessen an ihr festhalten; diesen Widerspruch, diesen Zustand welthistorischer Heuchelei hat die Hegelsche Philosophie weder entlarvt noch überwunden, auf sie kann sich ebensogut die Orthodoxie als die Heterodoxie stützen. Und das hängt damit zusammen, daß Hegel nicht in das eigentümliche Wesen der Religion eingedrungen ist; darin war ihm Schleiermacher überlegen, der die Religion zu einer Gefühlssache machte, aber freilich „aus theologischer Befangenheit nicht dazu kam und kommen konnte, die notwendigen Konsequenzen seines Standpunkts zu ziehen und

einzugestehen, daß objektiv Gott selbst nichts anderes ist als das Wesen des Gefühls, wenn subjektiv das Gefühl die Hauptsache der Religion ist". Diese Basis der Theologie glaubte Feuerbach erkannt und damit ihr Geheimnis, daß sie in Wahrheit Anthropologie sei, aufgedeckt zu haben, er suchte das Wesen der Religion im Menschen und fand es in dessen Glücksverlangen. Durch diese letztere Bestimmung ist er der Vater der sogenannten Wunschtheologie geworden, die Ritschl vierzig Jahre später, nur zu zahmer Position umgebogen, wieder aufgenommen hat. Das Wesen der Götter ist also nach Feuerbach menschlich: sie sind Projektionen des Besten in uns, Spiegel des Menschen, Ideale der Völker, das Kollektaneenbuch unserer höchsten Empfindungen und Gedanken, aber objektiv sind sie nicht. Darum hat auch nicht Gott die Menschen geschaffen nach seinem Bilde, sondern die Menschen schufen sich ihre Götter anthropomorph nach ihrem Bild. Das ist der Illusionismus der Feuerbachschen Religionsphilosophie.

Was so von der Religion überhaupt gilt, gilt natürlich auch vom Christentum: seine Grunddogmen sind erfüllte Herzenswünsche, sein Wesen ist das Wesen des Gemüts; Christus ist die Einheit von Gemüt und Phantasie, daher der Unterschied des Christentums vom Heidentum; „an der Not des Herzens scheitert der Mutwille der olympischen Götter, im Christentum stieg die Phantasie aus dem Palaste der Götter herab in die Wohnung der Armut, wo nur die Notwendigkeit des Bedürfnisses waltet, und demütigte sich unter die Herrschaft des Herzens". Aber wenn der christliche Gedanke von der Einheit des göttlichen mit dem menschlichen Wesen das geheime Wesen der Religion selber ist, so ist die Form der Religion oder das offenbare, bewußte Wesen derselben der Unterschied: Gott ist das menschliche Wesen, er wird aber gewußt als ein anderes Wesen. Jenes ist die Liebe, die den Menschen mit Gott, Gott mit dem Menschen identifiziert, dieses der Glaube, der „Gott vom Menschen trennt, und darum den Menschen von dem Menschen; denn Gott ist nichts anderes als der mystische Gattungsbegriff der Menschheit". So setzt sich „durch den Glauben die Religion mit der Sittlichkeit, der Vernunft, dem einfachen Wahrheitssinn des Menschen in Widerspruch"; der Glaube ist das Gegenteil

der Liebe, darum ist er das Böse im Christentum und der Urheber aller Greuel der christlichen Religionsgeschichte.

Da aber Feuerbach Philosoph ist, bleibt er nicht im Negativen und in der Kritik stecken, sondern er wendet sich auch positiv dem Menschen zu; und dabei kommt er, wie übrigens auch schon Strauß, ganz konsequent auf den Gedanken der Menschheit, denn sie, nicht der einzelne Mensch schafft die Gottheit nach ihrem Bilde; und so gewinnt er eine Ethik, die neben dem egoistischen Glücksverlangen den Tuismus (oder wie wir heute noch häßlicher sagen: den Altruismus) zum Prinzip hat. Dem „ich will" des eigenen Glückseligkeitstriebs steht das „du sollst" des anderen mit seinem Glückseligkeitstriebe, oder moderner ausgedrückt: dem Individuum steht die Gesellschaft, dem eigenen Glückseligkeitsverlangen das Gattungsinteresse einschränkend und Pflichten setzend gegenüber, hier liegt der Keim, aber auch nur der Keim für eine wahrhaft sociale Ethik.

Der Mensch aber ist diesem ersten deutschen Positivisten nicht die fleisch- und blutleere Abstraktion des Hegelschen Panlogismus, ein Gefäß und Durchgangspunkt der Idee, sondern der ganze runde und volle, also auch der sinnliche Mensch nach allen Seiten seines Wesens und in der ganzen Vollsaftigkeit und Leibhaftigkeit desselben. Darin berührt sich der Feuerbachsche Anthropologismus mit dem Realismus des jungen Deutschland, das ja auch der Sinnlichkeit, dem Fleisch, der Realität und Weltwirklichkeit überhaupt wieder zu ihrem Recht verhelfen und sie gegen alles Asketische schützen wollte. Indem aber Feuerbach dabei immer radikaler wurde, that er lange vor Strauß den Schritt vom Hegeltum hinüber zum Materialismus. Freilich in seiner Weise. Der Materialismus war für ihn nur „die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens"; sein Hauptgegenstand blieben nach wie vor „die aus den Menschen entsprungenen Gedanken- und Phantasiewesen, die in der Meinung und Überlieferung der Menschen für wirkliche Wesen gelten". Dieser Materialismus ist nicht etwa eine Konsequenz der Hegelschen Philosophie, sondern die Reaktion gegen sie und ihre Mißachtung der Natur. Und ebenso ging Feuerbach zu socialistischen Anschauungen weiter, die ihn zu einem der Väter und Heiligen der deutschen Socialdemokratie gemacht haben. Sein viel mißver-

standenes Wort: „was der Mensch ißt, das ist er“ war weit mehr socialistisch als materialistisch gemeint und antecipierte die sociologische Lehre vom Milieu und von der socialen Not als dem Nährboden des Verbrechens und der Immoralität. Im Zusammenhang mit dem Socialismus werden wir daher Feuerbach noch einmal begegnen.

Wie stark Feuerbach auf Gottfried Keller gewirkt hat, ist bekannt. Dessen „grüner Heinrich“ und die Art, wie der Dichter hier zwei Anhänger des Philosophen, den von aller Proselytenmacherei vornehm sich fern haltenden Grafen Dietrich und Peter Gilgus, den plebejischen Apostel des Atheismus, einander gegenüberstellt, mag uns zeigen, daß es doch vor allem die religiöse Frage und die entschlossene Parteinahme für den Atheismus war, die damals viele für Feuerbach interessierte und an ihm imponierte. Treffend ist das Wort Kellers von „den in der Verbreitung begriffenen Werken des lebenden Philosophen, der nur diese letzten Fragen in seiner klassisch monotonen aber leidenschaftlichen Sprache, dem allgemeinen Verständnis zugänglich, um und um wendete und gleich einem Zaubervogel, der in einsamem Busche sitzt, den Gott aus der Brust von Tausenden hinweg sang.“ Indem sich aber seine religiöse Geistesfreiheit mit einem politischen Radikalismus verband, erinnert Feuerbachs Stellung im Geistesleben der vierziger Jahre weit mehr als die von Strauß an die Encyklopädisten vor dem Ausbruch der französischen Revolution.

Die innere Mission.

Auch bei der Abwehr des Straußschen Angriffs auf die neutestamentliche Grundlage des alten Glaubens treffen wir auf jenes Herankommen und Anwachsen einer positiv religiösen Stimmung und Strömung, die uns schon vorher, seit dem Anfang des Jahrhunderts und vollends seit den Befreiungskriegen deutlich spürbar entgegengetreten ist. Doch soll hier nicht noch einmal von Schleiermacher und den Romantikern, von Ernst Moritz Arndt und der christgermanischen Burschenschaft, auch nicht von Hengstenberg und seiner evangelischen Kirchenzeitung die Rede sein. Sondern ich meine vielmehr die Bewegung „der Stillen im Lande“, die von „Laien“ mehr als von Geistlichen getragen, eben darum zunächst

nicht specifisch konfessionell und kirchlich war, sondern eher allgemein christlich mit mehr oder weniger pietistischer Färbung genannt werden mag. Vielleicht haben Herrnhutsche Einflüsse, auf die ja auch Schleiermachers feine gefühlsmäßige Religiosität zurückzuführen ist, wie zur Entstehung so auch zu dieser allgemein christlichen Haltung der Bewegung beigetragen: der internationale Zug, der sie ihre Fäden nach der Schweiz, nach England und Amerika ausspannen ließ, stammt wohl eben daher. Eine Art Gegengewicht dazu bildet der specifisch schwäbische Pietismus mit seinen zahlreichen originellen Charakterköpfen und seiner provinziellen Enge und Selbstgerechtigkeit, dem wir aber doch nicht vergessen wollen, daß er in dem rheinbündischen Lande deutschen Glauben und deutsche Sittlichkeit mit der diesem Stamme eigenen Zähigkeit festgehalten hat.

Solche Kreise thaten sich wohl zuerst in Basel zusammen, wo Urlsperger 1780 die deutsche Christentumsgesellschaft gründete, in Elberfeld schlossen sie sich an Krummacher und seine „narkotische" Predigtweise an, in Berlin in den dreißiger Jahren an Goßner, der schon als Katholik in Bayern mit diesen pietistischen „Brüdern" sympathisiert hatte. Unter den Universitätslehrern stand der verschwommene Tholuck in Halle dieser Richtung besonders nahe.

Rothe aber, der diese „Neugeburt des deutschen Volkes durch die Kraft des wieder lebendig gewordenen Evangeliums" freudig begrüßt hat, klagt, daß dieser junge christliche Geist seine Lebensfülle nicht habe ausströmen können in große sittliche Ideen und Aufgaben und statt eines christlich nationalen Lebens sich auf die Enge der rein privaten Lebenskreise konfiniert gesehen habe. Das zeigte sich alsbald.

Mit den Traditionen der Brüdergemeinde hing es zusammen, daß die Heidenmission einen Hauptgegenstand des Interesses und der Arbeit für viele dieser Frommen bildete; man denke nur an Basel und sein Missionshaus oder an Goßner, der von Berlin aus eine eigene Mission einrichtete. Aber gab es denn Heiden und Ungläubige nicht auch in der Christenwelt selber? So lag es nahe, der äußeren eine innere Mission an die Seite zu setzen, deren Centralausschuß nach seinen späteren Statuten es sich zur Aufgabe machte, „innerhalb des evangelischen Deutschlands, sowie unter den im Auslande lebenden Deutschen, durch den Dienst der inneren

Mission das Reich Gottes bauen zu helfen. Er wird insbesondere bestrebt sein, solche Gebiete des Volkslebens, die der Wirkung des Evangeliums entzogen sind, demselben wieder zu öffnen, die Werke christlicher Liebesthätigkeit anzuregen, isolierte Bestrebungen dieser Art miteinander in Verbindung zu setzen und mit Rat und That ihnen zu dienen." Dazu kam von pietistischer Seite her ein Heiligungsstreben im Geiste des mittelalterlichen Katholizismus, Verdienenwollen und Werkgerechtigkeit. Und das alles wirkte dann zusammen zur Gründung von allerlei christlichen Gesellschaften zum Zweck werkthätiger Erweisung des neuerwachten Glaubenseifers. Einzelne Männer gingen voran und zeigten sich von demselben Geiste beseelt; und so tragen Wicherns rauhes Haus bei Hamburg, Fliedners Diakonissenhaus in Kaiserswerth, Gustav Werners Rettungsanstalten in Reutlingen von Anfang an jenes allgemein christliche Gepräge ohne ausgesprochene konfessionelle Färbung. Es sind dies Schöpfungen, in denen sich die Wiedererneuerung und Erstarkung eines tieferen religiösen Lebens besonders erfreulich offenbarte und durch die im Norden und Süden unseres Vaterlandes Großes geleistet, viel Gutes und Bleibendes ins Werk gesetzt wurde. Heute würde man von praktischem Christentum und christlichem Socialismus reden; aber es ist doch nicht nur ein anderes Wort, wenn man es damals „innere Mission" nannte. Der Nachdruck lag auf der Wiedergewinnung Abgefallener und Verlorener für das Christentum, die Arbeit war specifisch christlich. Eben darum ist auch jene Verbindung des Pietismus mit der Orthodoxie und dem Landeskirchentum, wovon schon die Rede war, nicht spurlos an dieser Arbeit vorübergegangen, sondern hat ihr immer mehr einen unerfreulichen und einseitigen Stempel aufgedrückt, hat auch in sie nach Rothe's treffendem Ausdruck viel „Essig gegossen". Und überdies ist dadurch viel Schein- und Heuchelwesen in jene Anstalten und Vereine und in das Wirken derselben hineingekommen; denn die Macht verdirbt zwar nicht notwendig den Charakter des einzelnen, aber sie verdirbt stets die Religion; ein Zug der Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit entstellte bald auch diese Liebesthätigkeit der „Frommen" und machte das Wirken der „inneren Mission" den Freigesinnten über Gebühr verdächtig und antipathisch.

Der Katholizismus um die Wende des Jahrhunderts.

Aber nicht nur die protestantische, sondern vor allem auch die katholische Kirche erfuhr in jenen Jahren eine Erneuerung und Wiedererstarkung nach der positiven streng kirchlichen Richtung und Seite hin. Die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts war auch in sie eingedrungen, ja hatte sie mächtiger ergriffen als irgend ein sonstiger von außen her kommender Einfluß vorher oder nachher: das achtzehnte Jahrhundert war so rationalistisch, daß auch der Katholizismus rationalistisch wurde. Unter dem Einfluß der Aufklärung mußte Papst Clemens XIV. 1773 den Jesuitenorden aufheben, das war sozusagen die äußere Gewähr und Bestätigung des von ihr erfochtenen Sieges. In Österreich war in Joseph II. ein Aufklärer auf den katholischen Kaiserthron gekommen, der zwar mit seinen allzu kühn sich überstürzenden Reformen scheiterte — aber weniger an der Kraft und Stärke des Katholizismus als an der Stumpfheit der Massen seines durch die Kirche in tiefer Unwissenheit gehaltenen Volkes und an der Zerklüftung des österreichischen Völkergemisches, woran der unselige Staat heute noch leidet und schließlich sicher untergeht. Allein im Josephinismus hat dieser freie Geist doch auch dort tief in unser Jahrhundert herein sich erhalten und für alle Zeiten die Möglichkeit eines geläuterten von Aberglauben und Intoleranz sich frei machenden Katholizismus ad oculos demonstriert. Und noch eine andere, mit dem Geist der Aufklärung zusammenhängende Bewegung in der katholischen Kirche Deutschlands war nicht zum Ziel gekommen — der Febronianismus, der es in der Emser Punktation von 1786 mit der Gründung einer deutschen, von Rom sich ablösenden Nationalkirche versucht hatte. Auch dieser Gedanke wirkte, teilweise in Verbindung mit dem Josephinismus, in unser Jahrhundert herein nach, und es ist interessant zu sehen, wie namentlich der alte germanische Widerstand gegen den Cölibat im deutschen Klerus wieder auflebt. Anticölibatäre Vereine entstanden, denen in den zwanziger und dreißiger Jahren namentlich in Süddeutschland zahlreiche Geistliche beitraten, so daß Gregor XVI. noch 1832 diese fœdissima coniuratio beklagen und verdammen mußte. Und neben

dem Cölibat war es die Unauflöslichkeit der Ehe und der Marienkultus, die von katholischen Theologen selbst z. B. von Werkmeister († 1823) heftige Angriffe erfuhren. In Bayern, wo das Volk noch am tiefsten in Aberglauben und Unwissenheit versunken war, kam die Aufklärung von oben: der Minister Montgelas, der einen von der Kirche unabhängigen modernen Staat erst schaffen mußte, suchte durch Hebung und Neuordnung des Schulwesens das Volk aufzuklären und von Aberglauben frei zu machen. Und endlich vollzog sich auf diesem Boden eines aufgeklärten Indifferentismus auch eine Annäherung zwischen Katholizismus und Protestantismus, die ich einmal in aller Naivetät in der Unterschrift eines aus dem Anfang des Jahrhunderts stammenden Taufscheins konstatieren konnte: „katholischer und auch lutherischer Pfarrer zu —" nannte sich der katholische Ortspfarrer, der auf diese Weise den paar Protestanten seiner Gemeinde den weiten Weg in das nächste protestantische Dorf ersparen wollte. Die mit dem Pietismus zusammenhängende evangelische Bewegung und „Erweckung" bayerischer Gemeinden durch Boos und Goßner richtete sich erst gegen einen „rationalistisch angewehten" Katholizismus und führte dann ihrerseits zu freundlichen Beziehungen und einer gewissen Ausgleichung zwischen Katholiken und Protestanten.

Zu solcher inneren Lockerung und Lösung des starr sich abschließenden Katholizismus kamen dann noch von außen her die schweren Schläge, welche die römische Kirche und den Papst durch die französische Revolution und durch die verschiedenen Akte der Gewaltthätigkeit Napoleons trafen. Und doch hat gerade dieser große Realist, der wie alle Realisten die Macht der Kirche und der kirchlich religiösen Ideen unterschätzte, durch Vernichtung des Gallikanismus in Frankreich, ähnlich wie Ludwig XIV., wider Willen zur inneren Erstarkung derselben beigetragen. Auch daß er Pius VII. zum Gefangenen und Märtyrer gemacht und ihm Gelegenheit zur Entfaltung großer Standhaftigkeit gegeben hat, ist für die Kirche ein Gewinn gewesen. In Deutschland aber wirkte im selben Sinn und nach der gleichen Richtung hin die Romantik mit ihrer Vorliebe für das Mittelalter und für die von ihr freilich recht unhistorisch gedachte Frömmigkeit desselben. Der Übertritt so

vieler aus ihren Kreisen stammenden Dichter und Künstler oder von ihr beeinflußten Fürsten und Adligen zum Katholizismus verlieh zwar der katholischen Kirche wenig innere Kraft, aber dafür um so mehr äußeren Glanz und in die Augen fallenden Triumph. Auch begnügte sich die Romantik nicht immer mit der schönen und künstlerischen Außenseite des katholischen Kultus, sondern nahm auch an dem massiveren Aber- und Wunderglauben vollen Teil. Der Modethorheit des Mesmerismus und Somnambulismus entsprach hier Clemens Brentanos Glaube an die Visionen der stigmatisierten Nonne Anna Katharina Emmerich zu Dülmen; seinen Aufzeichnungen darüber fehlte aber jede Spur des versöhnenden Humors und der leisen Selbstironie, womit Justinus Kerner, halb gläubiger Betrogener halb schalkhafter Betrüger, sein Bild von der Seherin von Prevorst romantisch umspielen ließ. Von Frankreich herüber aber drangen die Einflüsse von Bonald und de Maistre, von Chateaubriand und Lamennais, diesen Erneuerern der katholisch-kirchlichen Frömmigkeit von freilich sehr verschiedenen Ausgangspunkten aus und machten sich nachhaltig spürbar: man faßte sich von allen Seiten wieder Mut und ein Herz zur Kirche und auch zu den scheinbar am tiefsten erschütterten Institutionen derselben. Und endlich kam die Heimkehr des Papstes nach Rom und die Wiederherstellung und Zurückberufung des Jesuitenordens. Das fiel zusammen mit dem Sieg der politischen Legitimität und Reaktion über den „Parvenu" und die Revolution, und so verstärkte sich der Glaube an die Zusammengehörigkeit von Thron und Altar, die römische Kirche verbündete sich mit der Reaktion, sich in ihren Dienst stellend oder sie in ihren Dienst nehmend. Sie galt als die legitime Kirche, der Protestantismus fiel unter den Begriff der „Revolution" und war daher den Männern der heiligen Allianz verdächtig, wir wissen das von Gentz her.

Beginn des Kampfes gegen den deutschen Katholizismus.

Und nun beginnt, langsam aber zäh der Vernichtungskampf der jesuitisch geleiteten römischen Kirche gegen die liberal-josephinischen und die national deutschgesinnten Elemente innerhalb des Katholizismus. Der Kampf ist so vollständig gelungen, daß diese

Periode dem jungen katholischen Geschlecht von heute wie aus dem Gedächtnis gewischt ist — „ein Stück untergegangener Welt wie die des alten Ägyptens oder Assyriens". Erleichtert wurde der Kirche dieser Sieg durch das Ungeschick der preußischen Diplomaten in Rom, von denen erst Niebuhr durch seine Abneigung gegen jeden kirchlichen wie politischen Liberalismus und seine der römischen Hinterlist nicht gewachsene Verständnislosigkeit für die Macht dieser Kirche, dann vor allem Bunsen durch seine sanguinische Leichtgläubigkeit und seine dilettantische Vielgeschäftigkeit dem gewandten und geschäftskundigen Gegner leichtes Spiel gab. Im übrigen arbeitete die Zersplitterung Deutschlands in eine Menge kleiner und allzu selbständiger Staaten Rom in die Hände, mit ihnen war leichter fertig zu werden als mit einem einheitlichen und machtvollen Ganzen. Endlich war auch die zunächst gegen die Kirche gerichtete Säkularisation der geistlichen Fürstentümer zu Anfang des Jahrhunderts ihr schließlich doch wieder zu gute gekommen: aus deutschen Fürsten waren katholische Würdenträger und Hierarchen geworden, die naturgemäß mehr Interesse an ihrer Kirche als am deutschen Staat hatten und immer mehr einen ausschließlich kirchlichen Sinn bethätigten.

In die Erscheinung tritt diese auf Unterdrückung des freiheitlichen germanischen Geistes gerichtete Tendenz der römischen Kirche zuerst in der Mißhandlung des Konstanzer Bistumsverwesers von Wessenberg. Dieser, eine der frömmsten und liebenswürdigsten Gestalten des deutschen Katholizismus, war auf dem Wiener Kongreß für den Gedanken einer deutschen Nationalkirche vielleicht mehr tapfer als geschickt eingetreten. Dafür wurde seine Wahl zum Kapitularvikar in Konstanz von der Kurie verworfen. Trotzdem ist er — damals war so etwas noch möglich! — durch den badischen Staat und getragen von der Liebe und Verehrung seiner ganzen Diöcesangeistlichkeit Jahrelang auf diesem Posten gehalten worden; Fürst und Regierung, Geistliche und Laien wußten, was sie an ihm hatten. Und nun war er eifrig bemüht in der ihm hierzu gelassenen Spanne Zeit den Klerus durch eine wahrhaft christliche Bildung und durch besondere Pflege der praktischen Theologie zu heben und das Volk sittlich und religiös zu fördern; deshalb

bekämpfte er den weitverbreiteten und in allerlei auch christliche Formen sich kleidenden Aberglauben. Alles das aber geschah im Geiste einer wahrhaft humanen Milde und Duldsamkeit, an die Stelle der Polemik trat bei ihm und seinen Gesinnungsgenossen die Irenik. Es war ein idealer, menschlich verklärter Katholizismus, den er praktisch und schriftstellerisch vertrat und auch in seiner Geistlichkeit zu verbreiten suchte. In diesen Bestrebungen wußte er sich eins mit dem ebenfalls mehr praktischen und sinnigen als gelehrten und verstandesmäßigen Hirscher in Tübingen und Freiburg und mit dem milden und gemütvollen Sailer in Landshut und Regensburg. Sie alle waren Männer einer Übergangszeit — von der Aufklärung hinüber zur religiösen Wiedererneuerung, aber römisch-katholisch im heutigen Sinne des Worts waren sie nicht. Und sie standen nicht vereinzelt, in Süddeutschland hielt der Klerus zu Wessenberg und die Mehrzahl desselben fühlte wie er durchaus deutsch und wahrhaft „christkatholisch". Um so bedauerlicher war es, daß sich an einem solchen Mann erstmals auch die Unzuverlässigkeit der deutschen Regierungen denjenigen gegenüber zeigte, die durch treues Festhalten am Staat mit der Kurie in Konflikt kommen. Wessenberg wurde das Opfer einer solchen verfehlten Kirchenpolitik und von der inzwischen in andere Bahnen einlenkenden badischen Regierung der Kurie zulieb preisgegeben.

Sailer und Hirscher zeigen, wie zu Anfang des Jahrhunderts die katholische Kirche nach Überwindung des Rationalismus ihren Anteil an dem Aufschwung der theologischen Wissenschaft zu gewinnen suchte. Der bedeutendste Vertreter einer solchen wissenschaftlichen Richtung war der Professor Hermes, erst in Münster, dann in Bonn. Er suchte Glauben und Wissen miteinander zu versöhnen und räumte daher diesem in erster Linie als Entwickelungsstufe seine Stelle und sein Recht ein. Von Kant und Fichte stark beeinflußt begann er ganz kartesianisch mit dem Zweifel, freilich nur um ihn dann um so energischer zu überwinden und durch seine Erkenntnistheorie einer „christkatholischen Theologie" den Weg zu bahnen. Damit machte er Schule, sein Einfluß auf den Universitätsbetrieb der katholischen Theologie wuchs rasch, mehr als dreißig Lehrstühle auf deutschen Hochschulen waren mit Her-

mesianern besetzt und auch auf die praktische Schulung der Geistlichkeit am Rhein war dieser Einfluß ebenso stark als günstig: der Erzbischof Spiegel von Köln hat dieses letztere stets anerkannt, und sein Nachfolger Droste berechnete die Zahl der von ihm perhorreszierten hermesianischen Geistlichen in seiner erzbischöflichen Diöcese auf mehr als fünftausend. Denn Eiferer wie dieser Herr von Droste-Vischering, Graf Stolberg und andere mußten Anstoß nehmen an einer Lehre, die den Zweifel auch nur als Durchgangsstadium für zulässig erklärte und den Glauben von der Vernunft abhängig zu machen schien, und so wurde auf ihr Betreiben — nach seinem und seines Beschützers Spiegel Tod — 1835 seine Lehre vom Papst verworfen, die Lektüre seiner Schriften verboten und den Professoren in Bonn untersagt, darüber zu lesen. Die preußische Regierung, statt ihre Professoren und die Lehrfreiheit ihrer Universitäten zu schützen, ließ es geschehen oder begünstigte und unterstützte gar noch das kirchliche Vorgehen. Die Hermesianer wehrten sich für sich und ihren Meister, so gut es ging, und eine Zeitlang wogte der Kampf in leidenschaftlicher Erregung hin und her; allein schließlich siegte auch hier Roms Macht über deutsche Wissenschaft, der Jesuit Perrone als letzter großer Dogmatiker der römischen Kirche mit seinen Praelectiones theologicae über die ihm philosophisch weit überlegenen Bonner Professoren.

Eine eigentümliche Stellung in diesem Entwickelungsprozeß nimmt Möhler ein. Auch er vertrat einen idealen Katholizismus und zeigte sich in deutscher Wissenschaft durchaus bewandert, selbst der Einfluß Schleiermachers und des „Pektoralisten" Neander ist bei ihm deutlich spürbar. Aber im Gegensatz zu Hermes stellte er sein reiches Wissen und sein feingeschultes dialektisches Denken doch ganz anders als alle die Älteren in den Dienst der römischen Kirche und bedeutet somit einen weiteren Schritt von der Wiedererneuerung der katholischen Frömmigkeit zu der Herrschaft der römischen Kirche, der sich nun auch die deutsche Wissenschaft freiwillig zu beugen beginnt. In der Schrift über die Einheit der Kirche „wagte er" — ich brauche hier die Worte eines streng katholischen Beurteilers — „den Cölibat wieder zu verteidigen, von dem damals viele glaubten, es sei besser ihn fallen zu lassen, da er

doch nur von den einen übertreten, von den anderen gelästert werde". Und in der 1832 erschienenen „Symbolik" suchte er mit den schärfsten Waffen den Protestantismus auch „wissenschaftlich zu vernichten". So sehr wir aber dabei sein Bemühen um eine vertiefte und idealisirende Begründung des Katholizismus, die Großartigkeit, Tiefe und Feinheit seiner Auffassung und die Geschicklichkeit und Kunst in der Umdeutung und Vergeistigung des Dogmas anerkennen müssen, dem Protestantismus ist er dabei doch nicht gerecht geworden, ihn hat er geradezu karikiert. Noch zu meiner Zeit konnte in Tübingen kein Student der protestantischen Theologie Möhlers Symbolik ungelesen lassen; wir hatten aber alle den Eindruck, daß hier nicht mit gleichem Maße gemessen, sondern einem idealisierten d. h. aus der Idee und dem Prinzip heraus begriffenen Katholizismus absichtlich ein karikierter d. h. ein in seiner empirischen Endlichkeit und Mangelhaftigkeit gezeichneter Protestantismus gegenüber gestellt werde. In diesem Sinn hat auch Baur, das Haupt der protestantischen Tübinger Schule, den Kampf gegen Möhler mit Erfolg führen und nun seinerseits zeigen können, was der empirische Katholizismus aus jenem Prinzip gemacht hat und welches ideale Prinzip dem vielfach gespaltenen und hinter seiner Idee zurückgebliebenen Protestantismus zu grunde liegt. Dabei hat man durchaus den Eindruck, daß hier um Großes gestritten werde und daß die Streiter in den Künsten der Dialektik einander gewachsen seien; nur den Eindruck der Gerechtigkeit hatte man bei Möhler nicht.

Eben deswegen verschärfte diese Polemik um die Möhlersche Symbolik den Gegensatz aufs neue, der seit Joseph II. glücklich abgeschwächt gewesen war, und so knüpft sich an den Namen dieses streitbaren Theologen der Beginn einer neuen polemischen Ära in Deutschland, in der sich die Kluft der konfessionellen Gegensätze bis heute nur immer mehr erweitert hat. Übrigens ist gerade das Feinste und Beste an der Möhlerschen Symbolik, jene idealisierende Vergeistigung kirchlicher Dogmen und Einrichtungen und überhaupt sein Eingehen auf wissenschaftliche Ergebnisse und Bedürfnisse der Gegenwart, als zu deutsch im wesentlichen ohne Nachwirkung geblieben und abgelehnt worden, Möhlers kirchliche Gesinnung selber

war nicht unverdächtig und unangefochten: eine ganz andere, massive und unfeine Auffassung, wie sie z. B. der Bischof Räß in Straßburg und sein Freund Weis in Speyer in ihrer Zeitschrift „Der Katholik" vertraten, trug den Sieg davon. Daß auch Döllinger als Möhlers Kollege in München in dessen Bahnen sich bewegte, sei noch erwähnt. Der größte Historiker der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert war lange Zeit ein streitbarer Kämpe und gefährlicher Gegner des Protestantismus, freilich nach seinen eigenen Worten dabei „mehr Sachwalter als Historiker". Aber daß er frühe schon sich von der immer stärker heranwachsenden jesuitisch-ultramontanen Richtung ablöst und schließlich im vollen Bruch mit ihr geendet hat, zeigt, daß Möhler zu guter Stunde für seinen kirchlichen Ruf schon 1838 gestorben ist — dem Zartbesaiteten war schon der streitbare Ton seiner Münchner Genossen zu rauh, er fiel ihm auf die Nerven. Die katholische Kirche aber geriet, indem sie diese Bahnen beschritt, immer mehr in Gefahr, auf deutschem Boden sich ihrer besten Söhne zu berauben und am Nötigsten arm zu werden, am Geist der Wahrheit und am Geist der Gerechtigkeit.

Der Kirchenstreit in Preußen.

Wurde so vielfach ernstes wissenschaftliches Streben als zu deutsch aus der Kirche ausgeschieden, so nahm gleichzeitig auch der Gegensatz zwischen Rom und dem deutschen Staat gewaltige Dimensionen an und wühlte namentlich in den Rheinlanden die Geister mächtig auf. Hier hatte nach der Zerstörung und Säkularisation der geistlichen Fürstentümer ein Wiederaufbau zu staatlichem Leben besonders Not gethan; denn wie im Kirchenstaat hatte auch in dieser rheinischen „Pfaffengasse" der Krummstab seine Unfähigkeit zu regieren offenkundig erwiesen. Der preußische Staat hatte somit eine große und schwere Aufgabe; namentlich galt es das Schulwesen neu zu organisieren, Johannes Schulze hat sich dabei zuerst bewährt, die Universität Bonn, im höfischen Stil als „bleibendes Andenken der Anwesenheit Friedrich Wilhelms III. in den Rheinlanden" gegründet, bildete in Wirklichkeit vielmehr den Schlußstein der hier vorzunehmenden Reformen und der hier

zu verwirklichenden Absichten in staatlichem und nationalem Interesse. Aber auch der Erzbischof Spiegel von Köln nahm sich mit rühmenswertem Eifer der Hebung und Besserung der religiösen Zustände und der Bildung seiner Geistlichen an. Merkwürdigerweise machte es dieser deutsche Bischof damit weder Rom und den Jesuiten noch — der preußischen Bureaukratie zu Dank, und so erfolgte nach seinem Tod alsbald der völlige Umschwung. Durch den damals bereits verhängnisvoll wirksamen Einfluß des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm IV.) wurde ein Todfeind Spiegels, der schlimmste Gegner der Hermesianer in Bonn, der Freiherr von Droste-Vischering der Nachfolger Spiegels. Selbst in Rom war man über diese Wahl erstaunt, der Kardinal Lambruschini rief dem preußischen Botschafter Bunsen zu: „Ist Ihre Regierung toll?" Über die gemischten Ehen, deren in der Rheinprovinz zwischen protestantischen preußischen Beamten und katholischen Töchtern des Landes besonders viele geschlossen wurden, schwebten noch unter Spiegel Verhandlungen; es war zu einer Vereinbarung gekommen, die allerdings einem päpstlichen Breve von 1830 widersprach, und so griff Droste-Vischering die Frage von neuem auf und erklärte, daß ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung kein Priester eine gemischte Ehe einsegnen dürfe. Die Regierung mußte darin den Bruch des ihr von seinem Vorgänger Versprochenen und Zugestandenen sehen und ließ daher den starrköpfigen Erzbischof, nachdem sie ihn vergeblich zum Rücktritt aufgefordert hatte, am 20. November 1837 verhaften und auf die Festung Minden abführen.

Die Erregung über dieses energische Einschreiten der Regierung war in den Rheinlanden furchtbar, und da die Kurie die Wahl eines Bistumsverwesers nicht zuließ, so blieb dadurch ein Teil der geistlichen Funktionen und religiösen Bedürfnisse unerledigt und unbefriedigt, und in der Streitfrage selbst konnte man zu keinem Ende kommen, solange die Civilehe noch nicht für ganz Preußen eingeführt und als Auskunftsmittel im Volksbewußtsein angesehen war. So wuchs der Haß des gut katholischen Volkes gegen die ungläubige protestantische Regierung ins maßlose; und gleichzeitig verband sich damit noch einmal der Unwille der freier und bequemer

sich haltenden Rheinlande gegen die „preußische“ Bureaukratie und ihre straffe Art zu regieren und zu verwalten. Und als vollends der alte rheinländische Agitator und Volkstribun Görres, der ja am eigenen Leib die Unduldsamkeit dieser preußischen Regierung erfahren und jetzt in München vollends den Schritt des Romantikers von der Revolution zur Devotion und Reaktion, vom Jakobiner zum Ultramontanen, zu Ende gethan hatte, in seinem „Athanasius“ Öl in die Flammen goß, indem er Droste-Vischering als den Athanasius des neunzehnten Jahrhunderts feierte, da war der Aufregung kein Ende.

Gleichzeitig spielte sich dasselbe Stück im Osten, in den polnischen Landesteilen ab, zeigte aber hier ein noch gefährlicheres und bösartigeres Gesicht. Der Erzbischof Dunin von Posen, der seither in der Ehefrage die mildere Praxis selbst geübt hatte, nahm in echt polnischer Zuverlässigkeit nun plötzlich denselben Standpunkt ein wie Droste-Vischering am Rhein; und so wurde 1839 auch er zunächst gerichtlich verurteilt, dann verhaftet, worüber auch hier ein Sturm der Entrüstung sich erhob; mit den katholischen verbanden und verschmolzen sich aber zugleich die national-polnischen Bestrebungen und Antipathien und ließen erkennen, wie wenig im Grunde der Assimilationsprozeß in diesen polnischen Landesteilen bis dahin durchgeführt war.

So war Sturm und Haß gesät auf einem Boden, auf dem als einem christlichen doch vielmehr Liebe und Friede zu pflegen gewesen wäre. Die Kirche, innerlich gestärkt und erneut, war wieder einmal zur ecclesia militans geworden und zeigte zur Abwechslung ihr wahres, dem Staat und Staatsleben wenig freundliches Gesicht. Der Gedanke der Weltbeherrschung lebte wieder auf, und bei seiner Verwirklichung konnte man einen kräftigen Staat wie den preußischen, der dazu noch von einem ketzerischen Herrscher regiert und in der Mehrzahl von Ketzern bewohnt war, nicht „tolerieren“: dieser erste Kampf um die gemischten Ehen war nur ein Anfang und ein Symptom, wie er auch als einzelner zu Ende geführt werden mochte. Aber wichtig war, wie sich der preußische Staat in diesem Konflikt bewähren würde, ob er schwach war und nachgab oder auf seinem Standpunkt kräftig und tapfer ausharrte:

das war mehr als nur ein Omen, das war bereits die Entscheidung im Prinzip.

In diesem kritischen Augenblick starb Friedrich Wilhem III. Und so könnten wir gerade an diesem Punkt den Faden weiter spinnen und bei dem Verhalten seines Nachfolgers im Kölner Kirchenstreit einsetzen. Allein auch für die Anschauung und Regierungsweise dieses Königs ist das nur ein Symptom. Deshalb reden wir besser im Zusammenhang des Ganzen von dem Ende der Kölner Wirren. Die Fehler, die hier gemacht wurden, sind nur ein Glied in der Kette des ganzen Systems, obwohl freilich von System bei Friedrich Wilhelm IV. nicht eigentlich geredet werden kann, denn dieser neue Kurs war völlig ohne System und völlig ohne Prinzip; das eben war der Jammer.

Achtes Kapitel.

Friedrich Wilhelm IV. und die vierziger Jahre.

Die Anfänge Friedrich Wilhelms IV.

Friedrich Wilhelm IV., der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren —: ich hoffe im Verlaufe dieses Kapitels den Verdacht der Überschätzung und des Byzantinismus gründlich zu zerstören, in den ich dadurch kommen könnte, daß ich diesen preußischen König in den Vordergrund und Mittelpunkt der geistigen Strömungen der vierziger Jahre stelle. Allein es ist thatsächlich so, diese Jahre sind die Zeit Friedrich Wilhelms IV., er ist in ihnen der Protagonist, ist wirklich der Mann — der Schicksalsmann der deutschen Geschichte jener Zeit, um den sich oder gegen den sich alles stellt.

Strauß hat beim Tod des Königs Wilhelm I. von Württemberg, der 49 Jahre lang regiert hat, seine Charakteristik desselben mit den Worten begonnen: „wenn in einem mit Menschen angefüllten Raum die lange geschlossene Thüre einmal aufgeht, so wird ohne Rücksicht darauf, wer es ist, der hinausgeht oder hereinkommt, vor allem der eindringende frische Luftzug mit Erleichterung empfunden“; und noch kürzer und drastischer drückte das Napoleon I. so aus: bei seinem Tode werden die Leute sagen: Ouf! So empfand denn auch nach der dreiundvierzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelms III. das preußische Volk den Wechsel als solchen wie eine Erleichterung; und wenn wir uns z. B. in die Lage des von Festung zu Festung geschleppten, widerrechtlich in Preußen gefangen gehaltenen Fritz Reuter versetzen, so war das Uff! bei vielen ein Seufzer

wirklicher Erleichterung und Erlösung. Allein man empfand neben jenem Allgemeinen und dem auf die Vergangenheit sich beziehenden Besonderen doch noch ein anderes, und dieses galt dem Nachfolger, dem bereits fünfundvierzigjährigen Friedrich Wilhelm IV.

Kaum je ist ein Fürst mit größeren Erwartungen, mit überschwänglicheren Hoffnungen empfangen und von seinem Volk freudiger begrüßt worden, und kaum je hat ein solcher gleich zu Beginn selbst auch größere Erwartungen von sich zu erwecken gewußt als er. Ich muß auf eine eingehende und erschöpfende Charakteristik dieses komplizierten Mannes hier, wo es sich nur um das geistige, nicht auch um das politische Leben des deutschen Volkes handelt, verzichten; meisterhaft hat das Treitschke im letzten erschienenen Band seiner deutschen Geschichte gethan, wo dieser König im Mittelpunkt steht und ein ganzes Buch hindurch in Worten und Thaten vor uns sich zu explizieren Gelegenheit hat. Das Nötigste aber muß ich doch auch sagen. Gegenüber dem wortkargen, schlichten Wesen seines Vorgängers war Friedrich Wilhelm IV. ein Redner, der gern und viel, gut und frei sprach, ein geistreicher Mann voll Witz und Phantasie, voll Schönheitssinn und künstlerischem Interesse, kirchlich gerichtet und mystisch gestimmt, ein Mann mehr des andächtig Schwärmens als des gut Handelns. Nach welcher Seite hin sein Einfluß als Kronprinz gegangen war, wissen wir heute wohl besser als seine Zeitgenossen. Die Hegelsche Philosophie war ihm als pantheistisch und rationalistisch verhaßt, Hengstenberg stand ihm nahe, der unklar verschwommene, unheimlich vielseitige und überall gleich dilettantische Bunsen war sein Freund, Parteimänner wie die drei Gebrüder von Gerlach wußten ihn für ihre kirchlich-politischen Zwecke zu gewinnen und zu benützen, Goßners Bußpredigten machten den Leichterregbaren unsicher und ängstlich. Unter solchen Einflüssen hatte er schon als Kronprinz in der Kirche und auf den Universitäten überall die strenggläubige Richtung zur Herrschaft zu bringen und die ungläubigen Hegelianer und Schleiermachianer von den wichtigsten Stellen fernzuhalten gesucht. Schon in dem Hallischen Streit von 1830, wo auf eine Denunziation von Ludwig von Gerlach hin gegen die rationalistischen Theologen Gesenius und Wegscheider Sturm gelaufen wurde, hatte er sich, ohne an der

niedrigen Handlungsweise des Anklägers Anstoß zu nehmen und ihm seine Freundschaft zu entziehen, auf die Seite der denunzierenden „Mystiker" gestellt und war mit der die Anklage doch recht wenig energisch zurückweisenden Kabinettsordre unzufrieden gewesen. Ebenso hat er die von Altenstein geplante Berufung des großen Tübinger Theologen Baur an eine preußische Universität zweimal hintertrieben, das erste Mal noch vor dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß, das zweite Mal nach demselben mit der 1836 noch gänzlich ungerechtfertigten Motivierung, daß Baur „sich neuerdings den Ansichten eines Dr. Strauß ganz angeschlossen habe". Die Ernennung des Hegelianers Vatke konnte nur während einer Badereise des Kronprinzen durchgesetzt werden! Und ebenso kennen wir heute auf politischem Gebiet — und das war vielleicht noch bedenklicher — seine Vorliebe für die Hallersche „Restauration der Staatswissenschaft" und wissen, wie gelehrig er auf die Gedankengänge dieses reaktionären Buches eingegangen war und sich von ihrer Richtigkeit hatte überzeugen lassen. Auf Grund davon hatte er auch in der Verfassungsfrage schon zu Anfang der zwanziger Jahre sich trotz der Zusage seines Vaters den Wünschen des Volkes versagt und gegen die Einrichtung eines allgemeinen Landtags Stellung genommen. Denn mit einem Wort: Friedrich Wilhelm IV. war Romantiker; aber er war es in einem Augenblick, wo das deutsche Volk unter dem Einfluß des jungen Deutschland mit der Romantik bereits gebrochen hatte, er war reaktionär in einem Augenblick, wo der Liberalismus sich eben anschickte, lärmend und laut alle gegen ihn aufgeworfenen Dämme niederzureißen, und er war hochkirchlich und mystisch zugleich in einem Augenblick, wo auch im religiösen Leben gerade die Besten einem einfachen und praktischen Christentum zustrebten. Und so kam wie Julianus Apostata mit seinem neuplatonischen Heidentum, auch Friedrich Wilhelm IV. mit seinem romantischen Christentum und Gottesgnadentum zu spät: er war bereits veraltet und überholt, als er — scheinbar der Messias einer neuen Zeit — den preußischen Königsthron bestieg.

Wie konnte sich aber das den Augen des Volkes, auch vieler tiefer Blickenden im ersten Augenblick so ganz entziehen? In einem Punkt berührte sich seine Romantik mit dem liberalen Geiste

der dreißiger und vierziger Jahre doch: in seiner Abneigung gegen die Bureaukratie, gegen den grünen Tisch; das Wort „der Racker von Staat" stammt von ihm oder wurde doch von ihm viel und gern im Munde geführt. Das sah erst aus wie Freiheit. Aber die Freiheit, die er meinte, war doch eine ganz andere als die, für welche die Liberalen und Journalisten des jungen Deutschland kämpften: der Staat, den er regierte, hatte ihm noch zu viel vom Friedericianischen Geist an sich und in Friedrich II. haßte er den Aufklärer, den Voltairianer; und die bureaukratische Art des Polizei- und Rechtsstaats war ihm verhaßt, weil sie ihm unbequem war, ihn einengte und an bestimmte Formen und Gesetze band. Wir haben vierzig Jahre später bei dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, dem Freiherrn von Manteuffel dieselbe romantische Stellung zu Gesetz und Verwaltung noch einmal erlebt; wie sie da den Assimilationsprozeß des neugewonnenen Landes auf Jahrzehnte hinaus verhängnisvoll unterbrochen hat, so hat sie in den vierziger Jahren den preußischen Staat der Auflösung und der Revolution entgegengeführt: den Angriffen von unten und dieser königlichen Antipathie von oben zugleich ausgesetzt, mußte auch das wohlorganisierte preußische Beamtentum aus den Fugen gehen.

Daß aber der König so gering dachte vom Mechanismus und der Technik des Staates, das kam daher, daß er unter dem Einfluß der Hallerschen Staatstheorie und der ganzen romantischen Anschauungsweise von seinem Königtum die ungemessenste, eine geradezu mystische Vorstellung besaß. Er glaubte nicht nur an das Gottesgnadentum im wörtlichsten Sinn, sondern er berief sich geradezu auf göttliche Inspiration: „ihr alle meint es gut mit mir", sagte er einmal zu seinem Freund Bunsen, „und seid auch gut zur Ausführung; aber es giebt Dinge, die man nur als König weiß, die ich selbst als Kronprinz nicht gewußt und nun erst als König erfahren habe".

Das waren schlechte Auspizien für die Erfüllung dessen, was das Volk von ihm hoffte und forderte. Friedrich Wilhelm III. hatte eine Verfassung versprochen, aber keine gegeben; nun trat an seine Stelle ein Mann, der in einer solchen Verfassung nur ein

unlebendiges Stück Papier sah, das zwischen ihn und sein Volk lediglich hindernd, Vertrauen störend sich eindränge, und zugleich eine Reminiscenz an die Revolution, die er haßte nicht bloß wie sondern geradezu als die Sünde: er wollte ein väterliches, kein konstitutionelles Regiment. Aber wenn er nur wenigstens von Anfang an fest und bestimmt „Nein" gesagt hätte, daß Freund und Feind gewußt hätten, wie sie mit ihm daran seien und die Gegner alles Konstitutionellen sich um ihn hätten scharen und auf ihn sich hätten verlassen können! Statt dessen war sein Hauptfehler der Mangel an Entschlußfähigkeit, das ewige Zögern und Zaudern, das haltlose Schwanken und Lavieren, das über Projekte nicht zur That Kommen; er war zu ideenreich und zu geistreich, um konsequent zu sein, ein Mann der Phantasie, der Sympathien und der Antipathien, kein Mann des Willens. Und so zögerte er sieben lange Jahre und reizte dadurch weit mehr als durch entschlossenes Versagen. Als er aber endlich 1847 den vereinigten Landtag doch berief, da war es wieder nichts Ganzes und Bestimmtes — die periodische, gesetzlich geregelte Einberufung ließ er sich erst mühsam abringen —, und dann war es auch damit schon zu spät.

Dazu kommt, daß er, geistreich und dilettantisch wie er durchaus war, keinerlei Menschenkenntnis besaß und so als Regent auch darin eine unglückliche Hand hatte, daß er selten den richtigen Mann auf den richtigen Platz stellte. Preußen war seit langen Jahren gewöhnt gewesen, an der Spitze der Kultus- und Unterrichtsverwaltung bedeutende Männer von hoher Bildung und freiem, feinem Geiste wie Wilhelm von Humboldt und Altenstein und ihnen zur Seite hervorragende Räte wie Nicolovius, Süvern und Schulze zu sehen; nun kam als Nachfolger Altensteins im Kultusministerium Eichhorn, ein Mann ohne tieferes Verständnis für Bildungsfragen und ihre Wichtigkeit, ohne volle geistige Klarheit und deshalb hyperorthodoxen und pietistischen Einflüssen und Bestrebungen nur allzu leicht zugänglich, und neben ihm als Rat Eilers, der vollendete Dilettant, ein Phantast, kein Geschäftsmann, der namentlich für die kirchlich reaktionären Wünsche des Königs als gefügiges Werkzeug sich brauchen ließ.

Opposition und Reaktion.

So begreift sich die bald einsetzende und dann rasch wachsende Aufregung und Unzufriedenheit des Volkes mit dem neuen Kurs, das Schwankende und Sprunghafte im Wesen des Königs machte auch den Lauf des Staatsschiffes zu einem schwankenden Zickzack und nahm dem Volk das Gefühl der Sicherheit und Stetigkeit. Das in der Staatsverwaltung nur allzu deutlich sich abspiegelnde Wesen des Königs selbst trieb auch loyale Männer allmählich in die Arme der Opposition.

Einer gemäßigten Opposition zunächst, als deren Vertreter ich nur den ostpreußischen Oberpräsidenten von Schön nennen will, der in seiner Schrift „Woher und Wohin?“ die Einführung von Nationalständen als dringend notwendig zu erweisen suchte. Auch in Bettinas seltsamem Buch vom Jahre 1843 „Dies Buch gehört dem König“ machte sich über alle romantische Verehrung und alles persönliche Vertrauen doch der von ihren Beziehungen zum jungen Deutschland stammende freiheitliche und oppositionelle Geist wie im Religiösen so auch im Politischen energisch spürbar und zeigte die wunderbare Fähigkeit dieser Frau, auch das Modernste und ihr scheinbar Fernliegendste feinfühlig zu verstehen und mutig und warmherzig zu vertreten. Viel schärfer, aber auch durchaus gemäßigt und loyal klang, wie der Schönsche Mahnruf ebenfalls von Ostpreußen herüber, die Antwort Johann Jacobys auf seine „vier Fragen“, worin der freigesinnte Mann für das mündig gewordene Volk Teilnahme der Bürger am Staat und demgemäß eine wirkliche Vertretung und Öffentlichkeit ihrer Verhandlungen forderte. Daß er deshalb als Hochverräter angeklagt wurde, war eine der vielen Ungeschicklichkeiten der Regierung, zumal da der Prozeß schließlich doch mit der Freisprechung endigte. Der König aber wußte den vier Fragen leider nichts zu entnehmen, als daß er hinfort allen — getauften und ungetauften — Juden thörichten Haß entgegenbrachte und sich dadurch auch auf dem Punkte der Judenemanzipation zu dem liberalen Programm in Gegensatz stellte. In ihm war somit der Antisemitismus Sache persönlichen Grolls, wenn auch natürlich spezifisch christlich-romantisch gefärbt.

Friedrich Wilhelm IV.

Krüger pinx. Jentzen lith. Rud. Schuster ed.

Anfangs hatte er voll schönen Vertrauens Preßfreiheit geben wollen, bald aber glaubte er, erbittert über diese ihm ganz unverständliche und für völlig unberechtigt geltende Opposition und gereizt durch Angriffe und Verhöhnung gegen seine Person, die er sich namentlich auch durch eine dem Dichter Herwegh vorschnell gewährte Audienz zuzog, das freie Wort nicht mehr dulden zu können und ließ daher die Censur aufs neue ihres undankbaren Amtes walten. Dadurch kam in der längst schon politisch geschulten und an den Kampf mit der Censur gewöhnten Litteratur wieder einmal jene Virtuosität des indirekt Sagens in Aufnahme, die am geistvollsten und würdigsten von D. Fr. Strauß in seiner Schrift „Julianus Apostata, der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren" geübt wurde. Immer mehr lernte man der Censur so oder so ein Schnippchen schlagen, ihr gegenüber schien jeder Kunstgriff erlaubt, weil er als Kriegslist und Notwehr angesehen wurde. So wuchs die Opposition und nahm eine immer leidenschaftlichere und bösartigere und, wie wir sehen werden, teilweise auch schon eine socialistische Färbung an. Daß Flüchtlingsverbitterung und Flüchtlingsmalice von außen her hetzend und schürend mit am Werke war, machte die Sache noch drohender und gefährlicher.

Die Kirchenpolitik des Königs.

Aber nicht nur in politischer Beziehung wurden Fehler über Fehler gemacht und eine immer unversöhnlichere Opposition in die Waffen gerufen: auf religiösem und überhaupt auf geistigem Gebiet war es ebenso. Wir haben gesehen, daß gerade in kirchlichen Fragen Friedrich Wilhelm IV. schon als Kronprinz seinen Einfluß entscheidend und verhängnisvoll im Sinn einer ganz bestimmten Parteitendenz zur Geltung zu bringen gewußt hatte. Diese Tendenz trat uns dann auch bei der Ernennung Eichhorns an Altensteins Stelle und in der Zurücksetzung Johannes Schulzes hinter einem Eilers entgegen. Das Beste dabei war wohl die Unfähigkeit dieser neuen Männer, etwas Positives zu schaffen und zu organisieren; nur in Personenfragen konnten sie für ihre Absichten etwas leisten, indem sie nach „Gesinnungstüchtigkeit" in ihrem Sinn die höheren

Stellen in Kirche und Schule und die theologischen und philosophischen Professuren an den Universitäten besetzten und die Hegelianer, denen der König eine besonders starke Abneigung entgegenbrachte, als „Staats- und Kirchenverwüster" nach Kräften beseitigten. Wie es aber auch sachlich gemeint war, zeigten die aus dem Kultusministerium selbst stammenden Angriffe auf die bisherige Verwaltung des höheren Schulwesens und den „ungläubigen" Geist der Philologen an den Gymnasien. Dadurch ermutigt wagten sich dann auch jene Dunkelmänner hervor, welche an den griechischen und römischen Klassikern — als Heiden! — Anstoß nahmen und christliche Autoren für die Schullektüre vorschlugen und forderten. 1846 ärgerte sich der König über die 100jährige Feier Pestalozzis, weil ihm hier das Bildungsstreben des Lehrerstandes und ihr Stolz auf das bereits Erreichte besonders lebhaft entgegentrat; der verdiente Seminardirektor Diesterweg, dem er sein Mißfallen darüber aussprach, wurde 1847 als Führer dieses emporstrebenden Standes seines Amtes entsetzt.

Während so der fortschreitenden Bildung gewehrt wurde, lag dagegen dem in romantisch-katholisierender Schwärmerei luxurierenden König eine reine Spielerei, die Gründung eines anglopreußischen Bistums in Jerusalem am Herzen. Beruhten schon die Kreuzzüge des Mittelalters auf einer großen weltgeschichtlichen Illusion, so war im neunzehnten Jahrhundert ein solches Hinblicken auf Jerusalem und die künstliche Stiftung dort ein thörichter Anachronismus und eine arge Donquixoterie und setzte ihn gerechtem Spott aus, um so mehr als er dabei durch seine Vorliebe für England und das Ungeschick in den Verhandlungen über das Kondominium mit demselben auch das nationale Empfinden verletzte.

Und wenn es weiterhin nur zu loben war, daß er den der Union feindlich gebliebenen und unter seinem Vorgänger schließlich gar zu Märtyrern gemachten Altlutheranern — etwa 50000 an der Zahl — Duldung gewährte, so war das treibende Motiv dafür bei ihm doch keineswegs die in preußischer Tradition begründete Toleranz nach dem Friedericianischen Worte, daß im preußischen Staat jeder nach seiner Façon selig werden dürfe, auch nicht etwa eine „ihm von Natur innewohnende und durch seine Studien genährte

Meinung, daß den religiösen Überzeugungen ein möglichst freier Spielraum gelassen werden müsse", sondern vielmehr nur die Abneigung gegen die Union, in der er lediglich ein Zeichen des um sich greifenden Indifferentismus und Unglaubens sah. Aus Pietät gegen seinen Vater und aus einem gewissen königlichen Unfehlbarkeitsdünkel heraus, der auch dem Vorgänger zu gute kam, hielt er sie äußerlich aufrecht; aber die wachsenden Angriffe der Evangelischen Kirchenzeitung im Interesse eines „reinen" Luthertums zeigten, was man in den Kreisen der Eingeweihten glaubte und hoffte. Und wenn er endlich die protestantische Kirche vom staatlichen Zwang und Bann loslösen wollte und schließlich eine evangelische Generalsynode berief, so geschah auch das nicht im Sinn wirklicher Freigebung und Freiheit, sondern war nur wieder ein Ausfluß seiner uns schon bekannten Abneigung gegen den Staat und die bureaukratische Verwaltung. Sein Ideal war auch für den Protestantismus eine bischöfliche Kirche, deren ritterlicher Schirmherr er sein wollte. Die Synodalverfassung dagegen erinnerte ihn zu sehr an die ihm so gründlich verhaßte Form des politischen Parlamentarismus, und deshalb zögerte er, die Beschlüsse jener ersten Generalsynode zu bestätigen, bis dann freilich auch dies durch die Revolution gegenstandslos wurde. Dagegen blieb in Wirklichkeit vielfach ein byzantinischer Cäsaropapismus — die schlechteste Lösung des verzweifelten Problems vom Verhältnis zwischen Kirche und Staat, gerade die, die Schleiermacher in seinen Reden über die Religion für beide Teile als die verderblichste und verhängnisvollste bezeichnet hatte.

Dieser romantische Sumsum des Königs und der dadurch gestärkte Konfessionalismus derer um Hengstenberg mit ihrer kleinlichen Engherzigkeit und ihrer fanatischen Unduldsamkeit war den alten ehrlichen „Rationalisten" und den unter dem Einfluß der Hegelschen Linken stehenden radikaleren Geistern in der Geistlichkeit, einem Uhlich und Wislicenus in der Provinz Sachsen oder einem Rupp in Königsberg in der Seele zuwider. Sie erhoben daher lauten Protest und waren in diesem Augenblick wirklich „die Lichtfreunde", als die man sie erst verhöhnte und dann, als auch sie zur Parteibildung schritten und unter den Gemeinden Anhang

warben und fanden, maßregelte und zur Kirche hinausdrängte. Das führte auch hier zur Separation und zur Bildung von eigenen freien Gemeinden, die eine Zeitlang im Deutschkatholizismus Unterstützung und Anschluß fanden.

Doch ehe wir von diesem reden, haben wir erst noch Friedrich Wilhelms IV. Stellung zur katholischen Kirche kennen zu lernen. Dabei zeigte er sich freilich noch viel ungeschickter als in seinen Beziehungen zum Protestantismus; und hier war jeder Mißgriff viel verhängnisvoller. Was wir heute unter der konfessionellen Zerklüftung unseres Volkes und der ultramontanen Hochflut im deutschen Reich zu leiden haben, daran trägt doch dieser preußische König die Hauptschuld: weil er sich schwach zeigte, ist die Kirche und das Machtgefühl der Kirche so stark geworden, und so ernten wir noch heute, was er gesät hat.

Die Art, wie er in Köln und Posen die Bischofsfrage löste, indem er die eingekerkerten Bischöfe vorläufig ohne weiteres freigab, und wie er in Breslau den staatsgetreuen Bischof Sedlnitzky, der freilich später zum Protestantismus übertrat, fallen ließ und preisgab, warf auf den Staat fraglos den Schein der Niederlage und auf den König den Vorwurf großer Schwäche. Überall wich der König Rom gegenüber ganze oder — was fast noch schlimmer war — halbe Schritte zurück. Die Errichtung einer katholischen Abteilung im Kultusministerium trug den Konfessionalismus in die Staats- und Unterrichtsverwaltung selbst herein und öffnete ultramontaner Propaganda und ultramontanen Intriguen auch hier Thür und Thor. Die Folgen zeigten sich bald in einer Überwucherung des klerikalen Einflusses auf dem Gebiet des höheren und des niederen Schulwesens. Eine Schrift von Görres „Kirche und Staat nach Ablauf der Kölner Irrung“ (1842) gab dem Gefühl des Triumphes über den König und „die Beamtenhierarchie“, welcher der Rheinländer ihr Preußentum nie hatte verzeihen können, drastischen Ausdruck: „alle Prinzipien sind der Kirche unverletzt und unversehrt geblieben“, darin hatte er Recht, leider Recht, denn dem Staat waren sie dafür bei diesem Handel um so mehr verletzt und versehrt worden. Nimmt man dazu noch die Vorgänge in Bayern, wo um jene Zeit das ultramontane Ministerium die protestantischen Soldaten bei der

Fronleichnamsprozession zur Kniebeugung zwang und die Geistlichkeit in München bei der Bestattung der protestantischen Königin-Mutter jede Rücksicht aus den Augen setzte und wie zum Hohn im Frack statt im Ornat erschien, so waren jene Görresschen Triumphfanfaren nur allzu sehr gerechtfertigt.

Der Deutschkatholizismus.

Und so konnte es denn auch der Bischof Arnoldi von Trier wagen, im Jahre 1844 die Ausstellung des heiligen Rockes zu veranstalten, und wieder war es Görres, der diesen Schritt als „eine feierliche Bekundung des Triumphes der Kirche über den paritätischen Staat" rechtfertigte und verherrlichte. Daß dies bei den Protestanten am Rhein den bittersten Unwillen erregte und als blutiger Hohn empfunden wurde und daß dem gegenüber zwei junge Gelehrte in Bonn, Gildemeister und Sybel in ihrer Untersuchung' „über den heiligen Rock zu Trier und die 20 anderen heiligen ungenähten Röcke" die Echtheit der Reliquie mit sieghaften Gründen bestritten, wollte nicht allzuviel besagen. Das kam ja von Seiten der Ungläubigen und Andersgläubigen und kam nicht auf gegen die Million gläubiger Pilger, die zu dem wertlosen Stückchen Zeug gläubig aufblickten oder gegen die Wunder, die vor ihm geschahen oder nicht geschahen. Es war wirklich ein Triumph des Glaubens über den gesunden Menschenverstand und die wissenschaftliche Kritik; hiermit verurteilte sich der Katholizismus selbst zu jener „Inferiorität", über die heute ernsthafte Männer wie Schell und v. Hertling beschämt und traurig klagen. Weit wichtiger war — oder schien damals wenigstens, — daß auch aus der katholischen Kirche selbst heraus, aus den Reihen der niederen und jüngeren Geistlichkeit dieser Provokation gegenüber noch laut Protest erhoben wurde. Johannes Ronge, ein schlesischer Kaplan, wandte sich in einem offenen Schreiben an den Trierer Bischof ob dieses „Götzenfestes". Das schlug mächtig ein. In Breslau, in ganz Schlesien fielen ihm rasch hunderte und tausende von Protestierenden zu, der Kaplan Czerski schloß sich ihm mit seiner ganzen Gemeinde an, der ältere Theiner, der als Josephiner schon früher seine Professur hatte aufgeben müssen und sich auf eine Pfarrei zurückgezogen hatte, legte nun

auch sein Priestergewand ab. Ronge stellte sich als „deutsch-katholischer" Priester der römisch-katholischen Kirche entgegen und Czerski nannte seine Gemeinde „christkatholisch". Schon 1845 konnte in Leipzig das erste deutschkatholische Konzil abgehalten werden, auf dem sich Robert Blum als feuriger Redner und lauter Agitator erstmals in weiteren Kreisen hervorthat. Die Zahl der Gemeinden wuchs rasch auf 170, später auf 200, die der Anhänger auf 60—70000, worunter allerdings auch Protestanten waren. Ronge selbst war von diesem Erfolg seiner Sache berauscht, 1845 schrieb er: „Ha, mich schauert's, daß wir schon so nahe dran; doch jetzt ist's vorüber. Der große Wurf ist gelungen, der Fortschritt des Jahrhunderts ist gerettet; der Genius Deutschlands greift schon nach dem Lorbeerkranz. Und Rom muß fallen." Aber auch ruhige und besonnene Männer wie Karl Mathy und Gervinus waren voll Enthusiasmus und Vertrauen: der erstere hoffte, mit Auerbach „einmal in der freien deutschen Kirche zusammen zu treffen", nachdem nun „Spinoza in Deutschland gesiegt", und Gervinus, der in Flugschriften für die Bewegung eintrat, meinte, daß sie „die katholische und protestantische Kirche in Deutschland absolvieren und sich zu einer großen deutschen Nationalreligion gestalten" werde.

Allein Triumph und Hoffnung waren trügerisch. Die katholische Kirche war doch längst wieder fest gefügt, die Hierarchie das gehorsame Werkzeug des Papstes und das bißchen Martyrium am Rhein und in Posen ein willkommener Kitt zum Zusammenhalt der etwa auseinanderstrebenden Geister. Daß sich kein Bischof der Bewegung anschloß, machte sie von vorn herein aussichtslos, ähnlich wie die Sache der Altkatholiken 25 Jahre später daran gescheitert ist. Vor allem aber, die Ronge und Czerski waren keine Reformatoren. Die Eitelkeit und das rhetorische Pathos überwog bei dem ersteren die sittliche Kraft, die allein das Recht giebt zu einem derartigen Bruch und die Gewähr giebt für das erfolgreiche Begründen eines Neuen; und es fehlte die Klarheit über Ziel und Mittel, die Einsicht in die Schwere des Kampfes und in die Verpflichtung, die er den Führern auferlegte; bei Braten und Champagner macht man keine neue Religion.

Und bald kamen auch innere Schwierigkeiten, über das Glaubensbekenntnis der neuen Religionsgemeinschaft konnte man sich nicht

einigen. Hatte man in Leipzig noch mühselig eine leidlich positive Formel zusammengebracht, so war diese rasch vielen, die weiter gehen wollten, zu konservativ, und es stellte sich immer mehr heraus, daß sich der Deutschkatholizismus nicht etwa auf der Linie zwischen Katholizismus und Protestantismus bewegen wollte, sondern noch über den letzteren weit nach links hinausging und sich hier mit den extremsten und radikalsten Parteien und Richtungen innerhalb des Protestantismus zusammenfand. Von der Hegelschen Linken war es Arnold Ruge, der den „neuen Luther" auf seinem Triumphzug nach Süddeutschland begleitete; und da eben jetzt „die Lichtfreunde" durch Hengstenberg und seine Anhänger immer mehr von der Kirche abgedrängt und schließlich so wackere Männer wie Uhlich, Wislicenus und Rupp aus ihr hinausgemaßregelt wurden, so begegneten auch sie sich mit den Deutschkatholiken auf ihren radikalen Pfaden; die Vorläufer der heutigen Gesellschaft für ethische Kultur, welche nur ehrlicher als diese den Kampf gegen die Kirche ausdrücklich auf ihre Fahne schrieben, schlossen sich ebenfalls an. Die Regierungen, vor allem die Friedrich Wilhelms IV. standen dieser ganzen Bewegung zunächst natürlich nur hemmend und verbietend gegenüber; schließlich aber mußte doch in Preußen durch das Religionspatent vom 30. März 1847 den Dissidenten etwas wie Duldung gewährt und ihre standesamtlichen Beziehungen rechtlich geregelt werden. Der eigentliche Zweck war freilich ein ganz anderer, nicht ihnen durch Bewilligung des Rechts zur Gemeindebildung den Austritt aus der Kirche zu ermöglichen, sondern umgekehrt die Kirche von ihnen wie von räudigen Schafen zu befreien, „den Blutreinigungsprozeß der Kirche zu fördern". Nicht zum wenigsten dadurch tauchte dann das religiöse Element der Bewegung in den politischen Wogen des Jahres 1848 fast ganz unter, nur kümmerliche Reste dieser deutschkatholischen und freien Gemeinden haben sich in unsere Gegenwart herüber gerettet und stehen jetzt der Gesellschaft für ethische Kultur näher als irgend einer Kirche oder einem positiven Bekenntnis. An die Stelle des religiös Freien ist das Ethische getreten, Schwung und Begeisterung sind verflogen, eine gewisse Nüchternheit und Kahlheit ist für sie alle charakteristisch. Schon darum versagt ihnen heute jede Kraft zur Propaganda.

Friedrich Wilhelm IV. und die Kunst.

Noch auf einem andern Gebiet zeigte sich der romantische Sinn des preußischen Königs, auf dem der Kunst. Doch müssen wir hier zurückgreifen. Zu Anfang des Jahrhunderts unterstanden die deutschen Maler von Rom aus dem Einfluß von Carstens, im Hause des preußischen Gesandten in Rom — es war Wilhelm von Humboldt — fand dieser Klassizismus den geselligen Mittelpunkt und die erwünschte Protektion, neben Angelika Kaufmann und Gottlieb Schick ging dort vor allem Rauch aus und ein, und von Weimar her unterstützte der alte Heide Goethe diese von der neuhumanistischen Strömung getragene Kunstrichtung. Allein wir wissen schon, daß der Klassizismus eben um die Wende des Jahrhunderts der jugendlichen Romantik, wenn nicht erlag — dafür sorgte Goethe, so doch neben sich Platz lassen mußte. Wie Brentano und Arnim die deutschen Volkslieder, wie Görres die deutschen Volksbücher, so sammelten die Brüder Boisserée seit 1804 Werke der älteren deutschen Malerschulen und redeten laut vom Wert und von der Schönheit dieser Bilder. Selbst Goethe gewann von dieser deutschen Art und Kunst einen ähnlichen Eindruck wie vierzig Jahre vorher beim Anblick des Straßburger Münsters, vorgehalten hat er freilich auch diesmal nicht, in seiner Zeitschrift „Kunst und Altertum" blieb er dem Klassizismus treu. Aber der Platz, wo die Schlacht geschlagen und der Sieg der Romantik entschieden wurde, war doch nur Rom — nicht die antike Ruinenstadt Humboldts, sondern das päpstliche Rom mit seinen gewaltigen Sammlungen, die über Raphael und Michelangelo zurück reichten. In dem Klösterchen San Isidoro fand sich unter Overbecks Führung dem heidnischen Klassizismus gegenüber die romantische, specifisch christlich oder vielfach katholisch gestimmte Malerschule der Nazarener zusammen, welche auf das Vorbild der schlichten fleischarmen Quattrocentisten in Umbrien oder auf Fiesole zurückgriffen und unter dem Einfluß dieser Präraffaeliten ihre Madonnen und Heiligen malten. Auch die Landschaft bevölkerten sie lieber mit biblischer als mit mythologischer Staffage und an die Stelle des Heroisch-Stilvollen traten romantische Stimmungen, Märchenzauber oder heimatliches Glücksgefühl; denn für Deutschland wollten sie am Ende

doch alle malen und fühlten sich „nie deutscher“ als in Rom; und was Ludwig Richter oder Moriz von Schwind gemalt haben, das war auch in der That specifisch deutsch. Zunächst aber zeigte die Schule in den Freskobildern der Casa Bartholdy und der Villa Massimi ihr auch auf Großes und Monumentales gerichtetes Streben und Können, freilich gleich daneben auch die Grenzen dieses Könnens. Der größte von ihnen war Cornelius, eine weit machtvollere Persönlichkeit als die Overbeck und Veit, die Schnorr von Carolsfeld und Richter, weshalb er auch rasch über sie alle hinaus und von ihnen wegwuchs.

In diesen Kreis war 1818 der bayrische Kronprinz Ludwig bei seinem längeren Aufenthalt in Rom getreten, und schnell sich begeisternd hatte er Cornelius als den bedeutendsten von ihnen, als „den Hauptmann der Schar“ zu bleibendem Aufenthalt nach München eingeladen. Und nun wurde durch diesen fürstlichen Mäcen, der im Jahre 1825 den bayrischen Königsthron bestieg, und durch die Schar der Männer, die sich dort um Cornelius sammelten und unter und neben ihm schafften, die Schnorr von Carolsfeld und Moriz von Schwind, die Rottmann und Genelli und wie sie alle hießen, München zu der Kunststadt, als die wir sie heute alle kennen und lieben, freilich in gewissem Sinn doch ein Kunstprodukt auf einem diesen Bestrebungen nicht durchweg günstigen Boden.

Damit hatte Bayern Preußen überflügelt und war ihm zuvorgekommen. Nun aber hatte an Stelle des sparsamen, von jeder Kunstbegeisterung freien Königs Friedrich Wilhelms III., der deshalb doch seinen Schinkel und Rauch gehabt hatte, Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestiegen, und alsbald beschloß er, der Luxus und Kunst liebte, das Versäumte nachzuholen und den Vorsprung Münchens einzubringen. Aber auch damit kam er wieder zu spät. In dem Augenblick nämlich war in München die romantische und zugleich streng idealistische Kunst, wie sie namentlich Cornelius vertrat, in der Malerei bereits wieder im Begriff zu veralten und schickte sich an der realistischeren Schule der Historienmaler wie Piloty Platz zu machen; und von Frankreich und Belgien herüber drangen noch vorher viel realistischere Einflüsse, die es namentlich den Jüngeren anthaten und

sogar in Düsseldorf Schule zu machen begannen. Und gerade da berief der König den alternden Cornelius in die nordische Hauptstadt, in deren dünner Luft voll Skepsis und Verstandeskühle der Meister dieser fleisch- und farblosen, keusch-asketischen und monumental-idealistischen Kunst, dem zum vollen Künstler doch gerade etwas von der Hauptsache, ein Stück Können fehlte, sich schlecht genug ausnahm und sich auch persönlich von Anfang an wenig behaglich fühlte. Auch für diese Richtung der Malerei war Heine und das junge Deutschland mit ihrer Emanzipation des Fleisches und war Feuerbach mit seiner Anerkennung der Sinne und der Sinnlichkeit vernichtend. Die Künstler fingen an seinem Rat zu mißtrauen: „Streben Sie mehr nach der Schönheit als nach der Charakteristik", und das Publikum freute sich bereits der Künstler mehr, die sich die Betonung des Charakteristischen und Individuellen angelegen sein ließen. So kam, was man bedauern kann, der geplante Campo Santo nicht zu stande, selbst die Kartons, welche Cornelius dazu entwarf, fanden um ihrer farblosen Gedankenblässe willen wenig Verständnis und Beifall. Umgekehrt wahrte Rauch in dem Denkmal Friedrichs des Großen, der sich freilich zu romantischer Auffassung schlechterdings nicht eignete, die Selbständigkeit seiner klassizistischen, von Thorwaldsen beeinflußten Richtung und entschied daneben die Kostümfrage zu gunsten der modernen realistischen Auffassung. Vollends aber ein Schlag ins Gesicht aller Romantik war Adolf Menzels realistische Darstellung Friedrichs des Großen und seiner Zeit, und darum rief sie auch bei dem König, der sich ihrer großen Wirkung als Enkel jener Zeit doch nicht ganz entziehen konnte, sehr gemischte und zwiespältige Gefühle hervor.

Dagegen gelang dem König in der Kunst ein anderes Großes — die Wiederherstellung und Vollendung des Kölner Doms. Freilich auch hierbei zeigte sich der Wandel der Anschauungen und Gefühle. Goethe hat im Straßburger Münster ein Stück deutscher Art und Kunst gesehen und darum bebte unter seinen Meißelschlägen der schöne Bau ahnungsvoll der alten deutschen Heimat entgegen; selbst der Romantiker Uhland, freilich der gesündeste und freieste von allen, empfand vor diesem Bau nur ästhetisch, auch wenn er daneben die Zweckmäßigkeit dunkelblauer Glasfenster für

die Bestimmung einer christlichen Kirche erwog. Dagegen sah Friedrich Wilhelm IV. in dem Wiederaufbau des Kölner Domes ein Zeichen für das Wiedererstehen und -erstarken mittelalterlicher Frömmigkeit und katholischer Kirchenherrlichkeit. Wir modernen Menschen halten es mit Goethe und Uhland, erblicken darin voll reiner ästhetischer Freude das Meisterwerk eines Baustils, dessen Wert allerdings nicht in seinem specifisch deutschen Charakter, sondern in seiner eigentümlichen Schönheit zu suchen ist und dessen Beziehung zur Religion des Mittelalters wir historisch verstehen und gutheißen. Deshalb wird es uns heute auch nicht ganz leicht zu begreifen, daß von liberaler Seite her diesem Unternehmen Mißtrauen oder gar Hohn entgegengebracht und dabei auch die deutschen Accorde überhört wurden, welche der König bei der festlichen Grundsteinlegung voll und warm anschlug und denen dann auch aus Bayern herüber von dem „teutsch" gesinnten König Ludwig ein volles Echo antwortete. Aber auch diesem erging es nicht viel besser mit seiner in griechischem Stil erbauten Walhalla, in der doch unter den großen Deutschen aus Furcht vor den Ultramontanen Luther und Melanchthon keine Stelle finden konnten. Das eben war der Fluch jener Jahre, daß auch das Schöne und Große, was diese beiden Monarchen planten und thaten, unter ihren Händen den Parteistempel einer überlebten romantischen Richtung oder einer immer stärker sich accentuierenden konfessionellen Ausschließlichkeit und Absichtlichkeit erhielt und darum weder mit Dank noch mit Freude hingenommen und genossen werden konnte. Wenn sich daher Bretschneider, der alte Rationalist, Strauß, der theologische Kritiker und Heine, der geistreiche Antiromantiker, in der Abneigung und im Mißtrauen gegen den Kölner Dombau zusammenfanden, so ist das für jene Tage doch ein recht charakteristisches Symptom und nicht etwa nur der Ausfluß eines unberechtigten und thörichten, „geradezu persönlichen Hasses", wie uns Treitschke glauben machen möchte. Das Wort von Strauß, daß hier in ungesunder Frömmelei und Kunstspielerei vollendet werden solle, was dereinst in frommem Ernst begonnen worden, traf schließlich doch nicht soweit neben das Ziel; und ist denn nicht thatsächlich diese von einem protestantischen Fürsten ins Werk gesetzte Wiedererneuerung

des Kölner Wunderwerkes von der katholischen Kirche im Interesse ihrer Wiedererstarkung verwertet und als ein Sieg ihrer Macht und Herrlichkeit verstanden und ausgebeutet worden? Daß die Freude keine reine sein konnte, daran sind die Liberalen wirklich nicht schuld.

Der König und die Wissenschaft. Schelling.

Hatte aber der König auf dem Gebiete der Kunst schließlich dennoch mit diesem einen großen Wurf gegen seine Gegner recht behalten — nicht freilich in dem wie er es meinte, aber in dem, was er thatsächlich dabei erreichte und leistete, so mißglückte ihm auf einem anderen, dem Gebiete der Wissenschaft ein Plan, der ihm ganz besonders am Herzen lag. Wir wissen, wie verhaßt ihm die Hegelsche Philosophie war, deren Vertreter ja fraglos unter dem Ministerium Altenstein, namentlich durch dessen vortragenden Rat Johannes Schulze besonders begünstigt und bei Besetzung von Universitätsprofessuren bevorzugt worden waren: sie war in den zwanziger und dreißiger Jahren wirklich die preußische Staatsphilosophie. Das Auseinandergehen der Schule in eine Rechte und eine Linke und die immer radikalere Entwickelung der letzteren schien aber doch der Abneigung des Kronprinzen recht zu geben, und so war es kein Wunder, daß er als König die praktischen Konsequenzen zog.

So ungeteilt die Freude war, als er die Gebrüder Grimm nach Berlin berief, so waren es doch nicht zwei von den Göttinger Sieben, sondern die Romantiker, die er in ihnen sah und an seiner Berliner Hochschule haben wollte. Allein um Hegel zu überwinden, mußte man einen Philosophen finden. Nun hatte eben in dieser Zeit der junge Adolf Trendelenburg an der Berliner Universität in seinen „logischen Untersuchungen“ die Unhaltbarkeit der dialektischen Methode Hegels siegreich dargethan. Allein als Gleichwertiger konnte diese wissenschaftlich dünne Persönlichkeit Hegel unmöglich entgegengestellt werden, dazu besaß er nach außen zu wenig Autorität, und sachlich war sein eigenes an Aristoteles sich orientierendes Philosophieren über die Körperliches und Geistiges verbindende Kategorie der Bewegung zu sehr nur Gelehrtenweisheit und Kunstprodukt.

Dem König aber war schon jenes methodische Widerlegen und Widersprechen zu pedantisch, versprach auch keine sofortigen Erfolge. Daher sah er sich nach einem zugkräftigeren Gegner um, und den glaubte er in Schelling zu finden.

Die Hegelsche Philosophie war von Schelling ausgegangen, einen Augenblick hatten die beiden Jugendfreunde zusammen philosophiert, als wären sie nur einer. Aber Hegel hatte mit Schelling gebrochen, und erst mit stillem, später auch mit laut sich äußerndem Neide hatte dieser zugesehen, wie ihn der weit weniger geniale, aber viel gelehrtere und methodischere, viel tiefgründigere und systematischere Freund überholte. In seinen Vorlesungen an der durch König Ludwig 1826 neugegründeten Münchner Universität, deren glänzendste Zierde er war, polemisierte er deshalb mit affektierter Geringschätzung gegen Hegel und nannte seine Philosophie eine traurige Episode in der Geschichte der neueren Philosophie; was an ihr wahr und gut sei, habe Hegel ihm gestohlen. In einer vielbemerkten Vorrede zu einem Buche von Cousin, dem französischen Eklektiker, der für Schelling und Hegel zugleich schwärmte, sprach er sich 1833 auch öffentlich gegen diesen „neuen Wolfianismus“ aus, der „an die Stelle des Lebendigen und Wirklichen den logischen Begriff setze“, eine „von dürftigen Köpfen wie billig bewunderte Erfindung“. Die ganze Sache wuchs sich zu einer Art von cause célèbre aus, der Heine durch seinen Witz über Schellings wenig würdiges Benehmen noch besondere Notorietät verlieh. In seiner Schrift über die romantische Schule schrieb dieser lose Spötter: „Herr Schelling war zu Anfang des Jahrhunderts ein großer Mann. Unterdessen aber erschien Hegel auf dem philosophischen Schauplatz; Herr Schelling, welcher in den letzten Zeiten fast nichts schrieb, wurde verdunkelt, ja er geriet in Vergessenheit und behielt nur noch eine litterarhistorische Bedeutung. Die Hegelsche Philosophie war die herrschende, Hegel ward Souverain im Reiche der Geister, und der arme Schelling, ein heruntergekommener, mediatisierter Philosoph, wandelt trübselig umher unter den andern mediatisierten Herren zu München. Da sah ich ihn einst und hätte schier Thränen vergießen können über den jammervollen Anblick. Und was er sprach, war noch das Allerjämmerlichste, es war ein neidisches

Schmähen auf Hegel, der ihn supplantierte. Wie ein Schuster über einen andern Schuster spricht, den er beschuldigt, er habe sein Leder gestohlen und Stiefel daraus gemacht, so hörte ich Herrn Schelling, als ich ihn zufällig mal sah, über Hegel sprechen, über Hegel, welcher ihm „seine Ideen genommen", und „meine Ideen sind es, die er genommen", und wieder „meine Ideen" war der beständige Refrain des armen Mannes ... Hegel hat freilich sehr viele Schellingsche Ideen zu seiner Philosophie benutzt; aber Herr Schelling hätte doch nie mit diesen Ideen etwas anzufangen gewußt. Er hat immer nur philosophiert, aber nimmermehr eine Philosophie geben können." Wenn ihn aber Heine sachlich beschuldigte, „die Philosophie an die katholische Religion verraten" zu haben, so war das zwar so gefaßt falsch; allein für den romantischen Charakter der Schellingschen Philosophie im allgemeinen und speciell für die neueste und letzte Phase derselben, wie er sie in München ausgebildet hatte und vortrug, im besonderen war es doch nicht ohne einen gewissen Schein von Berechtigung. Etwas Bestimmtes wußte man freilich nicht, da Schelling nur vom Katheder herab diese neue Lehre verkündigte; es sollte eine christliche Offenbarungsphilosophie sein, die er als die positive Fortsetzung oder Ergänzung seiner früheren negativen Philosophie der Hegelschen entgegenstellte. Eben darum erschien er jetzt dem frommen, romantischen König als der Mann, der „die Drachensaat" des Hegelschen Pantheismus zu vernichten, Glauben und Wissen — schon wieder einmal! — auf eine noch nie dagewesene Weise zu versöhnen und die aus den Fugen gegangene Zeit wieder einzurenken im stande sei.

In diesem Sinn wurde er 1841 aus München nach Berlin berufen, und eben darum machte gerade diese Berufung das größte Aufsehen und erregte die größten Erwartungen. Und diese schien seine Antrittsrede am 15. November 1841 auch wirklich zu rechtfertigen, sie floß von Selbstgefühl über und verhieß „bis jetzt für unmöglich Gehaltenes" zu verwirklichen. Allein die Fortsetzung entsprach den hochgespannten Erwartungen nicht, die Zahl der Zuhörer nahm ab und schon 1846 stellte er die Vorlesungen ganz ein. Dazu hatte er freilich einen trefflichen Vorwand. 1843 veröffentlichte sein alter Gegner, die letzte Säule des Rationalismus, Kirchenrat

Paulus in Heidelberg auf Grund eines eigens zu diesem Zwecke nachgeschriebenen Kollegienheftes „die endlich offenbar gewordene positive Philosophie der Offenbarung und Entstehungsgeschichte, wörtlicher Text, Beurteilung und Berichtigung der v. Schellingschen Entdeckungen über Philosophie überhaupt, Mythologie und Offenbarung des dogmatischen Christentums im Berliner Winterkursus von 1841—42, der allgemeinen Prüfung vorgelegt". Das war ein öffentlicher Skandal, ein offenbares schnödes Unrecht war damit an Schelling verübt, und dennoch wurde der „alte Bösewicht" freigesprochen, und das Publikum, das, wie Kuno Fischer mit Recht sagt, auch diesmal „über dem Parteiinteresse die Rechtsfrage vergaß", hielt es in seiner Mehrheit mit Paulus. Diese Gelegenheit benützte der Philosoph, der seine Zeit und den seine Zeit nicht mehr verstand, um für immer zu verstummen. Und wieder fiel die Enttäuschung über den philosophischen Cagliostro, wie ihn Feuerbach nannte, auf den König zurück, der ihn „als Organ der Nation" nach Berlin berufen hatte.

In der That war aber auch diese Neuschellingsche Offenbarungsphilosophie eine wirkliche schwere Enttäuschung, wenn man sie auf ihren Inhalt hin ansah. Die bisherige Philosophie, orakelte er, auch seine eigene, wußte nur das Was, nicht auch das Daß der Dinge, hatte von ihnen nur einen Begriff, kannte nur ihre Möglichkeit, nicht ihre Wirklichkeit, und deshalb ist sie negativ. Zur Wirklichkeit gelangen diese begrifflichen Möglichkeiten oder Potenzen erst durch ein Einzelwesen, das absolut und allgemein zugleich ist, durch Gott: dieser ist somit der Endpunkt der negativen, der Ausgangspunkt der positiven Philosophie. Diese geht also vom Realen aus, in diesem allgemeinen Einzelwesen hat alles Seiende seine Existenz. Liegt schon in diesem Begriff eines Einzelwesens, das doch allgemein sein soll, der vollendete Widerspruch, so verwickelt sich Schelling durch den Gedanken, daß der trinitarische Prozeß in Gott und die Entstehung der Welt aus Gott ein rein freier Akt sein soll, in ein unklares Geflechte von spekulativen Bestandteilen seiner früheren Philosophie und Bruchstücken der kirchlichen Scholastik und macht sich so eine halbmystische Scholastik zurecht ohne wissenschaftlichen Wert. Etwas wertvoller ist die Darstellung der Religionen, in

denen sich Gott selbst entwickeln soll durch die Mythologie hindurch zur Offenbarung: im Christentum findet diese ihre Vollendung, das Christentum selber aber in der endgültigen Vereinigung von Glauben und Wissen, in einer wahrhaft philosophischen Religion, die freilich so, wie Schelling sie ausführt, weder kirchlich-orthodox noch wahrhaft philosophisch war und darum keinen Teil befriedigte. Und das Schlimmste dabei war, daß er, der doch berufen war die Drachensaat des Hegelschen Pantheismus zu zertreten, es hochmütig ablehnte, sich mit den kritischen und religionsphilosophischen Werken von Strauß, Baur und Feuerbach auseinanderzusetzen, sondern kategorisch erklärte: „nicht die in manchem Betracht zufälligen Erzählungen des Neuen Testaments sind notwendig, um die Hoheit Christi zu erkennen, sondern umgekehrt die Hoheit Christi — mit allen den Bestimmungen, die wir ihr gegeben (!) — ist notwendig, um diese Erzählungen, um die Evangelien zu begreifen. Das mögen die wohl bedenken, welche noch mit der mythischen Erklärung etwas ausrichten zu können meinen, die höchstens gegenüber der Kleingläubigkeit und Kleinmütigkeit mancher Theologen noch etwas bedeuten kann!“ Und schlimm war auch, daß er dabei die Religionswissenschaft mit allerlei spekulativen Konstruktionen und Willkürlichkeiten belastet hat, an denen sie lange genug zu leiden hatte. Gnostisch gedacht aber ist endlich dieser ganze Entwickelungsgang, wenn er aus einer menschlichen Geschichte zu einer überweltlichen Theogonie und Christogonie gemacht und damit aller „Hinterweltlichkeit“ Thür und Thor geöffnet und doch wieder nur Dichtung und Mythologie an die Stelle von Wissenschaft gesetzt wird.

Dennoch können wir heute historisch unbefangen das Bedeutsame dieser spätesten Periode des Schellingschen Philosophierens verstehen und anerkennen: sie verhält sich zu unserer heutigen Religionswissenschaft etwa ebenso wie seine Naturphilosophie zur exakten Naturforschung unserer Tage. Die Zeitgenossen aber sahen darin mit Notwendigkeit nur einen Ausfluß mittelalterlicher oder gar katholisierender Tendenzen im Dienste des romantischen Königs. Daraus erklärt sich die Leidenschaftlichkeit des Streits, daraus aber auch zum Teil der tiefe Sturz der Philosophie überhaupt, die nun nach der Selbstauflösung und dem Auseinanderfallen der Hegelschen Schule in

Schelling vor aller Welt kompromittiert dastand. Was Uhland von der Kirche seiner Zeit gesagt hatte: „der Festesrede Giebel war: duck dich, schweig dabei!“ das schien nun auch von der Philosophie zu gelten, und so erntete diese positive Philosophie Schellings, als sie erstmals 1843 im „Vordruck“ des Heidelberger Paulus erschien, nur Spott und Hohn; und als sie 1858 in den nachgelassenen Werken des Philosophen selbst ans Licht trat, da war die Zeit längst eine andere geworden und niemand kümmerte sich um sie, eine Wirkung auf das deutsche Geistesleben hat sie nur negativ ausgeübt: als 1848 der Sturm in die Zeit geflogen kam, da war eben infolge dieses großen Fiaskos die Philosophie überhaupt keine Macht mehr im Bewußtsein des Volkes und seiner Gebildeten, ohne Weltanschauung aber kann man zwar eine Revolution machen, aber keinen neuen Staat bauen. Und an diesem Mangel war letzten Endes doch wieder die Romantik und der romantische König schuld, indem sie der Zeit eine Weltanschauung aufdrängen wollten, über die sie längst schon hinausgewachsen war. So kam es nur zum leidenschaftlichen Negieren und Ablehnen, nicht zum positiven Bauen und ruhigen Gestalten.

Wie wertvoll und siegreich aber eine geschlossene Weltanschauung auch für den Politiker ist, dafür sei jetzt schon auf Stahl hingewiesen, der im selben Jahr wie Schelling und als sein — von diesem selbst freilich verleugneter — Schüler nach Berlin berufen, dort zum Führer der konservativen Partei Preußens geworden ist. Ebendeswegen sprechen wir aber von ihm und seinem Einfluß besser erst in der nächsten Periode, obwohl seine „Rechtsphilosophie“ und sein „Kirchenrecht der Protestanten“ schon vor der Berufung nach Berlin erschienen waren. Vorläufig ahnte noch niemand, daß die Berufung dieses Mannes, von dem Schelling so wegwerfend sprach und die fast niemand beachtete, weit bedeutsamer und dem König damit wirklich ein großer Wurf gelungen sei. Denn was wären die preußischen Konservativen ohne Stahl? Um den Ruhm, als ob durch Stahl die Schellingschen Ideen an sie gekommen wären, hat sich aber Schelling selber zum voraus gebracht, wenn er von ihm sagte: „die Philosophie der Offenbarung hat er nie gehört, und er kennt meinen letzten Sinn durchaus nicht.“

Um so seltsamer nahm sich unter allen diesen Romantikern in Kunst und Wissenschaft Alexander von Humboldt aus, wie er am Hofe Friedrich Wilhelms IV. umherging, ein Fürst der Wissenschaft, ein böser Spötter und nicht frei von Eitelkeit und cynischer Heuchelei, wenn er „zwar auf dem Rücken den goldenen Schlüssel des Hofamtes, zugleich aber die Ideen von 1789 im Herzen trug"; denn darüber lassen die Indiskretionen der Ludmilla Assing keinen Zweifel. Immerhin gab er, der unter Friedrich Wilhelm IV. seinen Kosmos schrieb und als dessen Freund und Höfling galt, dem König und seinem Hofe das wissenschaftliche Relief. Wenn er es einmal als seine Aufgabe bezeichnet hat, „in den stehenden trüben Urschlamm des Berliner Lebens ein geistiges Prinzip, ein befruchtendes, bildendes, veredelndes zu bringen, das Interesse von der schalsten, ärmsten Frivolität ab auf etwas Höheres, Ernsteres hinzuziehen", so ist ihm das freilich nur teilweise gelungen. Aber schon daß ein so ernster und großer Vertreter der strengen Erfahrungswissenschaft über all den großen und kleinen Dilettanten am Hofe imponierend und groß wie vor ihm nur Goethe stand, nach allen Seiten Einfluß übte und als der „gekrönte Monarch der Wissenschaft" einer ganzen Welt Respekt einflößte, das war doch etwas. Es bewies, daß der König für wahre Größe ein offenes Auge und eine Art von Verständnis hatte, nur konnte er sie von Scheingrößen aller Art nicht sicher unterscheiden und nahm daher in den meisten Fällen mit solchen vorlieb.

Die oppositionelle Poesie.

So kam denn, was kommen mußte, auch für Deutschland die Revolution, wohlvorbereitet in den vierziger Jahren durch die sich immer steigernde Heftigkeit der Opposition. Diese richtete sich nicht bloß gegen Friedrich Wilhelm IV., sondern war im allgemeinen der Ausdruck der Mißstimmung und des Unbehagens über die deutschen Zustände. Aber daß an eine Reform derselben nicht Hand angelegt und ihre Besserung schließlich nur von der Revolution erwartet wurde, daran trug doch dieser preußische König und der Geist, aus dem heraus er führte, redete, handelte und regierte, die Hauptschuld. Das Wort, das ihm Herwegh zurief:

Zu scheu, der neuen Zeit ins Aug' zu sehn,
Zu beifallslüstern, um sie zu verachten,
Zu hochgeboren, um sie zu verstehn

traf wirklich den Nagel auf den Kopf.

Noch war das junge Deutschland auf dem Plan, und Heines „Atta Troll" und „Deutschland. Ein Wintermärchen" sind eben in diesen Jahren erschienen. Aber auch in seiner Brust wohnten zwei Seelen; und ebenso wandten sich andere seiner jüngeren Führer wie Gutzkow und Laube, reifer und ruhiger geworden, von dem unmittelbaren Eingreifen in die Politik des Tages ab und suchten, unter Festhaltung freiheitlicher Tendenzen — man denke nur an Uriel Acosta — soweit sie das vermochten Bleibendes zu schaffen und namentlich die Bühne in realistischem Sinn zu beeinflussen und zu heben. Mit „Zopf und Schwert" und „dem Urbild des Tartüffe" hat Gutzkow, mit den „Karlsschülern" hat Laube das deutsche Theater wirklich bereichert. Radikaler war die Hegelsche Linke geblieben, soweit sie in den Halleschen Jahrbüchern zu Worte kam. Namentlich als diese in Preußen verboten wurden und unter dem Titel „Deutsche Jahrbücher" nach Dresden übersiedelten, wurde ihre Sprache immer leidenschaftlicher und heftiger, bis sie auch hier unterdrückt wurden und Ruge nun von Paris und mit Julius Fröbel zusammen von Zürich aus in Flüchtlingsstimmung eine wahrhaft revolutionäre Propaganda durch buchhändlerische Thätigkeit organisierte. Es war überhaupt eine Zeit voll Kritik. Ganz besonders ist Berlin damals die kritische Stadt geworden, die es bis zur Stunde geblieben ist. Allen anderen zuvor thaten es hierin „die Freien bei Hippel", die sich um den eben erst vom akademischen Lehramt entfernten Bruno Bauer scharten und die radikalsten der Radikalen wie die beiden Brüder Bauer oder Kasspar Schmidt (Max Stirner) zu ihren Mitgliedern zählten. Es war eine ätzende, alles zersetzende, nichts verschonende Kritik, die hier geübt wurde, und auch der Ton dieses Kreises entsprach in seiner Würdelosigkeit und Wüstheit der Zügellosigkeit der Gedanken.

Kaum minder schrill, wenn auch formell unanfechtbar waren die Töne, welche von der Schweiz herüber ein junger Schwabe,

Georg Herwegh in seinen „Gedichten eines Lebendigen“ (1841) anschlug. Die klirrende Phrase, die dieser Dichter voll Rhetorik, aber ohne Poesie und ohne das sittliche Pathos seines Landsmanns Uhland handhabte, — aber allerdings meisterlich handhabte, Klirren ist auch eine Kunst —, wirkte wie agitatorische Volksreden in dieser Zeit der Gärung doppelt stark: der revolutionäre Aufruf

Reißt die Kreuze aus der Erden,
Alle sollen Schwerter werden,
Gott im Himmel wird's verzeihen

zündete, als stünde die Revolution leibhaftig vor der Thür, und flog von Mund zu Mund. Sein Gedicht an den König von Preußen, das mit den Worten schloß

Und wer, wie ich, mit Gott gegrollt,
Darf auch mit einem König grollen

imponierte selbst diesem so, daß er ihm eine Audienz bewilligte, die dann freilich für beide sehr unglücklich ausfiel. Den verwöhnten und eiteln Poeten machte sie nur noch übermütiger und gehässiger, den gekränkten König nur noch empfindlicher und gereizter: da hatte Schiller seine Marquis-Posa-Scene doch mit besseren Heldenspielern ausgestattet. Immerhin war die Ausweisung dieses Phrasenhelden aus Preußen wenigstens verständlicher, als drei Jahre später die der beiden badischen Abgeordneten Itzstein und Hecker.

Gegen den Triumphzug, in dem der unreife, von sich und andern damals ebenso überschätzte, wie heute unterschätzte Herwegh Deutschland durchzog, richtete der weit bedeutendere Freiligrath seinen „Brief“ vom Januar 1843 mit dem wohlverdienten, aber bei diesem satisfait von 25 Jahren gänzlich unwirksamen Zuruf

Poet, wetz aus die Scharte,
Wetz aus den Schwabenstreich!

und ebenso unbefangen sprach es damals noch dieser echtere Poet vom Rhein aus, daß der Dichter auf einer höheren Warte stehen müsse, als auf der Zinne der Partei. Allein die Zeit war mächtiger als die Harmlosigkeit eines Einzelnen: eine ihm von Friedrich Wilhelm IV. in guter Meinung verliehene Pension warf er ihm, als wäre es eine goldene Kette, vor die Füße und sang nun — wie Herwegh von der Schweiz, so er von England herüber seine revo-

lutionären neuen Gedichte, die aber doch den Dichter nie ganz verleugnen konnten.

Socialistische Klänge.

Und vom Ausland her kam auch zum erstenmal ein socialer Zug in diese revolutionäre Bewegung. Socialisten gab es in Deutschland noch keine — wir werden hören, warum —, während in England bereits die Chartisten ihre Siege erfochten und es in Frankreich seit Baboeuf dem Socialismus nie an utopistischen Theoretikern oder an praktischen Revolutionären und Verschwörern gefehlt hat. Wieder war es Heine, der die Vermittlung übernahm. Er war in Paris mit den St. Simonisten und speciell mit Enfantin bekannt geworden und hatte dann in seiner leichten ironischen Weise seine Landsleute erstmals auf diese ihnen neue Bewegung hingewiesen. Freilich ohne sie selber in ihren Wurzeln und in ihrem Wesen recht zu verstehen: denn ihm, diesem Aristokraten der Bildung, fehlte jede Möglichkeit einer intimeren Berührung und Verständigung mit der schwieligen, schweißigen Hand des Arbeiters, die ihn anwiderte und degoutierte. Auch fürchtete er von diesen „finstern Bilderstürmern" für Schönheit und Kunst und es beschlich ihn „unsägliche Trauer, wenn er an den Untergang dachte, mit dem das siegreiche Proletariat seine Verse bedrohe, die ins Grab sinken werden mit der ganzen alten romantischen Welt." Vielleicht mehr als das specifisch Kommunistische dieser neuen Lehre reizte ihn die von Enfantin improvisierte Religion und imponierte ihm die Energie, mit der hier der Emanzipation des Fleisches das Wort geredet und dieselbe gewissermaßen religiös gerechtfertigt werden sollte: der Romantiker, der Hegelsche Pantheist und der Führer des jungen Deutschland kamen dabei alle auf ihre Kosten. Nach Paris kamen aber auch deutsche Handwerksburschen, und ebenso fanden sich in der Schweiz in jener echt romanischen Geheimverbindung unter Mazzinis Leitung, dem „jungen Europa", auch deutsche Flüchtlinge und Handwerker zusammen und erfüllten sich da wie mit revolutionären und tyrannenmörderischen, so auch mit allerlei socialistischen und kommunistischen Anschauungen ohne Zusammenhang und Klarheit. Von den in Handwerkerkreisen und durch sie verbreiteten socialistischen Ideen

jener Jahre geben uns zwei Romane vielleicht das anschaulichste Bild. Der eine „Wandlungen“ von Fanny Lewald, noch vor der Revolution erschienen, zeigt, wie von Paris aus diese Ideen bis nach Ostpreußen kamen und dort die bäuerliche Bevölkerung gegen ihre Gutsherrn in Bewegung setzten. Der andere, erst 1850 ans Licht getretene Roman von Gutzkow „Die Ritter vom Geist“ schildert, wie der hochgeborene Fürst Egon von Hohenberg erst in der Blouse des Tischlers und erfüllt von den Ideen des arbeitenden Volkes in Paris mit dem Socialisten Louis Armand Freundschaft und Brüderschaft schließt, dann aber als Ministerpräsident und „Staatsretter“ dieselben nicht durchführen, kaum festhalten kann und nach zwei Jahren als müder Kämpfer, aus tausend Wunden blutend zu diesen Idealen zurückkehrt.

Während aber in diesen beiden Romanen das Socialistische ausdrücklich als fremde Importware bezeichnet wird und uns die „Wandlungen“ deshalb schließlich wieder auf französischen Boden zurückversetzen griff Freiligrath damit unmittelbar ins deutsche Leben hinein und entnahm demselben Stoffe zu socialistisch wilder und trotziger Klage und Anklage. So vor allem in jenem mächtigen Gedicht von dem Proletarier-Maschinisten auf dem Dampfschiff, das den König von Preußen den Rhein hinunterführt.

Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Versteck;
In seiner Fallthür steht er da und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme rot erhitzt
Mit der gewölbten haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweifen seinen Blick, so murrt er leis dem Fürsten zu:
Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunklem Schoß,
Tief unten von der Not gesperrt, da schür' und schmied' ich mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrsch' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: Ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden bricht, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern stark und breit
Ein neuer Sankt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Über den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt.

In der wahren Geschichte „vom Harze" kommt die Not der Bauern, in dem Gedicht „aus dem schlesischen Gebirge" das Elend der schlesischen Weber zu starkem und ergreifendem Ausdruck. Und gleich darauf im Sommer 1844, als ob der Dichter hier zugleich Prophet und Seher gewesen wäre, kam es dann in diesen Weberdörfern des schlesischen Gebirges zu einem socialen Aufstand dieser Ärmsten aus Elend, Not und Verzweiflung, der freilich blutig niedergeschlagen, aber nun erst recht Anlaß und Stoff wurde zu allerlei kommunistischen Gedanken in Wort und Bild. Allein es mußte doch erst die Zeit socialistisch werden, damit fünfzig Jahre später Gerhart Hauptmann in seinen „Webern" uns diese That der Verzweiflung als soziales Drama vorführen und dafür auf volles Verständnis rechnen konnte.

Nur zwei Deutsche dürften in jenen Tagen ganz überzeugte und bewußte Socialisten gewesen sein — der ganz revolutionäre Schneider Wilhelm Weitling und der Berliner Professor Viktor Aimé Huber, einer der ersten Wortführer der konservativen Partei in Preußen. Jener, der in Paris die kommunistischen Führer kennen gelernt und deren Lehren in sich aufgenommen hatte und offenbar etwas vom deutschen Sektenstifter an sich trug, griff auf urchristliche Gedanken zurück und schrieb sein „Evangelium eines armen Sünders", in welchem die socialistischen Elemente in der Lehre Jesu und seiner Apostel mit sicherem Griff herausgehoben und in wirkungsvoll agitatorischer Weise verwertet wurden; und in seiner Schrift „Garantien der Harmonie und der Freiheit" näherte er sich bereits der materialistischen Geschichtsauffassung und verlangte praktisch allgemeine Arbeitspflicht mit gleichmäßigem Minimalerwerb. Ausgerichtet hat er freilich nichts: er war ein Vorläufer und ein Märtyrer, der bald Flüchtlings-, bald Gefängnisbrot zu essen bekam. Und theoretisch fehlte es ihm doch noch zu sehr an der Einsicht in die wirtschaftlichen Verhältnisse, und darum war es mehr nur der unbestimmte Drang nach einer socialen Revolution, wie eine solche in den kommunistischen Geheimbünden des damaligen Frankreich geplant und gefordert wurde, als ein

klares soziales Programm. Jene Einsicht fehlte dagegen Huber nicht, und wohlbegründet war seine Forderung an die oberen Klassen, durch schöpferische Thaten, oder wie wir heute sagen, durch sozialpolitische Maßregeln der drohenden sozialen Revolution zuvorzukommen. Allein auch einer von denen, die von Friedrich Wilhelm IV. auf den unrichtigen Platz berufen waren, stand er mit dieser Forderung in seiner Zeit und seiner konservativen Umgebung unverstanden da und kam mit seinen Befürchtungen und Mahnungen ebenso zu früh wie Weitling mit seiner revolutionären Agitation. Die Revolution von 1848 war ebensowenig sozial als die Reaktion der fünfziger Jahre. In den Massen sah man in Deutschland einstweilen noch kaum etwas anderes als den Resonanzboden für die bürgerlichen Redner und Agitatoren, und der „Ritterschaft", mit der Huber deshalb brach, kam es noch entfernt nicht zum Bewußtsein, daß sie gegenüber den Proletariern und Arbeitern im ganzen Pflichten, nicht bloß Vorrechte habe.

Was aber in den vierziger Jahren drüben in England von deutschen Flüchtlingen an wissenschaftlichen Waffen geschmiedet wurde, mit denen heute die Socialdemokratie ihre Kämpfe ausficht, das blieb einstweilen noch in der Scheide stecken, und als es sich im „Manifest der kommunistischen Partei" 1847 ans Licht wagte, da fand es in Deutschland jedenfalls noch kein Echo: von Karl Marx werden wir daher erst später zu reden haben.

Erwachen des Nationalgefühls.

Dagegen wurde ein anderes, der internationalen Flüchtlingsbewegung und Verschwörerstimmung gerade Entgegengesetztes in den vierziger Jahren neu belebt — das deutsche Nationalgefühl. Vom Ausland her klang es freilich in den Kreisen der vorgeschrittenen Liberalen immer noch recht kosmopolitisch-international: so aus Paris, wo Heine im „Wintermärchen" Deutschland verhöhnte und Arnold Ruge in den deutsch-französischen Jahrbüchern in urwüchsiger Grobheit über Deutschland wetterte; von England herüber stimmte Freiligrath ein; am schlimmsten aber trieb es Georg Herwegh in Zürich, der sich in seinem Polenenthusiasmus anläßlich eines neuen ganz besonders thörichten Polenaufstandes im Jahre 1846 nicht schämte zu rufen:

Den Empörern Sieg
Und jede Schmach auf deutsche Fahnen!

Das war aber bereits anachronistisch und paßte nicht mehr zu der Stimmung der vierziger Jahre. Die frivole Kriegsdrohung, welche 1840 Thiers als Minister Louis Philipps aus Anlaß der diplomatischen Niederlage Frankreichs in der egyptischen Frage und im Interesse der Förderung seines Lieblingsplanes, der Befestigung von Paris, über Deutschland heraufbeschworen hatte, entfachte hier plötzlich einen ungeahnten und lange nicht mehr erlebten Aufschwung nationaler Begeisterung, die in dem Lied „Sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein" ihren populären Ausdruck fand. Auch beim Durchschnittsliberalismus kam diese nationale Gesinnung zum Durchbruch und verdrängte die fremdbürgerlichen Allüren und die seit dem Hambacher Fest oft recht taktlos sich äußernden französischen Sympathien; konnte doch selbst Herwegh sich in jenem Augenblick dem Umschwung nicht entziehen, auch er rief:

Und wär's nur um den Wein,
Der Rhein soll deutsch verbleiben!

Die Rede, die Friedrich Wilhelm IV. 1842 beim Kölner Dombaufest hielt, ließ einen Augenblick sogar von ihm die Lösung der deutschen Frage hoffen, obwohl doch der ironisch kühl daneben stehende Metternich solche rollenwidrige Seitensprünge seines königlichen Freundes sofort wieder unschädlich zu machen wußte. Auch Ludwig von Bayern, dessen beste Zeit freilich bereits vorüber war, hörte man trotz seiner harten Verse und seiner noch härteren Partizipialwendungen gerne sich für „teutsches" Wesen begeistern. Als aber vollends 1846 Christian VIII. von Dänemark in seinem „offenen Brief" die Unverletzlichkeit des dänischen Gesamtstaates proklamierte und sich damit über die verbrieften Rechte und die alte Vereinigung der beiden Herzogtümer Schleswig und Holstein hinwegsetzte, da klang das 1844 gedichtete „Schleswig-Holstein meerumschlungen" jubelnd und trotzig vom Fels zum Meer, die öffentliche Meinung stellte sich auf die Seite der erregten Schleswig-Holsteiner und forderte die Wahrung nationaler Rechte und nationaler Würde, und für dieses Gefühl fand diesmal der sonst ganz unpolitische Geibel die rechten Worte. Selbst der Bundestag,

der 1823 die Erwartung der Schleswig-Holsteiner, daß „in deutschen Landen ein Zufluchtsort für unterdrückte Gerechtigkeit zu finden" sei, schmählich getäuscht und ihren Beschwerden „mangelnde Kompetenz" als alles lähmendes Meduſenhaupt entgegengehalten hatte, konnte sich diesmal dem Druck der öffentlichen Meinung nicht entziehen, sondern mußte wenigstens in der Sache gegen den König Stellung nehmen und die Rechte der Agnaten und der holsteinischen Landesvertretung wahren. Dem Volk freilich war der Bundesbeschluß in der Form zu zahm und zu höflich, und so gingen namentlich an den deutschen Hochschulen die Wogen darüber doch recht hoch.

Hier waren die Wortführer jedoch nicht mehr die Studenten wie dreißig Jahre vorher, sondern die durch die mutige That der Göttinger Sieben mächtig gehobene Professorenschaft. Daß sieben deutsche Professoren, Gelehrte ersten Ranges es wagten, dem Verfassungsbruch des neuen Königs Ernst August von Hannover entgegenzutreten und ihm zu sagen, daß sie nicht als Männer erscheinen wollen, „die mit Eiden ein leichtfertiges Spiel treiben", und lieber Absetzung und Ausweisung als Unterwerfung auf sich nahmen, hatte durch ganz Deutschland ein jubelndes Echo gefunden und eine weit über die Personen hinausreichende moralische Bedeutung gewonnen. Am Mannesmut hochstehender, freigesinnter Universitätslehrer fand fürstlicher Absolutismus und gewalthaberische Willkür also doch ihre Schranke, und darum ließ sich das Volk nicht mehr auf den „beschränkten Unterthanenverstand" und den stillschweigenden Unterthanengehorsam verweisen und trat mit Adressen und Geldsammlungen auf die Seite der Tapferen. Vielleicht darf man mit dem Auflohen der öffentlichen Meinung bei solchen Anlässen auch die opferwillige Initiative in Zusammenhang bringen, aus der heraus das deutsche Volk wenige Jahre nachher beim großen Brand von Hamburg von allen Seiten Hilfe leisten wollte.

Den Professoren aber kam durch jenen Vorgang der Göttinger Sieben das Günstige ihrer unabhängigen Stellung erstmals recht zum Bewußtsein, und so ließen sie hinfort keine Gelegenheit vorübergehen, bei der nationale Gesinnung gepflegt werden und vor der weithin aufhorchenden Bevölkerung laut und vernehmlich zum Worte kommen

konnte. So stärkte sich namentlich auf den beiden ersten Germanistenversammlungen in Frankfurt und Lübeck, im Zusammensein von Männern wie Arndt, Uhland, den Gebrüdern Grimm, Dahlmann und anderen, dieses nationale Gefühl und diese patriotische Gesinnung. Was hier an Hoffnungen und Wünschen laut wurde, ging weit hinaus über die Kreise des Faches und der Wissenschaft: wie die Anwaltstage ein einheitliches Recht für ganz Deutschland und unter Berufung auf altgermanische Einrichtungen Schöffen- und Schwurgerichte begehrten, so stellten auch die Germanisten ihre Wissenschaft in den Dienst nationaler und freiheitlicher Forderungen. Aber auch was dieser germanistischen Wissenschaft als solcher in allen den Jahren und im Verlauf der von uns in ihren Anfängen geschilderten Entwickelung gelungen war, galt nicht nur als ein Triumph der strengen Wissenschaft mit ihrer historischen und vergleichenden Methode, sondern man blieb sich der Herkunft dieser Studien aus dem romantischen Geiste und ihres Zusammenhanges mit dem gesamten deutschen Volkstum durchaus bewußt und begrüßte sie als Bereicherung und Verherrlichung deutscher Sitte, Sprache und Art. Die Germanistik war damals recht eigentlich die deutsche Wissenschaft.

Und wie mit den Germanisten zugleich die Historiker tagten, so stellte sich auch die Geschichtswissenschaft und Geschichtschreibung mit ihnen in den Dienst des nationalen Lebens. Das achtzehnte Jahrhundert, dem man mit Recht seinen unhistorischen Sinn zum Vorwurf macht, war darum doch erfüllt von Interesse für Geschichte und hat eine Reihe großer Historiker hervorgebracht. Neben Hume und Gibbon in England, neben Voltaire und Montesquieu in Frankreich stehen in Deutschland Schlözer und Spittler und für die eigene Geschichte besonders Justus Möser, der in wahrhaft Herderschem Geiste deutsche Landesgeschichte behandelte. Durch seine ästhetische Darstellung und seine feinsinnige Charakteristik wußte Schiller erstmals in Deutschland das Lesen historischer Werke zu einem Genuß für alle Gebildeten zu machen und „die Geschichtschreibung aus den niederen Kreisen des wissenschaftlichen Handwerkes zu befreien und sie in freiere, lichtere Bahnen emporzuweisen"; und ebenso ist der als Historiker ungleich bedeutendere Johannes von Müller

durch seine antikisierende, taciteisch pointierende Form der neuhumanistischen Zeitströmung mächtig entgegengekommen. Ganz besonders aber war es nun die Romantik, welche die geschichtlichen Studien in deutschnationalem Interesse und Geist zu treiben anspornte und namentlich auf eine gerechte oder gar überschätzende Würdigung des vom achtzehnten Jahrhundert als barbarisch verschrienen und in Mißkredit gebrachten Mittelalters drang. Friedrich von Raumers Geschichte der Hohenstaufen war dafür der adäquateste Ausdruck, und die aus ihr schöpfenden zahlreichen Staufendramen bewiesen, wie sehr sie der Stimmung dieser romantischen Zeit entsprach. So angesehen verdient sie die Mißachtung nicht, in der sie heute steht. Der romantische Zauber alter deutscher Kaiserherrlichkeit ist durch sie in vieler Herz und Sinn gekommen, und was davon nach Abstreifung des allzu Idealen und historisch Unhaltbaren übrig geblieben ist, das ist ja nichts anderes als — die Begeisterung für Kaiser und Reich. Wissenschaftlich unendlich viel höher, und doch aus denselben Stimmungen herausgeboren, stand die vom Freiherrn von Stein ins Leben gerufene „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde", deren That die seit 1826 unter der Leitung von Pertz erfolgende Herausgabe der Monumenta Germaniae historica war — eine kritische Sammlung mittelalterlicher Quellen, die eine wissenschaftliche Durchforschung des Mittelalters erst möglich gemacht und inzwischen die reichsten Früchte getragen hat. Bezeichnend ist aber doch, daß auch an der Wiege dieses echt vaterländischen und rein wissenschaftlichen Unternehmens das Mißtrauen der deutschen Regierungen gestanden und Metternich dasselbe als ein „revolutionäres" verdächtigt hat.

Zu der romantischen Richtung gehört endlich auch Leopold von Ranke, den die deutsche Geschichtschreibung unseres Jahrhunderts als den Meister ihres Faches verehrt. Er besaß jene objektive Richtung des Geistes, in der nach Schopenhauer die Genialität besteht und die Fülle der Ideen, die dazu gehört, und vereinigte so „das feinste Verständnis in der Abschätzung und Benutzung der Quellen, einen auf reine Gegenständlichkeit gerichteten Sinn, der dem Darsteller die Gabe wünschenswert machte, sein Selbst gleichsam auszulöschen, das Bemühen, die Verknüpfung der Einzelerscheinung

und des Allgemeinen aufzudecken, die angeborene Gestaltungskraft und Lebhaftigkeit des Ausdrucks". Schon in seinem ersten Buch, den „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535" und dann weiterhin immer entschiedener machte er es der Geschichte zur Aufgabe, „bloß zu sagen, wie es eigentlich gewesen", und mit einer ästhetischen Freude schaute er ohne zu richten den historischen Erscheinungen zu, wie sie ihr eigentümliches Wesen entfalteten. Nur zuweilen wies er hin auf „die Hand Gottes über den Menschen"; und unter dem Einfluß der romantischen Lehre vom unbewußten Schaffen der Volksseele in den geschichtlichen Erscheinungen, aber auch von Hegels geschichtsphilosophischen Anschauungen berührt, suchte er immer mehr in die tiefsten Geheimnisse der Begebenheiten einzudringen und zu entdecken, wohin in jedem Zeitalter das Menschengeschlecht sich gewandt und die letzten Quellen des Werdens, Wachsens und Vergehens zu erkennen. Sybel, dem wir diese Schilderung entnehmen, macht aber auch auf die Wandlung aufmerksam, welche Rankes Anschauungen hierüber allmählich erfahren, wie „der Reiz der individuellen Erscheinung vor dem Zuge der weltgeschichtlichen Gesamtentwickelung zurückgetreten, die Bedeutung des Individuums dem Zuge der allgemeinen Ideen untergeordnet" und so die herrschenden Gedanken und leitenden Ideen und großen Tendenzen ihm immer mehr zur Hauptsache geworden seien, wobei freilich, nach Wundts richtiger Bemerkung, über die Art, wie er sich diese kämpfenden Kräfte wirksam dachte, eine gewisse Unklarheit zurückbleibt. Aber wenn wir auch absehen von den späteren Schriften, vor allem von der Weltgeschichte, in der infolge dieser Wandlung des Gedankens Blässe und Unanschaulichkeit der Kunst doch erheblichen Eintrag that, so will uns Nichthistorikern vielleicht mehr noch als dem Historiker von Anfang an schon jene vornehme Leidenschaftslosigkeit und Gegenständlichkeit nicht ganz frei von Absicht und Tendenz erscheinen. Auch ohne seine „historisch-politische Zeitschrift" von 1832—1836 spürt man ihm von Anfang an eine gewisse konservative Parteinahme für das Bestehende und Mächtige an, alles Radikale ist ihm zuwider, er ist durch und durch Royalist, und die ästhetische Betrachtungsweise schwächt den Ernst der weltgeschichtlichen Kämpfe ab und macht

daraus ein Spiel, wäre es auch das vornehme und erhabene Spiel von Ideen oder göttlichen Gedanken mit menschlichem Schicksal. Und so war und ist der Einfluß, den Ranke auf die weiten Kreise der Gebildeten hatte, weit kleiner, als sich das die Historiker vorzustellen pflegen, die den unvergleichlichen Lehrer und das weithin verehrte Schulhaupt mit dem wirksamen Schriftsteller verwechseln. Der Straußsche Briefwechsel mit seinen Urteilen über die „höllisch noble Art dieses lyrischen Geschichtschreibers" giebt diesem unserem Laien-Unbehagen mehrfach den zutreffenden Ausdruck; und selbst Treitschke meint: „von dem Leben der Masse des Volks erfährt man bei Ranke zu wenig; man bewegt sich immer unter vornehmen Leuten; die tierischen Leidenschaften der Menschen kann er nicht darstellen. Das ist aber doch da und ist im Leben der Völker ein recht Wesentliches". Und so war doch nur auf romantische Gemüter sein Einfluß auch über die Schule und die Zunft hinaus ganz groß: am Hofe Friedrich Wilhelms IV. war er weit besser als Alexander von Humboldt an seinem Platze, und der Freiherr von Manteuffel hat sich als Statthalter von Elsaß-Lothringen nicht bei dem ehrlichen Baumgarten in Straßburg, sondern bei seinem Freund Ranke in Berlin die Direktive geholt für sein anachronistisch verfehltes, weil durch und durch romantisches Regierungssystem.

Deshalb konnte es auch geschehen, daß man in einer uns heute freilich unbegreiflichen Weise Schlosser mit Ranke zusammen- und die Subjektivität des ersteren seiner Objektivität gleichwertig gegenüberstellte. Natürlich kommt Schlosser als Historiker Ranke gegenüber gar nicht in Betracht, war er doch erfüllt von jenem „unhistorischen" Sinn des achtzehnten Jahrhunderts, der gerade für das Eigenartige und Individuelle einer Zeit kein Auge, kein Verständnis, keine Duldsamkeit besaß; er maß die Dinge mit seinem, also mit einem ihnen selber fremden Maßstab. Dieser Maßstab aber war nicht der ästhetische, wie bei Ranke, sondern der moralische. Auch darin zeigt sich die Art des von Moral triefenden achtzehnten Jahrhunderts, aber daneben auch etwas vom kategorischen Imperativ Kants, der hier rücksichtslos auf die Politik und ihre Träger angewendet wurde. So wurde Schlosser zum strengen und unerbittlichen Richter aller Zeiten, ein historischer Cato Censorius. So ungerecht aber vielfach seine

mit solch einseitigem Maßstab messenden Richtersprüche waren und so ermüdend auf die Dauer sein polternder Ton und seine alle Kunst der Darstellung verschmähende Geschichtschreibung wirkte, Einfluß gewann sie doch. In dieser allen Mystizismus energisch ablehnenden Denkweise sah das liberale Bürgertum den kräftigen Protest gegen die Romantik; und als er vollends das achtzehnte Jahrhundert selbst zum Gegenstand einer ausführlichen Darstellung machte und dabei schonungslos über die Maitressenwirtschaft und Verschwendung der deutschen Fürsten und über die Bedrückung und Ausbeutung ihrer Länder sprach, da durfte er des Beifalls aller liberalen Philister gewiß sein. Weil ihm alle höheren Gesichtspunkte fehlten und alle tieferen Zusammenhänge verborgen blieben, imponierte seine Geschichtsdarstellung dem gesunden Menschenverstand. Aber es lag doch ein Berechtigtes in dieser instinktiven Bevorzugung Schlossers vor Ranke: das achtzehnte Jahrhundert warnte in ihm noch einmal das neunzehnte vor dem Hereinfallen auf den romantischen Historismus, dessen größter Vertreter Ranke ist.

Faßt man die drei letzten Bände der 1870 erschienenen sechsten Auflage von Schlossers „Weltgeschichte für das deutsche Volk" ins Auge, die als Nachtrag und Fortsetzung den „Versuch einer Darstellung neuester Geschichte" von Oskar Jäger bringen, so zeigt sich hier an Stelle der ästhetischen Auffassung Rankes und der moralisierenden Tendenz Schlossers eine dritte, die politisch-nationale; und auch sie bahnte sich schon vor dem Ausbruch der Revolution an. Nach Niebuhr, von dem schon in anderem Zusammenhang die Rede war, ist ihr bedeutendster Vertreter Dahlmann, der mit gelehrter historischer Forschung publizistische Thätigkeit verband und die erstere geradezu in den Dienst praktisch-politischer Bethätigung stellte. Er wollte durch sie auch bei anderen „ein besonnenes politisches Urteil fördern und für die notwendigen Kämpfe der Zeit den Entschluß kräftigen". Dabei war er ein Liberaler, das Haupt der Göttinger Sieben, aber durch seine Studien war sein Liberalismus historisch begründet und vor allem unhistorischen Radikalismus geschützt. Endlich fallen in die vierziger Jahre auch schon die Anfänge Sybels, der zuerst durch sein Werk über den ersten Kreuzzug der romantischen Überschätzung des Mittelalters

entgegengetreten war. Und noch entschiedener kehrte er sich in seiner schon erwähnten Schrift über den heiligen Rock zu Trier gegen die ultramontanen Tendenzen und stellte sich damit ebenfalls auf den liberalen Boden. Aber wie bei Dahlmann war es ein gemäßigter „von demokratischer Begeisterung und kosmopolitischer Spekulation toto coelo entfernter" Liberalismus, der dazu noch eine spezifisch nationale und preußische Färbung trug. Prinzipiell aber erklärte er wie Dahlmann und damit durchaus im Gegensatz zu der „Objektivität" seines Lehrers Ranke: „Die Strebungen der Gegenwart sollen sich orientieren und geistig begründen durch den Hinblick auf die zurückgelegten Stufen; der Historiker seinerseits kann nur in einem lebendigen Rapport mit dem heutigen Tage die sittliche Wärme gewinnen, aus welcher der Vergangenheit ein neues künstlerisches Dasein erblühen soll." Auch daß beide über Politik lasen, beweist, wie sehr es ihnen nach Sybels Worten darum zu thun war, „jedes Studium mit der Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zu durchdringen und in jedem Fache den Wert desselben für die gegenwärtigen Nationalinteressen im Auge zu behalten". Und auch darin unterschied sich Sybel von Ranke, daß er ganz realistisch und nominalistisch „die Ideen nicht außerhalb des Menschen als dämonische Kräfte sah, die ihn wider seinen Willen fortstoßen, sondern in aller Geschichte die Menschen sah, die sich das Gedankenbild erschaffen, danach handeln und dafür einzustehen haben".

Im Süden aber vertrat Gervinus, ursprünglich ein Schüler Schlossers und ebenfalls einer von den Göttinger Sieben, ähnliche Tendenzen, wenn er in seiner „Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen" den Zusammenhang derselben mit dem politischen Leben und der ganzen nationalen Entwickelung unseres Volkes aufzuweisen suchte und damit zugleich das Volk von der ästhetisch-litterarischen weg zur politischen Arena herüberrufen wollte. Nur zeigt ihn seine Anteilnahme an der deutschkatholischen Bewegung weit radikaler, als dies bei allem Gegensatz gegen den Ultramontanismus Sybel gewesen ist; und seine spätere gegen Preußen und die Ereignisse von 1866 und 1870 sich kehrende Verbitterung ließ doch erhebliche Zweifel zu an der Klarheit und

Weite im politischen Urteil dieses Geschichtschreibers des neunzehnten Jahrhunderts.

Liberale Forderungen.

Bei Gervinus hängt die politische Wendung wohl auch damit zusammen, daß diese Süddeutschen doch ganz anders als der Rheinländer Sybel sich frühe schon an der „naturgemäßen Ausbildung unserer praktischen Zustände" mitbeteiligten, wobei ihnen dann auch viel klarer als den Preußen die Misère der Kleinstaaterei und der auch in der dänischen Sache wieder zu Tage tretenden Ohnmacht des deutschen Bundes zum Bewußtsein kommen mußte.

Praktisch aber griffen gerade vom Südwesten her — aus Baden, Hessen, Nassau und Württemberg — liberale Abgeordnete die Frage einer Bundesreform auf und verlangten auf einer Zusammenkunft in Heppenheim ein deutsches Parlament oder ließen sich von Karl Mathy auf den Zollverein hinweisen als diejenige Schöpfung, aus der Deutschlands politische Einigung unter Preußens Führung herauswachsen könne und müsse; womit er freilich sozusagen nur umkehrte, was schon List in seiner packenden Weise den deutschen Industriellen zugerufen hatte: „Nur aus der Einheit der materiellen Interessen erwächst die geistige, und nur aus beiden die Nationalkraft: welchen Wert aber haben alle unsere Bestrebungen ohne Nationalität und ohne Garantie für die Fortdauer dieser Nationalität?"

Diese Lösung der deutschen Frage hatten schon zur Zeit des Wiener Kongresses einzelne mutige Patrioten zu hoffen und zu fordern gewagt. Ganz besonders warm und gescheit aber war zu Anfang der dreißiger Jahre ein Schwabe, Paul Pfizer in seinem „Briefwechsel zweier Deutschen" dafür eingetreten. Mit aller wünschenswerten Klarheit spricht er es aus, daß nur durch Preußen die Begründung einer starken Einheit herbeigeführt werden könne, und läßt sich von dem Gedanken einer „preußischen Hegemonie" in Deutschland auch durch die Erwägung nicht abschrecken, daß „Preußen selbst die Schwierigkeiten, mit welchen es auf jeden Fall zu kämpfen hat, neuerdings durch eine engherzige und unvolkstümliche Politik zur Freude derjenigen noch bedeutend vermehrt habe, deren ganzer

Patriotismus darin besteht, die Preußen zu hassen". Er glaubt an die Kraft und Entwickelungsfähigkeit dieses „jugendlichen" Staates, der „einen Ruhm darin sucht nichts zu unterlassen, was ihn zum Mittelpunkt deutscher Geistesbildung machen kann". Um aber dieses Ziel zu erreichen, muß „das Bedürfnis festerer Einigung klar erkannt, das Bewußtsein des Nationalzusammenhangs immer lebendiger, die vaterländische Gesinnung immer kräftiger werden, besonders aber muß der denkende, gebildete, durch den Kampf mit dem physischen Bedürfnis nicht ausschließlich in Anspruch genommene Teil der Nation seiner Einheit stets eingedenk bleiben und einem großen Zweck die Rücksichten einer kleinlichen Eigensucht zum Opfer bringen; vor allem aber müssen unsere Schriftsteller, denen wir die Rettung unserer geistigen Einheit verdanken, nicht auf halbem Wege stehen bleiben, sondern das Werk vollenden, indem sie der Nation zum Glauben an ihre Kraft, zur Einsicht in ihre Pflicht, zur Erkenntnis ihrer Rechte verhelfen." So klar und so frühe schon entwickelte dieser politische Kopf das Programm der deutschen Einigung für die nächsten Jahrzehnte.

Jetzt trugen solche Gedanken und Forderungen die Gebildeten und Schriftsteller der Nation hinaus in die weiteren Kreise des Volkes; namentlich war es die 1847 ins Leben gerufene „Deutsche Zeitung", unter der Redaktion von Gervinus in Heidelberg und im Verlage von Fr. Bassermann in Mannheim, die „vom Süden aus vor anderem preußische Interessen besprechen sollte". „Nie trat eine deutsche Zeitung imponierender vor die Nation", urteilt G. Freytag von ihr; unter der stolzen Schar von Mitarbeitern, den namhaftesten Liberalen aus allen Teilen Deutschlands, standen neben Karl Mathy die Historiker Gervinus, Dahlmann, Häusser, Waitz, Droysen u. a. oben an. Es war so recht ein Professorenblatt, und als solches hat es den Grund gelegt zu der Professorenpolitik des Professorenparlaments im Jahre 1848. Daß aber diese für die preußische Hegemonie sich einsetzende Zeitung in Preußen selbst am wenigsten Unterstützung fand, zeigte doch, daß der Südwesten durch seine nun dreißigjährige parlamentarische Schulung an politischer Bildung und national deutscher Gesinnung in jenem Augenblick Preußen voraus war. Andererseits hatte man

freilich hier in diesen Zwergstaaten das Beste nicht gelernt, was man doch sozusagen mit Händen hätte greifen müssen, daß zum Wesen jedes Staates und zur Durchsetzung und Durchführung jeder politischen Aktion vor allem — die Macht gehöre. Und doch hatte das schon Paul Pfizer verstanden und gesagt: „Zum Vollbringen eines großen und guten Werkes gehört nicht allein der Wille, sondern auch die Macht. Und wo ist denn außer Preußen die Macht, Deutschland wieder zu beleben?“ Die Professoren aber verließen sich allzusehr auf den guten Willen und verwechselten die Macht der Ideen, an die sie glaubten, und die Macht des Worts, das sie handhabten, mit der thatsächlichen Macht, die doch allein im stande ist Ideen in die Wirklichkeit umzusetzen und die hinter dem Wort stehen muß, wenn dieses nicht zur Phrase werden soll.

Den nationalen Wünschen dieser Kreise gab am 5. Februar 1848 in der badischen Kammer der Antrag Bassermanns auf Einsetzung eines deutschen Parlaments einen weithin wirkenden Ausdruck, den freiheitlichen Forderungen entsprach ebendort Mathys Antrag auf Beseitigung der Censur. Sie kamen gerade zur richtigen Stunde; denn als nun die Revolution ausbrach, da wiesen sie ihr den Weg in die Paulskirche nach Frankfurt.

III.

1848 bis 1871.

Neuntes Kapitel.

Die Revolution von 1848 und 49.

Vorspiele der Revolution; die Revolution als Vorspiel.

Im Hochland fiel der erste Schuß,
Im Hochland wider die Pfaffen!
Da kam, die fallen wird und muß,
Ja die Lawine kam in Schuß ...

Sie rollt, sie springt — o Lombardei,
Bald fühlst auch du ihr Wälzen.
Ungarn und Polen macht sie frei;
Durch Deutschland dröhnen wird ihr Schrei,
Und kein Bannstrahl kann sie schmelzen.

So sang am 25. Februar 1848 als ein rechter Prophet und Kündiger des Kommenden Freiligrath, als in Paris ward „abermals das Pflaster aufgerissen" und dort, wie er derb sagt, „aus der lumpigen Pracht des Königssaals der dritte König ward geschmissen", nachdem im Jahre vorher „im Hochland", in der Schweiz der Sonderbundskrieg der liberalen und bundesstaatlichen Partei gegen die von Österreich und Frankreich protegierten Ultramontanen und Partikularisten den Sieg gebracht hatte. Auch in Württemberg und Bayern wurde durch kleine Emeuten der kommenden Revolution präludiert. Dort war es im Notjahr 1847 ein im ganzen harmloser Brotkrawall, der aber angesichts der früheren Beliebtheit des um sein Land hochverdienten Königs Wilhelm I. doch zu denken gab. Hier richtete sich die Sache direkt gegen den König Ludwig I. selber. Ihm hatte noch kürzlich die Frankfurter Germanistenversammlung für seine deutsche Gesinnung den Dank votiert. Allein er verdiente ihn in jenem Augenblick schon nicht mehr, wo er und sein Minister Abel

den ultramontanen Tendenzen und Übergriffen weitgehende Konnivenz bewies und ein wahres „Jesuitenregiment“ in Bayern schalten und walten ließ; und noch schlimmer war sein unwürdiges Verhältnis mit der spanischen Tänzerin Lola Montez, das dem bereits wankenden Ministerium Abel einen ehrenvollen Abgang verschaffte, große Mißstimmung im ganzen Land hervorrief und in der Hauptstadt selbst zur Bedrohung des Königs und zu tumultuarischen Auftritten führte. Da sich an diesen namentlich auch das Gros der Studentenschaft beteiligte, während das Korps Alemannia es mit der königlichen Maitresse hielt und ihr als Leibgarde diente, kam es zur Schließung der Universität und zur Absetzung mehrerer namhafter Professoren. Wie der tote Cid die Seinigen zum Siege führte, so brachte die Beerdigung des alten Löwen Görres die Gärung zum Ausbruch und damit die Entscheidung: der König mußte nachgeben, die Universität wieder eröffnen und die Abenteurerin aus dem Lande gehen heißen. Es war das vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Februarrevolution in Frankreich.

Gerade angesichts solcher schon in die frühere Zeit fallender Zuckungen und Gleichgewichtsstörungen mag man darüber streiten, ob die Revolution von 1848 nicht besser als Abschluß der vorigen Periode und als Fazit der vierziger Jahre, in Deutschland speciell als Folge der Regierung der Romantiker in Preußen und in Bayern damit zusammenzustellen wäre; zumal wenn man bedenkt, daß die Revolution mißlungen ist. Allein ich sehe in ihr doch weit weniger das Mißlingen als vielmehr das Vorbereiten und Werden eines Kommenden, den Frühling und das Morgenrot einer neuen Zeit für unser deutsches Volk. Seit 1848 ist ein anderer Geist da, und trotz der zehn Jahre schwerer Reaktion, die noch einmal kommen, ist doch nicht diese der Sieger geblieben. Der März 1848 bildet den großen Einschnitt im Leben unseres Volkes im neunzehnten Jahrhundert. Mit „vormärzlich“ bezeichnen wir heute mit Recht ein absolut Vergangenes, kaum mehr Verständliches, fast Vorsintflutliches: wer in „vormärzlichen“ Anschauungen lebt, ist veraltet, ist für unsere Zeit tot; wir Menschen von 1848 bis 1898 können uns dagegen verstehen, was immer uns auch trennt; diese fünfzig Jahre sind Gegenwart, nicht einmal das Jahr 1870 hat für das

geistige Leben unseres Volkes eine solche Bedeutung. Daß es im Frühling auch Blüten giebt, die abfallen ohne zu Früchten auszureifen, das lehrt uns die Natur; und daß sich der junge Most gar ungebärdig zeigt und als Sauser den Leuten zu Kopf steigt und sie für eine Weile „toll" und ausgelassen werden läßt, wissen wir ebenfalls. Sollte es im Leben der Menschheit anders sein? und sollten wir eine Zeit darum schelten, weil nicht alle ihre Früchte reifen? und die Menschen einer solchen stürmischen Werdezeit schelten, weil sie sich gelegentlich recht jugendlich „toll" und ungebärdig angestellt haben? Fünfzig Jahre sind im Leben eines Volkes eine kurze Spanne Zeit: das Große, das in ihnen geschehen ist, enthält die beste Rechtfertigung auch dafür, daß in jenem Jahr nicht alles geschehen und erfüllt und fertig geworden ist, was man sich im ersten kühnen Anlauf versprach und was man alles auf einmal haben wollte.

Im übrigen schreibe ich nicht die Geschichte dieses Jahres und darf mich daher über diese politische Sturm- und Drangperiode des deutschen Volkes kurz fassen. In solchen revolutionären Zeiten konzentriert sich das geistige Leben auf ein paar einfache Gedanken und Forderungen; diese werden mit elementarer Gewalt ausgesprochen und in allerlei Thaten umgesetzt, davon erzählt dann die politische Geschichtschreibung.

Der Kampf um die Einheit und um die Freiheit.

Vor dem Sturm, der von Paris herüber über die deutschen Lande brauste, beugten sich zunächst in den kleinen deutschen Staaten Fürsten und Regierungen: an die Stelle der reaktionären traten die liberalen Märzminister. Was sie von dem Alten beseitigten und an seine Stelle setzten, die Märzerrungenschaften zeigen, um was gestritten und was vom Volk gewünscht und gefordert wurde. Am kläglichsten und ruhmlosesten aber beugte sich vor diesem Sturm der Deutsche Bundestag in Frankfurt. An seine Stelle trat das Deutsche Parlament, das zu schaffen suchte, was er Jahrzente lang versäumt und verhindert hatte, eine Form für das Ganze, wie sie den nationalen Wünschen des gesamten Volkes entsprach, und das allgemein zu regeln unternahm, was in den einzelnen Ländern

fast überall schon beseitigt, gewährt und eingeführt war. Darin liegt das zweifache, um das es sich handelte, — wir kennen beides schon seit 1815 —, es war die Freiheit und die Einheit. Ein Flugblatt aus jener Zeit (abgedruckt bei Hans Blum) specialisiert diese Forderungen in einer recht bezeichnenden Weise so:

Allgemeine Volksbewaffnung mit freier Wahl der Offiziere.

Ein deutsches Parlament, frei gewählt durch das Volk. Jeder deutsche Mann, sobald er das 21. Jahr erreicht hat, ist wahlfähig als Urwähler und wählbar zum Wahlmann. Auf je 1000 Seelen wird ein Wahlmann ernannt, auf je 100 000 Seelen ein Abgeordneter zum Parlament. Jeder Deutsche, ohne Rücksicht auf Rang, Stand, Vermögen und Religion, kann Mitglied dieses Parlaments werden, sobald er das 25. Lebensjahr zurückgelegt hat. Das Parlament wird seinen Sitz in Frankfurt haben und seine Geschäftsordnung selbst entwerfen.

Unbedingte Preßfreiheit.

Vollständige Religions-, Gewissens- und Lehrfreiheit.

Volkstümliche Rechtspflege mit Schwurgerichten.

Allgemeines deutsches Staatsbürgerrecht.

Gerechte Besteuerung nach dem Einkommen.

Wohlstand, Bildung und Unterricht für alle.

Schutz und Gewährleistung der Arbeit.

Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit.

Volkstümliche und billige Staatsverwaltung.

Verantwortlichkeit aller Minister und Staatsbeamten.

Abschaffung aller Vorrechte.

Unter den freiheitlichen Forderungen stand — charakteristisch für diese deutsche Revolution — die der Preßfreiheit meist in erster Linie. Der Gelehrte will frei denken, schreiben und lehren dürfen, die Gelehrten waren also die Träger und Führer dieser Revolution. Wenn daher das Landvolk seinerseits die alten Forderungen der Bauernkriege — freie Jagd, Windfall, Laubstreu, Abschaffung der Zehnten und Fronen — wiederholte und gelegentlich auch hauste wie die Bauern im sechzehnten Jahrhundert, wenn auch nicht gegen Menschen, so doch gegen Schlösser und Archive, in denen die Saalbücher ihrer Feudalherren aufbewahrt lagen; oder wenn Arbeiter

„größere Teilnahme am Gewinn der Fabrikanten", „Schutz und Gewährleistung der Arbeit", Handwerker „Schutz gegen die überlegene Konkurrenz der Fabriken" und beide „Ausgleichung des Mißverhältnisses von Kapital und Arbeit" begehrten, so wurden sie damit auf die Ergebnisse der Revolution vertröstet, die das alles von selber bringen werde.

Und ebenso wurden die socialistischen Klänge, wie sie bewußt und energisch in der Neuen Rheinischen Zeitung von Karl Marx und Freiligrath angeschlagen wurden, geflissentlich überhört oder vom lauten politischen Getöse verschlungen. Daß sich Hecker auf der Heidelberger Versammlung der Vaterlandsfreunde am 5. März einen „Socialdemokraten" nannte, sollte wohl von vorneherein nur eine möglichst radikale Bezeichnung sein und blieb auch für ihn selber ohne Folge, ein Wort ohne Sinn und Verstand. Doch spricht gerade mit Beziehung auf die Badener Putsche auch Rümelin von der Besorgnis, „durch eine mehr gegen den Besitz und die ganze gesellschaftliche Ordnung als für die Freiheit und Einheit Deutschlands kämpfende Bewegung, durch ein aufgebotenes Hilfskorps von Lumpen und Taugenichtsen im günstigsten Fall zu einer rheinischen Winkelrepublik à la Blanqui und Baboeuf zu gelangen"; und der blutige Ausgang des Experiments mit den Nationalwerkstätten in Paris mochte zu solchen Befürchtungen berechtigten Anlaß geben. Für Deutschland waren sie aber thatsächlich doch verfrüht und überflüssig.

Hier lag, wie gesagt, den Trägern der Revolution immer zuerst und vor allem die Gedankenfreiheit am Herzen. Man muß freilich auch wissen, wie die Censur bis dahin gehandhabt worden war. In der badischen Kammer hat Karl Mathy 1843 diesen ganz unwürdigen Zustand und seine schlimmen Folgen meisterhaft geschildert; und er mußte es wissen, denn in Mannheim saß ihm wie ein Alb ein solcher Meister Hämmerling, der berüchtigte „Mustercensor" Uria-Sarachaja auf dem Nacken und suchte seine und seiner Gesinnungsgenossen Gedanken zu vernichten oder in einer Weise zu verstümmeln und zurecht zu zerren, daß „auch der Gescheiteste nicht mehr erriet, was sie ursprünglich gewesen sein mögen". Jener Stil des Anspielens und Andeutens war die Notwehr dagegen, und nicht alle

bedienten sich seiner in so geistvoller, vornehmer und verhältnismäßig harmloser Weise, wie D. Fr. Strauß in seiner Schrift über „den Romantiker auf dem Throne der Cäsaren". Neben der Preßfreiheit und Abschaffung der Censur stand dann noch das Begehren von Geschworenengerichten, Versammlungsrecht und allgemeiner Volksbewaffnung oder Errichtung von Bürgerwehren im Vordergrund. Allem voran aber erhob sich stürmisch das Verlangen nach einem einheitlichen deutschen Parlament, weil man durch dieses ebenso die Einheit wie jene Freiheitsrechte gewahrt und vertreten, verbürgt und erreichbar glaubte.

So schienen diese beiden Kardinalforderungen wie bisher, so auch jetzt wieder eins, und doch sieht man, wie sie rasch genug auseinander treten und ihre Vertreter sich scheiden. Schon vorher gab es Gemäßigte und Radikale, der Reaktion gegenüber aber waren beide eins gewesen. Jetzt, wo es sich um die Schaffung eines Neuen handelte, stellten jene die Einheit, diese die Freiheit voran, jene wollten, daß Deutschland geeinigt, diese, daß es Republik werde, oder sie verlegten das Schwergewicht in die Einzelstaaten und suchten dort die weitgehendsten freiheitlichen Forderungen mit Gewalt durchzusetzen und den Staat in ihrem Sinn umzugestalten. Diese Scheidung der Geister war verhängnisvoll, statt einer einheitlich geschlossenen Linken standen den Regierungen zwei sich bald blutig befehdende Parteien gegenüber, und namentlich die in der Mitte stehenden Gemäßigten, die nach zwei Seiten hin zu kämpfen hatten, wurden dadurch in ihrer Aktion gelähmt und zu unnatürlichen Bündnissen nach rechts oder nach links genötigt. Verhängnisvoll aber ist dieses Auseinandergehen der Einheits- und der Freiheitspartei für den Verlauf unserer deutschen Geschichte geblieben bis heute. Und auch ein Problem ist es bis heute: ob eine starke konzentrierende Macht, die allein die Einheit bringen konnte und erhalten kann, der Freiheit neben sich Raum gewähren werde; und ob die Freiheit, wenn sie wirklich damals zuerst errungen worden wäre, die Einheit hätte schaffen können oder nach hergestellter Einigung nicht notwendig wieder hätte verkümmern und sich in ihrer Existenz gefährden lassen müssen.

Zunächst aber ließ es sich im Jahre 1848 so an, als ob beide

Parteien Hand in Hand gehen und ihre Ziele miteinander gefördert werden könnten. Namentlich in den kleineren Einzelstaaten wurden die freiheitlichen „Märzerrungenschaften", wie sie von beiden Parteien begehrt worden waren, auch gemeinsam durchgesetzt; an die Spitze der Regierungen traten die seitherigen Führer der liberalen Opposition, meist natürlich gemäßigte und im parlamentarischen Kampf wohlgeschulte und erprobte Männer. Es ging dabei oft recht stürmisch und anarchisch zu, aber daneben doch auch wieder recht harmlos, um nicht zu sagen: gemütlich und humoristisch. Daß in Baden die Bauern die Republik und den Großherzog dazu haben wollten, ist eine oft wiederholte Anekdote. Den Mut, den Treitschke für die vierziger Jahre zur Abwechslung auch einmal an den Deutschen vermißt, Spektakel und Tumult zu machen, hatte man jetzt allüberall zur Genüge; meine früheste Lebenserinnerung ist das Klirren der von einem Volkshaufen eingeworfenen Fensterscheiben an dem Hause, das mein Vater, ein konservativer Geistlicher, bewohnte.

Österreich. Preußen. Frankfurter Parlament.

Viel schwieriger war die Situation der beiden großen deutschen Staaten, die noch keine Verfassung und keine parlamentarische Volksvertretung hatten. So ist zuerst in Österreich das Metternichsche System zusammengebrochen, scheinbar unter dem Ansturm der Wiener Studenten, die ja in Österreich gelegentlich auch heute noch bei Straßentumulten eine führende Rolle spielen; in Wirklichkeit freilich erlag es nicht sowohl einer Revolution von unten als vielmehr den Intriguen, die in den obersten Kreisen schon längere Zeit vorbereitet nun den Anlaß benützten und die Tumultuanten vorschoben. Haltbar wäre es freilich auch ohne das nicht mehr gewesen, denn es war doch hohler und brüchiger, als es sich den Anschein gegeben hatte; die Revolution fand hier nach den Zeugnissen der eigenen Gehilfen Metternichs „einen Regierungsapparat vor, aus dem die Energie längst entflohen war". Immerhin ist Metternich selbst, so innerlich würdelos er regiert hat, damals doch nicht ohne Wahrung des äußeren Anstandes und mit einer gewissen Würde gefallen.

In Berlin aber ist es erst zu allerlei tumultuarischen Auf-

tritten, dann am 18. März zu jenen denkwürdigen Scenen gekommen, die heute nach fünfzig Jahren noch dort in der Erinnerung des Volkes als epochemachend nachzittern. Die Entschuldigung, daß mindestens die Anstifter „Fremde", Polen, Franzosen und „Kommunisten" gewesen seien, lag nachträglich zu nahe, als daß sie glaubhaft wäre: die Aufständischen waren das Berliner Volk, auf den Barrikaden ist Bürgerblut geflossen. Der König aber zeigte in diesem Augenblick der Gefahr weder Entschlossenheit und Konsequenz noch königliche und männliche Haltung. Als Romantiker ließ er sich durch ein Wort seines Hofpredigers mehr bestimmen als durch den Rapport seines Generals; als nervöser Mensch schrak er sentimental bei jedem Schuß zusammen, den er hörte; und als absolutistischer Herrscher bediente er sich auch bei diesem Anlaß der an Elisabeth in Schillers Maria Stuart erinnernden Regierungsweise, „in der Regel seine Minister zu strengem Gehorsam anzuhalten, zuweilen aber in kritischen Momenten ihnen die Verantwortung für seine Maßregeln zuzuschieben". Der von ihm befohlene Abzug der siegreichen Truppen aus Berlin kam zu früh oder zu spät, jedenfalls nicht im rechten Moment, er machte Geschehenes nicht mehr ungeschehen, gab Errungenes unnötig preis und erbitterte die letzten Getreuen, das Heer. Jener theatralische Umzug aber am 21. März in den von der Burschenschaft herübergenommenen „deutschen Farben" Schwarz-Rot-Gold war ein böses Omen für die Rolle, die dem preußischen König in der deutschen Frage zufallen sollte. Den Mut sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen fand der soeben aufs schwerste Gedemütigte ja doch nicht, und zum posieren war der Augenblick zu ernst.

So fiel zunächst keiner Regierung und keinem deutschen Fürsten sondern dem Parlament die Aufgabe zu, das nationale Verlangen des deutschen Volkes nach Einheit zu befriedigen und dafür die rechte Form zu finden. Dieses war über die Köpfe der Regierungen und des kläglich nachgiebig gewordenen Bundestages hinweg unverhofft rasch und leicht in der Paulskirche zu Frankfurt zusammengetreten. Der Jubel und die Freude des Volkes in diesem Augenblick war unbeschreiblich. „Ein Umschwung der Verhältnisse war eingetreten, so schildert Robert Prutz die Stimmung, so allgemein,

so ungeheuer, wie selbst die verwegenste Phantasie ihn niemals geträumt hatte, ein Tag der Freiheit umspielte uns, so hell, so wolkenlos, so fruchtbar, daß es ja reinweg thöricht gewesen wäre, dabei noch zurückdenken zu wollen an jene arme kalte Dämmerung, jene unheimlichen blassen Nebel, die nun, so hofften wir, begraben wären auf ewig." Und diesem hoffnungsfreudigen Optimismus gab auch die Inschrift über dem Präsidentenstuhl in der Paulskirche den entsprechend unbestimmten und allgemeinen Ausdruck, wenn es hier hieß:

Des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück,
O schafft sie, o bringt sie dem Volke zurück!

Allein zur Erfüllung dieser Aufgabe hatte man es leider versäumt, dieser sich souverän fühlenden Versammlung von vornherein eine starke Centralregierung zur Seite zu stellen, und damit fehlte ihr, wie sich bald genug herausstellte, die Macht zur Durchführung ihrer Beschlüsse. Es hing das zusammen mit der parlamentarischen Entwickelung in den Einzelstaaten. In den Zeiten der Reaktion hatte man sich gewöhnt, Volksvertretung und Regierung als Gegensätze, um nicht zu sagen als Feinde zu betrachten und darüber, ähnlich wie 1789 in Paris, vergessen, daß sich ein Land allenfalls ohne Parlament, niemals aber ohne Regierung regieren und verwalten läßt. Darum konnte man es jetzt einen Augenblick versuchen, ohne Regierung fertig zu werden. Als man aber dann die Lücke ausfüllte und durch den „kühnen Griff" Heinrich v. Gagerns unmittelbar durch das Parlament der Erzherzog Johann als Reichsverweser an die Spitze gestellt wurde, da war er ein Johann ohne Land und ohne Macht, die Regierungen der Einzelländer hatten sich vom ersten Schrecken bereits wieder erholt und so widersetzte sich namentlich Preußen mit Nachdruck jedem Eingriff dieser machtlosen Centralgewalt.

Trotzdem ist nichts ungerechter und nichts leichter als über den „Doktrinarismus" dieses „Professorenparlaments" zu spotten oder zu schelten. Ich denke von demselben doch ganz anders, voll Respekt. Gemessen an unserem heutigen Reichstag oder selbst an der Konstituante von 1789, ist es eine Versammlung von Rittern des Geistes gewesen, auf die wir allen Grund haben, heute noch

stolz zu sein und sehnsuchtsvoll wie auf ein entschwundenes Ideal hinzublicken. Niemals war der Ernst und das Verantwortlichkeitsgefühl in einer Versammlung, nie die Zahl bedeutender Menschen nach Talent und Rednergabe, nach Patriotismus und Charakter größer, es war wirklich die Elite unseres Volkes hier versammelt. Mit der großen Zeit der Befreiungskriege verbanden sie die ehrwürdigen Gestalten eines Jahn und E. M. Arndt, der sich selbst „wie ein gutes altes deutsches Gewissen" in der Versammlung vorkam. Der historische Sinn war verkörpert in Dahlmann und Droysen, in Waitz und v. Raumer, in Gervinus und Döllinger und in den Juristen Albrecht, Beseler und Simson; als politische Dichter standen Auersperg (Anastasius Grün) und Uhland obenan, der neben Jakob Grimm zugleich die Germanistik vertrat; aus Preußen kamen von Vincke und Bekerath, aus Baden Karl Mathy und Welcker, aus Württemberg die Gebrüder Mohl und der Ästhetiker Vischer, aus Sachsen Roßmäßler und Robert Blum; und Hessen gab neben dem Führer der Linken Karl Vogt der Versammlung in Heinrich v. Gagern den würdigsten und dieser schweren Aufgabe voll gewachsenen Präsidenten. Aber auch sachlich ist es nicht so, wie man gewöhnlich sagt: daß was diesem ersten deutschen Parlament mißlungen sei, zwanzig Jahre nachher Bismarck sozusagen aus dem Nichts heraus geschaffen habe. Vielmehr, ohne dieses Frankfurter Parlament auch zwanzig Jahre nachher kein Bismarck und keine deutsche Einigung. Der Versuch ist 1848 mißlungen, gewiß; aber es ist dadurch der Boden gelockert und zubereitet, es sind die Geister geweckt worden, das nationale Wollen ist zu Wort gekommen, das nationale Bewußtsein und Gewissen ist gestärkt und es sind die Waffen geschmiedet worden, durch die das Werk allein hat gelingen können. Und dazu kam noch die zwar negative, aber doch überaus wertvolle Erkenntnis, daß Ideen allein nicht ausreichen, sondern daß in der Politik die Macht sie zu verwirklichen gerade so die Hauptsache ist, wie in der Kunst das Können.

Das Erbkaisertum und Friedrich Wilhelm IV.

Und um was handelte es sich in der Paulskirche? Freilich auch um die Grundrechte des deutschen Volkes und jedes einzelnen

Deutschen, die die Versammlung so breitspurig und langweilig, so doktrinär und gründlich, in echt deutschem Drang nach Sicherstellung der individuellen Freiheit beriet; aber vor allem doch um die gar nicht individuelle, sondern um die große nationale Frage der Einheit, der Gestaltung des deutschen Volkes zu einem Ganzen. Sobald man aber dieses Problem anfaßte, stieß man auf ein historisch Gegebenes, auf die Schwierigkeit des deutschen Dualismus — Österreich und Preußen, zwei Großmächte, von denen nur eine Platz haben konnte am Steuerruder des Schiffes — und auf die Schwierigkeit des alten deutschen Föderalismus: wie war eine staatliche Einheit möglich von vielen souveränen oder doch souverän sich dünkenden Staaten? 1815 hatte man eine Lösung versucht, die keine war und keine sein konnte: für beide Großmächte den Platz offen zu lassen, wobei freilich doch die eine — es war Preußen — zu kurz kommen mußte, und die Einheit aller so lose als möglich zu gestalten, damit ihr zu lieb keiner das Opfer seiner Souveränetät zu bringen habe. Aber was dabei für diese Einheit und was für Deutschlands Ansehen und Machtstellung und vor allem was dabei für das Volk selbst herauskam, das hatten 33 Jahre Bundestagsjammer gezeigt. Wollte man also mehr als dieses Staatenbündel — und man wollte mehr —, so gab es nur eine Lösung, diejenige, auf die schon Paul Pfizer und zuletzt noch Karl Mathy hingewiesen hatte — die Einigung unter Preußens Führung und, entgegen dem ersten Verfassungsentwurf Dahlmanns, die völlige Hinausdrängung Österreichs; denn nur jenes war eine wahrhaft deutsche, dieses dagegen eine zu zwei Dritteilen undeutsche Macht.

Allein gegen diese Lösung lehnten sich rechts und links die Parteien auf, und so kam es zu der Scheidung in die beiden großen Gruppen der Großdeutschen und der Kleindeutschen. Die Gründe dieser großdeutschen Partei waren teilweise ganz idealer Natur, so wie sie am glänzendsten und gemütvollsten Uhland entwickelt hat, der in der Kaiserfrage durch und durch Romantiker war. Bei ihm erscheint mitten unter staatsrechtlichen Deduktionen und praktischen Erwägungen plötzlich der Satz: „Die deutschen Wahlkönige, erblich, solange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter die konstitutionelle Staatsform; es waren in langer Reihe Männer von Fleisch

und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen." So ließ sich der Politiker von dem das Mittelalter und seine Institutionen verklärenden Romantiker den täuschenden Schleier vor die Augen ziehen; und aus „Gefühlspolitik", wie er selbst sagt, erklärt er sich gegen den Ausschluß von Österreich: „Österreich", ruft er, „hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Einheit, Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche." Die katholische Fraktion unter Döllingers Führung, die am besten wußte, was sie wollte, trat von kirchlich-religiösen Gesichtspunkten aus für das katholische Österreich gegen das protestantische Preußen ein. Auch an freiheitlichen Gründen fehlte es nicht, die sich freilich mit den reaktionären Wünschen vieler Österreicher und Ultramontanen eigentümlich mischten und verbanden: eine starke republikanische Partei war da, welche aus Deutschland eine sei es einheitliche oder lieber noch eine föderative Republik machen wollte und dies in wiederholten Volksaufständen namentlich in Baden unter Heckers Führung zu verwirklichen suchte; sie mußte natürlich Preußen als den stramm monarchischen, bureaukratisch festgefügten und militärisch am besten disciplinierten Staat für ihre Pläne besonders fürchten und hassen und deshalb alles daran setzen, seine Berufung an Deutschlands Spitze zu hintertreiben. Dazu kamen endlich noch specifisch partikularistische Gefühlsgründe, die Abneigung des Schwaben oder Bayern gegen das stramme und schneidige Auftreten des Norddeutschen im allgemeinen und gegen das suffisante und schnodderige Berlinertum im speciellen, der „Preußenhaß", wie man schon damals sagte. Und dem gesellte sich der nur zu gerechtfertigte Widerwille aller Liberalen und geistig Freien gegen die Person eines Königs, der acht Jahre lang die Erwartungen getäuscht, romantischen Velleitäten sich hingegeben und sich zuletzt noch in dem Revolutionssturm so ganz unköniglich, feige und starrsinnig zugleich gezeigt hatte.

Aber allen solchen Antipathien, Wünschen und historischen Liebhabereien zum Trotz — in der Versammlung siegte der politisch kühle Verstand über das romantisch ob[illegible] oder freiheitlich fühlende Herz, und nach mancherlei E[illegible]urde — aber nur mit vier Stimmen Majorität! — [illegible]n acceptiert

und darauf von 290 Stimmen — 248 enthielten sich der Wahl — der König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt — freilich, wie einer dieser Erbkaiserlichen (G. Rümelin) selbst sagt: „wir haben den König von Preußen nicht wegen, sondern trotz seiner Persönlichkeit zum Oberhaupt machen wollen." Denn dieser zum Deutschen Kaiser gewählte König von Preußen hieß Friedrich Wilhelm IV.

Und an dieser Persönlichkeit, nicht am deutschen Parlament von 1848/49 scheiterte damals die Lösung. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich von Anfang an mit allerlei phantastischen und mittelalterlichen Ideen getragen, er wollte den Kaiser von Österreich als römischen Kaiser und neben ihn den König von Preußen als „teutschen" König oder gar nur als erblichen Reichserzfeldherrn an die Spitze stellen; und so erhielt nun auch die Deputation des Frankfurter Parlaments, die ihm am 3. April 1849 die Kaiserkrone überbringen sollte, eine abschlägige Antwort: er wolle die Krone nicht aus den Händen einer Versammlung, die einer Revolution ihren Ursprung verdanke und deren Ansprüche nur auf einem Akt der Revolution beruhen; er wolle sie von den gekrönten Häuptern, durch Vereinbarung mit ihren Regierungen, nicht von der Nation empfangen; und dazu ließ er die Deputation durch den Ton seiner Antwort fühlen, daß es eine Anmaßung sei, wenn eine Versammlung von Volksvertretern eine Krone schaffen und geben wolle. Damit stellte er sich freilich in den schroffsten Gegensatz zu dem doch auch von einem Romantiker, von Ludwig Uhland, gesprochenen Wort, daß „kein Haupt über Deutschland leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt sei". Uhland sprach wahr: diesem Haupte fehlte die Weihe des demokratischen Öles und darum war es ihm versagt, über Deutschland zu leuchten.

Der Ausgang der Revolution.

So ist die Revolution von 1848 an Friedrich Wilhelm IV. gescheitert, und die Radikalen schienen recht zu haben oder nachträglich Recht zu bekommen, daß mit den Fürsten die Einheit nicht zu schaffen sei, sondern nur gegen sie, durch Gewalt. Daß man

eine Revolution nicht mit Grundrechten und Mehrheitsbeschlüssen durchführen kann, auch das erkannten sie richtiger als die Majorität der Gemäßigten, die ihre Herkunft aus der Revolution vergaßen oder wenigstens gerne vergessen gemacht hätten. Und daher nun die die Verhandlungen der Paulskirche wie blutige Arabesken umspielenden Aufstände in Baden und in der Pfalz, in Frankfurt und Dresden. Die Führer dieser Aufstände, die Hecker und Struve, Sigel und Schurz, Heubner und Tzschirner und wie sie alle hießen, waren damals in aller Mund und vielfach populäre Figuren, namentlich in ihrer engeren Heimat; Heckers Bild ist aus mancher dörflichen Wirtshausstube des Schwarzwaldes erst durch das von Bismarck verdrängt worden. Schließlich war vor allem Baden im Sommer 1849 das Stelldichein aller revolutionären Geister, hier kämpfte die Revolution den Verzweiflungskampf um Dasein und Sieg und hier unterlag sie den preußischen Waffen unter der Führung des Prinzen Wilhelm, der in dieser Zeit einer der am meisten gehaßten, weil falsch beurteilten Männer gewesen ist.

Mit der definitiven Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. war aber auch die Mission der Nationalversammlung zu Frankfurt definitiv gescheitert. Die Gemäßigten thaten daher ganz recht ihr Mandat als erloschen zu betrachten und auszutreten; und ebenso that die württembergische Regierung nur ihre Pflicht, als sie den nach Stuttgart übergesiedelten radikalen Rumpf mit seinen fünf Reichsverwesern ohne Reich, ohne Macht und ohne Autorität auseinandersprengte. Daß an diesem Satirspiel der großen Tragödie auch Uhland teilnahm und nun „mit dem bitteren Gefühl der unziemlichen Behandlung" scheiden mußte, war das Betrübendste daran; und doch deckt seine Persönlichkeit gewissermaßen den Rückzug und verhindert, daß man nicht allzu schadenfroh die Worte darauf anwenden darf:

desinit in piscem mulier formosa superne.

Den Gemäßigten aber, die schon der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gegenüber so große Resignation geübt hatten, ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß sie als „Gothaer" in dem seltsamen Unionsparlament in Erfurt es nochmals versuchten, mit Preußen zur Einigung Deutschlands zu gelangen. Dort standen sie

auf der Linken und kreuzten die Waffen mit den in Frankfurt kaum vertretenen preußischen Junkern, unter denen, wie schon auf dem vereinigten Landtag von 1847, als der keckſten einer auch Otto von Bismarck sich hervorthat. Diese Gothaer Kleindeutschen sind es gewesen, die in dem deutschen Volk den Gedanken der preußischen Spitze über die Revolutions- und Reaktionszeit hinüber lebendig erhalten und für eine bessere Zukunft gerettet haben. Für das halbe Wesen des preußischen Königs aber ist es bezeichnend, daß er nun im Dreikönigsbündnis und in den sonstigen Unionsverhandlungen nachträglich doch erreichen wollte, was er soeben abgelehnt hatte; doch seinem Freunde Radowitz, der die preußische Regierung in Erfurt vertrat, fehlte es an Klarheit, Offenheit und Vertrauen, und so scheiterte es noch einmal. Die Geschichte läßt ihrer so nicht spotten, für ihn war es unwiderbringlich zu spät.

Inzwischen hatte nämlich das durch die Stürme der Zeit in seinen Grundfesten erschütterte Österreich aus eigener Kraft unter Radetzkys Führung die Revolution in Italien und um den teuren Preis russischer Einmischung und Hilfe auch den ungarischen Aufstand niedergeworfen. Und sobald es Luft hatte, griff es auch wieder nach seiner alten Stellung in Deutschland. Die Reichsverfassung, um deren Anerkennung in den Einzelstaaten blutig und fast überall erfolgreich gestritten worden war, wurde einfach beiseite geschoben, mit Hilfe der süddeutschen Regierungen, die von einer preußischen Hegemonie nichts wissen wollten, der alte Bundestag wieder hergestellt und durch die Tage von Olmütz auch Preußen in unerhörter Demütigung gezwungen, auf der alten unwürdigen Basis demselben wieder beizutreten. Damit war es mit den nationalen Wünschen und Hoffnungen zu Ende, die auch an einem anderen Punkte, Dänemark gegenüber in der schleswig-holsteinischen Sache erst durch Preußens Schuld, dann durch das Londoner Konferenzprotokoll in kläglicher Weise unerfüllt blieben. Gerade hier hatte sich die nationale Begeisterung am einmütigsten und thatkräftigsten gezeigt und gerade hier hatte sie die schmählichste Enttäuschung und Dämpfung erfahren. Nachdem man aber mit der nationalen Bewegung fertig geworden war, ging man ebenso daran, die freiheitlichen Regungen zu unterdrücken und auszurotten

und für ihre Siege und ihre Ausschreitungen Rache zu nehmen und gründlich heimzuzahlen.

So kam, was kommen mußte, aufs neue eine Periode der Reaktion. Die Oppositionspartei aber stand ihr hinfort weniger geschlossen und einig gegenüber als bisher. Groß- und Kleindeutsche, gemäßigte Gothaer und radikale Republikaner bekämpften sich aufs unversöhnlichste und warfen sich gegenseitig vor, die Schuld an dem Mißlingen zu tragen oder gar Verrat an der Einheit und mehr noch an der Freiheit geübt zu haben. So waren die nationalen und die freiheitlichen Elemente zerspalten und zerklüftet und dadurch zunächst zu kläglicher Ohnmacht der wachsenden Reaktion gegenüber verurteilt.

Aber eins blieb doch unverloren — der politische Geist war erwacht, ganz Deutschland war ein Jahr lang nur politisch gewesen. In Volksversammlungen und Volksreden, in Resolutionen und Wahlen, in Flugschriften und Zeitungsartikeln, in Prosa und Versen, in Karikaturen und Witzblättern, in weitaussehenden Plänen und Aktionen berufener Politiker oder in schlichten Worten und naheliegenden Handlungen einfacher Leute war dieses politische Gefühl und Bewußtsein hemmungslos zur Aussprache gekommen, und die Erinnerung daran haben sich die Mitlebenden treu bewahrt. Es war viel Thörichtes und Schlechtes, es war viel Unreifes und Zügelloses dabei; auch viel Blut ist umsonst geflossen und viele Opfer sind unnötig gebracht worden. Aber es ist unberechtigt, dies so wie Hans Blum in seinem durch und durch tendentiös gefärbten Buche über „die deutsche Revolution" thut, in den Vordergrund zu stellen und wie eine Hauptsache zu behandeln. Im Grunde hat die Revolution doch das Rechte gewollt, und Blut und Opfer vergessen sich nicht. 1848 ist das Volk der Deutschen ein politisch denkendes und fühlendes Volk geworden und ist es seitdem geblieben, das war der thatsächliche Gewinn, ihn konnte dann später Bismarck in die Rechnung stellen und daraufhin das Große wagen und wagend gewinnen.

Reformbewegungen auf dem Gebiet der Kirche und Schule.

Übrigens haben die Deutschen auch in diesen rein politischen Tagen ihre sonstige Kulturaufgabe nicht ganz aus den Augen ver-

loren. Die eben erworbene Preßfreiheit kam der ganzen geistigen Produktion zu gute, der Kampf um Gedanken- und Redefreiheit hatte doch nicht bloß den politischen Ideen gegolten. Mit den mißliebigen, vormärzlichen Ministerien fielen auch die Kultus- und Unterrichtsminister, so in Preußen Eichhorn. Wie überall, so rief man auch auf dem Gebiete der Kirche und Schule nach Freiheit und Selbständigkeit, verlangte auch für die geistigen Interessen Licht und Raum, Beseitigung alter Zöpfe und Einführung von Reformen. Aber es war auch hier wie in der Politik ein Frühlingssturm, der noch einmal vorüberging, um einer neuen Periode der Reaktion Platz zu machen. Und so ist von wirklichen Änderungen und Fortschritten nicht viel zu berichten. Auch die Nationalversammlung hatte ihre ausgedehnte Kirchen- und Schuldebatte, und wenigstens für Schulangelegenheiten und Volkserziehung wurde ein besonderer Ausschuß und in diesem wieder eine Sektion für die Volksschulen eingesetzt, dagegen wurde der beantragte Ausschuß für Religionsangelegenheiten abgelehnt. Schließlich kam es — nach besonders erregten und langwierigen Debatten — doch nur zu den in Artikel 5 und 6 der Grundrechte so formulierten Bestimmungen über kirchlich-religiöse und Schulangelegenheiten:

§ 14. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren.

§ 15. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion.

Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen.

§ 16. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun.

§ 17. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen.

Keine Religionsgemeinschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche.

Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht.

§ 18. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden.

§ 19. Die Formel des Eides soll künftig lauten: So wahr mir Gott helfe.

§ 20. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden.

§ 21. Die Religionsverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehindernis.

Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt.

§ 22. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§ 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben.

§ 24. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu erteilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat.

Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung.

§ 25. Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall genügend gesorgt werden.

Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die unteren Volksschulen vorgeschrieben ist.

§ 26. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener.

Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Beteiligung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksschulen an.

§ 27. Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbeschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten freier Unterricht gewährt werden.

§ 28. Es steht einem jeden frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will.

Bezeichnend bei den Verhandlungen war das Verhalten der ultramontanen Partei. Schon daß eine solche im Parlament vorhanden war, war auffallend; und überdies war sie nach Biedermanns Erinnerungen „unter allen am früheſten organiſiert und disciplinierte, mit den beſtimmteſten Stichwörtern verſehen und von den tüchtigſten Führern geleitet"; und daneben gab es auch noch in den anderen Parteien Ultramontane, die in allen kirchlichen Fragen mit ihr ſtimmten. So war eine geſchloſſene Partei immer auf dem Plan, wo es galt, katholiſche Intereſſen zu wahren oder Gewinn für die Kirche einzuheimſen, ſchon damals ein Beweis, daß die katholiſche Kirche es trefflich verſteht, mit jeder Regierungsform, nötigenfalls auch mit der Revolution ſich zu vertragen. Daß wie heute noch in Baden ſo auch damals ſchon die äußerſte Linke mit dem Selbſtändigkeit und Freiheit für ſich begehrenden Ultramontanismus ſich verbündete und nicht begriff, wie ſie damit doch nur einer alle Geiſtesfreiheit gefährdenden Macht Handlangerdienſte leiſtete, verſteht ſich nach den Erfahrungen, die wir inzwiſchen gemacht haben, faſt von ſelbſt.

Vom 22. Oktober bis 16. November aber tagten die deutſchen Biſchöfe in Würzburg und erklärten: „wie entſchieden und ſtreng auch die Kirche anarchiſche Beſtrebungen jeder Art verabſcheue und verwerfe, ſo habe doch auch ſie ein lebendiges Intereſſe an der Sicherung alles deſſen, was der allgemeine Ruf nach Freiheit von adminiſtrativer Bevormundung und Kontrolle Wahres enthalte, und dürfe es nicht verabſäumen, an den Zuſagen, die die Fürſten ihren Völkern gegeben, den ihr gebührenden Anteil in Anſpruch zu nehmen". Die Trennung der Kirche vom Staat erklärten ſie unter gewiſſen Vorbehalten acceptieren zu können. Was ſie forderten, war: unbeſchränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, Errichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanſtalten, Ausſchluß des Staates von der Prüfung und Überwachung der Geiſtlichkeit, Freiheit der Aſſoziation für alle geiſtlichen Vereine, Aufhebung des Placet und endlich ſelbſtändige Verwaltung und Verwendung des Kirchen- und Stiftungsvermögens.

So geſchickt wußte die Kirche revolutionäre Gedanken in ihrem Sinn umzubiegen; und was ſie auf Grund derſelben ver-

stolz zu sein und sehnsuchtsvoll wie auf ein entschwundenes Ideal hinzublicken. Niemals war der Ernst und das Verantwortlichkeitsgefühl in einer Versammlung, nie die Zahl bedeutender Menschen nach Talent und Rednergabe, nach Patriotismus und Charakter größer, es war wirklich die Elite unseres Volkes hier versammelt. Mit der großen Zeit der Befreiungskriege verbanden sie die ehrwürdigen Gestalten eines Jahn und E. M. Arndt, der sich selbst „wie ein gutes altes deutsches Gewissen" in der Versammlung vorkam. Der historische Sinn war verkörpert in Dahlmann und Droysen, in Waitz und v. Raumer, in Gervinus und Döllinger und in den Juristen Albrecht, Beseler und Simson; als politische Dichter standen Auersperg (Anastasius Grün) und Uhland obenan, der neben Jakob Grimm zugleich die Germanistik vertrat; aus Preußen kamen von Vincke und Bekerath, aus Baden Karl Mathy und Welcker, aus Württemberg die Gebrüder Mohl und der Ästhetiker Vischer, aus Sachsen Roßmäßler und Robert Blum; und Hessen gab neben dem Führer der Linken Karl Vogt der Versammlung in Heinrich v. Gagern den würdigsten und dieser schweren Aufgabe voll gewachsenen Präsidenten. Aber auch sachlich ist es nicht so, wie man gewöhnlich sagt: daß was diesem ersten deutschen Parlament mißlungen sei, zwanzig Jahre nachher Bismarck sozusagen aus dem Nichts heraus geschaffen habe. Vielmehr, ohne dieses Frankfurter Parlament auch zwanzig Jahre nachher kein Bismarck und keine deutsche Einigung. Der Versuch ist 1848 mißlungen, gewiß; aber es ist dadurch der Boden gelockert und zubereitet, es sind die Geister geweckt worden, das nationale Wollen ist zu Wort gekommen, das nationale Bewußtsein und Gewissen ist gestärkt und es sind die Waffen geschmiedet worden, durch die das Werk allein hat gelingen können. Und dazu kam noch die zwar negative, aber doch überaus wertvolle Erkenntnis, daß Ideen allein nicht ausreichen, sondern daß in der Politik die Macht sie zu verwirklichen gerade so die Hauptsache ist, wie in der Kunst das Können.

Das Erbkaisertum und Friedrich Wilhelm IV.

Und um was handelte es sich in der Paulskirche? Freilich auch um die Grundrechte des deutschen Volkes und jedes einzelnen

Deutschen, die die Versammlung so breitspurig und langweilig, so doktrinär und gründlich, in echt deutschem Drang nach Sicherstellung der individuellen Freiheit beriet; aber vor allem doch um die gar nicht individuelle, sondern um die große nationale Frage der Einheit, der Gestaltung des deutschen Volkes zu einem Ganzen. Sobald man aber dieses Problem anfaßte, stieß man auf ein historisch Gegebenes, auf die Schwierigkeit des deutschen Dualismus — Österreich und Preußen, zwei Großmächte, von denen nur eine Platz haben konnte am Steuerruder des Schiffes — und auf die Schwierigkeit des alten deutschen Föderalismus: wie war eine staatliche Einheit möglich von vielen souveränen oder doch souverän sich dünkenden Staaten? 1815 hatte man eine Lösung versucht, die keine war und keine sein konnte: für beide Großmächte den Platz offen zu lassen, wobei freilich doch die eine — es war Preußen — zu kurz kommen mußte, und die Einheit aller so lose als möglich zu gestalten, damit ihr zu lieb keiner das Opfer seiner Souveränetät zu bringen habe. Aber was dabei für diese Einheit und was für Deutschlands Ansehen und Machtstellung und vor allem was dabei für das Volk selbst herauskam, das hatten 33 Jahre Bundestagsjammer gezeigt. Wollte man also mehr als dieses Staatenbündel — und man wollte mehr —, so gab es nur eine Lösung, diejenige, auf die schon Paul Pfizer und zuletzt noch Karl Mathy hingewiesen hatte — die Einigung unter Preußens Führung und, entgegen dem ersten Verfassungsentwurf Dahlmanns, die völlige Hinausdrängung Österreichs; denn nur jenes war eine wahrhaft deutsche, dieses dagegen eine zu zwei Dritteilen undeutsche Macht.

Allein gegen diese Lösung lehnten sich rechts und links die Parteien auf, und so kam es zu der Scheidung in die beiden großen Gruppen der Großdeutschen und der Kleindeutschen. Die Gründe dieser großdeutschen Partei waren teilweise ganz idealer Natur, so wie sie am glänzendsten und gemütvollsten Uhland entwickelt hat, der in der Kaiserfrage durch und durch Romantiker war. Bei ihm erscheint mitten unter staatsrechtlichen Deduktionen und praktischen Erwägungen plötzlich der Satz: „Die deutschen Wahlkönige, erblich, solange das Geschlecht tüchtig war, fallen nicht unter die konstitutionelle Staatsform; es waren in langer Reihe Männer von Fleisch

und Bein, kernhafte Gestalten, mit leuchtenden Augen, thatkräftig im Guten und Schlimmen." So ließ sich der Politiker von dem das Mittelalter und seine Institutionen verklärenden Romantiker den täuschenden Schleier vor die Augen ziehen; und aus „Gefühlspolitik", wie er selbst sagt, erklärt er sich gegen den Ausschluß von Österreich: „Österreich", ruft er, „hat sein Herzblut gemischt in den Mörtel zum Neubau der deutschen Einheit, Österreich muß mit uns sein und bleiben in der neuen politischen Paulskirche." Die katholische Fraktion unter Döllingers Führung, die am besten wußte, was sie wollte, trat von kirchlich-religiösen Gesichtspunkten aus für das katholische Österreich gegen das protestantische Preußen ein. Auch an freiheitlichen Gründen fehlte es nicht, die sich freilich mit den reaktionären Wünschen vieler Österreicher und Ultramontanen eigentümlich mischten und verbanden: eine starke republikanische Partei war da, welche aus Deutschland eine sei es einheitliche oder lieber noch eine föderative Republik machen wollte und dies in wiederholten Volksaufständen namentlich in Baden unter Heckers Führung zu verwirklichen suchte; sie mußte natürlich Preußen als den stramm monarchischen, bureaukratisch festgefügten und militärisch am besten disciplinierten Staat für ihre Pläne besonders fürchten und hassen und deshalb alles daran setzen, seine Berufung an Deutschlands Spitze zu hintertreiben. Dazu kamen endlich noch specifisch partikularistische Gefühlsgründe, die Abneigung des Schwaben oder Bayern gegen das stramme und schneidige Auftreten des Norddeutschen im allgemeinen und gegen das suffisante und schnodderige Berlinertum im speciellen, der „Preußenhaß", wie man schon damals sagte. Und dem gesellte sich der nur zu gerechtfertigte Widerwille aller Liberalen und geistig Freien gegen die Person eines Königs, der acht Jahre lang die Erwartungen getäuscht, romantischen Velleitäten sich hingegeben und sich zuletzt noch in dem Revolutionssturm so ganz unköniglich, feige und starrsinnig zugleich gezeigt hatte.

Aber allen solchen Antipathien, Wünschen und historischen Liebhabereien zum Trotz — in der Versammlung siegte der politisch kühle Verstand über das romantisch oder religiös oder freiheitlich fühlende Herz, und nach mancherlei Schwankungen wurde — aber nur mit vier Stimmen Majorität! — das Erbkaisertum acceptiert

und darauf von 290 Stimmen — 248 enthielten sich der Wahl — der König von Preußen zum deutschen Kaiser gewählt — freilich, wie einer dieser Erbkaiserlichen (G. Rümelin) selbst sagt: „wir haben den König von Preußen nicht wegen, sondern trotz seiner Persönlichkeit zum Oberhaupt machen wollen." Denn dieser zum Deutschen Kaiser gewählte König von Preußen hieß Friedrich Wilhelm IV.

Und an dieser Persönlichkeit, nicht am deutschen Parlament von 1848/49 scheiterte damals die Lösung. Friedrich Wilhelm IV. hatte sich von Anfang an mit allerlei phantastischen und mittelalterlichen Ideen getragen, er wollte den Kaiser von Österreich als römischen Kaiser und neben ihn den König von Preußen als „teutschen" König oder gar nur als erblichen Reichserzfeldherrn an die Spitze stellen; und so erhielt nun auch die Deputation des Frankfurter Parlaments, die ihm am 3. April 1849 die Kaiserkrone überbringen sollte, eine abschlägige Antwort: er wolle die Krone nicht aus den Händen einer Versammlung, die einer Revolution ihren Ursprung verdanke und deren Ansprüche nur auf einem Akt der Revolution beruhen; er wolle sie von den gekrönten Häuptern, durch Vereinbarung mit ihren Regierungen, nicht von der Nation empfangen; und dazu ließ er die Deputation durch den Ton seiner Antwort fühlen, daß es eine Anmaßung sei, wenn eine Versammlung von Volksvertretern eine Krone schaffen und geben wolle. Damit stellte er sich freilich in den schroffsten Gegensatz zu dem doch auch von einem Romantiker, von Ludwig Uhland, gesprochenen Wort, daß „kein Haupt über Deutschland leuchten werde, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Öles gesalbt sei". Uhland sprach wahr: diesem Haupte fehlte die Weihe des demokratischen Öles und darum war es ihm versagt, über Deutschland zu leuchten.

Der Ausgang der Revolution.

So ist die Revolution von 1848 an Friedrich Wilhelm IV. gescheitert, und die Radikalen schienen recht zu haben oder nachträglich Recht zu bekommen, daß mit den Fürsten die Einheit nicht zu schaffen sei, sondern nur gegen sie, durch Gewalt. Daß man

eine Revolution nicht mit Grundrechten und Mehrheitsbeschlüssen durchführen kann, auch das erkannten sie richtiger als die Majorität der Gemäßigten, die ihre Herkunft aus der Revolution vergaßen oder wenigstens gerne vergessen gemacht hätten. Und daher nun die die Verhandlungen der Paulskirche wie blutige Arabesken umspielenden Aufstände in Baden und in der Pfalz, in Frankfurt und Dresden. Die Führer dieser Aufstände, die Hecker und Struve, Sigel und Schurz, Heubner und Tzschirner und wie sie alle hießen, waren damals in aller Mund und vielfach populäre Figuren, namentlich in ihrer engeren Heimat; Heckers Bild ist aus mancher dörflichen Wirtshausstube des Schwarzwaldes erst durch das von Bismarck verdrängt worden. Schließlich war vor allem Baden im Sommer 1849 das Stelldichein aller revolutionären Geister, hier kämpfte die Revolution den Verzweiflungskampf um Dasein und Sieg und hier unterlag sie den preußischen Waffen unter der Führung des Prinzen Wilhelm, der in dieser Zeit einer der am meisten gehaßten, weil falsch beurteilten Männer gewesen ist.

Mit der definitiven Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. war aber auch die Mission der Nationalversammlung zu Frankfurt definitiv gescheitert. Die Gemäßigten thaten daher ganz recht ihr Mandat als erloschen zu betrachten und auszutreten; und ebenso that die württembergische Regierung nur ihre Pflicht, als sie den nach Stuttgart übergesiedelten radikalen Rumpf mit seinen fünf Reichsverwesern ohne Reich, ohne Macht und ohne Autorität auseinandersprengte. Daß an diesem Satirspiel der großen Tragödie auch Uhland teilnahm und nun „mit dem bitteren Gefühl der unziemlichen Behandlung" scheiden mußte, war das Betrübendste daran; und doch deckt seine Persönlichkeit gewissermaßen den Rückzug und verhindert, daß man nicht allzu schadenfroh die Worte darauf anwenden darf:

desinit in piscem mulier formosa superne.

Den Gemäßigten aber, die schon der Persönlichkeit Friedrich Wilhelms IV. gegenüber so große Resignation geübt hatten, ist es nicht hoch genug anzuschlagen, daß sie als „Gothaer" in dem seltsamen Unionsparlament in Erfurt es nochmals versuchten, mit Preußen zur Einigung Deutschlands zu gelangen. Dort standen sie

auf der Linken und kreuzten die Waffen mit den in Frankfurt kaum vertretenen preußischen Junkern, unter denen, wie schon auf dem vereinigten Landtag von 1847, als der keckſten einer auch Otto von Bismarck sich hervorthat. Diese Gothaer Kleindeutschen sind es gewesen, die in dem deutschen Volk den Gedanken der preußischen Spitze über die Revolutions- und Reaktionszeit hinüber lebendig erhalten und für eine bessere Zukunft gerettet haben. Für das halbe Wesen des preußischen Königs aber ist es bezeichnend, daß er nun im Dreikönigsbündnis und in den sonstigen Unionsverhandlungen nachträglich doch erreichen wollte, was er soeben abgelehnt hatte; doch seinem Freunde Radowitz, der die preußische Regierung in Erfurt vertrat, fehlte es an Klarheit, Offenheit und Vertrauen, und so scheiterte es noch einmal. Die Geschichte läßt ihrer so nicht spotten, für ihn war es unwiderbringlich zu spät.

Inzwischen hatte nämlich das durch die Stürme der Zeit in seinen Grundfesten erschütterte Österreich aus eigener Kraft unter Radetzkys Führung die Revolution in Italien und um den teuren Preis russischer Einmischung und Hilfe auch den ungarischen Aufstand niedergeworfen. Und sobald es Luft hatte, griff es auch wieder nach seiner alten Stellung in Deutschland. Die Reichsverfassung, um deren Anerkennung in den Einzelstaaten blutig und fast überall erfolgreich gestritten worden war, wurde einfach beiseite geschoben, mit Hilfe der süddeutschen Regierungen, die von einer preußischen Hegemonie nichts wissen wollten, der alte Bundestag wieder hergestellt und durch die Tage von Olmütz auch Preußen in unerhörter Demütigung gezwungen, auf der alten unwürdigen Basis demselben wieder beizutreten. Damit war es mit den nationalen Wünschen und Hoffnungen zu Ende, die auch an einem anderen Punkte, Dänemark gegenüber in der schleswig-holsteinischen Sache erst durch Preußens Schuld, dann durch das Londoner Konferenzprotokoll in kläglicher Weise unerfüllt blieben. Gerade hier hatte sich die nationale Begeisterung am einmütigsten und thatkräftigsten gezeigt und gerade hier hatte sie die schmählichste Enttäuschung und Dämpfung erfahren. Nachdem man aber mit der nationalen Bewegung fertig geworden war, ging man ebenso daran, die freiheitlichen Regungen zu unterdrücken und auszurotten

und für ihre Siege und ihre Ausschreitungen Rache zu nehmen und gründlich heimzuzahlen.

So kam, was kommen mußte, aufs neue eine Periode der Reaktion. Die Oppositionspartei aber stand ihr hinfort weniger geschlossen und einig gegenüber als bisher. Groß- und Kleindeutsche, gemäßigte Gothaer und radikale Republikaner bekämpften sich aufs unversöhnlichste und warfen sich gegenseitig vor, die Schuld an dem Mißlingen zu tragen oder gar Verrat an der Einheit und mehr noch an der Freiheit geübt zu haben. So waren die nationalen und die freiheitlichen Elemente zerspalten und zerklüftet und dadurch zunächst zu kläglicher Ohnmacht der wachsenden Reaktion gegenüber verurteilt.

Aber eins blieb doch unverloren — der politische Geist war erwacht, ganz Deutschland war ein Jahr lang nur politisch gewesen. In Volksversammlungen und Volksreden, in Resolutionen und Wahlen, in Flugschriften und Zeitungsartikeln, in Prosa und Versen, in Karikaturen und Witzblättern, in weitaussehenden Plänen und Aktionen berufener Politiker oder in schlichten Worten und naheliegenden Handlungen einfacher Leute war dieses politische Gefühl und Bewußtsein hemmungslos zur Aussprache gekommen, und die Erinnerung daran haben sich die Mitlebenden treu bewahrt. Es war viel Thörichtes und Schlechtes, es war viel Unreifes und Zügelloses dabei; auch viel Blut ist umsonst geflossen und viele Opfer sind unnötig gebracht worden. Aber es ist unberechtigt, dies so wie Hans Blum in seinem durch und durch tendentiös gefärbten Buche über „die deutsche Revolution“ thut, in den Vordergrund zu stellen und wie eine Hauptsache zu behandeln. Im Grunde hat die Revolution doch das Rechte gewollt, und Blut und Opfer vergessen sich nicht. 1848 ist das Volk der Deutschen ein politisch denkendes und fühlendes Volk geworden und ist es seitdem geblieben, das war der thatsächliche Gewinn, ihn konnte dann später Bismarck in die Rechnung stellen und daraufhin das Große wagen und wagend gewinnen.

Reformbewegungen auf dem Gebiet der Kirche und Schule.

Übrigens haben die Deutschen auch in diesen rein politischen Tagen ihre sonstige Kulturaufgabe nicht ganz aus den Augen ver-

loren. Die eben erworbene Preßfreiheit kam der ganzen geistigen Produktion zu gute, der Kampf um Gedanken- und Redefreiheit hatte doch nicht bloß den politischen Ideen gegolten. Mit den mißliebigen, vormärzlichen Ministerien fielen auch die Kultus- und Unterrichtsminister, so in Preußen Eichhorn. Wie überall, so rief man auch auf dem Gebiete der Kirche und Schule nach Freiheit und Selbständigkeit, verlangte auch für die geistigen Interessen Licht und Raum, Beseitigung alter Zöpfe und Einführung von Reformen. Aber es war auch hier wie in der Politik ein Frühlingssturm, der noch einmal vorüberging, um einer neuen Periode der Reaktion Platz zu machen. Und so ist von wirklichen Änderungen und Fortschritten nicht viel zu berichten. Auch die Nationalversammlung hatte ihre ausgedehnte Kirchen- und Schuldebatte, und wenigstens für Schulangelegenheiten und Volkserziehung wurde ein besonderer Ausschuß und in diesem wieder eine Sektion für die Volksschulen eingesetzt, dagegen wurde der beantragte Ausschuß für Religionsangelegenheiten abgelehnt. Schließlich kam es — nach besonders erregten und langwierigen Debatten — doch nur zu den in Artikel 5 und 6 der Grundrechte so formulierten Bestimmungen über kirchlich-religiöse und Schulangelegenheiten:

§ 14. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit.

Niemand ist verpflichtet, seine religiöse Überzeugung zu offenbaren.

§ 15. Jeder Deutsche ist unbeschränkt in der gemeinsamen häuslichen und öffentlichen Übung seiner Religion.

Verbrechen und Vergehen, welche bei Ausübung dieser Freiheit begangen werden, sind nach dem Gesetze zu bestrafen.

§ 16. Durch das religiöse Bekenntnis wird der Genuß der bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. Den staatsbürgerlichen Pflichten darf dasselbe keinen Abbruch thun.

§ 17. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen.

Keine Religionsgemeinschaft genießt vor anderen Vorrechte durch den Staat; es besteht fernerhin keine Staatskirche.

Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht.

§ 18. Niemand soll zu einer kirchlichen Handlung oder Feierlichkeit gezwungen werden.

§ 19. Die Formel des Eides soll künftig lauten: So wahr mir Gott helfe.

§ 20. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist nur von der Vollziehung des Civilaktes abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilaktes stattfinden.

§ 21. Die Religionsverschiedenheit ist kein bürgerliches Ehehindernis.

Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt.

§ 22. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§ 23. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben.

§ 24. Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, zu leiten und an solchen Unterricht zu erteilen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat.

Der häusliche Unterricht unterliegt keiner Beschränkung.

§ 25. Für die Bildung der deutschen Jugend soll durch öffentliche Schulen überall genügend gesorgt werden.

Eltern oder deren Stellvertreter dürfen ihre Kinder oder Pflegebefohlenen nicht ohne den Unterricht lassen, welcher für die unteren Volksschulen vorgeschrieben ist.

§ 26. Die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener.

Der Staat stellt unter gesetzlich geordneter Beteiligung der Gemeinden aus der Zahl der Geprüften die Lehrer der Volksschulen an.

§ 27. Für den Unterricht in Volksschulen und niederen Gewerbeschulen wird kein Schulgeld bezahlt. Unbemittelten soll auf allen öffentlichen Unterrichtsanstalten freier Unterricht gewährt werden.

§ 28. Es steht einem jeden frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will.

Bezeichnend bei den Verhandlungen war das Verhalten der ultramontanen Partei. Schon daß eine solche im Parlament vorhanden war, war auffallend; und überdies war sie nach Biedermanns Erinnerungen „unter allen am frühesten organisiert und disciplinierte, mit den bestimmtesten Stichwörtern versehen und von den tüchtigsten Führern geleitet"; und daneben gab es auch noch in den anderen Parteien Ultramontane, die in allen kirchlichen Fragen mit ihr stimmten. So war eine geschlossene Partei immer auf dem Plan, wo es galt, katholische Interessen zu wahren oder Gewinn für die Kirche einzuheimsen, schon damals ein Beweis, daß die katholische Kirche es trefflich versteht, mit jeder Regierungsform, nötigenfalls auch mit der Revolution sich zu vertragen. Daß wie heute noch in Baden so auch damals schon die äußerste Linke mit dem Selbständigkeit und Freiheit für sich begehrenden Ultramontanismus sich verbündete und nicht begriff, wie sie damit doch nur einer alle Geistesfreiheit gefährdenden Macht Handlangerdienste leistete, versteht sich nach den Erfahrungen, die wir inzwischen gemacht haben, fast von selbst.

Vom 22. Oktober bis 16. November aber tagten die deutschen Bischöfe in Würzburg und erklärten: „wie entschieden und streng auch die Kirche anarchische Bestrebungen jeder Art verabscheue und verwerfe, so habe doch auch sie ein lebendiges Interesse an der Sicherung alles dessen, was der allgemeine Ruf nach Freiheit von administrativer Bevormundung und Kontrolle Wahres enthalte, und dürfe es nicht verabsäumen, an den Zusagen, die die Fürsten ihren Völkern gegeben, den ihr gebührenden Anteil in Anspruch zu nehmen". Die Trennung der Kirche vom Staat erklärten sie unter gewissen Vorbehalten acceptieren zu können. Was sie forderten, war: unbeschränkte Freiheit der Lehre und des Unterrichts, Errichtung und Leitung eigener Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, Ausschluß des Staates von der Prüfung und Überwachung der Geistlichkeit, Freiheit der Assoziation für alle geistlichen Vereine, Aufhebung des Placet und endlich selbständige Verwaltung und Verwendung des Kirchen- und Stiftungsvermögens.

So geschickt wußte die Kirche revolutionäre Gedanken in ihrem Sinn umzubiegen; und was sie auf Grund derselben ver-

langte, das gewährte ihr dann fast alles die Reaktion, zumeist natürlich die Regierung Friedrich Wilhelms IV. in der revidierten Verfassung vom Jahre 1850. Namentlich wurden ihr bei der regen Vereinsthätigkeit, die sie als Märzerrungenschaft in die fünfziger Jahre mit herübernahm, keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt.

Weit weniger glücklich schnitt die protestantische Kirche ab. Jene Bestimmungen der Grundrechte waren nicht zum wenigsten zu gunsten der links stehenden Richtungen in ihr erlassen worden. Da diese aber größtenteils mit der politischen Linken zusammenfielen und die nachfolgende Reaktion mit den orthodoxen und pietistischen Elementen Hand in Hand ging, so kümmerte man sich natürlich nicht um diese der Revolution entstammenden Grundrechte und hütete sich wohl, die protestantische Kirche freizugeben. So blieb von den auch in kirchlichen Kreisen unter dem Einfluß des Jahres 1848 auftauchenden Hoffnungen und Wünschen der Gedanke der Unabhängigkeit der Kirche und ihrer Verfassung vom Staat, also der Gedanke größerer Freiheit unausgeführt. Dagegen schien es, als sollte die Zusammenfassung der deutschen evangelischen Kirchen zu einer gewissen Einheit gelingen. Auf Anregung von Bethmann-Hollweg und Philipp Wackernagel kam im September 1848 der erste deutsche Kirchentag in Wittenberg zusammen, um einen Kirchenbund der evangelischen Kirchengemeinschaften Deutschlands zu gründen mit der Aufgabe, alle gemeinsamen Interessen der zu ihm gehörigen Kirchengemeinschaften zu fördern. Allein weder die Kirchentage noch die Eisenacher Konferenzen, die von Abgeordneten der deutschen Kirchenregierungen beschickt wurden, haben zu der Einheit etwas Wesentliches beigetragen. Übrig blieb nur die Sammlung zum Kampf gegen den „Unglauben“ im Bund und im Dienste der Reaktion, und als Erfreuliches eine stärkere Betonung der Pflicht der Kirche an der Abstellung von Notständen im Volksleben. In Wittenberg wurde auf Wicherns ernste Worte hin der Centralausschuß für innere Mission gebildet und die Kongresse dieser inneren Mission tagten hinfort gleichzeitig mit den Kirchentagen, eine Verbindung, die ihnen freilich nicht eben gut gethan hat.

Auch auf dem Gebiet der Schule regten sich dieselben Ge-

danken wie überall, Wünsche die auf Freiheit namentlich von der Kirche und auf größere Einheit abzielten. In der Nationalversammlung dachte man sogar daran, ein allgemeines deutsches Schulgesetz auszuarbeiten; doch überwog schließlich die Meinung, die Regelung des Schulwesens den Einzelstaaten zu überlassen, da dasselbe „aufs innigste mit dem individuellen Geiste der Stämme und mit der relativen Bildungsstufe derselben zusammenhänge"; und so beschränkte man sich auf jene allgemeinen Grundsätze, wie sie in den oben mitgeteilten Paragraphen niedergelegt wurden und wie sie dann — natürlich — Papier blieben.

Immerhin bildeten die in zahlreichen Petitionen an die Nationalversammlung und in Versammlungen und Reden zur Aussprache kommenden Wünsche und Reformgedanken teilweise „schätzbares Material" für die Zukunft. Am meisten gilt dies von den Reformbestrebungen auf dem Gebiet der Mittelschulen. Von besonderem Interesse waren die Verhandlungen der sächsischen Gymnasiallehrer, weil hier in Hermann Köchly ein wirklicher Gymnasialreformer zu Worte kam, der vorher schon den Kampf begonnen hatte und jetzt die Zeit zur Durchführung einer wirklichen Schulreform gekommen glaubte. Auf der Leipziger Versammlung im Juli 1848 entwickelte er seine Anschauungen: das alte Gymnasium sei eine Lateinschule, sein Prinzip die lateinische Sprachbildung gewesen, darin habe es seinen Mittelpunkt gehabt. An die Stelle dieser Einheit sei aber längst Vielheit und Zerfahrenheit getreten. Daher sei ein neuer Mittelpunkt zu suchen und das sei — das Deutsche; um dieses müssen sich die übrigen Bildungsmittel gruppieren, auf der einen Seite Mathematik und Naturwissenschaften, auf der anderen die historisch-ethischen Disciplinen; so erst sei das Prinzip das modern-universelle. Daraus ergebe sich dann als Zweck der altklassischen Studien die Erkenntnis des Griechen- und Römertums in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung aus den Quellen und durch sie; könne man das nicht erreichen, so müsse man den altklassischen Unterricht ganz aufgeben. Jedenfalls aber folge daraus die Gleichstellung des Griechischen mit dem Lateinischen und der Wegfall des Lateinischsprechens und des lateinischen Aufsatzes; auch dürfen die alten Sprachen nicht vor dem 14. Jahre beginnen und

müssen auf die neueren gegründet werden. Dieser letztere Vorschlag wurde abgelehnt, sonst aber schloß sich die Versammlung den Gedanken Köchlys an, die im wesentlichen maßgebend geblieben sind für unsere von der neuhumanistischen doch recht weit abliegende Anschauung vom Gymnasialunterricht. Und auf der preußischen Landesschulkonferenz im April 1849 tauchte sogar schon der Plan eines Reformgymnasiums mit dreiklassigem gemeinsamen Unterbau auf. Allein diese Verhandlungen kamen eigentlich schon zu spät, und wie 1789 in Frankreich, so zeigte es sich auch hier, daß sich unter den Stürmen einer politischen Revolution nicht nebenher auch noch die Schule reformieren läßt. Das allgemeine Schulgesetz, das der Minister von Ladenberg für Preußen plante, ist bis heute nicht zustande gekommen.

Nur in Österreich kam es merkwürdigerweise doch zu einer solchen Reform, vermutlich weil sie hier am nötigsten war, und dann weil man hier klug genug war, statt einer parlamentarisch beratenden Versammlung von vielen Köpfen zwei Männer mit der Aufgabe des Reformierens zu betrauen und weil man in dem Philologen Bonitz und dem Herbartianer Exner dafür die richtigen Männer fand. Die Bevorzugung, welche in dem Entwurf der Mathematik und den Naturwissenschaften vor den klassischen Sprachen zu teil wurde, befriedigte freilich nicht durchweg, und da in der nun folgenden Reaktionszeit auch der Klerus seine dadurch gefährdete Herrschaft über die Schule zurückforderte, so kam es über Anfänge nicht hinaus, der Bonitz-Exnersche Organisationsentwurf blieb zwar in Geltung, wurde aber, namentlich zu gunsten der Ordensschulen, so „mild und nachsichtig“ durchgeführt, daß die Erfolge jedenfalls sehr ungleichmäßig waren, an manchen Orten sogar hinter den bescheidensten Erwartungen zurückblieben.

Am wenigsten erreichten die Lehrer der Volksschulen. Von der äußeren Hebung und Besserstellung wurde zwar in der Paulskirche gesprochen, ein Redner nannte die Mehrzahl der deutschen Volksschullehrer sogar „eine Klasse verschämter Armer“; aber gethan wurde nichts für sie. Und ebenso blieb, worauf die Wünsche sich besonders entschieden richteten, die Loslösung der Schule von der Kirche und „dem alten Hörigkeitsverhältnis“ zu dieser ein frommer Wunsch. Die

Forderung der Aufsicht durch Männer vom Fach, durch „Kunstverständige“ ist ja bis heute fast überall noch unerfüllt und wird wie eine Anmaßung von der Geistlichkeit empfunden und von den Regierungen zurückgewiesen. Auch der Gedanke tauchte schon auf, daß die sociale Frage wesentlich eine Erziehungsfrage sei; einer der Redner erklärte, der Keim und Anfang der Gefahr „liege in der Volkserziehung, d. h. in der bisher vernachlässigten Volkserziehung; der Proletarier wird nicht geboren, er wird erzogen.“ Deshalb „wenn Sie die Ruhe Ihres Lebens, die Sicherheit des Besitzes, die Behaglichkeit des Genusses lieb haben, sorgen Sie aus allen Kräften für eine tüchtige Volkserziehung.“ Allein das alles verklang einstweilen spurlos.

Und ebenso blieb auf den deutschen Universitäten, wo so mancher alte Zopf abzuschneiden gewesen wäre, alles beim Alten. Daß die Reformbedürftigkeit auch hier erkannt und anerkannt wurde, das bewies eine im September 1849 eröffnete Konferenz von Universitätslehrern, die den ausdrücklichen Zweck hatte, die preußischen Universitäten „von dem Druck des unverdienten Mißtrauens, das die in den Jahren 1819 und 1834 auf Grund von Beschlüssen der deutschen Bundesversammlung erlassenen Verordnungen hervorgerufen hatte, zu befreien und ihnen die Selbständigkeit wiederzugeben, deren sie zu einer freudigen Wirksamkeit und zur Entwickelung eines kräftigen korporativen Lebens bedürfen.“ Aber obgleich in diesem Sinn die Versammelten gleich die erste Frage „ist die Vertretung des Staats durch eine besondere Behörde (Kurator) bei den Universitäten notwendig?“ verneinten und Böckh ausdrücklich erklärte, „die korporative Selbständigkeit der Universität kann mit einem Kurator nie bestehen,“ so blieb hierin doch alles beim Alten, und nicht bloß damals auf den schon bestehenden, sondern auch noch viel später auf der neu eingerichteten Straßburger Universität hat man am Kurator festgehalten. Ähnlich erging es den meisten andern Beschlüssen dieser Versammlung. So war auch das wie so vieles in diesen Jahren pro nihilo. Und ebenso hat im Süden, in Württemberg D. Fr. Strauß vergebens sein Wort eingelegt für den alten Baum der Landesuniversität, der „in der letzten Zeit besonders viel gelitten habe“, und sich umsonst gefreut, daß

pietistische Umtriebe, wie sie gegen Vischer, Schwegler und Zeller so wirkungsvoll in Scene gesetzt worden waren, künftig „sich etwas mehr werden bescheiden müssen".

So schien wirklich wie auf politischem so auch auf geistigem Gebiete alles umsonst, große Anläufe, starke Worte, viel Geschrei, wilde Bewegung, aber nirgends Resultate und Thaten, nichts Bleibendes und bleibend Wertvolles. Es war wie ein Taumel, der ein ganzes Volk erfaßte; und so bietet dieses Jahr der Massenpsychologie ergiebigsten Stoff. Jener Franzosenfeiertag, an dem durch ganz Süddeutschland der blinde Schrecken vor einbrechenden Franzosenscharen panikartig und mit Blitzesschnelle von Ort zu Ort sprang und sich zu Hallucinationen und allerlei Sinnestäuschungen verdichtete, ist dafür besonders bezeichnend: es war in der That eine Zeit der Massen und der Massengefühle.

Allein vielleicht war dieses Jahr doch nicht so ganz umsonst, wie es erst schien; vielleicht fehlte den Massen nur der rechte Führer, der Bewegung nur der leitende Kopf; das Ziel war ja doch wohl das richtige, wenn auch die einen sich in den Mitteln vergriffen, andere darüber hinausschossen und es dem Wollen im ganzen durchaus an Kraft und an Macht gebrach. Die Massen, zu denen damals auch die Gebildetsten gehörten, fanden für ihren Kampf um den Einzelnen keinen alle überragenden Einzelnen, der sie sicher und mit starker Hand zum Ziele geführt hätte.

So unterlag dieses Wollen eines Neuen den alten Mächten, die eben doch noch da waren und wirkliche Macht waren, an die Stelle der Revolution trat die Reaktion.

Zehntes Kapitel.

Die Reaktion der fünfziger Jahre.

Reaktionäre Politik.

Es war also wieder böseste, schlimmste Reaktionszeit, oft brutal und immer kleinlich, namentlich in der Rache und der persönlichen Mißhandlung der Gegner, d. h. aller derer, die sich an der Revolution, sei es radikal oder gemäßigt, beteiligt hatten. Zwar daß gegen die mit den Waffen in der Hand Ergriffenen standrechtlich verfahren wurde, war nur natürlich und gerecht, und die Klagen gegen den „Kartätschenprinz", der nach der Niederwerfung des dritten badischen Aufstandes in Rastatt eine Anzahl der am schwersten Kompromittierten hat erschießen lassen, waren trotz des in sie einstimmenden Protestes von Uhland ebenso grundlos, wie der im Jahr zuvor über die Erschießung Robert Blums in Wien ausgebrochene Lärm. Krieg ist Krieg, und in Revolutionen spielt man nicht nur um Kronen und Macht, sondern auch um das eigene Leben; auch eine siegreiche Revolution — wir wissen das von Frankreich und von England — ist mit Henkerbeil und Pulver und Blei ebenso bei der Hand, wie die siegende Reaktion. Wenn dann freilich einem der zu lebenslänglichem Zuchthaus Verurteilten wie dem Dichter Gottfried Kinkel in abenteuerlicher Weise die Flucht aus den Kerkermauern gelang, so war der Jubel darüber auf der andern Seite auch wieder begreiflich und berechtigt. Selbst die Polen, diese kosmopolitischen Revolutionäre von Profession, welche sich überall beteiligt hatten, aber im eigenen Land den Deutschen recht unliebenswürdig begegnet waren, fanden wie ein Jahr zuvor im Parlament, so jetzt auf der Flucht überall teilnehmende Herzen,

auch wenn sie klug auf deutsche Gutmütigkeit bauend im konservativen Hause Aufnahme und Versteck sich erbaten; es sprach für sie neben der alten deutschen Unsitte der Fremdbürgerlichkeit doch auch ein gut Teil echter Menschlichkeit und sittlichen Mitleids.

Weit schlimmer als die standrechtlichen Exekutionen auf der Walstatt waren nach hergestelltem Frieden die politischen Prozesse und Verurteilungen, die persönlichen Maßregelungen und Mißhandlungen, die kleinlichen Zurücksetzungen oder die rücksichtslosen Absetzungen von Beamten, Geistlichen und Lehrern. Davon betroffen wurden auch solche, welche den Freiheits- und Einheitsgedanken nur geträumt und ohne Anwendung von Gewalt um seine Verwirklichung sich gemüht hatten. Und an solche Racheakte reihte sich dann naturgemäß die Verfolgung aller derer, welche fortfuhren, auf Kanzel oder Katheder nicht bloß politisch, sondern auch wissenschaftlich und religiös freie Gedanken auszusprechen. Von all dem wurden damals gerade unsere besten und bedeutendsten Männer betroffen und vielen dadurch Lebensglück und Lebensmut zeitweise oder für immer zerstört und geknickt. Ich erinnere nur an den skandalösen Prozeß Waldeck in Preußen, in dem die Grundlage der Anklage vom Staatsanwalt selber schließlich als ein Bubenstück gebrandmarkt wurde, ersonnen, „um einen Mann zu verderben", oder an die nicht minder skandalöse Verurteilung von Wiggers in Mecklenburg, an die Absetzung der Professoren Reyscher in Tübingen und Mommsen in Leipzig und an die später gegen Kuno Fischer und Moleschott verfügte Entziehung der Venia legendi in Heidelberg. Feiler Servilismus und feiges Denunziantentum, Fälscher und Polizeispione hatten bei alledem gute Zeit. Solchen Verfolgungen und ihrer Wirkung suchten sich dann natürlich in jenen Tagen aufs neue ganze Scharen durch Auswanderung zu entziehen, und so gab es wiederum viel deutsches Flüchtlingselend und viel deutsche Flüchtlingsverbitterung in Amerika, in England und in der Schweiz, manche tüchtige Kraft ist dadurch der alten Heimat für immer verloren gegangen.

Auch von den demokratischen Errungenschaften der Revolutionszeit suchten die reaktionären Nachfolger der liberalen Märzminister so viele als immer möglich zu beseitigen oder wie Friedrich Wilhelm IV.

das geschmackvoll ausdrückte: es galt nun „den demokratischen Schmutz des Jahres der Schande aus den deutschen Verfassungen zu entfernen." Die Reichsverfassung von 1849 wurde, wo sie anerkannt war, stillschweigend oder ausdrücklich beiseite gelegt, die Grundrechte durch Bundestagsbeschluß ausdrücklich für ungültig erklärt, in den Einzelstaaten die Verfassungen reaktionär revidiert und durch Verordnungen und Polizeimaßregeln auch gegen die Bestimmungen des Gesetzes die Grundrechte des deutschen Volkes schnöde mißachtet und verletzt. Gewiß war vielfach wieder Ordnung zu schaffen und Chaotisches und Anarchisches zu gestalten, Verbogenes und Schiefgewordenes einzurenken und zu stützen. Aber wohin es eigentlich zielte, das sah man doch deutlich in Kurhessen, wo der Minister Hassenpflug zusammen mit dem Kriegsminister von Haynau die Verfassung brutalisierte und nach seinem Ermessen abänderte.

Dieser Mann, „der Hessen Haß und Fluch", hatte sich schon einmal in den dreißiger Jahren als Minister fünf Jahre lang dem liberalen Geist entgegengeworfen und Landtag, Beamte und Bürger zu beugen oder zu brechen gesucht. Unter Friedrich Wilhelm IV. in den preußischen Staatsdienst herübergenommen hatte er auch hier der Reaktion gedient, kehrte aber nun 1850 belastet mit einer freilich kaum haltbaren, fast chikanösen Anklage wegen Fälschung, als Minister in seine Heimat zurück, um Kurhessen aus dem Fahrwasser der preußischen Unionspolitik heraus in den von Österreich wiederhergestellten Bundestag zurückzuführen und im eigenen Lande die Verfassung zu suspendieren und die alte kurfürstliche Willkürherrschaft wiederherzustellen. Mit beispiellosem Trotz und frechem Hohn spottete der eigenwillige und fanatische Mann des Widerstandes, den die überwiegende Mehrzahl der Beamten der Gesetzesübertretung entgegenstellte und kümmerte sich nicht um die Steuerverweigerung des Volkes, die Beschlüsse des Landtages, die Sprüche der Gerichte. Sein Helfershelfer auf kirchlichem Gebiet war Vilmar, der unter dem Vorwand der Freiheit der Kirche eine orthodox-pietistische Gewaltherrschaft von unerhörter Skrupellosigkeit etablierte und dafür die Mehrzahl der kurhessischen Geistlichen zu gewinnen wußte. Denn er war eine fascinierende und imponierende

Persönlichkeit. Man kennt ihn gewöhnlich nur als den feinsinnigen Verfasser einer unserer trefflichsten Darstellungen der deutschen Litteraturgeschichte. Aber, wie Sybel ihn richtig charakterisierte, „die Hitze der religiösen Leidenschaft, die sich bei ihm wie bei Hassenpflug allmählich zu fanatischer Glut steigerte, verzerrte und verdüsterte bei ihm Einsicht und Phantasie. Er war überzeugt davon, mit einem der Dämonen leiblich gerungen zu haben und erklärte einer ihn anstaunenden Pastorenkonferenz, nur der verdiene den Namen eines Christen, der einmal mit Satan gekämpft, nicht figürlich, sondern wie er körperlich, Faust gegen Faust, Stirn gegen Stirn, Zahn gegen Zahn. Es war bei solchen Meinungen kein Wunder, daß er zur Ausrottung des Bösen die Heiligen des Herrn mit allen Waffen ausrüsten wollte"; und da nach seiner Anschauung Demokraten und Ungläubige zusammenfielen, so arbeiteten sich der herrschsüchtige Minister und der herrschsüchtige Hierarch gegenseitig aufs beste in die Hände. Zur Nemesis und Ironie der Geschichte gehörte es dann freilich, daß Hassenpflug über Vilmar stolperte und stürzte. Dem Kurfürsten war der hochmütige und sittenstrenge Vilmar zuwider, der ihm im entscheidenden Augenblick einmal wie ein Prophet des alten Bundes drohend und sieghaft entgegengetreten war, und so weigerte er sich seine von Hassenpflug eifrig betriebene Wahl zum Generalsuperintendenten zu bestätigen: darüber fielen beide. Hassenpflug zog sich ins Privatleben zurück, Vilmar aber vertrat als Professor der Theologie in Marburg seine konfessionalistische und katholisierende Richtung ebenso leidenschaftlich, wie er sie vorher praktisch in der kurhessischen Kirche bethätigt und zur Herrschaft gebracht hatte.

Auch in Preußen dachte, wie in Kurhessen Hassenpflug, die Kamarilla, die sich um den König her bildete und ihn mehr und mehr nach ihrem Willen regieren ließ — es standen immer noch die Gebrüder von Gerlach oben an —, an die Aufhebung der Verfassung, die der König in den Stürmen der Revolution inhaltlich freisinnig aber formell eigenmächtig octroyiert hatte. Allein trotz ihrer Sophismen, durch die sie ihn seines Eides ledig sprechen wollten, hielt er sich in religiöser Ängstlichkeit daran gebunden und schrak daher vor diesem Äußersten zurück. Konstitutionell hat er

darum doch nicht mehr regieren gelernt, auch ließ sich ja die Verfassung reaktionär revidieren und im einzelnen Fall immer aufs neue reaktionär interpretieren; und das geschah dann beides. Überall zog man die Zügel straffer an: die Polizeigewalt und Polizeiwillkür wurde verstärkt und in Berlin schaltete der Polizeipräsident von Hinkeldey mit fast unumschränkter Macht und nicht geringerer Skrupellosigkeit, so daß er selbst der Kreuzzeitung und ihren Hintermännern unbequem wurde und daher im Duell mit einem der Edelsten der Nation, einem Herrn von Rochow seinen Tod fand. Die Begnadigung dieses adeligen Rawdys gehörte mit zu den allgemeinen Zeichen dieser um Gesetze sich nicht kümmernden Reaktion. Die Gerichte mußten sich zur Verfolgung der Verdächtigen oder Unbequemen hergeben und brachten sich um den Ruf der Unparteilichkeit. Vor allem aber beschränkte man die Selbständigkeit der Gemeinden und stärkte den Einfluß des ostelbischen Adels, dem man aufs neue Vorrechte aller Art, sogar die gutsherrliche Polizei zurückgab. Absolutistische, feudale und klerikale Tendenzen arbeiteten zusammen und die Bureaukratie stellte sich, freiwillig oder gezwungen, in den Dienst von allen dreien.

Reaktionäre Schulverwaltung.

Natürlich war es wiederum in erster Linie das dem Kultusminister unterstellte Gebiet, auf dem sich dieser reaktionäre Geist am deutlichsten und in seiner ganzen geistigen Blöße — Reaktion ist immer geistlos — zeigte; und zwar war er diesmal unter dem Ministerium von Raumer nicht bloß in Personenfragen geschäftig, sondern er ging auch organisatorisch vor. Ganz besonders hatte man es auf die Schule abgesehen, da die Lehrer sich häufig den radikalen Parteien angeschlossen hatten und man — natürlich! — die Schulbildung selbst für eine Hauptquelle und Ursache der Revolution ansah. Nach beiden Seiten hin wußte man dagegen kein besseres Mittel, als die Schule noch mehr als bisher schon der Kirche beider Konfessionen auszuliefern und unterzuordnen. Deshalb betrachtet die Lehrerwelt noch heute diese durch Sachkenntnis ja meistens nicht gerechtfertigte kirchliche Schulaufsicht als Fremdherrschaft und Ausfluß der Reaktion und lehnt sich mit Recht und

Energie dagegen auf. Ausdrücklich auf Herabminderung der Lehrer- und Volksbildung selbst hatten es die Stiehlschen Regulative abgesehen. Friedrich Wilhelm IV. sprach es geradezu aus, daß die Seminardirektoren einen Hauptteil der Schuld an den Ereignissen von 1848 tragen, und deshalb redete man eine Zeitlang von völliger Aufhebung der Schullehrerseminarien und dachte daran die Lehrerbildung, um sie recht „einfach" zu machen, Landgeistlichen in die Hand zu geben. Soweit wollte der Minister aber doch nicht gehen, und darum erhielt der Referent für das Volksschulwesen Ferdinand Stiehl den Auftrag, ohne Bruch mit der Vergangenheit durch zeitgemäße Änderungen die gewünschten Resultate herbeizuführen. Das war der Anlaß zu den berüchtigten drei Regulativen von 1854. Dieselben sind in ihren pädagogischen Bestimmungen besser als ihr Ruf, obwohl auch nach dieser Seite hin die darin enthaltene Zurückweisung der berechtigten Forderungen der Volksschullehrer auf bessere und erweiterte Bildung zu bedauern war. Dagegen war die Art, wie der Religionsunterricht betont und in den Mittelpunkt gerückt und doch zugleich durch die Überfülle von Memorierstoff veräußerlicht und mechanisiert, also verschlechtert wurde, ein Ausfluß dieser reaktionären Zeitströmung; und ihr entsprach der paränetische, für ein Ministerialreskript wenig geeignete Ton, in dem sie abgefaßt, die frömmelnden Arabesken, von denen sie umrankt waren, so daß die Beseitigung dieser Regulative doch nicht mit Unrecht ersehnt und bald immer stürmischer von liberaler Seite gefordert wurde.

Was Stiehl auf dem Gebiet des Volksschulwesens, das sollte Ludwig Wiese für die höheren Schulen sein und leisten: Vereinfachung und Christianisierung erschienen hier wie dort als die durch die Zeitverhältnisse gebotenen Ziele und Aufgaben. Aber Wiese war klüger als Stiehl und verstand seine Zeit besser, er behielt auch als Mann der Reaktion die Fühlung mit der modernen Unterströmung und machte dieser die nötigen Konzessionen. In Personenfragen freilich verfuhr er ähnlich wie seine Vorgänger in den vierziger Jahren. Es ist ihm allerdings nachgerühmt worden, daß er „durchdrungen von dem Recht der Freiheit eines Christenmenschen die persönliche Überzeugung hochgestellt" habe; allein dagegen sprechen doch zu deutlich die Beispiele aller derer, die um

ihrer persönlichen Überzeugung willen unter ihm sich haben Maßregelung oder Zurücksetzung gefallen lassen müssen: er machte vielfach Anstellung und Beförderung von Lehrern nicht von ihren wissenschaftlichen und pädagogischen Leistungen, sondern von ihrer Stellung zu Religion und Kirche abhängig und legte dabei den Hauptwert auf das kirchliche Bekenntnis und die Teilnahme am kirchlichen Leben. Durch diese Art zu christianisieren mußten dann notwendig schwache Charaktere zur Heuchelei und starke Naturen erst recht in die Arme der schärfsten Opposition getrieben und bitter gemacht werden.

Viel glücklicher als in dieser auf Christianisierung abzielenden Behandlung und Mißhandlung von Menschen war Wiese in den auf Vereinfachung des Unterrichts berechneten Verordnungen und Reformen. Die Maturitätsprüfungsordnung von 1856 hielt im ganzen am bewährten Alten fest, und der Gründung von christlichen Privatgymnasien trat er ausdrücklich entgegen. Die schon in den vierziger Jahren erhobenen Klagen über den unchristlichen Geist der höheren Schulen und der philologischen Lehrer wurden auf Kirchentagen und Pfarrkonferenzen wieder aufgenommen und durch den denunziatorischen Hinweis auf die durch ihn verschuldete Revolution nun erst recht eindringlich und nachdrücklich gemacht. Aus diesen Kreisen heraus kam man dann auf den Gedanken, den unchristlichen Staatsgymnasien christliche Privatgymnasien entgegenzustellen. In Königsberg plante man ein preußisches Nationalgymnasium, auf dem die Jugend zu wahrer Gottesfurcht und zum Patriotismus erzogen werden sollte. In Stuttgart wurde ein „Privatgymnasium auf dem Grunde des christlichen Bekenntnisses und in der Kraft des christlichen Geistes“ ins Leben gerufen. Dem evangelischen Gymnasium in Gütersloh aber, der wichtigsten Gründung dieser Art, gab Friedrich Wilhelm IV. selbst die Weihe; bei seinem Besuch der Anstalt sprach er die bezeichnenden Worte: „Es liegt in Ihrem Unternehmen eine schwere Anklage gegen die andern Lehranstalten; aber sie ist gerecht und wohlbegründet; man kann sie nicht oft genug wiederholen. Viele dieser Anstalten sind glaubensbar. Man darf dies gerade in unserer Zeit aus falscher Weichlichkeit nicht verschweigen. Ich bin für Ihr Unternehmen mit

meinem ganzen Herzen; es muß durchaus unterstützt werden." Allein eben gegen diesen Anspruch besonderer Christlichkeit und jenen vom König ausdrücklich erhobenen Vorwurf, der schon in der Gründung solcher „christlicher" Anstalten für die anderen alle lag, glaubten die Gymnasiallehrer protestieren zu müssen. Die Erlanger Philologenversammlung von 1851 unter Führung von Wiese und Eckstein, von Nägelsbach und Bäumlein erhob dagegen Einspruch und wollte auch den alten Gymnasien das Prädikat der Christlichkeit nicht absprechen lassen. Ganz recht hatten sie, wenn sie betonten und es historisch begründeten, daß „das Verhältnis der klassischen Litteratur zum Christentum nicht als ein feindliches betrachtet werden müsse". Das konnte nur ein dem mittelalterlichen Mönchtum verwandter Pietismus behaupten. Dagegen war es nur halbe Wahrheit und lag nicht so einfach, wenn die in Erlangen Versammelten die Berechtigung der klassischen Litteratur als einer „Vorstufe des Christentums" erweisen und so den Streit und Gegensatz schiedlich friedlich beilegen wollten. Zwei Jahre nach einer gescheiterten Revolution kommen eben nicht die freiesten Geister, sondern — so war es auf den Kirchentagen — die reaktionären oder günstigstenfalls — so war es in Erlangen — die vermittelnden und halben Elemente zu Wort. Unzweifelhaft haben sich aber jene Männer ein Verdienst erworben, daß sie den schlimmsten Angriffen der Reaktion auf die höheren Schulen durch ihre Taubeneinfalt, die sich in diesem Fall wie Schlangenklugheit ausnahm, die gefährlichste Spitze abbrachen. Das soll auch Wiese unvergessen sein, und ebenso seinem Minister v. Raumer, der bei der Einführung Wieses in das Ministerium ausdrücklich hervorhob, „nur Beschränktheit könne behaupten wollen, daß eine tüchtige wissenschaftliche Ausbildung durch das klassische Altertum der Erziehung der Jugend zu gottesfürchtigen Menschen hinderlich sei." Und ebenso ist es das Verdienst Raumers, daß er die aus Leipzig vertriebenen Philologen Haupt, Jahn und Mommsen 1853 und 1854 für preußische Universitäten gewann, trotz „aller Schwierigkeiten und Bedenken, welche sich der Berufung dieser drei Gelehrten ersten Ranges entgegenstellten".

Die Kirche im Dienste der Reaktion.

Ganz besonders widerlich aber waren die Bütteldienste, welche die protestantische Kirche d. h. der in ihr immer mehr zur Herrschaft gelangende Konfessionalismus und der mit der Orthodoxie sich verbindende Pietismus der Reaktion in den fünfziger Jahren geleistet hat. In Stuttgart hatten sich gleich beim Ausbruch der revolutionären Bewegung die Pietisten als die Anhänger des Alten aufgespielt und den König gebeten, von den geplanten und durch das liberale Ministerium Römer vertretenen Neuerungen Abstand zu nehmen: freilich mochte ihnen Paul Pfizer als Chef des Kultusministeriums besonders unerwünscht sein. In Ludwigsburg unterlag D. Fr. Strauß bei der Wahl zum Frankfurter Parlament seinem pietistischen Gegner Hoffmann, der ausdrücklich erklärte, daß er „die Zustände, die gekommen seien, nicht gewünscht" habe. Und im Norden waren es natürlich die um Hengstenberg, welche für ihren Einfluß auf König und Staat bangten und die Revolution in apokalyptischen Bildern als Teufelswerk zu beschwören suchten. Diese Haltung während der Revolution empfahl die kirchlichen Kreise nachher als deren Bändiger und als die Verbündeten des Thrones und der Reaktion; und wenn dabei so geschickt intriguiert und operiert wurde wie in Berlin von dem Hofprediger Friedrich Wilhelms IV., dem Schwaben Hoffmann, oder in Stuttgart von dem Prälaten Kapff, so konnte Einfluß und Erfolg nicht ausbleiben. Namentlich benützten diese Kreise die innere Mission für ihre Parteizwecke. Sie fand in den üblen Miß- und Notjahren von 1853 und 1854 ein überaus reiches Feld für ihre Thätigkeit vor und hat vielfach der Not gesteuert und der Armut geholfen; aber sie that es jetzt immer entschiedener in kirchlich-pietistischem Parteiinteresse, indem sie das biblische Wort, daß man das Gute „allermeist des Glaubens Genossen" thun solle, nur zu wörtlich befolgte, und brachte sich damit doch vielfach um Segen und Kredit. Bis tief herein in die achtziger Jahre suchte sie bei ihrem Thun zugleich auch parteipolitische Ziele zu fördern, und so hat sie es anders Gesinnten recht schwer gemacht, ihr Wirken gerecht zu beurteilen und Hand in Hand mit ihr soziale Aufgaben zu erfüllen.

Wenn es im Süden vor allem der Pietismus war, so erhob anderswo der mit ihm verbündete Konfessionalismus aufs kühnste sein Haupt und gebärdete sich mit aller Unduldsamkeit einer siegreichen Hierarchie „knabenhaft, roh und geistlos", wie Bunsen sagt. Von Vilmar in Kurhessen war schon die Rede. Ihm reihte sich in Mecklenburg aufs würdigste Kliefoth an, dessen bekanntestes Opfer der Rostocker Theologe Michael Baumgarten war. Obgleich selbst ein strenger Lutheraner, wurde er dennoch seines Amtes entsetzt, weil er den hierarchischen Gelüsten Kliefoths entgegentrat; als er an die Öffentlichkeit appellierte, mußte er dafür sogar im Gefängnis büßen. Weniger brutal als in Mecklenburg und Kurhessen, denen sich als Dritter im Bunde Hannover anschloß, verfuhr die kirchliche Reaktion in Preußen. Aber auch hier stellten sich doch besonders jüngere Geistliche in großer Zahl auf die Seite der reaktionären Partei, des Absolutismus und Feudalismus und verunglimpften auch auf kirchlichem Gebiet jedes Verlangen nach Freiheit als Revolution und Anarchie. Und begünstigt und provoziert wurde das alles von oben, vom preußischen Oberkirchenrat, der erfüllt war vom Geiste Hengstenbergs und Stahls. Namentlich im Osten der Monarchie gefährdete dieser lutheranische Konfessionalismus die Union, die sich auch durch den König allerlei Abschwächungen gefallen lassen mußte. Den Mittelpunkt aller dieser Bestrebungen aber bildeten mehr und mehr die Kirchentage, auf denen die Parole dieser rückläufigen Bewegung ausgegeben und der Feldzugsplan für ein gemeinsames Vorgehen in den verschiedenen Ländern entworfen wurde. Da sich aber auf ihnen neben den Lutheranern auch Reformierte und Vertreter der Brüdergemeinde zusammenfanden, so nahmen die starren Lutheraner selbst an dieser losen „Konföderation" Anstoß und zogen sich allmählich von ihnen zurück. Damit verloren sie zuerst an Bedeutung, bis sie schließlich zu tagen aufhörten.

Gerade wenn man diese Zeiten ins Auge faßt und sich erinnert, wie damals die evangelische Kirche im Dienste der Reaktion sich gegen alles kehrte, was politisch und kirchlich liberal war, so wird man sich weniger darüber wundern, daß erst die Liberalen und dann späterhin die Socialdemokraten sich so ganz von ihr

abwandten und ihrerseits kirchlich und reaktionär für dasselbe hielten. In der Zeit von 1848 bis 1860 haben sich die kirchlichen Kreise und die verschiedenen deutschen Kirchenregierungen thatsächlich so gehalten und gezeigt. Auch moralisch hat diese Zeit der Kirche nicht gut gethan. Viele Führer der kirchlichen Reaktion standen sittlich teilweise recht niedrig. Ich selbst habe als Knabe bei einem Missionsfest zwei von ihnen von der Kanzel meines Vaters herab in frechster Weise lügen hören, und unten lächelten sie sich dann mit der Miene römischer Auguren ihr verlegenheitsvolles Einverständnis zu.

Noch einfacher lag die Sache für die katholische Kirche. Sie hatte schon die Bewegung von 1848 im Interesse ihrer Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit, das heißt im Interesse ihrer Machtstellung zu benützen gesucht. Jetzt beutete sie die reaktionäre Stimmung und Gesinnung der Regierenden durch die Betonung der Zusammengehörigkeit von Thron und Altar aufs klügste aus, bekämpfte die Revolution und befestigte dadurch die eigene Machtstellung nur immer mehr. Der Bischof Ketteler von Mainz übernahm dabei die Führung. Auf diese Weise schien ihr ein ganz besonders Großes gelingen zu wollen — der Abschluß von Konkordaten, durch welche ihre Rechte und ihre Macht dem Staat gegenüber ins ungemessene gesteigert und das durch die Gunst der Verhältnisse bereits Errungene auch für die Zukunft sicher gestellt werden sollte. Mit Österreich, wo 1852 mit einem Federstrich die im Jahr 1849 widerwillig gegebene Verfassung wieder aufgehoben worden war, kam 1855 ein solches wirklich zu stande. Es beseitigte die letzten Reste und Spuren der Josephinischen Grundsätze und ordnete Unterricht, Eheschließung und das Verhältnis der Konfessionen ganz nach den Ansprüchen und Wünschen der katholischen Kirche. Selbst das, was auf dem Papier bestehen blieb, wie die Bonitz-Exnersche Organisation der Gymnasien und Realschulen, wurde dadurch thatsächlich wirkungslos gemacht. So wurde für Österreich die Intoleranz geradezu zum Gesetz erhoben, und Hand in Hand damit ging die Niederhaltung alles geistigen Lebens.

Was in Österreich und ähnlich auch in Hessen durch die Mainzer Konvention gelungen war, versuchte man dann von Rom

aus auch in Baden und Württemberg. Allein hier scheiterten die Konkordate an dem Widerstand der Kammern und an dem in Versammlungen, Petitionen und Flugschriften sich äußernden Unwillen des Volkes; in beiden Ländern fielen die Konkordatsminister. In Württemberg hatte das keine weiteren Folgen, hier begnügte sich der wesentlich religiös interessierte protestantische Teil der Bevölkerung mit der Abwendung der Gefahr. Anders in Baden, wo von 1848 her doch noch starke liberale Neigungen und Tendenzen vorhanden waren. Auch sollte hier das Konkordat der Abschluß eines lange und heftig geführten Kampfes zwischen dem erzbischöflichen Stuhl in Freiburg und der Staatsgewalt sein und den Sieg des ersteren besiegeln. Allein die Überspannung des Bogens hatte die gerade entgegengesetzte Wirkung. Großherzog Friedrich, der kurialen Anmaßung überdrüssig, wollte Frieden haben mit seinem Volk und entschloß sich auch politisch zu einem vollständigen Systemwechsel: er regierte fortan liberal.

Doch das fällt bereits in das Jahr 1860. Im übrigen hieß es hier und anderswo: Reaktion ringsum! Trotzdem aber war die Welt eine andere geworden, das tolle Jahr war nicht spurlos an den Menschen und Einrichtungen vorübergegangen. Gewisse thatsächliche Errungenschaften der Revolution ließen sich nicht mehr rückgängig machen; und innerlich ließ sich der Geist des deutschen Volkes, einmal in seinen tiefsten Tiefen aufgewühlt, auf die Dauer nicht mehr bannen und knebeln. Freilich, die Stimmung hatte gründlich umgeschlagen, es war wie am Tag nach einem jugendtollen Rausche, die fünfziger Jahre mit ihrer „brecherischen Stimmung", wie Vischer sie genannt hat, sind Tage des Katzenjammers gewesen; aber auf sie folgen erfahrungsmäßig und notwendig neue Tage der Frische und der Kraft, und darum war es nicht hoffnungslos wie ehedem. Im Augenblick freilich waren sich die Menschen dessen nicht bewußt, es war wirklich Katzenjammerstimmung, es war dem Deutschen übel bis zum Erbrechen. Man war um eine große Illusion ärmer geworden und sah in der ganzen Bewegung eine Illusion und darum eine Verirrung. So verlor gerade die nationale und die liberale Partei den Glauben an sich selbst — das beweisen die vielen Vorwürfe, Klagen und Anklagen über Ver-

rat — und die erstere vor allem den Glauben an Preußen, das ja auch wirklich die nationale Sache im Stich gelassen, zweimal sogar verraten hatte. So schien, was man eben noch gewollt hatte, vergessen; man schämte sich dessen, was man vor kurzem noch so heiß ersehnt und erstrebt hatte. Viele der eifrigsten wollten von Politik überhaupt nichts mehr wissen, und thatsächlich war dieselbe auch auf Kannegießerei und Kladderadatschwitze beschränkt; die politischen Figuren des Eisele und Beisele in den „Fliegenden Blättern" machten dem Staatshämorrhoidarius platz. Der Reaktion aber fehlte es an Geist, und so wurden durch sie die fünfziger Jahre das geistloseste und gedankenärmste Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts.

Friedrich Julius Stahl.

Hoch trug natürlich das Haupt nur die äußerste Rechte, die konservative Partei, die sich in Preußen um die seit 1848 bestehende „Kreuzzeitung" scharte. Mit Geschick und Leidenschaft, mit Sophistik und Brutalität wurde hier die reaktionäre Auffassung von Staat und Kirche, von Monarchie und Orthodoxie, von den bevorrechteten Ständen des Adels und der Geistlichkeit vertreten. Das eiserne Kreuz an der Stirne des Blattes und das Motto: „Vorwärts mit Gott für König und Vaterland" waren einst, zur Zeit der Befreiungskriege, frei von aller Parteibezeichnung, Insignie und Wahlspruch eines ganzen Volks gewesen, jetzt waren sie zum Abzeichen und Schlagwort einer einzelnen Partei in ihrem Kreuzzug gegen den Liberalismus und den Unglauben degradiert. Ludwig von Gerlach als „Rundschauer" wetteiferte mit Hengstenbergs Evangelischer Kirchenzeitung in Urteil und Ton. Und zu leugnen ist nicht, daß in der Presse und im Landtag die konservative Partei damals wirklich ihre hohe Zeit hatte und auch geistig nie besser vertreten war. Das verdankte sie, die von Haus aus ein antisemitisches Gepräge trug und nie hat verleugnen können, — gehörte doch die Emanzipation der Juden mit zu den Errungenschaften des Jahres 1848, die sie nicht anerkannte außer soweit sie mußte — einem getauften Juden, dem Berliner Staatsrechtslehrer Stahl; und da sie über die Gedanken und Ideen jener Tage nie

hinausgekommen ist, so wuchert sie bis heute mit jüdischem Geistes-kapital. Es gehört das zu jener Ironie, in der sich die Welt-geschichte zuweilen gefällt und die stets etwas ganz besonders Reiz-volles und Komisches hat.

Friedrich Julius Stahl war Bayer, hatte sich in seiner Jugend als Burschenschafter mit freiheitlichen Ideen berührt und war des-halb unter dem ultramontanen Ministerium Abel als Professor in Erlangen nicht eben persona gratissima gewesen. 1840 hatte ihn dann, wie schon erzählt, Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin be-rufen, auf die Empfehlung Bunsens hin, der sich freilich über ihn in Unklarheit befand: er hielt ihn für einen Schüler Schellings und sah sich daher bitter enttäuscht, als ihm dieser schrieb: „Stahl hat sich, wie Sie selbst finden werden, einem ganz beschränkten Orthodoxis-mus ergeben; demgemäß sind auch seine kirchenrechtlichen Ansichten. Für die Verfassung unserer Kirche sollen die ersten Einrichtungen nach der Reformation Norm sein und bleiben, nur im Geiste Speners gemildert. Er übersieht, daß der Protestantismus not-wendig insofern etwas Fließendes ist, als er ein ihm Entgegen-stehendes zu überwinden, allmählich innerlich und ohne äußere Mittel zugleich mit sich in das Höhere, die zukünftige Kirche, zu verklären hat.“ Schelling hatte Recht: von seinem Judentum her haftete Stahl ein Starres, Unlebendiges auch in seinem Christen-tum an, die Kirche, auch die protestantische, war ihm nur ver-ständlich in der Form der alttestamentlichen Theokratie. Allein den König fesselte gerade dieses sein Buch über das „Kirchenrecht der Protestanten“, und seine „schwächlichen Mittel“, über die Schelling spottet, erwiesen sich doch bei weitem wirkungsvoller zur Bekämpfung „der großen Macht der Verfinsterung in Berlin und auf allen preußischen Universitäten“, als des alternden Schelling Philosophie der Offenbarung. Stahl sollte in Berlin den Hegelianern, vor allem der Hegelschen Rechtsphilosophie entgegentreten, wozu er sich durch seine erstmals 1830—1837 erschienene „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht“ bereits hinlänglich legitimiert hatte.

• Die in diesem Werk vorgetragene Auffassung vom Staat wurde die Staatstheorie der fünfziger Jahre, die Staatsrechts-lehre der Reaktion: und als Mitglied der ersten Kammer über-

setzte Stahl dann selber die Theorie ins Praktische. In dieser den Verhältnissen und politischen Fragen des Tages angepaßten Form wurde sie die Grundlage für das Programm der konservativen Partei, als Parlamentarier und Parteiführer vertrat sie Stahl selbst in Angriff und Verteidigung mit großem Geschick und wußte sie dadurch entschieden zur herrschenden zu machen, daß er als schlagfertiger Debatter und bedeutender Redner Freund und Feind zu imponieren verstand. Diese Stahlsche Rechtslehre trat damit für die konservative Auffassung an die Stelle der Hallerschen, von der früher die Rede war, und wurde um so einflußreicher, je mehr ihr Schöpfer dem plumpen Haller an Feinheit des Geistes und Schärfe der Dialektik sowie an philosophischer und juridischer Bildung überlegen war. Stahl ist stärker in der Kritik als im Aufbau eines eigenen Systems. Mit Geschick bekämpfte er daher noch einmal die veraltete und doch noch immer nicht ganz überwundene Vertrags- und Naturrechtslehre als diejenige, auf der der Liberalismus aufgebaut sei. Den Liberalismus aber galt es ja vor allem zu überwinden als „das System der Revolution". Wenn er dabei auch den Unterschied zwischen den radikalen und den gemäßigten Elementen desselben nicht übersah, so lag es ihm doch als Parteimann nahe, ähnlich wie Plato den Sophisten gegenüber, den Liberalismus als solchen auch für die extremsten und radikalsten Gedanken und Ausschreitungen verantwortlich zu machen. Ja noch weiter klittert er sogar so: „das socialistische System ist das notwendige Ergebnis, das notwendige Ende der Revolution. Wie sie nach der Konsequenz ihres eigenen Prinzips vom Stadium des Liberalismus weiter gedrängt wird zu dem der Demokratie, so vom Stadium der Demokratie zu dem des Socialismus, und zwar ist hier der Fortgang von der Art, daß die demokratische Partei nicht bloß die socialistische als ein anderes Element nach sich zieht, sondern sich selbst zur socialistischen steigert". Die üble Einseitigkeit des Liberalismus aber, „seine tiefe Verirrung, ja tiefe Versündigung" besteht nach ihm darin, daß er „zu seiner Triebfeder die Menschlichkeit habe, gelöst von der Gottesfurcht", daß seine Weltanschauung und ganze Weltordnung also „den Stempel der tiefen Profanität" trage; womit er doch nur seine eigene „tiefe" Unfähigkeit ent-

hüllt, menschliche Dinge menschlich zu betrachten und staatliche und kirchliche Fragen auseinanderzuhalten. Im übrigen freilich sagt er über den Liberalismus, seine „Intention der individuellen Freiheit" und deren zersetzende Wirkungen manches Gute und deckt auch seine wirklichen Schwächen namentlich in den Beziehungen der Bourgeoisie zum vierten Stande scharf und richtig auf.

Wie die Naturrechtslehre, so bekämpft er dann weiterhin auch die spekulative Theorie Hegels und der Hegelianer, in der „der Selbstmacht der Vernunft" viel zu viel Recht eingeräumt sei. Aber auch die kontrerevolutionäre Theorie Hallers erscheint ihm plump, einseitig und unrichtig, wenn er ihr auch „große Verdienste" nicht absprechen will. Das feudalistische System und die altständische Monarchie ist nicht mehr möglich, und das ist auch kein Verlust, sondern ein Fortschritt; eine Rückbildung in einen solchen Zustand wäre nicht heilsam. Damit trennt er sich und seine Anschauung ausdrücklich von dem „Junkertum", über das er nicht ohne Schärfe redet: „Ich leugne nicht, ich vertrete Interessen der Aristokratie, näher bezeichnet der Ritterschaft; aber ich vertrete nicht ihr Interesse überhaupt, sondern nur bestimmte Interessen derselben, nur solche, die wie jedes wahre Staatsinteresse zugleich das Interesse des Landes sind. Es sind das: ihr gebührender starker Anteil an der Landesvertretung, ihre Verwaltung der Ortspolizei, die Stetigkeit ihres Grundbesitzes in den Familien. Dagegen vertrete ich mit nicht geringerem Nachdruck das Interesse des allgemeinen Staatsbürgertums ... ich habe insbesondere überall und auf das bestimmteste jegliche Stellung der Grundherren bestritten, durch welche die ländliche Bevölkerung in ein mittelbares Verhältnis gesetzt würde, alle Patrimonialität der obrigkeitlichen Gewalt, alle andere Unterthanenschaft außer der gegen den König. Ich bin nicht der Schutzredner für den Geist des Junkertums, den Kastenstolz, den müßiggängerisch-übermütigen Verbrauch verdienstlos empfangener Stellung, das nackte Gebahren des Eigennutzes, die Stumpfheit für ideale Ziele, den schonungslosen Eifer für die politische Ordnung mit ihren Begünstigungen bei erbostem Widerstand gegen die kirchliche Ordnung mit ihrer Zucht und strengen Sitte. Sondern ich zeuge — und mußte besonders in jenem

Zeitraum der Nivellierung zeugen — für den adeligen Geist der Ehrfurcht gegen die Familienerinnerung, der Tradition von hohem Beruf und hoher Pflicht, der ritterlichen Ehre und Sitte, des Schutzes und Beistandes für die minder wohlhabende Landbevölkerung, der persönlichen Treue und Hingebung gegen den König." So genau kennt Stahl seine eigenen Leute und ihre agrarische Begehrlichkeit. Daher mahnt er sie immer wieder einzutreten „für den Stand, der besonders ihrer Vertretung empfohlen ist, für den Stand des kleinen Grundbesitzes" und für die Besitzlosen. Aber thatsächlich hat er dieser Begehrlichkeit doch immer wieder das Wort geredet und die junkerlichen Wünsche befriedigen helfen, mit „dem allgemeinen Staatsbürgertum" nahm es der konservative Parteiführer doch nicht immer so genau und ernst.

Also weder Montesquieu noch Rousseau, weder Kant noch Hegel, weder Haller noch Gentz! Daher sein berühmtes Wort, daß „die Wissenschaft umkehren müsse", wobei das „umkehren" für den Mann und seine Art besonders charakteristisch ist. Im Gegensatz zu ihnen allen stellt er sich auf den Boden der historischen Rechtsschule, will sie aber ergänzen durch eine dem System der Revolution entgegengesetzte Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. Allein so ganz Christ, wie Treitschke meint, der für diesen konservativen Juden auffallend viel Sympathie hat, ist Stahl doch nie geworden. Der Gedanke der alttestamentlichen Theokratie beeinflußt, wie schon gesagt, seine Gedankengänge und der Gott, den er an die Spitze seines politischen Systems stellt, trägt noch allzu deutlich die Züge des jüdischen Jehovah an sich. Mit dieser Voranstellung eines persönlichen Gottes hängt ein Doppeltes zusammen: der Staat ist einerseits ein Göttliches und Gottgewolltes, und andererseits gipfelt er notwendig in einem Persönlichen, das heißt natürlich in der Person des Fürsten: auch die Monarchie ist gottgewollt, persönliche Fürstengewalt ist Gottesordnung. Daher gilt „Autorität, nicht Majorität"! das glücklich formulierte Schlagwort, mit dem er der Revolution und konstitutionellen Doktrin entgegentritt, und gilt „Legitimität", die wichtiger ist als Konstitution und Repräsentation. Das ist die „institutionelle" Verfassungsform Stahl's, „eine wirkliche Monarchie, in der

der König nicht willenloses Werkzeug der parlamentarischen Majorität sei, nicht Minister eines Regierungssystems annehmen muß, das sie ihm vorschreibt, sondern innerhalb der gesetzlichen Schranken selbständig nach eigenem Gewissen und Urteil regiere, ja der Schwerpunkt der Gewalt sei". In diesem Legitimitätsprinzip liegt sein eifervoller Gegensatz gegen alles Revolutionäre und was ihm so erscheint, hier die Stärke seiner Stellung und der Ausgangspunkt für alle die vielen Widersprüche, die dem allen anderen gegenüber so scharfsichtigen Kritiker an seiner eigenen Theorie entgangen sind. Die freiheitlichen Gedanken, die von seiner eigenen Vergangenheit her und von seiner Vorliebe namentlich für die ältere Form der englischen Verfassung seinem System nicht ganz fehlen, kommen freilich dem konservativen Parteiführer mehr und mehr abhanden: das zeigt sich besonders in seiner Auffassung des Adels. Immer wieder wehrt er sich, wie wir oben sahen, der Schutzredner des Junkertums zu sein und immer wieder wird er es faktisch doch, indem er die Interessen der Aristokratie, die er in der Theorie idealisiert, in der Praxis in der ganz realen Gestalt und in der nackten Brutalität einer feudalen Interessenpolitik aufs eifrigste vertritt.

Bunsen gegen Stahl.

Ganz besonders verhängnisvoll aber wurde es, daß dieser Vertreter des christlichen Staates als Mitglied des preußischen Oberkirchenrats auch die konfessionellen Gedanken und Ansprüche der Evangelischen Kirchenzeitung in ihrer ganzen Einseitigkeit und Härte zu verwirklichen suchte und so die konservative Partei zugleich zur Trägerin eines bestimmten kirchlichen Bekenntnisses machte und auf dieses wie auf ein politisches Programm gewissermaßen verpflichtete. So trat die preußische Kirche ausgesprochener als je zuvor in den Dienst einer politischen Partei und gründete sich ganz unprotestantisch auch ihrerseits auf Autorität und Legitimität. „Ungläubig" galt zugleich für revolutionär, wer nicht für dieses angesehen, wer im Staat wohlgelitten sein und befördert werden, Titel und Orden erhalten wollte, der mußte auch fromm und gläubig — wenn nicht sein, so doch scheinen: Carriere machte nur, wer kirchlich war. Das ist

der Fluch des Pharisäertums, den dieser aus dem Judentum herstammende Führer der preußischen Konservativen auf das kirchliche und politische Leben bis zu dieser Stunde gelegt hat; und der tiefste Grund ist doch darin zu suchen, daß er, eben als Jude, den Protestantismus in seiner geistbefreienden Macht niemals verstanden hat. Der Humor der Sache aber ist, daß die preußischen Konservativen trotz ihres Antisemitismus an dieser jüdisch infizierten Weltanschauung heute noch festhalten. Denn darin hatte der kluge Mann freilich ganz recht: „ein Mangel der Legitimitätspartei ist ihre Unproduktivität".

Da war es nun doch eine gewaltige Überraschung, als gerade auf kirchlichem Gebiet der Freund Friedrich Wilhelms IV., Chr. C. Josias Bunsen in seiner an E. M. Arndt gerichteten Schrift „die Zeichen der Zeit" seinen Bedenken über die Stahlsche Lehre von der Toleranz, von der Kirche und der Union offenen und entschiedenen Ausdruck gab. Sein langjähriger Aufenthalt in England hatte ihm den Blick für politische und kirchliche Freiheit erhalten und geschärft. Als er nun 1854 ins alte Vaterland zurückkehrte, da sah er, der Anhänger der Union, mit Schrecken allüberall den Geist der Unduldsamkeit und das Anwachsen der Macht einer herrschsüchtigen Hierarchie, die Welt erschien ihm wie verwandelt. Aus dieser Stimmung heraus griff er 1855 zur Feder und wandte sich in einem ersten Bändchen gegen die Anmaßung der katholischen Kirche, in erster Linie gegen den Bischof Ketteler von Mainz. Ganz parallel damit lief dann im zweiten Bändchen die Auseinandersetzung mit Stahl, „von dem er sich in früheren Jahren eines Besseren versehen und der jetzt das anerkannte Organ der rückläufigen, aber mächtigen politischen und kirchlichen Partei geworden ist". Eine Rede „über christliche Toleranz", die dieser in Berlin vor dem Hof und einer großen und angesehenen Versammlung gehalten hatte, gab ihm dazu Anlaß und Ausgangspunkt.

Und es war freilich auch toll und frech, wenn dieser preußische Oberkirchenrat „die Toleranz für ein Kind des Unglaubens und die Gewissensfreiheit für einen Teil jenes Werkes der Zerstörung und Umwälzung, welche die moderne Wissenschaft bezeichnet und die Ruhe Europas bedroht", erklärte und das Christentum als „die Religion der Intoleranz, seinen Keim als Exklusivität, seine Wirkungsart als

Aggression" kennzeichnete. Trefflich verstand es Bunsen, die sophistischen Fechterkünste seines Gegners aufzuzeigen, mit Recht sah er in solchen Äußerungen Ausflüsse einer „jüdisch-scholastisch-pietistisch-lutheranischen Weltanschauung"; und ganz besonders tief saß es, wenn er rief: „Herrn Stahls Ansicht ist nicht halbkatholisch, sondern ganz katholisch oder (damit keine Unklarheit bleibe) ganz papistisch. Wenn es einmal zu einer endgültigen Auseinandersetzung Herrn Stahls mit der unierten Landeskirche Preußens oder dieser mit ihm kommen sollte, so sagen wir ihm vorher, falls er bei seiner Lehre von der Kirche beharrt, werde er weniger Schwierigkeit finden, sie in München geltend zu machen als in Erlangen." Und endlich weist er nach, wie die Stahlsche Umkehrung des evangelischen Begriffs der Kirche und seine Lehre vom christlichen Staat die Union in Preußen und die freie Schriftforschung aufs schwerste gefährde und bedrohe.

Positiv aber erklärt er sich in vollem Gegensatz zu Stahl und seinen Gesinnungsgenossen für Gewissensfreiheit als das eine, was jetzt dringend not sei, d. h. „Freiheit des Göttlichen im Einzelnen und in der Gemeinde und Anerkennung, daß Gewissensdruck Auflehnen gegen Gott ist". „Nur unter diesem Banner ist es möglich, allem Unbedingten zu widerstehen, das seine Herrschaft geltend machen will im Gebiete des Geistes mit Rechtszwang des Staates und der Kirche. Nur dem Staate der Freiheit steht es an, Gewaltthätigkeit zu verdammen, nur ihm gelingt es, Duldung zu gründen, wo sie fehlt, sie zu verwandeln in Freiheit, wo sie besteht"; oder wie es an einer anderen Stelle heißt: „Gewissensfreiheit, Gemeinde, Persönlichkeit, diese drei bleiben uns übrig als Gottes Boten an uns für unser geistliches und geselliges Leben und gegenüber von Gewissensdruck und Verfolgung, von Knechtung des Geistes und von Gewaltthätigkeit."

Man kann sich denken, welches Aufsehen und welchen Jubel diese mannhaften Worte bei allen Freigesinnten in ganz Deutschland erregten. Obgleich nichts weniger als populär geschrieben erlebten „die Zeichen der Zeit" in wenigen Monaten drei Auflagen. Man sah darin wirklich einen Aufschrei des protestantischen Gewissens wie gegen römische so auch gegen lutherisch-konfessionelle Unduldsamkeit und Gewaltthat. Persönlich aber hat Bunsen durch

diese Schrift vieles gesühnt, was er früher verfehlt hatte; um ihretwillen muß auch er zu denen gerechnet werden, die in diesem Jahrhundert den Kampf um den Einzelnen tapfer und erfolgreich gekämpft haben.

Die Poesie der fünfziger Jahre: Lyrik und Epik.

Die rückläufigen Tendenzen machten sich nicht bloß in der Politik und Kirche, sondern natürlich auch auf dem Gebiete der Litteratur geltend. Die Lyrik der vierziger Jahre war im wesentlichen liberal oder geradezu revolutionär gewesen. Nur selten klang ein konservativer Ton dazwischen, am kräftigsten wurde er von dem schlesischen Grafen von Strachwitz angeschlagen. Namentlich in seinen nachgelassenen Gedichten von 1848 — er war 1847 jung gestorben — wendet sich dieser adelige Dichter gegen die liberalen Poeten als die „jüngsten Sterne, die Zwitter vom Roué und vom Propheten", und prophezeit seinerseits ebenso kühn als wahr:

So kommt es, ihr Männer des ewigen Nein,
So kommt's, ihr Tyrannenvertreiber,
Es wird eine Zeit der Helden sein,
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber.
Bis dahin webt mit Fleiß und List
Eure Schlinge ineinander,
Wenn der gordische Knoten fertig ist,
Schickt Gott den Alexander.

Jugendkraft und Jugendmut, ein Stück ritterlichen Freiheitsgefühls, wie es 300 Jahre zuvor die Sickingen und Hutten gehabt hatten, fehlt diesem Jüngling nicht, dessen Lieder in ihrer Frische uns zum Teil an die besten Sachen Detlev von Liliencrons erinnern.

Für die fünfziger Jahre aber sind neben Geibel, den man faute de mieux für den größten deutschen Lyriker erklärte, die christlichen Poeten mit ihren frommen Liedern besonders charakteristisch. Einst hatte Fr. Th. Vischer in den Halleschen Jahrbüchern über Albert Knapps christliche Lyrik spotten können: in ihm sei der Pietismus „modern, sentimental geworden und habe sich soweit den Kindern der Welt anbequemt, daß er Almanachsform annahm und seine Christlichkeit im Frack einführte. Albert Knapp hat ein ansehnliches Talent zur Poesie durch seine pietistische Umwendung

schimmlicht gemacht. Er läßt Leonidas mit seinen gefallenen Tapfern, das Schwert noch krampfhaft in die Faust gepreßt, in herrlichem Zuge zur Unterwelt wallen, dann stoßen sie auf Abraham und Sarah und müssen sie küssen. Seine poetische Theorie ist: alles Große und Schöne auch aus der profanen Welt soll Stoff der Poesie sein, aber nur sofern es durch eine ausdrückliche Beziehung auf das Christliche geheiligt ist; er sagt zum Dichter: preise immerhin Griechenland in seiner Herrlichkeit, aber bedaure am Schluß des Gedichts lebhaft, daß Athen keinen Stadtpfarrer hatte, daß Homer kein Gesangbuch schrieb und Achilles keinen Konfirmationsunterricht genoß. Nichts soll in sich, in der Grenze und Bestimmtheit seines Wesens Teil haben an Gott, es soll erst dieser Thran priesterlicher Salbung, dieses Christoterpentinöl darüber gegossen werden." So frivol durfte man mit Julius Sturm oder Karl Gerok in den fünfziger Jahren nicht umspringen, wobei freilich auch zu ihren Gunsten ins Gewicht fällt, daß Sturms Lieder inniger und tendenzloser und Geroks Poesie weit weltförmiger und freier war als Knapps in der Christoterpe veröffentlichte christliche Gedichte.

Im übrigen aber sah es um die Poesie dieser Zeit traurig genug aus. Das Miserabelste stelle ich gleich voran — es ist Amaranth von Oskar von Redwitz. Hier war es freilich aus mit jener politischen Aktualität der vierziger Jahre, und doch war auch das Tendenzpoesie: weil die wälsche Ghismonda freigeistig und pantheistisch ist und nicht die gehorsame Magd ihres Ehegemals werden will, wird ihr der brave deutsche Jüngling untreu und wendet sich der keuschen, frommen und hausmütterlichen Amaranth zu. Das ist noch einmal Romantik, Verherrlichung mittelalterlicher Anschauungen, mittelalterlicher Frömmigkeit und Minne, aber kraft- und saft- und geistlose Romantik bis zur Unerträglichkeit —

Im Erker sitzet Amaranth
Und stützt ihr Köpfchen in die Hand

das steht wörtlich da —, fadestes Zuckerwasser mit Süßholzsaft, magenverderbend, oder wie Vischer von all den Jahren sagte, in der That „brecherisch".

In diese Reihe gehören auch von Roquette Waldmeisters

Brautfahrt und von Scheffel der Trompeter von Säkkingen, gesünder und poetischer beide, der letztere auch studentisch frisch und forsch und durch Humor und echte Lyrik mit Amaranth auf den ersten Blick gar nicht zu vergleichen. Aber wenn am Schluß der Papst den Spielmann Werner zum Marchese Camposanto adeln muß, damit zwischen ihm und des Freiherrn Töchterlein Margaretha keine revolutionäre Mesalliance geschlossen wird, so enthüllt sich doch auch da etwas von der kontrarevolutionären Tendenz, und der Freiherr bekommt schließlich doch recht mit seiner „theoretischen Entwickelung“:

Die Natur hat feste Linien
Weislich um uns all gezogen,
Jedem ist der Kreis gewiesen,
Drinn gedeihlich er mag walten.
Seit das heil'ge römische Reich steht,
Steht in ihm der Stände Ordnung,
Adel, Bürgersmann und Bauer,
In sich selber abgeschlossen,
Aus sich selber sich erneuernd,
Bleiben sie gesund und kräftig,
Jeder ist alsdann ein Pfeiler,
Der das Ganze stützt, doch nimmer
Frommt ein Durcheinanderschütteln.
Wißt ihr, was daraus hervorsprießt?
Enkel, die von allem etwas
Haben und im ganzen nichts sind;
Flaches, inhaltloses Mischvolk,
Schwankend, losgerissen von der
Überliefrung festem Boden!
Ganz, scharfkantig muß der Mensch sein,
Seine Lebensrichtung muß ihm
Schon im Blute liegen, als ein
Erbteil früherer Geschlechter.
Drum verlanget für die Heirat
Standesgleichheit unsre Sitte,
Und die Sitte ist Gesetz mir,
Über seine feste Mauer
Soll kein fremder Mann mir klettern,
Item, drum soll kein Trompeter
Um ein Edelfräulein frei'n!

Diese im Grunde doch recht nichtssagende und geistesarme Reaktionsepik der fünfziger Jahre spukt in der auflagereichen Dichtung von Webers „Dreizehnlinden“, die sich bandwurmartig und langweilig dahinzieht, noch bis in unsere Gegenwart herein.

Strachwitz, Redwitz, Scheffel, Weber — sie alle sind Katholiken; und katholisch wurde in jenen Tagen der Reaktion auch eine andere Schriftstellerin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn, die solange in der Liebe nach „dem Rechten" gesucht und in Dichtung und Wahrheit doch nur den Falschen gefunden hatte. In ihren Romanen hatte sie sich bis dahin recht als Mondaine geriert, „aus der Gesellschaft" im Jargon ihrer adligen Kreise diesen allerlei feudale Erlebnisse erzählt und dabei ähnlich wie Fürst Pückler den Adel doch immer nur im Äußerlichen und Äußerlichsten gesucht und gefunden. Daher war die Satire „Diogena. Roman von Iduna Gräfin Hahn", womit Fanny Lewald diese aristokratische Vorkämpferin für das Recht der Leidenschaft und die Emanzipation der immensen Seelen von Edelfrauen verhöhnte, nur gerecht, obgleich schließlich auch die Gräfin Hahn-Hahn aus demselben Milieu des jungen Deutschland heraus zu erklären ist, wie die liberale Jüdin in der Stadt der reinen Vernunft. Aber jetzt im Jahre 1850 hörte sie auf, die Welt lieb zu haben und suchte ihren Frieden im Schoße der katholischen Kirche. Doch eitel sich selbst bespiegelnd, wie sie es nach wie vor zu thun liebte, schrieb sie nun auch alsbald die Geschichte ihrer Bekehrung „Von Babylon nach Jerusalem", und stellte sich ihren staunenden Lesern von ehedem als immer schon „schlafende Katholikin" vor, die nun erst zum wahren Leben erwacht sei; und dabei sagte sie nach Art der Konvertiten ihrem früheren Glauben gleich auch alles Üble nach. Die Herkunft dieser neuentdeckten Frömmigkeit aus der Revolution dokumentiert sie durch ihre Schwärmerei für Soldaten und Priester zugleich als für „die weltliche und geistliche Miliz der mit Barbarei bedrohten Civilisation". Glücklicherweise hatten übrigens die deutschen Katholiken nicht nötig, auf den Übertritt dieses eiteln Litteraturweibes zu warten, um auch eine wirkliche Dichterin die ihrige zu nennen. In Annette von Droste-Hülshoff hatten sie Deutschland bereits seine größte Lyrikerin gegeben bis zu dieser Stunde. In ihr war Poesie und Frömmigkeit, war Kraft und keusche Sprödigkeit, war Realismus und Romantik zugleich; und auch was sie gegen die moderne Zeit auf dem Herzen hat,

Da lachte nicht der leere, der überſatte Spott,
Man baute die Altäre dem unbekannten Gott ...
Nun aber ſind die Zeiten, die überwerten da,
Wo offen alle Weiten und jede Ferne nah,

klingt nicht nach Reaktion, die ſie auch nicht mehr erlebt hat, ſondern nach wirklichem individuellem Fühlen und Suchen und Finden. Vor allem der Natur gegenüber empfand ſie ganz modern, indem ſie ſie ſah und in ihren Haidebildern zeigte, wie ſie wirklich war.

Der Roman.

Mit der Gräfin Hahn-Hahn ſind wir bereits auf dem Boden des Romans, und hier iſt aus dieſer Epoche das Erfreulichſte und und Wirkungsvollſte zu verzeichnen. Zwar entrichtete auch er in den vielgeleſenen pietiſtiſchen Romanen der Nathuſius und in dem giftigen Pamphlet auf die Tübinger Schule, auf Baur namentlich und Viſcher, „Eritis sicut deus“ den Tendenzen und der Geiſtloſigkeit der Zeit ſeinen Tribut. Daß ſich die Verfaſſerin dieſes letzteren heuchleriſch ſogar auf den heiligen Geiſt und ſeine Inſpiration berief, zeigte die ganze Verlogenheit und ſittliche Fäulnis des damaligen ſchwäbiſchen Pietismus, während die norddeutſche Nathuſius durchaus harmlos, aber freilich auch recht geiſtlos für Unterhaltung und Frömmigkeit zugleich zu ſorgen bemüht war. Um ſo geiſtreicher griff dagegen Gutzkow mit ſeinen beiden Rieſenromanen in die dieſe Zeit bewegenden und beherrſchenden Fragen ein und ſchuf neben Fanny Lewalds oben ſchon erwähnten „Wandlungen“ in den Rittern vom Geiſt, in freier Anlehnung an Immermanns Epigonen, den Zeitroman, der die politiſchen Gegenſätze ſcharf, aber freilich noch in einer phantaſtiſch-romantiſchen Form erfaßte und herausarbeitete, am Poſitiven aber durchaus ſcheiterte. Denn der Bund dieſer Ritter vom Geiſt iſt, wie Julian Schmidt nicht übel ſagt, „ein gegenſeitiger Aſſekuranzverein für geiſtreiche malkontente Leute und ſein Inhalt iſt das Suchen eines Inhalts“. Viel realiſtiſcher iſt ſein anderer Roman „Der Zauberer von Rom“, in welchem von dem deutſchen Katholizismus und ſeinem kühnen machtvollen Aufſtreben, zugleich aber auch von der Skrupelloſigkeit ſeiner Parteigänger und der Verwerflichkeit der von ihnen gebrauchten Mittel ein ganz gewaltiges Bild aufgerollt

wird; auch der phantastische Schluß von der Wahl des waldensisch gesinnten zum Reformieren entschlossenen Papstes rechtfertigt sich historisch durch die Hoffnungen und Täuschungen bei der Wahl Pio nono's.

Romantisch war auch noch Gottfried Kellers „grüner Heinrich", ein Nachfahre von Goethes Wilhelm Meister und Mörikes Maler Nolten und doch ganz anders, realistisch erfüllt von wirklich persönlich Erlebtem und von den freiheitlichen Ideen des republikanischen Zürichers, den Feuerbach „von der Unpoesie der spekulativen Theologie und Philosophie erlöst" und Hettner, „eine vollkommene Blüte unserer modernen Geisteskultur", über Spinoza und sein Verhältnis zu unserer Zeit aufgeklärt hatte. Um aber die Zeittendenzen darin ganz verstehen und würdigen zu können, muß man den Kellerschen Roman in seiner ersten Auflage und ursprünglichen Gestalt kennen. Einstweilen blieb das Buch freilich ohne Wirkung, das deutsche Volk mußte zu diesem durch und durch poetischen Realismus erst erzogen werden, und diesen Dienst leistete ihm der Roman, der in den fünfziger Jahren am mächtigsten einschlug, Gustav Freytags Soll und Haben.

Derselbe erschien 1855, nachdem Freytag ein Jahr zuvor in seinen Journalisten eines der wenigen deutschen Lustspiele von bleibendem Wert mit zeitgeschichtlichem Hintergrund geschaffen hatte. Daß man „das Volk bei seiner Arbeit aufsuchen" müsse, war der Ausgangspunkt und das Neue an diesem Roman; davon war selbst in Fanny Lewalds „Wandlungen" oder in Gutzkows „Rittern vom Geist" keine Rede gewesen, um von der müßiggängerischen Gesellschaft in den Salonromanen der Gräfin Hahn-Hahn ganz zu schweigen. Ausdrücklich stellt Freytag die Arbeitsamkeit und bürgerliche Rechtschaffenheit des deutschen Kaufmannshauses dem untergehenden Adelsgeschlecht derer von Rothsattel gegenüber, — wohl wissend, daß es in der Tanzstunde der adligen Backfische lustiger und poesievoller zugeht als im Comptoir von T. O. Schröter. Aber darum ist es doch gerecht und weislich so eingerichtet in dieser unserer Menschenwelt, daß T. O. Schröter und Anton Wohlfahrt siegen über den von jüdischen Wucherern und Spitzbuben zu Tode gehetzten, aber schließlich doch nur an seiner eigenen

Schwäche und Haltlosigkeit zu Grunde gehenden Freiherrn; und für den soliden Kaufmann ist es auch gut, sich so rasch als möglich aus der polnischen Wirtschaft herauszuretten auf den soliden deutschen Boden: dort kann nur der rücksichtslose Halbamerikaner Fink Ordnung schaffen und fertig werden. Wenn auch hier die Mesalliance zwischen dem schlicht bürgerlichen Anton und der Freiin von Rothsattel vermieden wird, so geschieht das nur, weil thatsächlich Art besser zu Art sich gesellt, Anton zu Sabine, die zum Hause T. O. Schröter gehört, und Fink — „Herr von Fink" — zu Lenore von Rothsattel, die Anton solange geliebt hat und in deren adelige Kreise er doch nicht hereinpaßt. An diesem Buch hat sich die Generation, die sich an Redwitz und Bodenstedt und Roquette, an der Nathusius oder der Ida Hahn-Hahn den Magen so gründlich verdorben hatte, wieder gesund gelesen, und dabei schadete es nichts, daß es darin gelegentlich auch — wie in einem echten Kaufmannshause — ein wenig prosaisch und nüchtern und gar nicht mehr romantisch und phantastisch zugeht. So kam doch etwas von dem „Behagen am fremden und eigenen Leben, von der Sicherheit und dem frohen Stolz" über den Leser, die der Dichter in der Widmung an den Herzog Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha bei den damaligen Deutschen mit Recht vermißte. Es gab noch Seiten des deutschen Lebens, um deren willen es wert war, gelebt, geliebt und geachtet zu werden.

Auch dieses Buch hat in Fanny Lewalds „Von Geschlecht zu Geschlecht" und in Fritz Reuters „Ut mine Stromtid" seine Nachfahren gefunden: die Freiherrn von Rothsattel, die von Arten und die Axel von Rambow sind von einem Stamm. Aber erst hat doch Fritz Reuter in „Kein Hüsung" das Elend der unter dem mecklenburgischen Adel seufzenden Bauern geschildert, ehe er sich freischrieb von heimatlicher Verbitterung, in der „Festungstid" durch den die Eisenstäbe seiner verschiedenen Kerkerzellen vergoldenden Humor mit den persönlichen Erinnerungen an ein durch die Reaktion der dreißiger Jahre verpfuschtes Leben fertig wurde und in Onkel Bräsig den Deutschen eine humoristische Figur von wahrhaft Dickens'scher Vollendung geschaffen hat.

Der Aufschwung der Naturwissenschaften.

Kein Hüsung fällt noch in die fünfziger Jahre und ist erfüllt von der Stimmung oder Verstimmung und Verbitterung derselben. Das könnte mit einem Schlag hinüberführen zu dem Philosophen, der eben damals anfing, sich einer verstimmten und verbitterten Zeit zu empfehlen — zu Schopenhauer. Allein wie das so kam, daß der lange unbeachtet gebliebene jetzt mit einemmal in Mode kam, das hat seine Geschichte und setzt vieles andere voraus.

Die Philosophie war bankrott geworden — durch den Zusammenbruch der Hegelschen Schule und das Fiasko Schellings in Berlin; Feuerbachs Vorlesungen in Heidelberg im Winter 1848 auf 49, in denen er die Welt für „eine Republik" erklärte, die „weder einen absoluten noch einen konstitutionellen Gott ertrage", hatten der Reaktion alle Philosophie verdächtig gemacht. Und 1848 hatte sich auch die Geschichte kompromittiert. Historiker wie Dahlmann hatten in Frankfurt das große Wort geführt und mit ihren praktisch-politischen Leistungen so wenig Erfolg gehabt. Das deutsche Volk mußte erst wieder etwas Großes erleben, ehe es sich für historische Darstellungen interessierte. Ranke, der die Geschichte und den Staat „von oben her" betrachtete und dabei immer vornehmer und abstrakter wurde, blieb davon natürlich unberührt, doch war seine Wirkung darum ganz groß nur bei Königen, Fürsten und bei Historikern, die von ihm zu lernen hatten. Dagegen las man Macaulays englische Geschichte in allen den Kreisen gerne, die an dem whigistischen Standpunkt dieses Historikers keinen Anstoß nahmen oder sich im Gegensatz zu der Misère der eigenen reaktionären Welt und Zeit daran erfreuten. Von Deutschen aber war es nur Theodor Mommsen, dessen römische Geschichte in den fünfziger Jahren weithin gebührendes Aufsehen machte. Die Schilderung, wie aus der Revolution ein Cäsar herauswuchs, schien den Menschen jener Tage wie ein Stück lebendiger Gegenwart, da sie, klein wie der Maßstab dieser Zeit war, in Napoleon III. einen Cäsar vermuteten; daß dieser dem genialen Cäsarbilde Mommsens so wenig glich, wie seinem Onkel, dem großen Napoleon, das hat sich

erst später ganz deutlich herausgestellt. Aber davon ganz unberührt blieb das unvergängliche Verdienst Mommsens, daß er in einem, von Manier und Raffinement freilich nicht ganz freien Stil die Vergangenheit auch den modernsten Menschen verständlich und interessant machte und durch seine meisterhaften Charakteristiken die Menschen Roms — Sulla, den großen Reaktionär, Cicero, den charakterlosen Schwätzer und Allerweltsdilettanten, Cato, den charaktervollen Don Quixote der Republik, und leuchtend über allen Cäsar, den Unvergleichlichen, der ganz Genie war, — uns in wahrhaft künstlerischer Anschaulichkeit vors geistige Auge stellte. Es war ein lehrreiches Werk für die eigene Zeit und doch eine streng gelehrte Arbeit — darin bestand Reiz und Wert zugleich. Später haben sich Politiker und Gelehrter in ihm getrennt und der letztere ist am Ende des Jahrhunderts allmählich auf die erste Stelle in Deutschland gerückt. Damals waren beide noch eins, und die glänzende Frucht dieser Vereinigung sind die drei ersten Bände seiner römischen Geschichte, die auch darin schon ganz modern ist, daß sie das kulturgeschichtliche und nationalökonomische Material über dem Politischen und Persönlichen nicht vernachlässigte.

Im übrigen aber waren in jenen Tagen nicht die Wissenschaften des Geistes, sondern die der Natur an der Reihe und in Mode, wenn natürlich auch dort in der Stille emsig weitergearbeitet wurde. Wir haben gesehen, wie auf das neuerwachte Interesse für die Erforschung der Natur in Deutschland die vielgeschmähte Naturphilosophie Schellings und seiner Schüler doch von Einfluß war. Und daß Deutschland auch in wirklichem Naturerkennen und -wissen nicht gar zu weit und gar zu lang hinter den anderen Nationen zurückblieb, dafür sorgte von Anfang an der Universalismus Alexander von Humboldts, des merkwürdigen Menschen, der wie ein Mephisto am Hofe Friedrich Wilhelms IV. umherging und laut und leise medisierte, und daneben doch als ein König der Wissenschaft über die Geister herrschte, selber das ganze exakte Wissen seiner Zeit umfaßte, durch eigene Arbeiten bahnbrechend und grundlegend wirkte und daneben andere zu ernster Arbeit anregte und auch das mehr für Hegelsche Philosophie als für exaktes Wissen interessierte Ministerium Altenstein in Personen-

und Berufungsfragen vielfach glücklich inspirierte. Sein Kosmos, aus dem Bestreben hervorgegangen, „die Natur als ein durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganzes aufzufassen", steht wie eine spezifisch deutsche Warnung vor einseitigem Spezialistentum am Anfang dieser naturwissenschaftlichen Periode und ist eben darum von den Spezialisten stets mit einer gewissen stillen Abneigung bedacht worden.

Durch dieses Buch, wie zuvor schon durch seine Berliner Vorlesungen über physikalische Geographie, leitete er zugleich jene Popularisierung auch der streng exakten naturwissenschaftlichen Forschungen ein, worin uns Deutschen freilich immer noch die Engländer überlegen sind. Die Gebildeten im besten Sinne des Worts mit den Ergebnissen der Wissenschaft bekannt zu machen und dafür zu interessieren, ist durch seinen Vorgang gewissermaßen sanktioniert worden, und Naturforscher wie Helmholtz und Dubois-Reymond sind ihm darin gefolgt.

Auch um die von Oken ins Leben gerufenen Naturforscherversammlungen hat sich Humboldt große Verdienste erworben, indem er an die Spitze der Berliner Versammlung von 1828 trat und ihr durch seine Person den glänzenden Mittelpunkt und durch seine Eröffnungsrede gewissermaßen Programm und Stempel gab. Das nationale Moment stellte er dabei in den Vordergrund, wie er sie in einem Briefe schon vorher „une noble manifestation de l'unité scientifique de l'Allemagne" genannt hatte und dann fortfuhr: „c'est la nation divisée en croyance et en politique, qui se revèle à elle-même dans la force de ses facultés intellectuelles". Den Hauptwert der Versammlung fand er jedoch im persönlichen sich Kennenlernen und in dem Gedankenaustausch der teilnehmenden Gelehrten, in der „Gründung freundschaftlicher Verhältnisse, welche den Wissenschaften Licht, dem Leben heitere Anmut, den Sitten Duldsamkeit und Milde gewähren". Der wissenschaftlichen Arbeit dieser Versammlungen gab er durch die Einrichtung der Sektionen die Möglichkeit, die Erörterung an bestimmte Einzelprobleme anzuknüpfen und sie dadurch erst zu einer fruchtbaren werden zu lassen.

Um aber eine solche Versammlung glänzend zu gestalten, dazu mußten auch neben ihm Männer von Namen da sein, und an

solchen fehlte es auf jener Berliner Zusammenkunft nicht. Humboldt selbst hat sich besonders um das Erscheinen von Gauß bemüht und neben Goethe den Astronomen Olbers, den Anthropologen und Physiologen Blumenbach und den Anatomen Sömmerring in seiner Rede besonders genannt. Aber seit der Mitte der zwanziger Jahre kamen auch Jüngere. Zuerst Johannes Müller, der große Bahnbrecher der Physiologie, der von seiner naturphilosophischen Jugend her die „philosophische Behandlung" und die Bedeutung der „erweiternden und zum Allgemeinen strebenden Phantasie" für die Naturerkenntnis anzuerkennen nie aufgehört hat. Durch seine Theorie der Sinnesempfindung schien die Kantsche Lehre vom Raum sozusagen, experimentell bestätigt, durch seine Arbeit über die Myxinoiden legte er den Grund zu einer wissenschaftlichen Morphologie der Wirbeltiere und gab damit seinerseits der Naturforschung die für das neunzehnte Jahrhundert charakteristische Richtung, vom Werden aus das Sein zu begreifen, also genetisch zu verfahren, worauf ebenso auch Schwanns Theorie der Tierzelle hinwies.

Für die ganze Naturanschauung aber wurde am bedeutsamsten das Gesetz von der Erhaltung der Energie, das zuerst anfangs der vierziger Jahre ein einfacher schwäbischer Arzt, Robert Mayer, aufgestellt hat, indem er den Umsatz von Bewegung in Wärme und von Wärme in Bewegung erkannte und das mechanische Äquivalent der Wärme zu bestimmen suchte.

Es setzte sich übrigens nicht sofort durch, und so mußten der Engländer Joule, der Däne Colding und der Deutsche Helmholtz es noch einmal entdecken: so wenig Zusammenhang war damals noch in der gelehrten Welt und so wenig Interesse in den weiten Kreisen der Gebildeten für solche großen Entdeckungen. Deswegen sollten aber Berliner Gelehrte wie Treitschke den großen Schwaben nicht noch immer geflissentlich ignorieren oder gar ausdrücklich verkleinern und ihn mit seinen verständnislosen Landsleuten von 1850 und 60 selbst verständnislos einen Halbnarren schelten. Auf dem von Mayer gefundenen Gesetz ruht heute nicht nur die Physik, sondern unser ganzes Naturerkennen, obgleich es nur eine Hypothese ist und volle Geltung nur für das System der Systeme, für das Universum beanspruchen könnte: dieses aber ist uns in der Er-

fahrung nie gegeben, sondern ist immer nur eine Idee. Bedeutsam war auch, daß es sein erster Entdecker als Arzt sofort auch auf die organischen Vorgänge anwandte und auch hier nur Verwandlung, nicht Neuschaffung von Kraft und Stoff gelten ließ. Dadurch war jedenfalls, wie auch Sigwart zugiebt, der Versuch vollkommen gerechtfertigt, alle Vorgänge der organischen Welt „auf die bekannten physikalischen und chemischen Gesetze zurückzuführen und als die letzten Grundlagen des Geschehens nichts anderes als dieselben einheitlichen und unveränderlichen Substanzen anzunehmen, auf welche die Erforschung der leblosen Natur führt, nur in verwickelteren Verbindungen und mannigfaltigerer Wechselwirkung". Fraglich bleibt nur, wie sich mit diesem Prinzip die Annahme eines Kausalverhältnisses zwischen mechanischem Geschehen in der Außenwelt und bewußter Empfindung vereinigen lasse; diejenigen, welche das für unmöglich halten, sind daher entweder zu einer rein materialistischen oder zu der Hypothese des psycho-physischen Parallelismus genötigt, wonach im Gebiet des materiellen und physiologischen Geschehens ein strenger Kausalzusammenhang bestehe und daher ein psychisches Geschehen niemals als Wirkung oder als Ursache eines physiologischen Vorgangs betrachtet werden könne; und jedenfalls hat der Determinismus in diesem Mayerschen Gesetz die kräftigste Stütze gefunden, was freilich auf Seiten der Geisteswissenschaften lange übersehen und verkannt worden ist.

Weit mehr Eindruck und Aufsehen machten von Anfang an die chemischen Untersuchungen Liebigs, dessen Laboratorium zu Gießen rasch ein wahrer Wallfahrtsort wurde für jüngere und ältere Studenten. Für diese weite Verbreitung der Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Arbeit sorgte er zunächst selbst durch seine 1844 erstmals erschienenen „chemischen Briefe". Dieselben waren nach seiner eigenen Erklärung ganz im Sinne Humboldts „für die gebildete Welt geschrieben, welche vor der Erörterung der wichtigsten und schwierigsten Fragen in der Wissenschaft, insofern sie einflußreich für den weiteren Fortschritt und die Anwendung sind, nicht zurückzuschrecken gewohnt ist". Aber auch für die Vertreter der übrigen naturwissenschaftlichen Disciplinen waren sie vom größten Wert, und noch kürzlich hat mir ein hervorragender Naturforscher

begeistert von dem Eindruck gesprochen, den gerade dieses Buch in seiner Jugend auf ihn gemacht habe.

Das Aufsehen, das die Liebigschen Forschungen hervorriefen, hängt freilich auch damit zusammen, daß ihre Resultate nicht bloß für andere Wissenschaften wie Physik und Physiologie, sondern auch für die Praxis in Industrie und Agrikultur von hervorragender Wichtigkeit waren. Gerade als Agrikulturchemie sollten sie sofort auch praktisch verwertet werden, und als das nicht mit einem Schlag gelingen wollte, da brach zum ersten Mal in Deutschland ein großer naturwissenschaftlicher Streit zwischen Liebig und der landwirtschaftlichen Schule zu Hohenheim aus, in dem Liebig Sieger blieb, nachdem er den allerdings noch vorhandenen Fehler in seinen Aufstellungen korrigiert hatte. Hier trat die Naturwissenschaft in den ihr schon von Bacon zugewiesenen Dienst der Naturbeherrschung und bahnte einer besseren Ausbeutung der Naturkräfte die Wege: Wissen war Macht. Und mehr und mehr wurde das auch für die naturwissenschaftliche Arbeit im allgemeinen erkannt und kam der Zeit zum Bewußtsein. Die Dampfmaschine und ihre Verwendung als Arbeitsmittel im großen Stil gehörte freilich noch dem achtzehnten Jahrhundert an, aber das erste Dampfschiff und die Erfindung der Lokomotive als Transportmittel für Waren und Personen fällt in unser Jahrhundert; und der rasche Aufschwung der Telegraphie zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre erinnerte daran, daß der erste elektromagnetische Telegraph im Jahre 1833 durch Gauß und Weber zwischen dem physikalischen Kabinett und der Sternwarte in Göttingen hergestellt worden war. Ebenso benützte die Medizin die bessere Kenntnis von Tier und Mensch und die Fortschritte der Technik — man denke z. B. an den von Helmholtz 1851 erfundenen Augenspiegel — zu einer rationelleren Behandlung des kranken und des gesunden Menschen. Die in Frankreich aufgekommene physikalische und mikroskopische Methode wandte man deutscherseits zuerst in Wien an, wo namentlich die Perkussion und Auskultation geübt und weitergebildet wurde. In Deutschland aber bedeutet Virchows Cellularpathologie auch darüber hinaus einen mächtigen Fortschritt und etwas wie das Schlußglied einer ganzen großen Entwicklungsreihe.

Der Materialismusstreit.

Was Wunder, daß nun zunächst die Naturforscher im Glauben an sich selber und an den Umfang und die Ausdehnbarkeit ihres Wissens immer kühner wurden! Die Frage des Lebens, welche sie seither der Philosophie überlassen hatten, beschäftigte Physiologen, Chemiker und Mediziner, und über Wöhlers künstlicher Herstellung des Harnstoffs als des ersten organischen Körpers aus anorganischen Stoffen (1828) ging der Begriff der Lebenskraft, durch den man bis dahin die Brücke über die Kluft zwischen dem Anorganischen und dem Organischen und von diesem hinüber zum Geistigen glücklich glaubte geschlagen zu haben, mehr und mehr in die Brüche; von ihr wollte auch Liebig nichts mehr wissen.

Und nun kam, ihr selbst unbewußt, der deutsche Zug zum Philosophischen und Metaphysischen doch auch in der Naturwissenschaft sofort wieder zum Durchbruch. Allein verlassen von wirklich philosophischer Schulung und unbekannt mit dem Kantischen Geist der Kritik zimmerte sie sich das metaphysische System von Kraft und Stoff, den seit Demokrit immer wieder neu auftauchenden Materialismus zurecht. Es hing dies zusammen mit den Fortschritten der Naturwissenschaft und ihrer völligen Emanzipation von der Philosophie und bedeutete zugleich einen Gegen- und Rückschlag gegen die Schellingsche Natur- und die Hegelsche Geistesphilosophie und gegen die ganze idealistische Richtung zu Anfang des Jahrhunderts überhaupt. Für all das gab es keinen schärferen und deutlicheren Ausdruck als die Abkehr vom Geist selbst und die Ableitung alles Organischen und Geistigen aus der Materie. Dazu kamen fremde, teils antike, noch mehr aber französische aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende Einflüsse; und endlich der Aufschwung der materiellen Interessen, der Industrie, namentlich nachdem das Jahr des tollen Idealismus resultatlos verlaufen und nur der Druck der politischen und kirchlichen Reaktion auf den Geistern übrig geblieben war. Da galt es einerseits gegen sie den schärfsten Ausdruck der Opposition zu finden, und das war, wie man von den Encyklopädisten her wußte, der Materialismus und der Atheismus. Aber andererseits war es doch selbst wieder ein Rest von deutschem

Robert Mayer
Photographische Aufnahme

Idealismus und Doktrinarismus: wie den Aufschwung der Naturwissenschaften, so suchte man auch die einseitige Pflege der materiellen Interessen sozusagen auf den Begriff zu bringen, philosophisch zu begründen und ihn durch eine Metaphysik des Materiellen zu rechtfertigen.

Die Hauptvertreter dieser materialistischen Metaphysik waren Moleschott, Vogt und Büchner, aber allen dreien fehlte es an Schärfe und Tiefe des Denkens. Moleschott und Vogt bedeuteten wenigstens als Naturforscher etwas, und wenn der eine im „Kreislauf des Lebens" den großen Gedanken von der Erhaltung des Stoffes gegen Liebig materialistisch deutete und der andere sich über Rudolph Wagners „Köhlerglauben" an eine Lebenskraft und Seelensubstanz streitbar lustig machte oder in verletzender Schärfe die Abstammung des Menschen vom Affen proklamierte, so war das doch besser fundiert, als das populäre Gerede in allen den vielen Auflagen von Büchners „Kraft und Stoff", das in seiner Oberflächlichkeit allen Halbwissern und Dilettanten naturwissenschaftlich interessante Thatsachen und eine damit vermischte kindlich rohe Metaphysik in leicht faßlicher Form darbot. Gegenüber dem Materialismus des achtzehnten Jahrhunderts brachten sie freilich kaum einen einzigen neuen Gedanken vor, überlegen waren sie ihm nur durch den Reichtum an neuzeitlichem Wissen von Thatsachen. Über die Hauptfrage, wie sich das Seelische und Geistige zum Materiellen verhalte, waren sie sich selbst nicht einmal klar. Wenn sie durch kecke Sätze zu imponieren suchten, wie den, daß die Gedanken etwa in demselben Verhältnis zum Gehirn stehen, wie die Galle zur Leber oder der Urin zu den Nieren, so schwankten sie doch unsicher darüber hin und her, ob das Seelische selbst Bewegung, oder ob es Produkt, Funktion oder gar nur Erscheinungsweise einer solchen sei. Nur Czolbe zeichnete sich unter diesen Materialisten der fünfziger Jahre durch eine wissenschaftlichere Haltung und ein Ringen mit den auch von ihm gesehenen Schwierigkeiten aus. Er war von Feuerbach ausgegangen, begnügte sich wie dieser mit der gegebenen Welt und machte Ernst mit der völligen Beseitigung des Übersinnlichen. Dazu bestimmten ihn vor allem sittliche Gründe: die erkennbare Welt durch Hinzuerfindung

einer übersinnlichen verbessern zu wollen schien ihm Anmaßung und Eitelkeit, also unmoralisch, daher mache der Materialismus oder wie er lieber will, der Sensualismus Anspruch auf tiefere echtere Sittlichkeit. Die schwächste Seite des Materialismus aber erkannte er in der Deutung und Erklärung des Bewußtseins und Selbstbewußtseins, deshalb suchte er das letztere durch eine in sich selbst zurücklaufende Bewegung des Nervenfluidums begreiflich zu machen. Daß damit die Kluft zwischen Bewegung und Empfindung doch nicht ausgefüllt wäre, hat er freilich nicht gesehen, ganz abgesehen davon, daß sich ein solcher Kreislauf im Gehirn thatsächlich nicht nachweisen läßt. Später an seiner eigenen Hypothese irre werdend, hörte er ehrlicher Weise auf Materialist zu sein.

Czolbe hatte dem Materialismus eine Zeitlang aus ethischen Gründen den Vorzug gegeben. Auch die anderen Materialisten sprachen sich über das Verhältnis ihrer Metaphysik zur Moral aus und waren vielfach Vorkämpfer politischer Freiheit und allgemein humaner Forderungen. Darin lag dem Zeitbewußtsein gegenüber ihre Stärke. Daneben zogen sie aber — auch hierin widerspruchsvoll und voreilig — allerlei ethisch bedenkliche Konsequenzen oder gaben unverfänglichen und richtigen Gedanken eine herausfordernde und cynische Formulierung, namentlich die sittliche Verantwortlichkeit glaubten sie als konsequente Deterministen ablehnen zu müssen. Das waren freilich die unvermeidlichen Kinderkrankheiten dieser wieder neu entdeckten Weltanschauung, die aber doch in einem gewissen Zusammenhang standen mit dem allgemeinen Unbehagen und dem Unglauben der Zeit an sich und an das, was in ihr bestand und heilig gehalten wurde. Einen socialistischen Zug in diese materialistische Richtung brachte vor allem Moleschott durch seine „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk"; in ihrer Besprechung brauchte Feuerbach das vielberufene Wort: „Der Mensch ist, was er ißt." Es war nicht sowohl materialistisch gemeint — gerade an Moleschott wurde sich Feuerbach vielmehr seines Unterschieds von dem landläufigen Materialismus bewußt: „Der Materialismus ist für mich die Grundlage des Gebäudes des menschlichen Wesens und Wissens, aber er ist für mich nicht, was er für die Physiologen, die Naturforscher im engeren Sinne, z. B. Moleschott ist, und zwar notwendig von ihrem Stand-

punkte und Berufe aus ist, das Gebäude selbst." Sondern Feuerbach wollte den Einfluß der Ernährung, der Lebenshaltung und Lebenslage auch auf das sittliche Handeln des Menschen durch jenes Wort zum Ausdruck bringen und mit Moleschott die Besserung der materiellen Lage der arbeitenden Volksklassen im Interesse ihrer sittlichen Hebung befürworten. Selten ist also ein Wort thörichter und böswilliger mißdeutet worden.

Besser verstand man in den regierenden Kreisen diese Konsequenz der materialistischen Lehre. Die freiheitliche und socialistische Wendung des Materialismus gab ihnen den Anlaß und seine turbulenten und maßlosen Angriffe einzelner Wortführer den Vorwand, um in Tübingen Büchner, in Heidelberg Moleschott — diesen bezeichnender Weise etwa gleichzeitig mit dem Hegelianer Kuno Fischer — von ihren Lehrstühlen zu verdrängen.

Gerechtfertigt aber schien dieses Mundtotmachen der Materialisten durch den Staat diesem um so mehr, als die Philosophie, welche die nächste Pflicht gehabt hätte, ihren Ansturm mit geistigen Waffen zu bekämpfen, dazu sich völlig unfähig erwies. Sie lag in den fünfziger Jahren so völlig darnieder, daß sie in der That als der schwächere Teil sich erwies und ihre Antworten meist recht unsicher und dürftig klangen. Die Ulrici, Herm. Fichte, Fabri und wie diese Antimaterialisten alle hießen, waren schlechte Kämpen und verschafften den immer kecker und fanatischer ihr Haupt erhebenden Gegnern leichte Triumphe. Sie alle wollten zuviel beweisen — nicht nur den Materialismus widerlegen, sondern zugleich auch die theistische Weltanschauung und die christlichen Dogmen ihm gegenüber philosophisch sicher stellen. So hatten auch sie den Kantischen Kritizismus vergessen, waren so dogmatistisch wie ihre Gegner und boten daher nicht nur der Widerlegung dieselben Handhaben, was sie aus Kants Antimonien hätten wissen können, sondern waren auch in allen naturwissenschaftlichen Fragen thatsächlich schwächer, weil hier ihr Wissen aus zweiter Hand stammte und wirklich dieses neue Wissen mit den veralteten Vorstellungen der christlichen Dogmatik auf vielen Punkten unvereinbar war.

Viel wirksamer war daher die Bekämpfung des Materialismus von seiten der Naturwissenschaft selbst; denn nicht alle Vertreter

derselben standen zu seiner Sache. Auf der Göttinger Naturforscherversammlung im September 1854 kam es sogar zu einer großen und dramatisch sich zuspitzenden Auseinandersetzung zwischen beiden Parteien. Rudolph Wagner nahm in seinem Vortrag „Menschenschöpfung und Seelensubstanz" den Kampf um die Seele auf, zog sich aber von Karl Vogt den Vorwurf des „Köhlerglaubens" zu, den er durch seine Berufung auf die Bibel und seine kindliche Vorstellung von der Seele selbst provoziert hatte, und ging zum mindesten nicht als Sieger aus dem Streit hervor. Durch die Einmischung theologischer Gesichtspunkte und die unhaltbaren Versuche, z. B. die biblische Schöpfungssage mit den Ergebnissen des modernen Naturerkennens in Einklang zu bringen, machten Männer wie Wagner oder Pfaff in Erlangen ihre Sache nicht besser und verhalfen den Gegnern zu immer neuen Triumphen. Wirkungsvoller war die Zurückweisung des Materialismus durch Liebig in der vierten Auflage seiner chemischen Briefe. Er gab zwar der exakten Naturforschung Recht, daß „alle Kräfte der Materie wirklich Anteil haben an dem organischen Prozeß"; aber daß „die anorganischen Kräfte es thun und für sich ausreichen, den Organismus, ja den Geist hervorzubringen", erklärte er für völlig unerweisbar und wies mit starken Worten die Machtsprüche dieser „Dilettanten in der Naturwissenschaft" zurück. Wenn er freilich erklärte: unsere Vernunft erkenne, daß die Ideen der organischen Welt einen Urheber haben und daß in dem lebendigen Leib eine Ursache bestehe, welche die chemischen und physikalischen Kräfte der Materie beherrsche und sie zu Formen zusammenfüge, welche außerhalb des Organismus niemals wahrgenommen werden, so war das selbst nichts anderes als ein solcher Machtspruch entgegengesetzter Art. Und wenn er zu den „Behauptungen der Dilettanten" auch die Lehre rechnete, daß „in einer unendlichen Reihe von Jahren, über die sie auf das wohlfeilste verfügen, aus dem niedrigsten Organismus, der in der That als eine einfache Zelle sich darstellt, ein höherer, und aus diesem ein noch höher stehender und nach und nach die ganze Mannigfaltigkeit der Schöpfung entstanden, daß Pflanzen und Tiere eine ununterbrochene Kette bilden und Übergänge nicht geleugnet werden können", und dagegen erklärte: „die

ſtrenge wiſſenſchaftliche Forſchung weiß von einer ſolchen Kette der organiſchen Weſen nichts", ſo kam das in dieſem Augenblick faſt ſchon zu ſpät. Denn nur vier Jahre nachher erſchien Darwins Buch „on the origin of species by means of natural selection", und daraus erfuhr nun die wiſſenſchaftliche Forſchung, was ſie bis dahin nicht gewußt oder doch nicht anerkannt hatte.

Das Eingreifen des Darwinismus in den Materialismusſtreit.

Daß die Hauptſchwäche des materialiſtiſchen Standpunktes nicht in der Leugnung der Seelenſubſtanz, ſondern vielmehr in der Unfähigkeit lag, die Zweckmäßigkeit in der Natur, beſonders der organiſchen anders als durch blinden Zufall zu erklären, war als Ergebnis des Materialismusſtreites unverkennbar. Damit hatte ſchon Ariſtoteles den antiken Materialismus Demokrits in die Enge getrieben, und dieſelbe Waffe ſchwangen auch jetzt wieder ſeine Gegner gegen ſeine moderne Wiederneuerung. Auch die „Specifikation der Natur", wie ſie Kant genannt hatte, ſchien, ſolange man an der Konſtanz der Arten in der organiſchen Welt feſthielt, immer wieder auf ein teleologiſches Prinzip hinzuweiſen. Aber weder Anhänger noch Gegner der Teleologie wußten mehr, daß der Zweck kein Erklärungsprinzip ſei wie die mechaniſche Kauſalität, ſondern nur ein ſubjektiv regulatives Prinzip der reflektierenden Urteilskraft. Daher wirkte am Ende der fünfziger Jahre von England herüber jenes Buch von Charles Darwin wie eine Erlöſung von dem drückenden asylum ignorantiae des Schöpfungswunders. Auch das kam freilich nicht wie aus der Piſtole geſchoſſen. Gerade zu Beginn des Jahrhunderts hatte ſchon Lamarck die Grundzüge einer Descendenztheorie entwickelt, und ebenſo ſind Goethe und Schelling unter den Vorläufern des Darwinismus zu nennen. Dieſe Gedanken hatten ſich aber nicht allgemein durchgeſetzt, wir haben das bei Liebig geſehen; denken ja ſelbſt heute (noch oder wieder?) manche, daß „eine Geſchichte der Tierwelt überhaupt nicht in die Tierkunde hineingehöre"! Allein ausgeſtorben und aufgegeben waren dieſe Gedanken doch nie. Der geſchichtliche Geiſt des Jahrhunderts war immer entſchiedener auch in die Naturwiſſenſchaften

eingedrungen, strebte überall nach genetischer Erkenntnis und operierte auch hier mit dem durch Hegels Philosophie ohnedies zum Gemeingut gewordenen Begriff der Entwickelung. Der Gegensatz von Natur und Geschichte, von naturwissenschaftlicher und historischer Auffassung der Dinge strebte energisch sich auszugleichen. In den beiden Begriffen des Mechanischen und des Teleologischen schien er unüberbrückbar. Da kam Darwin und suchte auch das Zweckmäßige natürlich zu erklären. Seiner Lehre gebührt, ob sie nun neu war oder nicht, jedenfalls nach Goettes Ausdruck das Verdienst, „die Wahrheit der Descendenz evident gemacht zu haben". In allmählicher Entwickelung sollten die mannigfaltigen Gattungen und Arten der Tierwelt auseinander entstanden und dabei die zwei Prinzipien der Vererbung der gesamten elterlichen Organisation und der unbegrenzten Veränderlichkeit der Organismen thätig gewesen sein: im Kampf ums Dasein, durch Zuchtwahl und natürliche Auslese, durch Anpassung der Organismen an immer neue Lebensbedingungen haben sich dann im Lauf der Jahrtausende unsere heutigen Arten gebildet; und was von den Tieren galt, konnte natürlich ebenso auch auf die Pflanzenwelt übertragen und auch auf sie die Descendenztheorie angewendet werden.

Das Aufsehen, das diese Lehre machte, war ungeheuer, das Licht, das sie verbreitete, wurde wie eine Offenbarung empfunden; weil man sie aber teilweise auch wie eine solche hinnahm und unbesehen auf alle Gebiete des Lebens übertragen wollte, blendete es auch wohl. Wir haben aber in diesem Zusammenhang nur von der Hilfe zu reden, welche der Darwinismus im Augenblick seines Erscheinens dem Materialismus leistete: eine Lücke war durch sie ausgefüllt, sie zeigte nach Helmholtz, „wie Zweckmäßigkeit der Bildung in den Organismen auch ohne alle Einmischung von Intelligenz, durch das blinde Walten eines Naturgesetzes entstehen kann". Und auch über eine zweite Lücke, die zwischen Tier und Mensch, wurde nicht nur durch die vorschnellen Schlüsse seiner materialistischen Anhänger, sondern auch schon durch ihn selbst, der doch anerkanntermaßen ein überaus besonnener und maßvoller Forscher war, die Brücke geschlagen, wenn er sagt: „Die größte Zahl der Naturforscher ist Blumenbach und Cuvier gefolgt und hat den Menschen

in eine besondere Ordnung des Tierreichs, unter dem Titel der Zweihänder, gebracht. Neuerdings hingegen sind viele unserer besten Naturkundigen zu der zuerst von Linné ausgesprochenen Ansicht zurückgekehrt und haben den Menschen in eine und dieselbe Ordnung mit den Vierhändern unter dem gemeinsamen Titel der Primaten gestellt. Der große Anatom und Philosoph Huxley hat diesen Gegenstand ausführlich erörtert und ist zu dem Schlusse gekommen, daß der Mensch in allen Teilen seiner Organisation weniger von den höheren Affen abweiche, als diese von den niedrigeren Gliedern derselben Gruppe verschieden sind. Folglich ist es nicht gerechtfertigt, den Menschen in eine besondere Ordnung zu stellen. Dagegen werden die menschenähnlichen Affen, der Gorilla, Schimpanse, Orang und Hylobates, von den meisten Zoologen als eine besondere Untergruppe von den übrigen Affen der alten Welt getrennt. Wird dies zugegeben, so kann man auch schließen, daß irgend ein altes Glied dieser anthropomorphen Untergruppe dem Menschen die Entstehung gegeben habe. Ohne Zweifel hat der Mensch im Vergleich mit seinen tierischen Verwandten innerlich viel mehr Modifikationen erfahren, und zwar hauptsächlich infolge seines bedeutend entwickelten Gehirns und seiner aufrechten Stellung. Nichtsdestoweniger dürfen wir nicht vergessen, daß er nur eine der verschiedenen bevorzugten Formen der Primaten ist. Es ist wahrscheinlich, daß Afrika früher von jetzt ausgestorbenen Affen bewohnt wurde, welche dem Gorilla und Schimpanse nahe verwandt waren; und da diese beiden Species jetzt die nächsten Verwandten des Menschen sind, so ist es fast mehr als wahrscheinlich, daß unsere früheren Urerzeuger auf dem afrikanischen Festland, und zwar hier früher als sonstwo, gelebt haben. Doch dürfen wir nicht in den Irrtum verfallen, etwa anzunehmen, daß der Urahnherr des ganzen Stammes der Simiaden, den Menschen mit eingeschlossen, mit irgend einem jetzt existierenden Affen identisch oder ihm auch nur sehr ähnlich gewesen sei."

In Deutschland erregte gerade diese Konsequenz der Darwinschen Theorie — die Abstammung des Menschen von einem affenähnlichen Tier — die Geister besonders stark. Sie stand mit der biblischen Erzählung von der Schöpfung und mit der anthropocentrischen Anschauung von der exceptionellen Stellung des

Menschen in direktem Gegensatz, und so wurde sie auch mit Ernst und Witz, von Kanzeln und Kathedern herab besonders leidenschaftlich angefochten. Und die Sicherheit, mit der Haeckel, der energischste Anhänger Darwins in Deutschland, zum Teil auf Grund des von ihm entdeckten biogenetischen Grundgesetzes seine Stammbäume konstruierte, gab auch Naturforschern Anlaß zur Vorsicht und zum Mißtrauen zu mahnen. Allein thatsächlich hatte doch Darwins Lehre dem Materialismus noch einmal die Wege geebnet. Haeckel nannte sich zwar lieber Monist als Materialist und ist auch allmählich über den landläufigen Materialismus thatsächlich hinausgeschritten zu einer pantheistischen Auffassung von der Natur, wobei freilich materialistische Rudimente unklar und unausgeschieden mit unterlaufen. Und nicht anders meinte es im Grunde auch D. Fr. Strauß mit seinem „materialistischen" Glaubensbekenntnis. Das Mayersche Gesetz von der Erhaltung der Energie und Darwins Lehre von der Entwickelung der Arten durch natürliche Auslese schienen ihm die Lösung der großen Welträtsel erbracht zu haben. Von Darwin sagte er: „Wir Philosophen und kritischen Theologen haben gut reden gehabt, wenn wir das Wunder in Abgang dekretierten; unser Machtspruch verhallte ohne Wirkung, weil wir es nicht entbehrlich zu machen, keine Naturkraft nachzuweisen wußten, die es an den Stellen, wo es bisher am meisten für unerläßlich galt, ersetzen konnte. Darwin hat diese Naturkraft, dieses Naturverfahren nachgewiesen, er hat die Thüre geöffnet, durch welche eine glücklichere Nachwelt das Wunder auf Nimmerwiederkehr hinauswerfen wird. Jeder, der weiß, was am Wunder hängt, wird ihn dafür als einen der größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes preisen." Das Gesetz von der Erhaltung der Energie aber will er auf das Problem des Empfindens und Vorstellens anwenden: „wenn unter gewissen Bedingungen Bewegung sich in Wärme verwandelt, warum sollte es nicht auch Bedingungen geben, unter denen sie sich in Empfindung verwandelt? Die Bedingungen, den Apparat dazu haben wir im Gehirn und Nervensystem der höheren Tiere und in denjenigen Organen, die bei den niedrigeren Tierordnungen deren Stelle vertreten. Auf der einen Seite wird der Nerv berührt, in innere Bewegung gesetzt, auf der andern spricht eine Empfindung,

eine Wahrnehmung an, springt ein Gedanke hervor; und umgekehrt setzt auf dem Wege nach außen die Empfindung und der Gedanke sich in Bewegung der Glieder um." Das ist allerdings „der klare krasse Materialismus" mit seinem bekannten Trugschluß und seiner Vermischung von außen und innen. Allein alsbald biegt doch auch Strauß wieder aus und um, nennt den Gegensatz zwischen Materialismus und Idealismus einen bloßen Wortstreit, redet von zwei Betrachtungsweisen, von denen die eine von oben, die andere von unten ausgehe, jede aber doch die Gesamtheit der Erscheinungen, Welt und Leben aus einem Prinzip zu erklären suche, und protestiert wie gegen den hohen und ketzerrichterlichen Ton mancher Philosophen gegen die materialistische Naturforschung, so gegen „das ungeschlachte Schimpfen auf die Philosophie, womit uns die Materialisten so gerne unterhalten, aber nicht erbauen". Diese Äußerungen überhörte man im ersten Schrecken über die materialistische Wendung, die dieser Hegelianer ähnlich wie Feuerbach 25 Jahre vorher genommen. Die klare, allgemein verständliche Form seines Buches machte es freilich auch ganz besonders populär und darum ganz besonders gefährlich, wogegen man es einem andern Philosophen, Überweg fast gar als Verdienst anrechnete, daß er seinen unter Czolbes Einwirkung erfolgenden Übertritt zur materialistischen Weltanschauung bis zu seinem Tode verborgen und nur in vertrauten Gesprächen sich zu ihr bekannt hatte.

Strauß gegenüber konnte man sich nun freilich auf alle diejenigen Naturforscher berufen, welche den Darwinismus damals noch ablehnten. Heute gilt, daß ihm „die meisten Zoologen und ebenso auch die meisten Botaniker im großen und ganzen beistimmen, wenn auch bezüglich der Einzelheiten die Anschauungen noch auseinandergehen"; oder anders ausgedrückt: die Descendenzlehre ist mit wenigen Ausnahmen allgemein acceptiert; dagegen sind die beiden Begriffe der Vererbung und der Anpassung, auf die sie sich stützt, vielfach bestritten; Weismann namentlich glaubt, auf anderem Wege dasselbe erreichen zu können. Jedenfalls aber sind auch die Darwinianer längst nicht mehr alle als Materialisten anzusehen. Fast gleichzeitig mit dem Buch von Strauß erschien ein Vortrag von dem Berliner Physiologen Dubois-Reymond „über die Grenzen

des Naturerkennens". Neben dem Wesen von Materie und Kraft bezeichnet er als die zweite derartige Schranke das Problem, wie das Empfinden aus dem Empfindungslosen hervorgegangen sei. Das Ignoramus an diesen beiden Stellen sei zugleich ein Ignorabimus. Damit war allerdings dem Materialismus von hervorragender naturwissenschaftlicher Seite ein non liquet entgegengestellt und sein Dogmatismus mit Recht zurückgewiesen. Allein in derselben Rede fand sich daneben die Äußerung, daß „die Seele als allmähliches Ergebnis gewisser materieller Kombinationen entstanden und vielleicht gleich anderen erblichen, im Kampf ums Dasein dem Einzelnen nützlichen Gaben durch eine zahllose Reihe von Geschlechtern sich gesteigert und vervollkommnet habe"; und noch deutlicher hieß es anderswo: „was wäre dem Naturforscher zu erwidern, wenn er, bevor er in die Annahme einer Weltseele willigte, verlangte, daß ihm irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet und mit warmem arteriellem Blut unter richtigem Drucke gespeist, ein dem geistigen Vermögen solcher Seele an Umfang entsprechendes Konvolut von Ganglienkugeln und Nervenröhren gezeigt würde?" Angesichts solcher Stellen konnte Strauß allerdings mit Recht seine Kritiker zurückweisen, wenn sie sich auf Dubois-Reymond als Antimaterialisten berufen wollten: dessen Ignorabimus saß der materialistische Schalk selbst faustdick hinter dem Ohr; und als er später seine zwei Schranken zu sieben unlösbaren „Welträtseln" heranwachsen ließ, da durfte man überhaupt mehr an rhetorische Effekte als an antimaterialistische Mahnungen zur „Bescheidung" denken. Dagegen war Helmholtz auf der richtigen Spur, wenn er sich über die Grenzen des Naturerkennens kritizistisch an Kant zu orientieren suchte. Hier wenn irgendwo lag die Überwindung des Materialismus; und weil dieser Rückgang zu Kant im Jahr 1872 bereits eingeleitet war, deshalb kam Strauß mit seinem materialistischen Bekenntnis zu spät und nur deshalb war es ein verfehltes Buch. Es faßte eine Weltanschauung zusammen, die bereits im Ablaufen begriffen und überwunden war. Selbst die Lehre von der Lebenskraft — einen Neovitalismus — haben wir ja inzwischen wieder auftauchen sehen.

Doch das kommt hier noch zu früh. Wohl aber kann uns

der Titel des Straußschen Buches sachlich noch auf eines hinweisen, — daß auch der Materialismus als System dogmatistisch und hypothetisch, in der That nicht Sache des Wissens, sondern nur ein Glaube sei. Vor dieser Erkenntnis mußte er daher in dem Augenblick seine Ansprüche verloren geben, wo die Philosophie aufs neue sich aufraffte und sich dessen erinnerte, der als der Allzermalmer allem Dogmatismus und aller dogmatistischen Metaphysik vorlängst schon ein Ende bereitet hatte. Daß deshalb der Materialismus für alle Zeiten oder auch nur für unsere Gegenwart beseitigt sei, wird darum doch niemand glauben. Er fristet vielmehr noch in den verschiedensten Kreisen sein Dasein: 1. bei vielen Naturforschern, die immer wieder Prinzip ihrer Forschung und allgemeine und allumfassende Welterklärung miteinander verwechseln; denn daß die Naturerklärung so zu verfahren hat, *als ob* es nur Stoff und Kraft gäbe, der Materialismus also Recht hätte, das allerdings ist das positive Ergebnis jenes Materialismusstreites. Dagegen ist es bereits wieder ein Hinausgehen über naturwissenschaftliche Vorsicht und Selbstbescheidung, wenn gewisse Psychophysiker aus der exakten Forschungsmethode der experimentellen Psychologie materialistische Konsequenzen zur Erklärung des Seelischen selbst ziehen wollen. 2. giebt es eine Menge Halbgebildeter, welche sich noch heute an Büchners Kraft und Stoff erbauen und weder seine Oberflächlichkeit noch seine Widersprüche bemerken. Und endlich 3. lebt der Materialismus am kräftigsten in breiten Schichten der Arbeiterwelt wieder auf, die im alten Glauben eines der Hauptbollwerke der alten Weltordnung überhaupt sehen und radikal wie sie sind, nach dem radikalsten Gegensatz zu demselben, der materialistischen Weltanschauung greifen, wie im vorigen Jahrhundert die französischen Encyklopädisten das ancien régime mittelst derselben materialistischen Doktrin zu stürzen versuchten; und zugleich entspricht dieser naturwissenschaftliche Materialismus ihrer Beschäftigung, der Bearbeitung des Stoffes durch die Hand, indem er ihnen die Widerstände und die Gesetze der Materie, mit der sie es zu thun haben, klar und deutlich zum Bewußtsein bringt: für den Handarbeiter ist der Materialismus die einleuchtendste und nächstliegende wissenschaftliche Weltanschauung.

Materialistische Tendenzen der Zeit.

Doch auch das kommt noch zu früh. Uns interessiert hier vielmehr die Frage, wie es gekommen ist, daß in den fünfziger Jahren der Materialismus so zahlreiche Anhänger fand und mit solcher Leidenschaft behauptet und verteidigt wurde? Die Antwort darauf ist die, daß die ganze Stimmung der Zeit eine materialistische, allem Idealen abgeneigte war. Das Jahr 1848 hatte den Idealismus und die Idealisten sozusagen ad absurdum geführt und sie in dem Lichte unpraktischer Träumer erscheinen lassen: also weg mit allem, was an diese Täuschung erinnert und zu ihr geführt hat! Diese Art mit der Niederlage und der Enttäuschung fertig zu werden zeigt sich vielleicht nirgends deutlicher als in dem, was in den verschiedenen Reaktionszeiten des Jahrhunderts die Studenten gesungen haben. Als 1819 die Karlsbader Beschlüsse wie ein Hagelwetter über den jugendlichen Idealismus der Zeit hereinbrachen und ihn zu Boden schlugen, da hieß es:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Das Band ist zerschnitten,
War Schwarz, Rot und Gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen —
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsere Burg ist Gott!

Jetzt in den fünfziger Jahren begrub man alle diese Hoffnungen auf Vaterland und Freiheit, ließ es sich im ödesten Biermaterialismus „kannibalisch wohl" sein und freute sich an dem dünnen Humor, womit Scheffel in seinen Trink- und Saufliedern denselben umgab, am schwarzen Walfisch zu Askalon, wo kein Prophet mehr geehrt wird, am Herrn von Rodenstein und seinem Durst, den er den Herrn Studenten vermacht hat, am Enderle von Ketsch und dem

sich „geräuschlos verziehenden“ Pfalzgraf, der sein Geld „verschlampamt“; oder an seinen naturwissenschaftlichen Liedern vom Pterodactylus, der „neulich betrunken nach Haus flog“ und am Guanolied, an dessen Schluß der Böblinger Repsbauer unter dem Jubel aller Banausen zu den trefflichen Vögeln spricht:

Trotz meinem Landsmann, dem Hegel,
Schafft ihr den gediegensten Mist!

Ich meine fast, daß wir uns heute an diesem Humor mit besserem Gewissen freuen können, als bei der Entstehung dieser Gedichte, wo sie doch ein recht betrübsames Zeichen für die Armseligkeit ihrer Zeit waren. In diesem Zusammenhang muß man auch noch einmal auf die süßliche und schwächliche Epik zurückblicken und sich daran erinnern, daß Geibel seinem Volke auch damals weder etwas gewesen ist noch geben konnte; nur wenn andere begeistert waren, fand auch er dafür Ausdruck und Ton.

An dieser Abwendung von allem Idealen aber hatte die Reaktion eine sozusagen ganz bewußte Schuld. Vom deutschen Vaterland und von deutscher Freiheit zu sagen und zu singen war ja durch sie wieder einmal verpönt und gefährlich geworden. Dagegen lernten von dem neuen Cäsar drüben über dem Rhein die deutschen Fürsten und Minister, daß für die versagte Freiheit und Einheit dem Volk ein Ersatz geschaffen und geboten werden müsse, und der sei — so ließen sie sich von diesem in kleinen Künsten wohl kundigen Abenteurer bedeuten — in der Pflege der materiellen Interessen zu suchen. Billiger, näher und erfreulicher hätten sie das freilich einem deutschen Fürsten absehen können, der es schon vor 1848 geübt hatte, von Wilhelm I. von Württemberg, dem man bitter Unrecht thut, wenn man ihn nicht nach dieser Erfüllung seiner nächsten Regentenpflichten, sondern rein politisch nach seinem ehrgeizigen und schwankenden Verhalten in der deutschen Frage beurteilt. Das Preisrätsel, wie sich ein deutscher Fürst von 1815—1848 in dieser Sache sicher und ohne Tadel hätte führen sollen, hat übrigens auch Treitschke nicht gelöst, da Schelten über die, die es zu ihrer Zeit nicht lösen konnten, nicht selbst schon die Lösung ist.

Deutschland war bis dahin noch kein Industriestaat; der ganze Osten und ebenso im Süden Bayern und Württemberg waren

wesentlich ackerbautreibend, nur daß dort von Magdeburg aus der Zuckerrübenbau und weiter gegen Osten die Branntweinbrennerei den Ackerbau selbst in die Dienste der Industrie zu stellen und mit Fabrikbetrieb zu verknüpfen begannen. Auf der ersten Weltausstellung 1851 zu London und auf der zweiten 1855 zu Paris war zwar auch die deutsche Industrie vertreten, die Rheinlande und Sachsen standen dabei in erster Linie und zeigten, was sie konnten und leisteten. Allein auf dem Weltmarkt spielte Deutschland noch keine Rolle, und Friedrich Lists schutzzöllnerische Anregungen zur Aufrichtung eines national deutschen Handelssystems und zur Gründung einer deutschen Flotte waren so wenig erfolgreich gewesen, daß dieser große wirtschaftliche Agitator am 30. November 1846 verstimmt und mutlos seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte. Es fehlte Deutschland an Absatzgebieten nach außen, es hatte keine Kolonien und keine seinen Handel beschützende Flotte. Unter den schmachvollen Thaten der Reaktion steht obenan der Verkauf der durch den nationalen Aufschwung des Jahres 1848 entstandenen, freilich noch recht dürftigen ersten deutschen Flotte: dieselbe kam unter den Hammer des Auktionators, als welcher Hannibal Fischer seinen guten Namen einbüßte, obgleich er dabei natürlich nur als Handlanger im Auftrag des deutschen Bundestags handelte. Dagegen breitete sich die Dampfmaschine auch in Deutschland unaufhaltsam aus. Die erste Eisenbahn wurde 1835 von Nürnberg nach Fürth gebaut, 1837 folgte Sachsen mit einem Teil der Strecke Dresden—Leipzig nach, die der unermüdlich um die vaterländische Produktion sich sorgende List zur „Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems“ hatte machen wollen. Und nun vermehrte sich das deutsche Eisenbahnnetz in den vierziger Jahren von 549 auf 6044, in den fünfziger Jahren auf 11 633 Kilometer, Post- und Telegraph erleichterten und beschleunigten den Verkehr in die Ferne, 1857 wurde der norddeutsche Lloyd in Bremen gegründet; und als es vollends 1862 zum Abschluß des preußisch-französischen Handelsvertrags kam, da trat nun endlich auch die deutsche Industrie als gleichberechtigtes Glied ein in das freihändlerische Wirtschaftsgebiet Westeuropas. Im Zusammenhang mit diesem industriellen Aufschwung wurde die Berech-

tigung und Notwendigkeit des deutschen Zollvereins immer mehr anerkannt; und wenn sich über Schutzzoll oder Freihandel Süd und Nord auch gelegentlich veruneinigten, zu der wiederholt drohenden Sprengung des Vereins kam es doch nicht, die materiellen Interessen zwangen auf diesem Gebiete das Zusammenhalten und die Einheit förmlich auf; und — was politisch fast ebenso wichtig war — auch das Draußenbleiben von Österreich mit seinen teilweise ganz andersartigen und undeutschen Bedürfnissen und Interessen blieb nach wie vor notwendig. Deshalb zeigte sich auch Preußen den Versuchen Österreichs gegenüber, sich einzudrängen und an die Spitze zu treten, durchaus fest. In den fünfziger Jahren gelang ihm sogar die Ausdehnung des Vereins auf den letzten noch nicht angeschlossenen Teil des „reinen" Deutschland, den Sonderverband des sogenannten Steuervereins, an dessen Spitze Hannover stand. Mathys Lehre, daß an die Zolleinheit sich auch die nationale Einigung anschließen müsse, schien freilich vergessen, hinter den materiellen traten die politischen und nationalen Interessen und Fragen völlig in den Hintergrund. Politisch Lied, ein garstig Lied! war wieder einmal die Losung der Zeit.

Diese einseitige Betonung der materiell-wirtschaftlichen Seite des deutschen Lebens und sich Bethätigens, auf die die Regierungen in reaktionärer Absicht planvoll und künstlich hinarbeiteten — das Volk sollte sich materiell behaglich fühlen und darüber die ideologischen Wünsche und Klagen vergessen! — begünstigte naturgemäß das Aufkommen und siegreiche Vordringen der materialistischen Welt- und Lebensanschauung. Und so tragen an der Ausbreitung und Erstarkung des verpönten Materialismus dieselben reaktionären Mächte, Parteien und Tendenzen die Hauptschuld, welche am lautesten über ihn klagten und ihn von Staats wegen verfehmten und verfolgten. Und auch die officiellen Staats- und Landeskirchen, denen in jenen Tagen die causa victrix allzusehr gefiel, richteten nicht nur nichts gegen ihn aus, weil sie den Geist nicht aufkommen ließen und darum selbst immer mehr der kläglichsten Geistlosigkeit, einem handfest materialistischen Dogmenglauben verfielen, sondern durch ihren weitgehenden Byzantinismus arbeiteten

sie ihm geradezu in die Hand, erstickten auch in ihrer Mitte den echten Idealismus und gaben der Kirchenfeindlichkeit nur zu berechtigten Anlaß zu verachtungsvoller Abkehr oder zu hohnvoller Bekämpfung.

Selbstverständlich hat der Hinweis auf solche Zusammenhänge nichts gemein mit jener z. B. in den siebziger Jahren von Moriz Carriere gegen Strauß erhobenen Beschuldigung, daß der Materialismus des Kopfes den des Herzens nach sich ziehe oder gar einschließe. Dagegen spricht doch allzu deutlich die Erfahrung, wonach es Materialisten des Herzens zu allen Zeiten und in allen Parteien giebt; sie pflegen sich dann meist der Weltanschauung anzuschließen, die die sicherste, also namentlich auch die oben am besten gelittene ist.

Schopenhauer.

Angesichts alles dessen verhüllte der Genius des deutschen Volkes, das bis dahin ein Volk der Dichter und Denker gewesen war und dem Idealismus unter irgend welcher Gestalt stets einen Platz in seiner Mitte eingeräumt hatte, schweigend sein Haupt. Mit dem Dichten war es kümmerlich bestellt, und das Denken verlor im wüsten Lärm des Materialismusstreites auf beiden Seiten alle Schärfe und alle Tiefe. Auch der epidemisch auftretende Unfug des aus Nordamerika herübergekommenen Tischrückens und Geisterklopfens zeigte, wie gedankenarm und geistverlassen das Volk der Denker geworden war, wenn gerade die sogenannten gebildeten Kreise auf solchen dummen Humbug hereinfielen. Allein der Geist läßt seiner nicht spotten, inmitten der politischen Verstimmung und Verlotterung einerseits, der materialistischen Hochflut und der spiritistischen Gedankenlosigkeit andererseits schlug nun doch für einen Philosophen, schlug endlich für Arthur Schopenhauer die große Stunde, auf die er fast vierzig Jahre lang leidenschaftlich gewartet und die er in brennendem Ehrgeiz immer ungeduldiger herbeigesehnt hatte.

In der Schopenhauerschen Philosophie stecken vier Tendenzen, die auf die Zeit wirkten, freilich nicht widerspruchsfrei ausgeglichen und zu systematisch strenger Einheit sich zusammenfügend, wie er

Arthur Schopenhauer

A. Goebel sc.

ſelber ein Menſch voller Widerſprüche und ſein Syſtem eben nur der ganz intime Ausdruck dieſer ſeiner widerſpruchsvollen Perſönlichkeit war. Schopenhauer iſt Kantianer, als den wahren und einzigen Thronerben Kants hat er ſich ſtets gefühlt und betrachtet und als ſolchen ſich ſelber auch laut proklamiert. Darum iſt ſeine Philoſophie erkenntnistheoretiſcher Idealismus. Die Welt iſt meine Vorſtellung! oder kein Objekt ohne Subjekt! ſo hat er denſelben treffend und ſcharf formuliert. Mit Hilfe des Satzes vom zureichenden Grunde als des Principiums essendi, fiendi, agendi und cognoscendi weben wir uns den vierfachen Schleier der Maja, der dieſe Bewußtſeins- und Erſcheinungswelt als eine wirkliche uns vorſpiegelt. Darin aber geht Schopenhauer doch weit über Kant und Fichte hinaus, daß er dieſe Sinnenwelt, die zunächſt nur in dem vorſtellenden Subjekt exiſtiert, den Gebilden unſerer Träume allzu nahe rückt, ſo daß zwiſchen dem, was wir träumen, und wachend erleben, eine feſte Scheide- und Grenzlinie nicht zu ziehen iſt. Schon das erinnert uns daran, daß dieſe jetzt in Mode kommende Philoſophie in Wahrheit älter, ein Kind der romantiſchen Periode und mit Novalis' magiſchem Idealismus an einem Stamme gewachſen war. Auch Schopenhauers ſteigende Gläubigkeit und Kritikloſigkeit gegen „das Geiſterſehen und was damit zuſammenhängt" deutet auf dieſe Herkunft hin, empfahl aber dann im Zeitalter des Tiſchrückens auch von dieſer Seite her ſeine Lehre.

Aber — und damit kommen wir zum zweiten — iſt denn dieſe Welt nichts als Vorſtellung? iſt nicht etwas außer und hinter ihr, ein wahrhaft Seiendes, ein Ding an ſich? und wenn ja, was kann das ſein? Um hinter dieſes metaphyſiſche Rätſel zu kommen, weiß Schopenhauer doch keinen andern Rat, als der von ihm ſo hart geſcholtene Fichte: ins Ich muß man hinabſteigen, dort iſt, wenn irgendwo, das Ding an ſich zu finden, nicht wie Kant meint außer uns, ſondern jeder hat es in ſich ſelber. Unſer Leib iſt uns nicht nur als Vorſtellung gegeben und als Objekt unter Objekten, ſondern zugleich auch als jenes jedem unmittelbar Bekannte, welches das Wort Wille bezeichnet; der Leib iſt nichts anderes als der objektivierte, d. h. der zur Vorſtellung gewordene Wille, die Objektität des Willens ſelbſt. Alſo das Ich iſt Wille. Doch nun kommt

der Sprung. Könnte nicht mein Leib allein Wille und Vorstellung zugleich, alle übrigen Körper aber nur Vorstellung sein? Das behauptet der „theoretische Egoismus“ oder, wie wir sagen, der Solipsismus, der zwar, nach Schopenhauer, durch Beweise nimmermehr zu widerlegen ist, aber als ernstliche Überzeugung allein im Tollhaus gefunden werden könnte. Er dagegen nimmt ohne weiteres an, daß alle Objekte nach Analogie unseres Leibes beurteilt werden müssen, daß also die ganze Körperwelt ihrem innern Wesen nach dasselbe sein müsse wie das, was wir in uns Wille heißen. Alles ist Wille, das Ansich aller Erscheinungen, das Ding an sich ist Wille. Durch kühne und gewagte Analogieschlüsse, die an die Machtsprüche und vagen Analogien der Schellingschen Naturphilosophie erinnern und ihre Herkunft aus dieser deutlich erkennen lassen, wird das auf Tiere und Pflanzen, ja selbst auf die anorganische Natur angewendet und überall das Walten des Willens erkannt, wie er in dem Drang, mit dem die Gewässer der Tiefe zueilen, in der Beharrlichkeit, mit der der Magnet sich immer wieder zum Nordpol wendet, in der Regelmäßigkeit bei der Bildung der Krystalle, in der chemischen Wahlverwandtschaft dumpf zwar und blind, doch immer noch zu erkennen ist, wie die erste Morgendämmerung mit den Strahlen des vollen Mittags den Namen des Sonnenlichts teilt. Und nun kommt sogar ein materialistischer Einschlag in diesem scheinbar so durchaus idealistischen System. Mit Schelling ist auch ihm die ganze Natur ein sich von unten nach oben immer mehr vervollkommnendes Stufenreich, auf dessen Höhe der Mensch mit seinem gegliederten Gehirne steht; und mit diesem Hilfsmittel ist auf einmal die Welt als Vorstellung wieder da, denn die Funktion des Gehirns ist der Intellekt, in dem sich der Wille Licht und Fackel angezündet hat. So ist die Welt nicht nur Wille und Vorstellung, sondern als Vorstellung Gehirnphänomen; nach den Anfängen des Systems freilich auch umgekehrt das Gehirn als Körper nichts als Vorstellung. So empfiehlt sich Schopenhauer in keckem Widerspruch den Materialisten und den Idealisten zugleich.

Zum Dritten aber: dieser Wille, grundlos wie er ist, ist ebenso auch ziellos und deshalb in der Rastlosigkeit seines Begehrens und Strebens ewig unbefriedigt. Alles Begehren geht aus

Mangel und Unbefriedigtheit hervor; ist es befriedigt, so stellt sich die Befriedigung doch wieder als Täuschung heraus und ist nur der Anfang eines neuen Strebens und so fort in infinitum. Sobald aber das Streben einmal aufhört, so stellt sich als Gegenpol ein neuer Dämon ein, die Langeweile, und so schwingt zwischen Schmerz und Langeweile das menschliche Dasein, wie ein Pendel, hin und her. Das ist der Schopenhauersche Pessimismus, der sich in Klagen und Anklagen über den Unwert des Lebens, über die Fülle der Leiden und Schmerzen, über die Dummheit und Schlechtigkeit der Menschen ergeht; und begründet wird er, soweit er sich nicht auf starke Worte und einseitiges Hervorheben von Thatsachen beschränkt, durch die Behauptung, daß alle Lust nur negativ, Befreiung von irgend einem Schmerz und irgend einer Not sei. Der Optimismus aber ist ihm nicht bloß eine absurde, sondern eine wahrhaft ruchlose Denkungsart. Doch nicht der Mensch allein ist ein so ganz unseliges Geschöpf, dem es besser wäre, nie geboren zu sein, sondern auch draußen in der Natur wütet der erbarmungslose Kampf ums Dasein, herrscht die ewige Unruhe des Naturlebens, die tödliche Feindschaft der Naturwesen, die sich gegenseitig den Platz streitig machen und sich aufzehren und vernichten, um sich selbst zu erhalten. Wie weit dieser letztere Gedanken mit seiner Lehre von dem consensus naturæ, der äußeren und inneren Zweckmäßigkeit der Natur in Einklang zu bringen ist und wie der All-Eine Wille zugleich ein sich selbst aufzehrender Wille sein kann, interessiert uns hier ebensowenig als die Frage, ob Schopenhauer das Elend der Welt selbst in sich empfunden und erlebt, oder es nicht bloß ästhetisch als Zuschauer der großen Welttragödie oder -Tragikomödie vor seinen Augen habe vorüberziehen lassen.

Notwendig aber rief nun dieser Pessimismus viertens nach einer Erlösungslehre. Wenn alles Wollen, alles Leben Leiden ist, so kann Schopenhauer natürlich nicht im kräftigen Wollen und Handeln, im energischen Anfassen des Lebens und seiner Aufgaben Ziel und Beruf des Menschen sehen. Ist die Bejahung des Willens zum Leben die Quelle alles Elends, so ergiebt sich als einzig möglicher Ausweg die Verneinung dieses Willens. Diese ist möglich, sogar auf dreifache Weise möglich. Der Wille kommt zur Ruhe in der An-

schauung des Schönen, das ein interesseloses Erkennen ist; und sein Objekt sind die Ideen, die Schopenhauer von Platon übernimmt und als zeitlos und außerräumlich in die Mitte stellt zwischen den All-Einen Willen und die unendliche Vielheit und Geteiltheit der Erscheinungswelt. Das ist eine Betrachtungsweise, welche uns das innere Wesen der Welt erkennen lehrt und so über die Erscheinung hinausführt, „nicht nach dem Woher und Wohin und Warum, sondern immer und überall nur nach dem Was der Welt frägt, die Dinge nicht nach irgend einer Relation, nicht als werdend und vergehend, kurz nicht nach einer der vier Gestalten des Satzes vom Grunde betrachtet, sondern umgekehrt gerade das, was nach Aussonderung dieser ganzen, jenem Satze nachgehenden Betrachtungsart noch übrig bleibt, das in allen Relationen erscheinende, selbst aber ihnen nicht unterworfene, immer sich gleiche Wesen der Welt, die Ideen derselben zum Gegenstand hat". Das ist freilich nicht für alle, nicht für die Fabrikware der Natur, sondern nur für einzelne bevorzugte Geister möglich, ist mit einem Wort Sache des Genies. Nehmen wir dazu noch, daß von dieser Erkenntnisart wie die Kunst und Kunstbetrachtung, so auch die Philosophie ausgehen soll, so enthüllt sich uns in diesem Ästhetizismus, Aristokratismus und Geniekultus der durch und durch romantische Geist des Schopenhauerschen Systems, für das wie für Schelling Philosophie und Kunst, philosophische und ästhetische Auffassung der Welt in eins zusammenfallen und aus einer Wurzel stammen; beide beruhen auf Genialität, die nach ihm „nichts anderes ist als die vollkommenste Objektivität" und den, der sie hat, zum „hellen Spiegel des Wesens der Welt" macht. Ein solches objektives Weltauge hatte ihm einst persönlich in Goethe entgegengeleuchtet. Ganz intim romantisch aber klingt, was er über die Sonderstellung der Musik, der romantischen Kunst aller Künste sagt. Während die übrigen Künste den Willen nur mittelbar, mittelst der Ideen objektivieren, ist die Musik eine so unmittelbare Objektivation und Abbild des ganzen Willens, wie die Welt selbst es ist, ja wie die Ideen es sind; sie ist nicht das Abbild der Ideen wie die andern, sondern auf derselben Stufe mit den Ideen stehend das unmittelbare Abbild des Willens selbst. Deshalb ist

auch ihre Wirkung so sehr viel mächtiger und eindringlicher als die der anderen Künste; denn diese reden nur vom Schatten, sie aber vom Wesen, sie allein spricht das innere Wesen, das Ansich der Welt aus. Gelänge es daher, eine vollkommen richtige, vollständige und in das Einzelne gehende Erklärung der Musik zu geben, so müßte diese auch sofort eine genügende Wiederholung und Erklärung der Welt in Begriffen oder einer solchen ganz gleichlautend, also die wahre Philosophie sein. Es ist klar, wie diese Theorie aus ganz persönlichen Empfindungen und Bedürfnissen herausgewachsen ist. Im Philosophieren und im ästhetischen, vor allem im musikalischen Genießen fand Schopenhauers nie befriedigtes Streben auf Augenblicke Ruhe und volles Genügen, fand seine eigene geniale Persönlichkeit den ihr angemessensten Ausdruck. Und wie nach rückwärts die Beziehung dieser Theorie zur Romantik und romantischen Philosophie, so begreift sich nach vorwärts auch die freudige Aufnahme, welche Schopenhauers Lehre bei Richard Wagner und dessen Anhängern finden mußte: auch dafür kam sie gerade zur rechten Stunde.

Nun ist es aber wieder einer jener zahllosen Widersprüche, daß in der Moral Schopenhauers das Individuelle, das eben noch als Genie so voll gewürdigt worden war, plötzlich in eine ganz andere, ungünstige Beleuchtung tritt. Dicht vom Schleier der Maja umhüllt sein und bleiben, befangen sein im principium individuationis, seine Person von jeder anderen als absolut verschieden und durch eine weite Kluft getrennt ansehen — das ist das Wesen des Bösen. Daneben regt sich im Innersten des Bewußtseins die geheime Ahnung, daß eine solche Ordnung der Dinge nur Erscheinung sei, daß, so sehr auch Zeit und Raum den Menschen von anderen Individuen und deren unzählbaren Qualen, die sie leiden, ja teilweise durch ihn leiden, trennen und sie als ihm ganz fremd darstellen, dennoch an sich der eine Wille zum Leben es ist, der in ihnen allen erscheint, daß er, der Böse, eben dieser ganze Wille, folglich nicht allein der Quäler, sondern auch der Gequälte ist, — kurz es regt sich in ihm das Mitleid, das, im Gegensatz zum Egoismus, die sittliche Triebfeder ist. Auf diesem Gefühl, auf dem allem fremden Leiden gegenüber sich ein-

stellenden Gedanken: dieses bist du! beruht alle Sittlichkeit, negativ die Gerechtigkeit und positiv die Menschenliebe; und auch die Tiere sind von diesem tat twam asi nicht ausgeschlossen.

Doch diese gewöhnliche Moral des Mitleides ist nur exoterisch, hat nur propädeutischen Wert. Wenn sich vor den Augen eines Menschen der Schleier der Maja lüftet, das principium individuationis so sehr schwindet, daß er den egoistischen Unterschied zwischen seiner Person und der fremden nicht mehr macht, sondern an den Leiden der anderen soviel Anteil nimmt wie an den eigenen, so wendet sich der Wille vom Leben ab, gelangt zum Zustand der freiwilligen Entsagung, der Resignation, der Gelassenheit und gänzlichen Willenlosigkeit, die Erkenntnis wird statt wie für den egoistischen Willen zum Motiv, vielmehr zum Quietiv, der Wille wird verneint. Die Form dieser Willensverneinung ist die Askese, als Vorbild dafür dienen die mittelalterlichen Mönche und noch mehr die indischen Büßer. Freiwillige und vollkommene Keuschheit, freiwillige und absichtliche Armut, Fasten, Kasteiung, Selbstpeinigung, langsamer Hungertod — das sind hier die sittlichen Aufgaben; und das Ziel — Nirwana, der Rückgang in das Nichts, das doch kein reines Nichts ist. Dem gewöhnlichen Menschen freilich gilt: kein Wille, keine Vorstellung, keine Welt der Objekte; dem Heiligen aber ist die Welt nichts und nichtiger Schein und darum jenes Nichts alles und alle Wirklichkeit und Wahrheit. Sollte man etwas Positives darüber aufstellen wollen, so müßte auf den Zustand verwiesen werden, den alle die, welche zur vollkommenen Verneinung des Willens gelangt sind, Mystiker und Heilige, erfahren und erlebt haben und den man mit Namen wie Ekstase, Entrückung, Erleuchtung, Vereinigung mit Gott bezeichnet hat; denn hier ist die Form von Subjekt und Objekt verschwunden. In diesem Zwielicht zwischen religiösem Mystizismus und illusionistischem Nihilismus endet das System.

Vierzig Jahre hatte das Inkubationsstadium der Schopenhauerschen Philosophie gedauert, und auch jetzt, als ihre Zeit kam, kam sie nicht für alles und für das Ganze zugleich. In einem Punkte befand sie sich sogar in einem dauernden Gegensatz zu den Anschauungen und Tendenzen des Jahrhunderts, und es muß

sich zeigen, ob unter dem Einfluß Nietzsches und in seiner gerade entgegengesetzten Motivierung dieser Zug dem zwanzigsten Jahrhundert eingefügt werden wird. Die Philosophie Schopenhauers ist — geschichtlos. Das tritt zunächst auf dem Gebiete der Natur hervor. Jene Ideen, die wir oben als Bestandteil und Objekt der ästhetischen Anschauung haben kennen lernen, haben auch metaphysische Bedeutung, sie sind ewig und unveränderlich, bestimmte Stufen der Objektivation des Willens. Darum giebt es für diese Naturkräfte, Formen und Typen kein Werden, keine Entwickelung, und daher lehnt Schopenhauer de Lamarcks „seltsamen Irrtum" ausdrücklich ab, daß „die Gestalt, die eigentümlichen Waffen und nach außen wirkenden Organe jeder Art, jeglicher Tierspecies keineswegs beim Ursprung dieser schon vorhanden gewesen, sondern erst infolge der Willensbestrebungen des Tieres, welche die Beschaffenheit seiner Lage und Umgebung hervorrief, durch seine eigenen wiederholten Anstrengungen und daraus entsprungenen Gewohnheiten, allmählich im Laufe der Zeit und durch die fortgesetzte Generation entstanden seien". Schopenhauer starb in dem Augenblick, da Darwins epochemachendes Buch über die Entstehung der Arten erschien; aber hätte er es auch noch kennen gelernt, so würde ihn, darin hat Kuno Fischer gewiß recht, „diese Lehre abgestoßen haben, da er die Arten als platonische Ideen gefaßt wissen wollte, Darwin dagegen sie als entwickelungsgeschichtliche Produkte dargethan und die Wege erleuchtet hat, wie sie entstehen". Wenn aber auch er von einer „Aristokratie der Natur" redet, die aus dem Streit der Kräfte und dem Kampf ums Dasein hervorgeht, so liegt darin andererseits doch eine Verwandtschaft mit Darwin, die er freilich selbst kaum gesehen und sicherlich nicht anerkannt haben würde.

Und wie in der Natur, so im Reiche der Menschen. Das neunzehnte Jahrhundert ist historisch, Schopenhauer leugnet den Wert der Geschichte. Sie ist ihm keine Wissenschaft — also gerade das Gegenteil von Nietzsche, dem sie zu sehr Wissenschaft ist! —, denn ihr Stoff ist „das Einzelne in seiner Einzelnheit und Zufälligkeit, was einmal ist und dann auf immer nicht mehr ist, die vorübergehenden Verflechtungen einer wie Wolken im Wind beweg-

lichen Menschenwelt, welche oft durch den geringfügigsten Zufall ganz umgestaltet werden. Von diesem Standpunkt aus erscheint uns der Stoff der Geschichte kaum noch als ein der ernsten und mühsamen Betrachtung des Menschengeistes würdiger Gegenstand, des Menschengeistes, der, gerade weil er so vergänglich ist, das Unvergängliche zu seiner Betrachtung wählen sollte". Und im Gegensatz zu Hegel und seiner „Afterphilosophie" erklärt er, daß die Philosophie der Geschichte in der Einsicht bestehe, daß die „Geschichte nicht nur in der Ausführung, sondern schon in ihrem Wesen lügenhaft sei, indem sie, von lauter Individuen und einzelnen Vorgängen redend, vorgiebt, allemal etwas anderes zu erzählen, während vom Anfang bis zum Ende stets nur dasselbe sich wiederholt, unter anderen Namen und in anderem Gewande". Aber freilich setzt auch hier sofort wieder der vollkommene Widerspruch ein. Der Wert der Geschichte ist doch nicht gleich Null, sondern soll darin bestehen, daß sie „als das vernünftige oder besonnene Bewußtsein des menschlichen Geschlechts diesem das leistet, was dem Einzelnen das durch die Vernunft bedingte, besonnene und zusammenhängende Bewußtsein ist, so daß erst vermöge ihrer dasselbe wirklich zu einem Ganzen, zu einer Menschheit wird". Darauf hin konnte es freilich auch eine historische Zeit mit der Schopenhauerschen Philosophie wagen, und sie hat es gewagt.

Der Pessimismus.

Dabei ist es interessant zu sehen, wie die verschiedenen in ihr liegenden Tendenzen der Reihe nach alle eingegangen sind in das Geistesleben unseres Volkes. Erst war es, wie schon gesagt, der Pessimismus, der der Stimmung der fünfziger Jahre am meisten entsprach. Kaum ist ja auch ein Volk fünfzig Jahre lang schlimmer mißhandelt und um alle seine Blüten und Blütenträume, um Wirklichkeit und Hoffnung schmählicher betrogen, von seinen Fürsten und Staatsmännern schlimmer mißleitet worden als das deutsche in den Jahren 1815—1866. Die eine Thatsache, daß eine ganze Reihe seiner besten und größten Söhne in diesen Jahren verdächtigt und politisch überwacht, steckbrieflich verfolgt und verurteilt, ein-

gekerkert und verbannt geweſen iſt, ſpricht Bände. Wenn es nun endlich mit dem Mut und dem Glauben an eine beſſere Zukunft aus war, wer wollte ſich darüber wundern? Die Deutſchen aber hätten keine Deutſchen ſein müſſen, wenn ſie dafür nicht alsbald auch eine Theorie und ein Syſtem hätten haben wollen, und das bot ſich ihnen fertig an in der Philoſophie des Frankfurter Einſiedlers. Da aber nach einem der geiſtreichſten Worte Hegels die Eule der Minerva immer erſt mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginnt, d. h. da die Philoſophie immer ſpät kommt und auf den Begriff bringt, was ſchon da, um nicht zu ſagen, was ſchon vorüber iſt — denn der Philoſoph iſt trotz Nietzſche nicht der Schaffende —, ſo wirkte der Peſſimismus noch weit in die ſechziger und ſiebziger Jahre herein in Philoſophie und Poeſie als eine Macht. Das Wort Freiligraths: „Hamlet iſt Deutſchland“ interpretierte man nun umgekehrt ſo, daß man Hamlet als die Tragödie des Peſſimismus auffaßte, ſo bewahrheitete ſich jenes Wort aufs neue.

Als ein Vorſpiel dazu möchte ich Rudolph Hayms 1857 erſchienenes Buch „Hegel und ſeine Zeit. Vorleſungen über Entſtehung und Entwickelung, Weſen und Wert der Hegelſchen Philoſophie“ nennen. Hier wird dieſe, weil und ſoweit ſich mit ihr die politiſche Reaktion verbunden und identifiziert hatte, aufs bitterſte bekämpft und aufs heftigſte angeſchuldigt. Die Phänomenologie wird als „eine durch die Geſchichte in Verwirrung und Unordnung gebrachte Pſychologie und eine durch die Pſychologie in Zerrüttung gebrachte Geſchichte“ und deshalb als das Werk eines „unverzeihlichen Konfuſionarius“ bezeichnet. Von der Rechtsphiloſophie heißt es, „das ſchöne Standbild des antiken Staates erhalte hier einen konſtitutionellen, mehr noch einen ſchwarz-weißen Anſtrich; ſeltſam ſtehe der barbariſchen Geſtalt das antike Gewand zu Geſicht; mit nichts ſei ihre Erſcheinung ſo ſehr zu vergleichen, wie mit jenen franzöſiſchen Tragödien aus der Zeit Ludwigs XIV., in denen Oreſtes mit Degen und Perücke und Elektra in der Robe einer Hofdame auftrat“. Vor allem aber iſt ihm das Wort in der Vorrede zu dieſem Werk: was vernünftig iſt, das iſt wirklich, und was wirklich iſt, das iſt vernünftig „das klaſſiſche Wort

des Restaurationsgeistes, die absolute Formel des politischen Konservatismus, Quietismus und Optimismus". So ist dieser Angriff auf Hegel ein Angriff auf die Reaktion, und darum das Urteil über Hegel einseitig und vielfach ungerecht; nicht ungerecht aber das Ganze als ein auf die Zeit berechnetes und darum durchaus zeitgemäßes Buch. Die Hegelsche Linke mit ihren liberalen und progressiven Tendenzen war unterdrückt und auseinandergesprengt, und so lebte in diesem Augenblick vom Hegeltum wirklich nur noch die reaktionäre und quietistische Seite, und gegen sie richtete Haym doch mit Fug und Recht die elegant geschliffene Waffe seines geistreichen Spottes. Die wohlgezielten Stöße gegen Hegel trafen die Reaktion, und es war der Politiker, nicht der Philosophieprofessor, der sie führte. In dieser Ablehnung Hegels traf Haym durchaus mit Schopenhauer zusammen, der sich ja nicht genug thun kann in den erbittertsten Ausfällen auf den Charlatan und Afterphilosophen. Aber wenn wir hören, daß dieser letztere gerade die Seite der Hegelschen Philosophie, welche ihre fortschrittliche und freiheitliche Tendenz zum Ausdruck bringt, die geschichtsphilosophische als „geistesverderbliche und verdummende Afterweisheit" bezeichnet und deshalb die Hegelianer als „einfältige Eudämonisten, Optimisten und Realisten", als „glatte Gesellen, eingefleischte Philister und schlechte Christen" abkanzelt, so will er uns selbst im Lichte eines Reaktionärs und Vertreters des ewigen Stillstandes erscheinen, wozu ja auch sein Jubel über die Maßregelung von Moleschott und Büchner stimmt, dessen Bücher er als „kraß, unwissend, roh, plump, ungelenk, überhaupt knotenhaft" freilich philosophisch nicht ganz unrichtig beurteilt hat. Haym aber lehnte in den sechziger Jahren nun auch Schopenhauer aufs bestimmteste ab, gerade weil er in ihm aufs neue einen Philosophen der Reaktion und in seinem Pessimismus die Gefahr für alles mutige und hoffnungsfrohe Vorwärtsschreiten erkannte.

Bezeichnend aber ist doch, daß wir Deutsche in der Poesie zwar viel Pessimismus, aber doch keinen eigentlichen Klassiker der pessimistischen Weltanschauung haben. Gewiß ist auch hier noch einmal Heine zu nennen mit seiner Poesie voll Zerrissenheit und Weltschmerz; denn Heine ist wie Schopenhauer ein Spätling der Romantik,

und auf romantiſchem Boden iſt auch der Peſſimismus gewachſen. Allein gerade hier iſt Heine doch am wenigſten echt, er kopiert Byron und was er Peſſimiſtiſches ſagt, iſt nachempfunden, erdichtet und gemacht. Und faſt wortwörtlich dasſelbe gilt auch von Lenaus ſchwermütiger Poeſie. Darum wies auch Schopenhauer nicht auf dieſe deutſchen Poeten, ſondern auf einen Italiener, Giacomo Leopardi hin. Von ihm ſagt er: „keiner hat den Jammer des Daſeins ſo gründlich und erſchöpfend behandelt wie in unſern Tagen Leopardi; er iſt von demſelben ganz erfüllt und durchdrungen: überall iſt der Spott und Jammer dieſer Exiſtenz ſein Thema, auf jeder Seite ſeiner Werke ſtellt er ihn dar, jedoch in einer ſolchen Mannigfaltigkeit von Formen und Wendungen, mit ſolchem Reichtum an Bildern, daß er nie Überdruß erweckt, vielmehr durchweg unterhaltend und anregend wirkt.“ Und wirklich hat dieſer geſungen, was Schopenhauer gelehrt hat, nur aus tieferem eigenem Erleben heraus als der Philoſoph:

Nun wirſt du ruhn für immer,
Mein müdes Herz. Es ſchwand der letzte Wahn,
Der ewig ſchien. Er ſchwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuſchung, auch der Wunſch entſchlief.
So ruh für immer. Lange
Genug haſt du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers iſt
Die Erde wert. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, andres nicht. Die Welt iſt Kot.
Ergieb dich denn! Verzweifle
Zum letzten Mal! Uns Menſchen hat das Schickſal
Nur eins geſchenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die ſchnöde
Macht, die verborgen herrſcht zu neuer Qual,
Und dieſes Alls unendlich nicht'ge Öde!

In den ſechziger Jahren iſt dieſes italieniſche „Erbauungsbuch des Peſſimismus, dieſe Kodifikation des Weltſchmerzes“ zweimal ins Deutſche übertragen worden, und noch 1878 fügte Paul Heyſe ſeiner klaſſiſchen Überſetzung von Leopardis ſämtlichen Gedichten und Geſprächen einen ausdrücklichen „Vorbehalt“ hinzu, den er für nötig hält, „ſeitdem der Peſſimismus als philoſophiſche Doktrin in Deutſchland Eingang gefunden hat und täglich lauter als die einzig

befriedigende Lösung aller Tages- und Menschheitsfragen gepriesen wird". Auch war ja dieser Leopardische Pessimismus nicht bloß ein Persönliches und Individuelles — er selbst war „eines der seltensten Beispiele menschlichen Unglücks" —, sondern zugleich ein Produkt der politischen Zustände seines italienischen Vaterlandes, die bis 1859 mit denen Deutschlands bis 1866 eine verzweifelte Ähnlichkeit zeigten: „an Elend unerreicht" waren beide. Wie es aber hat kommen können, daß in Deutschland dieser Pessimismus noch nach 1871 um sich griff und da noch einmal einen Höhepunkt erreichte, das liegt einerseits in seiner philosophischen Fassung und Form, in der Vorliebe der Deutschen für eine solche und in der Neigung aller Philosophie zu spät zu kommen, und andererseits in besonderen Umständen, die wir noch kennen lernen werden.

Hier handelte es sich nur darum, den Pessimismus unter dem Zeichen Schopenhauers und im Anschluß an ihn aufzuzeigen; und darum sind auch nicht an erster Stelle die Dichter zu nennen, von denen in Deutschland ja doch keiner auch nur von Ferne an Leopardi heranreicht, man denke nur an Hieronymus Lorms reflektiertes, an Schillers „Resignation" künstlich und phrasenhaft sich anempfindendes Gedicht:

Ein Jahrhundert wird vorübergehn,
Unsre Gräber wird man nicht mehr sehn,
Unsre Namen, was wir thun und wollen,
Alles ist vergessen und verschollen.

Für den Traum, der nie ein Hoffen fand,
Für das Glück, das ungenossen schwand,
Wird die Welt, der wir's zum Opfer gaben,
Keinen Dank und kein Erinnern haben.

Nichts mehr lebt für uns, selbst nicht der Hohn,
Der da früge, was des Opfers Lohn!
Doch im Reich der Seelen tönt ein Klagen
Um so sündhaft Leiden und Entsagen.

Eduard von Hartmann.

Wohl aber ist auf die Philosophen hinzuweisen, die Schopenhauers Lehre aufnahmen, vertieften und teilweise verzerrend variierten. Bereits wieder vergessen ist freilich Tauberts flache Anpreisung des Pessimismus, vergessen auch des tieferen Bahnsen „realdialektischer Nichtsbegriff" oder Mainländers „Philosophie der Erlösung"

und Venetianers „Allgeist“ und „Panpsychismus“; und ebenso vergessen sind die Gegenschriften gegen den Pessimismus von Jürgen Bona Meyer und Johannes Huber oder das überhaupt nur durch Fr. Th. Vischers Einführung bedeutsame Werk des dilettierenden württembergischen Ministers von Golther. Und in den Hintergrund getreten ist der Pessimismus auch in den späteren Werken Eduard von Hartmanns. Dieser hatte in seiner 1869 erschienenen Philosophie des Unbewußten Schopenhauer nicht nur mit Schelling, sondern auch mit seinem Antipoden Hegel verknüpft, seine Lehre durch die Einverleibung des Evolutionismus dem historischen Zeitalter mundgerecht zu machen gesucht und den Pessimismus durch optimistische Zusätze auch weiteren Kreisen empfohlen und erträglich gemacht. Auch nach Hartmann ist der Wille das Ansich der Welt, aber nur der Grund ihres Daß; indem sich dieses Weltwollen grundlos, frei, zufällig aus der bloßen Potentialität zur Wirklichkeit erhebt, ergreift es in diesem seinem Aufbäumen die Vorstellung oder die Idee, welche nun das Was und Wie, den Weltinhalt bestimmt. Weil aber das Wollen seiner Natur nach einen Überschuß von Unlust zur Folge hat, so verdammt es die Welt, gleichviel wie beschaffen sie sein möge, zur Qual. Daher erkennt die Idee, das Logische den kardinalen Fehlgriff des blinden unvernünftigen Willens, daß er eine Welt geschaffen hat. Diesen Fehler wieder gut zu machen, von der Unseligkeit des Willens zu erlösen ist die Idee nicht imstande, weil sie dem Willen gegenüber unfrei und unmächtig ist und deshalb über das Daß keine Gewalt hat. Aber durch das Bewußtsein kann sich die Vorstellung vom Willen emanzipieren und diesen dadurch allmählich zur Ruhe bringen, „das gesamte aktuelle Wollen in das Nichts zurückschleudern, womit der Prozeß und die Welt aufhört und zwar ohne irgend welchen Rest aufhört, an welchem sich ein Prozeß weiterspinnen könnte.“

Man muß weit gehen, um für solche Abenteuerlichkeiten und Phantastereien eine Parallele in der Geschichte der Philosophie zu finden. Man wird nicht etwa auf Schelling, der doch weit besonnener und einfacher dachte, sondern auf die Gnostiker jenes zweiten christlichen Jahrhunderts zurückgewiesen, in dem nach Hegels weisem Wort „die Menschen alle lügen“; und ihr Wert ist nicht größer

als der Wert dieser vergessenen theogonischen Systeme. Indem Hartmann im Weltgrund den unvernünftigen, blinden Willen und die willen- und energielose Vorstellung sich miteinander verbinden läßt und daraus sein Unbewußtes als eine Substanz mit zwei — NB. sich widersprechenden — Attributen schafft, erscheint ihm einerseits die Welt und ihr Dasein als das Grundübel — zwar die beste unter allen möglichen Welten, aber „durchweg elend und schlechter als gar keine"! — und andererseits gewinnt er so die Möglichkeit eines teleologischen Entwickelungsprozesses dieser Welt. Freilich zu welchem Ziel und Ende? Doch zu keinem anderen, als um das Sein wieder in das Nichtsein zurückzuschleudern. Im Bewußtsein nämlich vollendet sich der Weltprozeß, also ist die ganze Weltentwickelung auf die Hervorbringung von Bewußtsein angelegt. Wie dieses freilich entsteht, ist auch hier das Rätsel aller Rätsel: als ein Stutzen des Willens über die Emanzipation der durch das Auftreten des Gehirns entstehenden Vorstellung definiert es Hartmann nach jenem Goetheschen Rezept, daß wo Begriffe fehlen, ein Wort es auch wohl thun müsse. Aber item, in der bewußten Vernunft ist nun die Möglichkeit gegeben, die Unseligkeit des Willens zu erkennen und die Illusion auf ihren drei Stadien zu durchschauen. Ist sie aber hinter die Unvernunft des Willens gekommen, so ist es an ihr, dieses widervernünftige Wollen, das schuld ist am Daß der Welt, in das Nichtwollen, in die Schmerzlosigkeit des Nichts zurückzuführen und so gut zu machen, was der unvernünftige Wille schlecht gemacht hat. Während das aber bei Schopenhauer die Aufgabe des einzelnen Individuums für sich gewesen war, ist es hier Sache der Menschheit in ihrer geschichtlichen Entwickelung, den Kampf mit dem Unlogischen aufzunehmen und durch „einen gleichzeitigen gemeinsamen Entschluß", einen Majoritäts-Beschluß wenigstens das Wollen und damit das Daß der Welt, ihr Dasein aufzuheben! Darin liegt natürlich eine ganz andere Auffassung der sittlichen Aufgabe als bei Schopenhauer. Der Einzelne soll mitarbeiten an der geschichtlichen Entwickelung und dem geschichtlichen Fortschritt, damit die Menschheit (oder „eine höhere Tiergattung auf Erden, welche die Arbeit der Menschheit fortsetzend das Ziel erreicht") höher und immer höher steige und sich endlich aufraffe zu jenem

welterlösenden Majoritätsbeschluß. „Wir, die wir in Natur und Geschichte nur einen einzigen großartigen und wundervollen Entwickelungsprozeß erkennen, wir glauben an einen endlichen Sieg der heller und heller hervorstrahlenden Vernunft über die zu überwindende Unvernunft des blinden Willens, wir glauben an ein Ziel des Prozesses, das uns die Erlösung von der Qual des Daseins bringt und zu dessen Herbeiführung und Beschleunigung auch wir im Dienste der Vernunft unser Scherflein beitragen können." So biegt der Pessimismus leise um in Optimismus und endet in Glauben und Hoffnung. Aber der Jubel wird noch größer, das Ziel ein noch weit höheres. Nicht nur uns selbst, den Menschen oder Übermenschen soll jener Entschluß und Beschluß zu gute kommen, sondern durch ihn soll auch Gott, d. h. das Absolute von der Unseligkeit erlöst werden, in welche er durch den unvernünftigen Drang seines Willens nach Dasein dereinst geraten sei. Alle Sittlichkeit ist somit Mitarbeit an der Abkürzung des Leidensweges, auf den sich Gott im Weltprozeß eingelassen hat; hinter dem Weltschmerz steht als das Tiefere der Gottesschmerz, hinter der Welterlösung als das Höhere die Gotteserlösung.

Man hat diesen von Hartmann noch 1879 in der „Phänomenologie des sittlichen Bewußtseins" vorgetragenen Schlußgedanken blasphemisch finden wollen. Allein in der Philosophie giebt es keine Blasphemien. Wohl aber finde ich ihn lächerlich, das Satirspiel zu der Tragödie einer pessimistischen Entwickelungsreihe. Eine Majorität von Lebewesen, die eines schönen Morgens sich entschließt, nicht mehr leben zu wollen und sich davon verspricht, daß nun wie mit einem Zauberschlage die Welt verschwinden und sich ins Nichts zurückziehen werde, eine solche Majorität wäre allerdings wert nicht mehr zu sein, sie wäre reif fürs Tollhaus. Dieser Schluß ist aber zugleich die beste Selbstkritik des Systems, das von Anfang an voll von Widersprüchen ist: ein Unbewußtes, das vernünftig und unvernünftig zugleich ist, dem entspricht nachher der Pessimismus, der zugleich optimistisch ist, eine sittliche Mitarbeit und ein sittlicher Fortschritt — pro nihilo, ein geschichtlicher Entwickelungsgang, der dem Thun der Penelope gleicht, die im Dämmerlichte der Illusionen den Schleier der Maja webt, um ihn in der

Nacht beim verstohlenen Lichte des Bewußtseins wieder aufzutrennen und aufzulösen, das ist ein Ziel, von dem zu sagen ist: so viel Arbeit um ein Leichentuch! Und wer garantiert uns denn, daß, wenn das Spiel auf diese Weise zu Ende gespielt ist, es über kurz oder lang nicht wieder von vorne anhebt, der unvernünftige Wille nicht aufs neue sich aufbäumt und die „jungfräuliche" Idee immer wieder ins Brautbett zwingt, um mit ihr die Mißgeburt der Welt zu erzeugen? „Denn das Wollen-Können ist ihm auf keine Weise zu nehmen", eine Lehre kann es sich „durch die gemachte Erfahrung nicht nehmen, um sich hinfort vor der Wiederholung seines früheren faux pas zu hüten", so daß es also mit der Gotteserlösung sogar weit doch nicht her ist. Hochmütig und eitel aber und von Größenwahn besessen ist das Denken eines Philosophen, das sich nicht zufrieden geben will mit der bescheidenen Pflichterfüllung im Dienste der Selbst- und der Menschenerlösung, sondern von Gottesschmerz und Gotteserlösung fabelt, um sich so ein interessantes Air und eine ganz besondere Wichtigkeit beizulegen. Dahinter steckt doch wieder die alte romantische Wichtignehmerei mit dem eigenen Ich, die romantische Weichlichkeit eines sittlichen Nihilismus und der romantische Genialitätsdünkel mit seinem magischen Idealismus.

Hartmann hat ja inzwischen durch seine Werke zur Ästhetik und Religionsphilosophie und vor allem durch seine Kategorienlehre und sein Eingreifen in die brennenden Fragen der Zeit bewiesen, daß er ernsthaft zu nehmen ist. Sein Ruhm aber haftet ihm als dem Philosophen des Unbewußten an, und worauf beruhte der? Es ist nicht zu übersehen, daß noch niemals für einen Philosophen und seine Schriften größere und lautere Reklame gemacht worden ist als für Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten; darin erweist sie sich als durchaus modern. Auch haben gewisse Pikanterien in den Kapiteln über Geschlechtsliebe und Zeugung viele nach dem Buche greifen lassen, die sonst von der Philosophie weder etwas wollten noch etwas wußten. Deshalb will mir das von seinen Anhängern immer am lautesten verkündigte Verdienst auch nicht ganz einleuchten: Eduard von Hartmann habe in einer Zeit, wo die Philosophie im allgemeinen und die Metaphysik im besonderen ihren Tiefstand erreicht habe, zunächst selbst wieder den Mut gehabt

Philosoph und Metaphysiker zu sein und dadurch der Philosophie einen großen Dienst geleistet. Mir scheint, es komme in der Wissenschaft doch vor allem auf das Was, nicht auf das Daß an, und in der Philosophie des Unbewußten war gerade das Metaphysische eitel Mythologie, wenn man nicht einen viel stärkeren Ausdruck dafür brauchen will. Nein, wodurch Hartmanns Philosophie der Zeit mundgerecht wurde, das war ihr Pessimismus mit seinen inzwischen notwendig gewordenen Konzessionen an den Optimismus, und das war die Ergänzung der Schopenhauerschen Philosophie durch die Gedanken der Darwinschen Entwickelungslehre, mit der er sich in einer Reihe von kleineren Schriften auch besonders auseinandergesetzt hat. Man hatte den Materialismus satt, und nun kam hier ein Schriftsteller, der den Ergebnissen der Naturwissenschaft durchaus gerecht zu werden suchte und sie in ihrer modernsten Fassung und Form acceptierte, an die Stelle der unbewußten Materie aber den unbewußten und absoluten Geist setzte und dadurch vor allem der Teleologie Raum schaffte. „Der unbewußte absolute Geist und die Teleologie sind so umfassende Erklärungsprinzipien, daß sie nichts von dem zu ignorieren und zu leugnen brauchen, worauf der Gegner sich stützt, außerdem aber auch noch das erklären und umspannen, was der Gegner verleugnen muß". Es war aber doch nur ein Scheinerfolg, wie das Hartmann im Vorwort zum dritten Teil der Philosophie des Unbewußten aus dem Jahr 1889 selbst naiv konstatiert: „Während bis zum Jahr 1877 die Philosophie des Unbewußten in naturwissenschaftlichen Schriften öfters erwähnt und kritisch gestreift, auch von materialistischer Seite in mehreren besonderen Büchern angegriffen wurde, sind diese Stimmen seitdem wie auf Verabredung (!) verstummt. Wenn dieselbe ja noch einmal in Kundgebungen der Naturforscher erwähnt wird, so geschieht es bloß noch mit dem überlegenen Lächeln über die längst zerplatzte Seifenblase, von der heute niemand, d. h. kein vorsichtiger Naturforscher mehr spricht". Auch hier soll diese „Thatsache registriert" werden, wenn auch in anderem Sinn, als es Hartmann fordert und hofft.

Zurück zu Kant!

Warum Hartmanns Metaphysik seit 1877 nicht mehr beachtet und ernsthaft genommen wurde, das hatte andere Gründe, zur Erklärung dieser Thatsache braucht es keiner Verabredung und Verschwörung von Naturforschern und Philosophieprofessoren, keines „Internums unserer Universitätsphilosophie". Die Philosophie hatte sich in der That wieder ermannt und sich den dogmatischen Schlummer, in den sie Materialisten und Theisten gemeinsam eingelullt hatten, von den Augen geblasen, und das dankte sie der Wiederbelebung Kants und seines antidogmatischen Kritizismus. Auch darin zeigt sich eine der Tendenzen der Schopenhauerschen Philosophie. Schopenhauer fühlte sich als Thronerbe Kants. In seiner Welt als Vorstellung war er es auch, seine Lehre vom Satz des zureichenden Grundes und von dessen Bedeutung war Wiederholung und Vereinfachung der Kantischen Kategorienlehre und des Apriorismus derselben. Als daher seit den fünfziger Jahren Schopenhauer beachtet, bekannt, berühmt wurde, so lag in diesem Umstand ganz von selbst die Aufforderung: zurück zu Kant! und so könnte man sagen: nach der pessimistischen sei alsbald auch die idealistische oder Kantische Seite der Schopenhauerschen Lehre erkannt und ins Licht gestellt worden. Allein unter den Wiedererneuerern des Kantischen Kritizismus könnte höchstens bei Kuno Fischer von einem solchen Zusammenhang die Rede sein, im allgemeinen kann man nur ein Nebeneinander der beiden Richtungen, nicht ein Aus- und Durcheinander konstatieren.

Zu Anfang der sechziger Jahre glich die Philosophie einem Trümmer- und Totenfeld. Noch standen einige Hegelianer aufrecht, aber es waren doch vor allem nur Leistungen auf dem Gebiet der Geschichte der Philosophie, was sie aufrecht erhielt, und hier freilich war bedeutsam und erfreulich genug, was die Erdmann, Zeller und Fischer leisteten. Neben ihnen fing die Herbartsche Schule an, Boden in Psychologie und Pädagogik zu gewinnen, doch ohne philosophische Fruchtbarkeit und Entwickelungskraft. Indem sich aber im Materialismusstreit die Eklektiker vor allem breit machten und in der Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie

sich abmühten, die christliche Weltanschauung und speciell den Theismus zu rechtfertigen und philosophisch zu begründen, legte gerade dieses prinziplose und unfruchtbare Spekulieren über transcendente Gegenstände, das dem Materialismus das Spiel so sehr erleichtert hat, den Gedanken nahe, auf den zurückzugehen, der allem Spekulieren über Transcendentes längst schon kritisch ein Ende gemacht hatte, und so erhob sich — fast gleichzeitig von verschiedenen Seiten — der Ruf: zurück zu Kant! Eduard Zeller, der von Hegel ausgegangen war und als Theologe der Tübinger Schule angehört hatte, forderte schon 1862 in seiner vielbemerkten Heidelberger Antrittsvorlesung „über Bedeutung und Aufgabe der Erkenntnistheorie", angesichts der unverkennbaren Zerfahrenheit und Stockung der deutschen Philosophie „zu dem Punkte zurückzukehren, von dem ihre heutige Entwickelung ausgegangen sei, d. h. also auf Kants Kritizismus, und die Untersuchungen an dem Punkte wiederaufzunehmen, bis zu dem er sie geführt hatte". Ihm folgte Fr. Albert Lange, der Verfasser der Geschichte des Materialismus. Indem er demselben auf seinem, dem naturwissenschaftlichen Gebiete volles Recht einräumte, konnte er ihn um so energischer in seine Grenzen und Schranken zurück und seinen Anspruch, das Ganze einer Weltanschauung zu sein und zu geben, abweisen. Dabei nahm auch er die erkenntnistheoretischen Prinzipien Kants zu Hilfe und erklärte die Welt für ein Erzeugnis unseres Bewußtseins, rechnete dazu aber, hierin konsequenter als Schopenhauer, auch unsere eigene materielle Organisation, das Gehirn mit eingeschlossen, so daß also auch dieses unsere Vorstellung, ein Objekt unseres Bewußtseins ist. Ein gewisser Skeptizismus zeigt sich freilich darin, daß er durch Kant auch alle Metaphysik definitiv für beseitigt hält und in ihren Systemen immer nur Dichtung von Ideen und Idealen und in diesen nur Symbole sieht. Dennoch erkennt er die Schöpfung einer solchen Idealwelt als notwendig und praktisch wertvoll an. Ganz besonders energisch aber wies Otto Liebmann in seinem „Kant und die Epigonen" auf ihn hin, indem er jedes Kapitel mit dem Rufe schloß: zurück zu Kant! Und endlich trug die glänzende Darstellung der Kantischen Philosophie in Kuno Fischers Geschichte der neueren Philosophie zum Wiederbekannt- und Verstandenwerden

derselben das ihrige bei; und sein Streit mit Trendelenburg über eine Lücke in Kants Beweis von der ausschließenden Subjektivität des Raumes und der Zeit brachte die Geister über eine Frage der Kantischen Philosophie in energische Bewegung.

Diesen auf Kant zurückweisenden Stimmen hat sich dann seit Anfang oder Mitte der sechziger Jahre ein immer mehr wachsender Chorus von Kantianern angeschlossen, und im Zeichen dieser Bewegung, deren Hochflut allerdings im Ablaufen begriffen ist, stehen wir noch heute. Gewirkt hat sie freilich nicht durchweg günstig. Einmal entwickelte sich in dieser Arbeit an und um Kant eine dürre und philosophisch unfruchtbare Kantphilologie, die über Lesarten, Kommata und Druckfehler stritt und fast so schlimm wie bei Goethe des umgestülpten Papierkorbs Schnitzel kräuselte. Und auf der anderen Seite machte der Kritizismus übervorsichtig und verzagt, metaphysikscheu und skeptisch, und so schien es einen Augenblick, als sollte der Aufschwung lediglich der Erkenntnistheorie zu gute kommen und die Philosophie ausschließlich auf ihre Probleme beschränken. Damit geriet man auf Subtilitäten, welche an den Realienstreit der mittelalterlichen Scholastik erinnerten und vergewaltigte das Subjekt, das doch letztlich immer den Gegenstand aller philosophischen Untersuchung bildet. Es war nach einem treffenden Ausdruck Diltheys, als ob in den Adern dieses erkennenden Subjekts, wie es neben Locke und Hume auch Kant konstruiert hatte, „nicht wirkliches Blut, sondern der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denkthätigkeit rinne". Doch um diese Gefahr zu beseitigen, dazu mußten andere Mächte auf den Plan treten und der Philosophie neue Impulse und neue Stoffe zuführen.

Weitere Wirkungen der Schopenhauerschen Philosophie.

Mit den hier bis 1870 hin verfolgten Entwickelungsfäden ist der Einfluß der Schopenhauerschen Philosophie und ihre Nachwirkung nicht erschöpft. Als das deutsche Volk in Bismarck den großen Willensmenschen am Werk gesehen hatte und durch ihn selbst auch zum Handeln und zu Thaten aufgerüttelt, zum Sieg und zur Einigung gelangt war, da kam die Willenslehre, der Voluntarismus an die Reihe. Kant selbst wurde von Kuno Fischer in diesem Sinn interpretiert und

so die Brücke zwischen Schopenhauer und dem Neukantianismus geschlagen, andere wie Wundt und Paulsen legten den Willen der Psychologie und der Metaphysik zu Grunde. Und noch vorher fand Richard Wagner in Schopenhauer den Philosophen für seine Musik der Zukunft, indem er nicht bloß dessen metaphysische Theorie der Musik zur größeren Ehre derselben freudig acceptierte, sondern auch dessen Mitleidsmoral und ihre metaphysisch-pessimistische Begründung auf die Gestaltung seiner Musikdramen und die Charakterisierung seiner Helden innerlich Einfluß gewinnen ließ. Und endlich ging von diesen beiden, von Schopenhauer und Wagner, Nietzsche als von seinen „Erziehern" aus, um dann freilich sowohl mit dem Gedanken des Dionysischen in Kunst und Kultur als mit seinem aristokratischen Geniekultus weit über beide hinaus zu schreiten und dabei doch den Zusammenhang mit ihnen und das gemeinsame Wurzeln in der Romantik festzuhalten.

Doch davon ist später zu reden. Aber es mußte hier schon darauf hingewiesen werden, um zu zeigen, wie Schopenhauer vierzig Jahre hindurch eines der stärksten Fermente des deutschen Geisteslebens gewesen und geblieben ist, wie er es nach allen Seiten hin beeinflußte und wie es ihn sich in allen seinen Tendenzen zu eigen machte und sich mit ihm erfüllte. Daß dieser Einfluß ein durchweg günstiger und erfreulicher gewesen sei, möchte ich freilich nicht behaupten, das wird sich auch im Verlaufe noch weiterhin herausstellen. Ein lang verborgen und tot in der Erde liegender Same feierte hier ein verspätetes, aber um so reicheres Aufgehen, Blühen und Früchtetragen; aber man vergesse nicht: es war ein Reis vom alten romantischen Zauberbaum, und romantisch ist darum auch der Pessimismus, romantisch die Musik Richard Wagners, romantisch der Individualismus und Aristokratismus Nietzsche's, romantisch nicht bloß der Mystizismus und Märchenzauber in unserer modernen Litteratur, sondern selbst durch unsere Philosophie geht gelegentlich ein Hauch von Romantik, wenn wir z. B. an Diltheys „Einleitung in die Geisteswissenschaften" und an seinen Versuch denken, aus der Tiefe des ganzen Menschengeistes und der Totalität seines Wesens heraus auch das Ganze dieses Menschengeistes, seine Entwicklungsgeschichte und alle die verschiedenen Wissenschaften des Geistes zu

begreifen und zu erklären; endlich hängt auch noch unsere Vorliebe für Geschichte, unser Historismus mit dem rückwärts gerichteten Auge der Romantik zusammen. Von ihr aber hat Goethe — wir wissen es schon — gesagt: klassisch ist gesund und romantisch ist krank. Und krank war die deutsche Welt in mehr als einer Beziehung, als sie in den fünfziger Jahren empfänglich wurde für den pessimistischen Gedanken, daß es ihr besser wäre, nicht zu existieren.

In allen diesen Nöten versagte die Kirche vollständig. Daß sie im Materialismusstreit über lautes Klagen und Fluchen nicht hinauskam, das hing damit zusammen, daß sie in dieser Reaktionszeit ihre Hauptthätigkeit und ihre Stärke in äußerer Machtentfaltung und Herrschaftsstellung suchte und fand. Dem Pessimismus gegenüber aber war sie von vornherein in einer üblen Lage. Das Christentum selbst barg unverkennbar pessimistische Elemente in sich, und umgekehrt endigte die Philosophie des „Atheisten" Schopenhauer in einem fast religiösen Mystizismus, und das kam, wenn auch nicht der christlichen, so doch der buddhistischen Religion zu gut, auf die sich unter seinem Einfluß die Blicke der europäischen Welt zu richten begannen. So kann die Kirche, so wenig als die Überwindung des Materialismus, die des Pessimismus sich als Verdienst zuschreiben. Dazu bedurfte es anderer Mächte und Kräfte, die nun nach Ablauf der Reaktion entfesselt wurden. Der Anstoß dazu kam von der Politik, wie ja auch die Reaktion von Haus aus eine politische gewesen war.

Elftes Kapitel.

Bismarck und die Begründung des deutschen Reiches.

Der Regierungswechsel und die liberale Aera.

Nicht nur im Innern hatte die Reaktion der fünfziger Jahre übel gehauſt, alle freiheitlichen Regungen brutal unterdrückt und der mit ſolcher Unterdrückung unvermeidlich ſich verknüpfenden Demoraliſation und Heuchelei Thür und Thor geöffnet, auch nach außen in nationalen Angelegenheiten war das alte Bundestags-elend wieder da. Daß in der däniſchen Frage der deutſche Bund als ſolcher überhaupt nicht zur Entſcheidung in London mit zugezogen wurde, war eine Schande; daß dieſe Nichtbeteiligung am Londoner Protokoll vom Mai 1852 auch ein Glück war, ahnte damals noch niemand; und daß von der Pariſer Konferenz am Ende des Krimkrieges auch Preußen anfänglich ausgeſchloſſen war, bewies, daß der Olmützer Tag ſeine Großmachtsſtellung ernſtlich erſchüttert und in Frage geſtellt hatte. Immerhin hat der Krimkrieg zum erſtenmal die ſtagnierende Oberfläche der politiſchen öffentlichen Meinung in Deutſchland wieder leicht gekräuſelt. Die Liberalen klagten über die Neutralität der deutſchen Großmächte und wünſchten den Anſchluß an Frankreich und England gegen Rußland; in Preußens Abneigung dagegen ſahen ſie einerſeits den Haß der um die Fahne der Legitimität ſich ſcharenden konſervativen Partei Preußens gegen den Emporkömmling an der Seine und andererſeits eine Liebedienerei des konſervativen preußiſchen Staates gegen das abſolutiſtiſche Rußland und den Deutſchland

fast wie eine Provinz seines Reiches behandelnden Kaiser Nikolaus; und zugleich hielt man auch dieses Verhalten wieder für den Ausfluß der romantischen Neigungen Friedrich Wilhelms IV., der lieber einen Kreuzzug gegen die Türkei als eine Unterstützung derselben in Scene gesetzt hätte. Daß es auch echte und gesunde, realpolitische und wahrhaft preußische Interessen gab, die für diese Abstinenzpolitik sprachen, erkannte damals ganz klar nnr einer, der preußische Bundestagsgesandte Otto von Bismarck, der deshalb auch energisch auf ihre Durchführung drang.

Da kam 1858 der große Umschwung. Der König erkrankte unheilbar an einem Gehirnleiden, oder vielmehr — dasselbe trat jetzt in die Erscheinung und ließ sich nicht mehr länger verheimlichen, nachdem es ohne Zweifel schon bald nach 1848 eingesetzt hatte — „die tiefen Eindrücke der Unglückszeit waren unvertilgbar"—; in seinen allerersten Anfängen reicht es vielleicht sogar noch weiter zurück, so daß wir heute über diesen Romantiker auf dem Throne als über einen von Anfang an nicht ganz normalen, seit 1848 unheilbar erkrankten Mann milder urteilen müssen. Jedenfalls erfüllt uns persönlich der fast tragische Ausgang des mit so hohen Erwartungen begrüßten und so reich veranlagten Regenten, den das Schicksal ohne sein Zuthun auf einen Posten gestellt und in eine Zeit versetzt hatte, denen er vermöge der Eigenart seines Wesens schlechterdings nicht gewachsen war, mit voller menschlicher Teilnahme. Die Kamarilla, die sich seit 1848 um den König her gebildet hatte und unter Leopold von Gerlachs Führung seine letzten Jahre zu einer rechten Parteiregierung machte, hatte die Krankheit möglichst lange zu verhüllen und dadurch die Regentschaft des ihr verdächtigen und verhaßten Prinzen Wilhelm zu hintertreiben gesucht. Aber im Herbst 1858 stellte sie sich als unvermeidlich heraus. Der Prinzregent übernahm nach einer für ihn und für das Land wenig erquicklichen Übergangszeit die Regierung.

Auch Prinz Wilhelm hatte in den schwierigen Jahren der Regierung seines Bruders, der Stürme der Revolution und der auch auf ihm lastenden Reaktion mancherlei Wandlungen, Umkippungen und Anpassungen durchlebt; aber immer war er, was sein Bruder nie gewesen, — ein ganzer Mann, und eines erfüllte ihn ganz und

gar und gab ihm den notwendigen Mittelpunkt: „das preußische Wesen, die preußische Macht, das preußische Heer". Von da aus war ihm auch klar, daß „Preußen bestimmt sei, an die Spitze Deutschlands zu kommen, das liege in seiner ganzen Geschichte". Das brachte ihn immer aufs neue in Konflikt mit seinem Bruder, in Gegensatz zu dessen Politik und in offene Opposition gegen die ihn zuletzt immer enger umstrickende Kamarilla. Der „Koblenzer Hof" galt deshalb für liberal, und war es auch, sofern der Prinz von dort aus mit dem liberalisierenden Prinzgemahl in England und den Altliberalen unter Bethmann-Hollweg Fühlung suchte und ehrlich an der Verfassung festhielt, wenn sie ihm auch anfänglich zu liberal gewesen war.

Der Prinzregent entließ sofort das Reaktionsministerium Manteuffel-Westphalen-Raumer und berief zum ersten und bis jetzt einzigen Mal — liberale Männer an das Ruder des preußischen Staatsschiffs; und auch seine Ansprache an die neuen Minister vom 8. November 1858 klang liberal, so energisch auch das Königtum von Gottes Gnaden am Schluß betont wurde. Man hielt sich vor allem an seine Verurteilung der Orthodoxie mit ihrer Heuchelei und Scheinheiligkeit und der kirchlichen Übergriffe, denen er auf protestantischer Seite die Union und ihre Erhaltung als notwendig entgegenstellte. Auch das Wort von den moralischen Eroberungen Preußens in Deutschland — „zunächst durch eine weise Gesetzgebung im Innern und durch Ergreifung von Einigungselementen, wie der Zollverband es ist", schlug ein. Die Wahlen zum Abgeordnetenhaus gaben dem Prinzregenten die Antwort auf seine Programmrede, und sie fiel durchaus zustimmend aus. Wieder einmal knüpften sich die höchsten Erwartungen an den Thronwechsel.

Wie es gekommen ist, daß diese neue Ära nur von kurzer Dauer war und durch ihre Unbeholfenheit und Unsicherheit, ihre Unfruchtbarkeit und Ergebnislosigkeit eigentlich nur dazu diente, den Liberalismus zu kompromittieren und seine Regierungsfähigkeit für Preußen bis heute in Frage zu stellen, das ist schwer zu erklären, und es zu erörtern ist nicht unsere, sondern die Aufgabe der politischen Geschichtschreibung. Fürst und Minister paßten in ihren Anschauungen doch nicht zusammen, die Minister waren ihrer Auf-

gabe nicht gewachsen, in ihrer Wahl hatte der Regent offenbar keine glückliche Hand gehabt; und so konnten sie es auch bei dem streng konservativen Fürsten nicht durchsetzen, daß er ihnen in Personenfragen freie Hand ließ. Durch die Nation aber ging ein Aufatmen von der Reaktion, die sich ihr wie ein bleierner Druck aufs Herz gelegt hatte, und Hoffnungen aller Art knüpften sich an diesen Umschwung. Freilich war man durch die Enttäuschung der vierziger Jahre auch nüchterner geworden, und so galten diese Erwartungen weniger der Person des neuen Regenten, als vielmehr dem Wechsel überhaupt. Überall regte sich neues Leben, die Geister wachten auf, in Jubel und Streit ertönten laute Stimmen, alles geriet in Bewegung.

Das Schillerfest.

Dem neuerwachten Gefühl der Hoffnung gab das Schillerfest von 1859 durch ganz Deutschland hin einen mächtigen Ausdruck — nicht nur in den Reden, die zum Preis dieses größten politischen und nationalen Dichters auf Kathedern und Marktplätzen, vor akademisch Gebildeten und vor großen Volksmassen gehalten wurden, sondern auch in dem grollenden und nörgelnden Beiseitestehen der konservativen und kirchlichen Kreise, die über Menschenvergötterung zeterten und lamentierten, weil nicht Legitimität, sondern Genialität, ein Geistesfürst von Gottes Gnaden zu feiern war. Karl Gerok wurde damals von seinen Stuttgarter Amtsgenossen in Acht gethan, weil er Gott auch für diesen Mann laut zu danken wagte. Die ganze Schillerfeier aber war ein Protest gegen die Reaktion wie gegen den Geist der Zeit überhaupt. Schiller war der Dichter der Freiheit wie kein anderer. War von ihm die Rede, so durfte also auch wieder dieses Jahrelang verpönte Wort in den Mund genommen werden, an seinem Klang durfte man sich wieder einmal freuen und stärken. Von dem Weltbürgertum des achtzehnten Jahrhunderts hatte er sich unter den Stürmen seiner Zeit frei gemacht und am Beispiel der französischen Jungfrau von Orleans seinem Volke gezeigt, daß im Vaterland die Wurzeln aller Kraft für den Einzelnen wie für das Ganze liegen und daß nichtswürdig sei die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre. Die Reaktionszeit

aber hatte Vaterlandsliebe fast zum Verbrechen gestempelt. Darum klang der Jubel doppelt laut am Feste dieses vaterländischen Dichters. Und Schiller war Idealist. Diesen Idealismus voll Sittlichkeit und schöner Menschlichkeit hatte der Materialismus im Bunde mit der ganzen dumpfen stumpfen Stimmung der fünfziger Jahre zu ersticken gedroht, Idealist sein galt den einen für lächerlich, den andern von 1848 her für gefährlich. Das Schillerfest war im Gegensatz dazu ein Bekenntnis des deutschen Volkes zum Idealismus und damit zu allem Besten und Höchsten, was in ihm lebte und zu Luft und Licht empordrängte. Dieser Schillersche Idealismus war aber in seinem tiefsten Kern als sittlicher durch und durch gesund, war männlich stark: die Herkunft vom kategorischen Imperativ Kants hatte ihn gestählt, „das Gebiet der Männerkämpfe im öffentlichen Leben" war diesem Dichter des Wallenstein und des Wilhelm Tell nicht verschlossen, und so lag im Bekenntnis des Volkes zu ihm der Appell an den Willen des deutschen Volkes, etwas wie männlicher Entschluß und wie der Anfang zu kräftiger That. Und darum steht die Schillerfeier im November 1859 nicht umsonst am Anfang zu dem Zeitalter Bismarcks, das eine Zeit des Willens und der That werden sollte. Über eine Spanne von sechzig Jahren hinweg reichte der große Idealist dem noch größeren Realisten die Hand zu gutem Bunde.

Der italienische Krieg und der deutsche Nationalverein.

Noch vor dieser Festfeier aber bewegte ein ernsthaftes politisches Thema die Gemüter, ein Krieg, der Deutschland weit näher berührte und anging, als fünf Jahre zuvor das Aufeinanderschlagen der Völker weit hinten in der Türkei — der Kampf Napoleons III. gegen Österreich zur Befreiung Italiens von der Fremdherrschaft und die beginnende Einigung dieses womöglich noch kläglicher als Deutschland zerrissenen Landes und Volkes. Ein Glied des deutschen Bundes war angegriffen, was war natürlicher, was nationaler, als daß ganz Deutschland ihm beisprang zur Erhaltung seiner alten Machtstellung in Oberitalien? so dachten oder richtiger: so empfanden damals besonders die Süddeutschen, während im Norden die Meinungen geteilt und die Gemüter kühler waren. Hier waren es vor

allem die Konservativen, welche im Interesse der Legitimität darauf drangen, Österreich zum Sieg zu verhelfen. In diesem Zusammenhang redete Bismarck von den „blödsinnigen Elukubrationen der Kreuzzeitung". Die Liberalen dagegen mußten sich sagen, daß es sich in Italien um einen Kampf der Befreiung gegen eine brutal reaktionäre Macht handle, und die Nationalen sich sagen, daß hier Fremdherrschaft gebrochen und damit schwerstes Unrecht beseitigt werden solle. Deshalb begriff man auch im Norden namentlich, im Gegensatz zu den lärmenden Kundgebungen der darin von der Nähe Österreichs und der ultramontanen Presse unrichtig beeinflußten Süddeutschen, daß diesmal Zurückhaltung und Neutralität vielleicht doch das Richtige sei. Auch waren die Forderungen des Prinzregenten, die er Österreich stellte, so billig und so einleuchtend, daß man sie auch im Süden als gerecht anerkennen und in Österreichs Eile, mit Frankreich zum Frieden zu kommen den bösen Willen Preußen gegenüber doch notwendig sehen mußte.

Gerade damals ist von dem durch das Orsini-Attentat geängstigten Napoleon das Nationalitätsprinzip für seine Zwecke ausgespielt worden, freilich verknüpft mit dem Prinzip der „natürlichen Grenzen", durch welches unliebsame Konsequenzen abgewiesen und für etwaige französische Eroberungsgelüste der Rechtfertigungsgrund jederzeit bereit gehalten werden konnte. Jenes Prinzip machte aber auch in Deutschland Schule und ließ hier den Gedanken, doch noch zu staatlicher Einigung und zur Zusammenfassung des deutschen Volkes zu einem einigen deutschen Vaterland und Reich zu kommen, wieder energisch aufleben. Und so entstand unter dem Eindruck der Vorgänge in Italien 1859 der deutsche Nationalverein, in dem die schon seit 1853 sich wieder sammelnde und im stillen thätige Partei der Erbkaiserlichen in Frankfurt und ihre Forderung einer Einigung Deutschlands unter Preußens Führung wieder auflebte. In den Statuten war freilich als Zweck des Vereins nur die Einigung und freiheitliche Entwickelung des großen gemeinsamen Vaterlands angegeben und die Frage der Centralgewalt unbestimmt gelassen; auch vom Ausschluß der deutschen Provinzen Österreichs wollte man nichts wissen. An der Spitze stand von Bennigsen, im Ausschuß saßen Schulze-Delitzsch und Metz, Reyscher und von Unruh, so

umfaßte der Verein die verschiedensten Schattierungen der Liberalen. Aber auch ein Fürst, der damals um seines Liberalismus willen hochgepriesene, später wegen seiner Eitelkeit doch wohl allzu spöttlich angesehene und unterschätzte Herzog Ernst von Koburg schloß sich der Bewegung an, wenn auch nicht ohne allerlei persönliche Hintergedanken. Organe, wie die Grenzboten unter Gustav Freytags und Julian Schmidts, der preußischen Jahrbücher unter Rudolf Hayms Leitung vertraten die Sache des Vereins in einer wenigstens für die Gebildeten höchst wirksamen Weise. Die Regierungen, noch an die Allüren der Reaktion gewöhnt und gegen jede politische Aktion der Bürger mißtrauisch, suchten zu hemmen und zu unterdrücken, wo sie konnten. Die „freie" Stadt Frankfurt verweigerte die für das Bestehen des Vereins erforderliche Erlaubnis, so daß der Sitz nach Koburg verlegt werden mußte. In Hessen-Darmstadt, Kurhessen und Mecklenburg verbot man den Verein und die Teilnahme daran. In Hannover trug man die Teilnehmer in das „schwarze Buch" ein und verfügte, daß sie „bei keiner Anstellung, Beförderung, Gehaltsverbesserung oder sonstigen Gunstbezeugung zu berücksichtigen, sowie bei keiner Leistung, Lieferung oder Arbeitslieferung zuzulassen seien". Freilich war das von den Welfen konsequenter, als die kühle Zurückhaltung, die das liberale Ministerium in Preußen dem Verein gegenüber beobachtete und die durch das Drängen und Eifern der Mittelstaaten doch nur teilweise begreiflich wird. Im übrigen herrschte — neben den öffentlichen Kundgebungen in Versammlungen, Aufrufen und Programmen — ein Raunen und Flüstern, ein ebenso geschäftiges als geheimes Hin und Her, das ahnen ließ, daß ein Neues im Anzug sei und es gelte sich darauf vorzubereiten.

Der Gefahr, die von hier aus die Selbständigkeit der kleinen Staaten und Fürsten bedrohte, suchten die der preußischen Spitze abgeneigten partikularistischen Kreise beizeiten entgegenzutreten. Es war freilich eine recht gemischte Gesellschaft, die sich da zusammenfand: die Österreicher selber, die Mehrzahl der Süddeutschen, darunter die zahlreichen katholischen Elemente, aber auch die Radikalen von 1848 her, die ein geeinigtes Deutschland auf föderalistischer Grundlage und mit Einschluß Österreichs wollten und von einem groß-

deutschen Siebzigmillionenreich schwärmten. So blieben denn die Württemberger dem Nationalverein fern, und diese Zurückhaltung befürwortete damals sogar ein Mann wie Hölder. Die Hauptmasse der Süddeutschen aber schloß sich 1862 zu dem großdeutschen Reformverein zusammen. Dessen vornehmstes Organ war die Augsburger Allgemeine Zeitung, die, wie zeitweise unter Metternich, so auch jetzt wieder im österreichischen Fahrwasser segelte und ihren weithinreichenden Einfluß für die großdeutsche Sache einsetzte. Nicht mit Unrecht konnte Cotta 1862 schreiben: „Man mag von der Allgemeinen Zeitung denken, was man will, wenn Österreich bei Deutschland verbleibt, wenn der großdeutsche Gedanke nicht schon gestorben, wenn er noch Atem hat, so verdankt man es der Allgemeinen Zeitung; ich weiß, was ich in dieser Richtung geleistet, weiß auch, mit welchen Opfern."

Und nun bekämpften sich die beiden Parteien in der Presse, in Flugschriften, in Reden und Gegenreden aufs leidenschaftlichste. Namentlich kam es auf den jetzt auch politisch bedeutsam werdenden allgemeinen deutschen Schützen-, Turner- und Sängerfesten in den Reden der Feiernden zu lebhafter Aussprache, obgleich man ähnlich wie in den Anfängen des Frankfurter Parlaments die brennende Frage nach der Centralgewalt möglichst in den Hintergrund drängte. Aber wer konnte reden, „ohne in jene Sphären hineinzugreifen, wo der unselige Zwiespalt lag, der uns im Denken und Wollen trennte"? Geradezu dramatisch kommt der Gegensatz der beiden Parteien zu Wort in der Schilderung, die uns Vischer von dem zweiten Bundesschießen der deutschen Schützenbrüder im Jahre 1863 zu Frankfurt a. M. so anschaulich und lebendig bewegt gegeben hat. Die österreichischen Schützen wurden hier mit demonstrativem Jubel begrüßt und das Wort von den „Schmerzenskindern in Österreich" brachte dem Redner und seinen Landsleuten ganz besondere Sympathiekundgebungen. Dagegen hielt im selben Jahr auf dem Turnfest in Leipzig Heinrich von Treitschke, ein Hauptvertreter der Kleindeutschen, eine weithin hallende Rede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht, die mächtig zur politischen Einheit, zur Gründung eines einigen, festen Reiches aufrief und dabei unverkennbar für Preußen Stimmung zu machen suchte.

Heute verlacht man diese Feste. Dagegen ereiferte sich schon Vischer: „etwas verpufft, aber etwas sammelt sich auch, vieles zerstäubt, etwas und mehr bleibt hängen. Nicht in den Reden, nicht in den Hochrufen, nicht im deutlich Vernommenen liegt das Resultat, sondern im unendlichen Austausch von vielen, den kein Ohr und kein Geist zusammenfassen kann". Das war es in der That. Diese Feste waren damals doch der Ausdruck eines wiedererwachenden politischen und nationalen Interesses und trugen durch das Zusammenströmen vieler tüchtiger Männer aus Nord und Süd, aus West und Ost nicht wenig bei zum Wachsen und Erstarken des allgemein deutschen Zusammengehörigkeitsgefühls. Sie lösten damit die Germanisten- und Philologenversammlungen der vierziger Jahre in ihrer nationalen Arbeit ab und brauchten dann freilich für die größeren Massen und die volkstümlicheren Elemente, aus denen sie sich zusammensetzten, auch größere und tönendere Worte. Aber wer will die Männer schelten, wenn sie zunächst noch zu laut redeten: woher hätten denn die Deutschen in den vorangehenden Jahren das Reden lernen sollen? Auch war die laute Phrase ehrlich gemeint und sticht darum wohlthuend ab gegen das schleichende Gift einer in Heimlichkeit und Leisetreterei sich breitmachenden Reaktion. Vor allem war es der Kampf des kurhessischen Volkes um die ihm vorenthaltene Verfassung von 1831 und der Notschrei der Schleswig-Holsteiner gegen die Vergewaltigungen und Danisierungsversuche, denen sie seit der Auslieferung an Dänemark durch die beiden deutschen Großmächte ausgesetzt waren, was die Gemüter in Erregung hielt, den Rednern Stoff zu ihren starken Worten und besonders dem Nationalverein Anlaß zu immer neuen Protesten und Rechtsforderungen gab. Aus der Stimmung dieses Jahres sind auch Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" herausgewachsen, in denen sich der Historiker und der Epiker aufs glücklichste zusammenfanden, um auf streng geschichtlicher Grundlage ein anschauliches und farbenreiches Bild von deutschem Leben in verschiedenen Perioden seiner Geschichte zu entwerfen und so dem neu erwachten Nationalgefühl wenigstens von der Vergangenheit her Nahrung und Grund zu berechtigter Freude zu schaffen.

Im Augenblick war freilich der Streit zwischen den beiden Parteien

wenig erquicklich. Viel angefochten und geschmäht waren besonders die Kleindeutschen, die gerade in der Hauptfrage den Großdeutschen gegenüber auch entschieden im Nachteil waren, vor allem da, wo es sich um das klingende Wort und die tönende Phrase handelte. „Das ganze Deutschland soll es sein"! war die einleuchtende Forderung dieser letzteren. Und doch war es nur eine Phrase. Der Versuch, mit zwei Großmächten zugleich zur Einheit zu gelangen und so die deutsche Frage zu lösen, hatte sich seit 1815 und ganz besonders deutlich in den Jahren 1849—51 als Quadratur des Zirkels erwiesen. Trotz Herz und Gemüt, die sich zur Trennung nicht entschließen mochten, der kühl rechnende Verstand mußte die Unmöglichkeit einer solchen Lösung einsehen, die Logik war auf Seiten der Kleindeutschen. Der Fürstentag in Frankfurt, den Kaiser Franz Josef von Österreich einberief, konnte mit dem Problem auch nicht fertig werden. Man schien eben wieder von vorn anfangen zu müssen und seit 1815 und 1849 nichts gelernt zu haben. Noch übler war ein anderes für die Kleindeutschen. Nicht, daß sie mit der Zerkleinerung Deutschlands und der Ausschließung von zehn Millionen Deutschen beginnen mußten, das schlimmste war die von allen Seiten sich regende Abneigung, ein wirklicher Haß gegen Preußen. Dieses hatte sich zum Träger und Vorkämpfer der Reaktion in den fünfziger Jahren hergegeben, nachdem es sich kläglich schwach gezeigt und die Schmach von Olmütz auf sich genommen hatte, und achtzehn Jahre lang hatte man sich gewöhnt, den Staat Friedrichs des Großen in Friedrich Wilhelm IV. verköpert zu sehen, d. h. in dem Mann, der alle Erwartungen getäuscht und im entscheidenden Augenblick Deutschland im Stich gelassen hatte. Den Prinzregenten oder seit Januar 1861 den neuen König Wilhelm I. kannte man draußen nicht oder beurteilte ihn falsch: als „Kartätschenprinz" war er von den standrechtlichen Erschießungen in Baden her sogar vielfach selbst verhaßt. Dem guten Eindruck seines Programms vom 8. November 1858 hatte die feierliche Krönung zu Königsberg am 18. Oktober 1861 erheblichen Abbruch gethan: daß er dabei die Krone vom Altar nahm und sich selber aufsetzte und damit das Gottesgnadentum nachdrücklich markierte, erschien wie ein Rückfall in die Romantik seines Bruders, von der ihn doch seine nüchterne, im acht-

zehnten Jahrhundert wurzelnde Weltanschauung im übrigen vollständig trennte. Daß er trotz mancher Wandlungen innerlich längst schon gereift und gefestigt, ein Mann mit klarem Blick und gutem, menschlich-treuem Herzen war, wußte man nur in seiner nächsten Umgebung.

Der Militärkonflikt.

Und nun kam 1862 gar noch der Zusammenbruch der liberalen Ära. Nur wer die Minister so direkt bei der Arbeit sah wie die publicistischen Historiker Duncker oder Baumgarten, wußte, daß dieser durch die Unfähigkeit und die innerlich unklare und uneinige Haltung des liberalen Kabinetts selbst notwendig geworden war. Aber er brachte die Regierung gerade mit der Partei in Konflikt, die im Nationalverein für Preußens Führung in Deutschland eintrat und machte so die Lage doch recht verworren. Mißtrauen und Deroute kam in die nationale und fortschrittlich gesinnte Partei selber, sie ließen die Köpfe hängen und ihre Gegner im großdeutschen Lager triumphierten. Und doch, welche Ironie der Geschichte! Der Konflikt kam ja nur deswegen, weil man in Preußen — endlich! — das Schwert schmieden wollte, das allein den gordischen Knoten durchhauen konnte, und der konservative Minister, der ihn der Fortschrittspartei gegenüber in aller Schroffheit durchführen sollte, schickte sich alsbald an, die deutsche Frage im großen Stil und mit der Meisterschaft des Genies zu lösen, nachdem so viele Hände im kleinen daran herumgenestelt und daran herumdilettiert hatten.

Der Konflikt in Preußen brach um die Heeresreform aus, welche recht eigentlich das Werk des Prinzregenten selbst gewesen ist. Bei verschiedenen Mobilmachungen, zuletzt noch 1859 anläßlich des italienischen Krieges, hatte er ihre Notwendigkeit eingesehen. Ihre Grundlinien waren die Umbildung der Landwehr im Sinn einer Annäherung an die Linie, ihre Unterstellung unter Berufsoffiziere und eine tüchtige militärische Ausbildung aller durch die dreijährige Dienstzeit. Diesen Ideen versagte sich der Kriegsminister der liberalen Ära von Bonin aus zwei Gründen: einmal erschien ihm die der Landwehr zugedachte Stellung als ein

Abfall von den Gedanken der Reformzeit seit 1808, als im Widerspruch stehend mit der ihr von Boyen zugewiesenen Selbständigkeit, als eine „Trennung des Heeres vom Lande"; und fürs zweite glaubte er, daß die dadurch notwendig werdende finanzielle Mehrbelastung den Volkswohlstand schädigen oder gar erdrücken müsse. Dem gegenüber waren Wilhelm und ebenso sein neuer Kriegsminister von Roon zunächst nur Soldaten. Höher als die Rücksicht auf die geschichtliche Stellung der Landwehr und ihr Wurzeln in den Idealen der Befreiungskriege stand ihnen ganz realistisch nüchtern die militärische Brauchbarkeit; und dem zweiten gegenüber erklärte der König Bonin ausdrücklich: „in einer Monarchie wie die unsrige darf der militärische Gesichtspunkt durch den finanziellen und staatswirtschaftlichen nicht geschmälert werden". Aber wenn er hinzufügte: „denn die europäische Stellung des Staates, von der wieder so vieles abhängt, beruht darauf", so sieht man, daß das kein bornierter Soldat, sondern zugleich ein von der politischen Aufgabe Preußens tief durchdrungener preußischer König war. Die Abgeordneten dagegen hatten das Recht nicht nur, sondern auch die Pflicht, neben den militärischen auch die finanziellen und staatswirtschaftlichen Gesichtspunkte ins Auge zu fassen und konnten sich auf diese Heeresreform nur dann unbedenklich einlassen, wenn ihnen das Ziel klar war, zu dem nach außen hin das Schwert geschliffen werden sollte. In der deutschen Frage aber war weder das liberale Ministerium noch Wilhelm I. selbst über Ziel und Mittel klar. Da mußte ein Größerer kommen und mit starker Hand den Weg weisen und an Abgründen vorüber dem Ziel entgegen führen, und das war Otto von Bismarck.

Bismarcks Anfänge.

Wir sind ihm begegnet als Junker auf der äußersten Rechten, 1849 in der zweiten preußischen Kammer und 1850 im Erfurter Parlament. Er galt auch nachher noch als Heißsporn der Kreuzzeitungspartei, und seine Freunde waren die Männer jener Kamarilla, welche seit 1850 den kranken König umgarnt hielten und die letzten acht Jahre seiner Regierung zu einem so schmählichen Parteiregiment gemacht hatten. Aber er war während dieser Zeit von

Berlin und von dem intriguenerfüllten Hofe weg, war auf der hohen Schule — vor dem Feind, als Bundestagsgesandter in Frankfurt. Und was man in Berlin nicht lernen wollte und nicht begreifen konnte, das lernte er hier, daß die Einigung Deutschlands mit Österreich ein Ding der Unmöglichkeit sei; oder vielmehr noch vorher, daß die Situation Preußens in Deutschland seit dem Tage von Olmütz eine unwürdige und unerträgliche, daß sein wahrer Feind das immer mißgünstige und eifersüchtige Österreich sei, und daß daher Preußen, wolle es überhaupt Großmacht bleiben — oder wieder werden —, das Netz, das es sich damals schnöde über den Kopf hatte werfen lassen, zerreißen und sich als deutsche Vormacht an die Spitze Deutschlands stellen müsse. So wuchs er in den fünfziger Jahren weit hinaus über die Gedanken und Ziele eines preußisch bornierten Junkertums und einer nur für ihre Herrschaft sich sorgenden konservativen Partei. Schon von der Teilnahme an dem Krimkrieg und ebenso 1859 von der Unterstützung Österreichs gegen Italien und Frankreich hatte er aus anderen Gründen abgeraten als sie, „die europäische Stellung" Preußens war auch ihm die Hauptsache; damals schrieb er das Wort: „wir sind nicht reich genug, um unsere Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen". So war er in der Hauptsache mit Wilhelm I. einig und konnte deshalb auch am 8. Oktober 1862 dem Ruf seines Herrn folgen und das Präsidium eines durchaus konservativen Ministeriums übernehmen. Und als er es übernahm, da war er längst nicht mehr der preußische Junker, als der er innerhalb und außerhalb Preußens angesehen und vielfach kaum ernst genommen wurde, sondern der große Staatsmann, der Schicksalsmensch der deutschen Geschichte.

Schon darin lag der Konflikt zwischen ihm und der öffentlichen Meinung, daß er ein ganz anderer war, als wofür sie ihn nahm. Er war aber auch darin Konfliktsminister, daß er ausdrücklich dazu berufen war, die Reform des preußischen Heeres, an deren Durchführung dem König alles gelegen war, auch gegen den Strom der öffentlichen Meinung und gegen die beständig wachsende Opposition des preußischen Landtags durchzusetzen. Dahinter stand aber noch ein anderes größeres: es war eine Kraftprobe zwischen

Krone und Parlament, ob Preußen ein konstitutioneller Staat nach dem Muster Englands sein oder ob hier das Königtum noch etwas bedeuten und wie es den preußischen Staat im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert geschaffen, so ihn auch im neunzehnten noch selbständig regieren solle als eine Macht über den Parteien. Hier rächte sich noch einmal die Art, wie Friedrich Wilhelm IV. in den fünfziger Jahren die Herrschaft geführt hatte: da war ein Parteiregiment in Preußen obenauf gewesen, und das Königtum hatte für diese Partei der Reaktion selber Partei genommen, war ein Teil von ihr geworden:

Unser König absolut,
Wenn er uns den Willen thut.

Was Wunder, wenn nun auch die Liberalen ans Ruder kommen und das Königtum für ihr Parteiinteresse haben, es diesem dienstbar machen und unterordnen wollten. Darin lag Wilhelms Bedeutung von Anfang an, daß er dies nicht wollte, sondern der preußischen Monarchie ihre eigenartige Stellung jenseits aller Parteien anwies und ihr die unter seinem Vorgänger verloren gegangene Selbständigkeit und Eigenmacht wieder zurückzugewinnen suchte. In diesem Sinn trat ihm auch Bismarck von Anfang an zur Seite und nahm den Kampf auf, in dem es sich somit wirklich um große politische Gegensätze und Prinzipienfragen handelte. Rankes Formel, Wilhelm habe „einen vollkommenen Begriff davon gehabt, daß die militärische Macht die Souveränetät in sich schließe", ist dafür, wie man sieht, doch bei weitem nicht zureichend.

So wurde denn auch von Anfang an, wie in einem rechten Prinzipiendrama, von den beiden einander gegenüberstehenden Kämpen mit voller Leidenschaftlichkeit und vollem Pathos gestritten. Der Ölzweig, den Bismarck anfangs mehrere Male der liberalen Opposition entgegenstreckte, konnte nicht ergriffen werden, hier gab es nur Kampf, Niederlage oder Sieg. Und immer heftiger erklang das Waffengetöse. Die Opposition wurde immer geschlossener, auch die anfänglich Gemäßigteren gebärdeten sich mit der Zeit so radikal wie alle anderen; und auf der anderen Seite klang es auch vom Ministertisch sehr oft maßlos schroff, und bald gingen Bismarcks Äußerungen, daß die großen Fragen der Zeit nicht durch Majoritäts-

beschlüsse, sondern durch Blut und Eisen entschieden werden, oder von den catilinarischen Existenzen und von den Zeitungsschreibern als Menschen, die ihren Beruf verfehlt haben, wie Frevelworte von Mund zu Mund, und gegen das ihm fälschlich zugeschriebene Wort „Macht geht vor Recht" protestierte er vergeblich, denn gerade das traute man ihm zu. Die Theorie von der Verfassungslücke, durch welche er das budgetlose Regiment mit allen Künsten der Sophistik zu rechtfertigen suchte, wirkte weithin erbitternd und verwirrend, und als vollends im Mai 1863 die unselige Preßordonnanz erschien, die von „der Gesamthaltung" eines Blattes dessen Existenz abhängig machte und alles in das Belieben der Verwaltungsbehörden stellte, da glaubte man die Manteuffelsche Ära sei wiedergekommen oder gar noch nach napoleonischem Vorbild überboten, und die Erbitterung wuchs lawinenartig. Das den freisinnigen Abgeordneten von der Stadt Köln gegebene Fest erinnerte umgekehrt an das Muster der französischen Reformbankette vor dem Ausbruch der Februarrevolution, und manche dachten schon — ängstlich oder hoffnungsvoll — an das Herannahen ähnlicher Ereignisse, namentlich als 1865 eine Wiederholung des Festes geplant und verhindert wurde. Wenn der König durch eine Stadt wie Halle reiste, wurde er von der Bevölkerung mit eisigem Schweigen aufgenommen, die Kaufmannschaft von Königsberg beschloß an seinem Geburtstag die Beflaggung und Illumination der Börse zu unterlassen, dagegen wurden die redegewandten Abgeordneten oder gar ihr Präsident Grabow wie Helden geehrt und gefeiert. Selbst der Kronprinz machte aus seiner Unzufriedenheit mit der Potitik seines Vaters und Bismarcks kein Hehl und protestierte in Danzig öffentlich gegen die erlassene Preßordonnanz, an der er keinen Teil gehabt habe. So war die Gärung und Erregung überall groß. Wenn man sich darüber als über ein Zeichen erwachenden politischen Lebens freuen mochte, so wirkte doch die Verwirrung und Zwiespältigkeit, in die gerade die treuesten Unterthanen durch den Konflikt gestürzt wurden, auf die allgemeine Stimmung recht ungünstig; vielen schien es, als ob sie sich zwischen Verfassungstreue und Königstreue zu entscheiden hätten und das beschwerte ihr Gewissen, und der Groll darüber fiel auf Bismarck, als ob er den Konflikt mutwillig heraufbeschworen oder absichtlich

ungelöst gelassen hätte. Und zu diesem Hin und Her der Geister kam bald noch der Zwiespalt des Urteils über die äußere Politik, in die der neue Minister sofort kräftig eingriff und der er ganz neue kühne Bahnen wies.

Die wahrhaft staatsmännische Haltung Bismarcks bei dem Polenaufstand Rußland gegenüber vermehrte angesichts der traditionell thörichten Polenbegeisterung des deutschen Volkes nur seine Unpopularität und galt als ein Beweis dafür, daß er auch hier an den seit Olmütz geltenden Grundsätzen der reaktionären Politik festhalte und Rußland willig Heeresfolge leiste: die Polizei- und Henkerdienste für Rußland und den Zaren waren eine beliebte Phrase und ein oft gehörter Vorwurf. Und als der König auf seinen Rat, und diesmal selbst auch schweren Herzens, dem völlig wertlosen Blendwerk und Rührstück — oder war es vielmehr ein Intriguenstück? — des deutschen Fürstentags in Frankfurt unter Österreichs Ägide fern blieb und damit den Schein der Schuld am Scheitern dieses vom Volk jubelnd begrüßten Versuches auf sich lud, da schien sein böser Wille auch in der deutschen Frage öffentlich erwiesen. Wie recht er hatte, verstanden nur wenige der Einsichtsvollsten, seine eigenen so viel vernünftigeren, weil realistisch erwogenen Reformvorschläge wollte niemand ernst nehmen, ja man sah darin nur eine Falle, die der fortschrittlichen Opposition von dem kecken Minister gestellt werden sollte. So konnte er wirklich als der bestgehaßte Mann Deutschlands damals von sich sagen: barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli. Witzblätter wie der Kladderadatsch waren dieses seines Ruhmes voll, und die demokratischen Zeitungen namentlich auch in Süddeutschland behandelten ihn wie einen Tollhäusler oder wie einen Staatsverbrecher, der um den eigenen Kopf spiele, während er umgekehrt seinem König die Erinnerung an das Ende des englischen Karl I. und die Rücktrittsgedanken ausreden mußte. Seine Erfolge dem widerspenstigen Kurfürsten von Hessen gegenüber oder bei der Ausdehnung des preußischen Handelsvertrags mit Frankreich auf den Zollverein konnten dagegen nicht aufkommen und versanken klanglos in dem Meer von Haß, das sich gegen ihn gesammelt hatte. Mit den „moralischen Eroberungen“ Preußens, von denen Wilhelm I. im

November 1858 gesprochen hatte, war es nichts geworden, gerade im Gegenteil hatte Preußen, so schien es, für lange alles moralische Prestige eingebüßt.

Die schleswig-holsteinische Frage.

Da kam zu guter Stunde die schleswig-holsteinische Frage ins Rollen. Die vertragswidrige Vergewaltigung der Deutschen in Schleswig-Holstein durch die fanatischen Eiderdänen in Kopenhagen und die Bestätigung der im Widerspruch mit allen Verträgen stehenden Verfassung durch den neuen König Christian IX. im Jahre 1863 entfesselte den Sturm — zuerst in den Herzogtümern selbst, dann sofort auch im übrigen Deutschland, wo der Nationalverein gerade nach dieser Seite hin die Stimmung energisch vorbereitet und erhitzt hatte. Los von Dänemark! das scholl nun als Losungswort brausend von Ort zu Ort, Kammern, städtische Behörden, Vereine und Volksversammlungen faßten in diesem Sinne Resolutionen, und aufs neue ertönte das „Schleswig-Holstein stammverwandt“ und das „up ewig ungedeelt“ als Losung und Gelöbnis durch die deutschen Lande. Damit war dem deutschen Volk der Alp von der Seele genommen, die „brecherische“, bleierne Stimmung war vorüber, der deutsche Michel reckte und streckte und dehnte sich, man witterte Morgen-, witterte Frühlingsluft. Und fest zu stehen schien das Recht des Erbprinzen von Augustenburg auf die Herzogtümer als auf sein väterliches Erbe, ihn anzuerkennen beeilten sich die Kleinstaaten, und der Bundestag wurde mit Anträgen bestürmt, die von ihm dasselbe begehrten. Fürstliche Legitimität, nationale und liberale Wünsche liefen diesmal glücklicherweise in einer Richtung, was wollte man mehr? Jetzt zeigte sich der Vorteil, daß der deutsche Bund als solcher 1852 von der Londoner Konferenz und ihrem Protokoll ausgeschlossen geblieben war, nun war er auch nicht an die Abmachungen dieses heillosen Vertrages gebunden. Für Österreich und Preußen lag die Sache freilich anders, sie gehörten zu den Unterzeichnern und Garanten dieses Protokolls.

In dieser schwierigen Situation übernahm Bismarck die Führung und begann jenen meisterhaften diplomatischen Feldzug, der so klug und richtig mit dem Eigensinn und dem Fanatismus des ver-

blendeten Dänemarks rechnete und dadurch vorsichtig und allmählich, Zug um Zug und Schritt für Schritt die deutschen Großmächte von ihrer Verpflichtung loslöste, ohne sie ins Unrecht zu setzen und den übrigen Großmächten Gelegenheit zu einem mehr als platonischen Eingreifen zu geben. Und den diplomatischen Siegen gehen die militärischen zur Seite: es kommt die Erstürmung der Düppeler Schanzen und der Übergang nach Alsen, bei dem die preußischen Truppen das Beste thun. Durch diese Siege setzte sich das vielgeschmähte und seit Olmütz kaum noch als Großmacht angesehene Preußen wieder gründlich in Respekt und gab nach Jahrzehnten zum erstenmal wieder den Deutschen allen das Gefühl, daß sie ein Recht haben, stolz zu sein. Die Armeereorganisation König Wilhelms hatte die Probe glänzend bestanden, das Heer war mit einem Schlag populär, was es im stillen seit den Befreiungskriegen und dem alten Blücher in Preußen selber doch nie ganz aufgehört hatte zu sein, und auch die oppositionellen Parteien freuten sich über die Siege des Volkes in Waffen.

Aber für wen war Schleswig-Holstein vom dänischen Joche befreit worden? Nach der öffentlichen Meinung für den einunddreißigsten kleinen Fürsten; und übermütig, als ob er es schon hätte, und pochend auf sein legitimes Recht lehnte darum der übel beratene Mann die Verständigung mit Bismarck und dessen im preußischen und deutschen Interesse zugleich gestellte Forderungen brüsk ab. Da machten die beiden Großmächte ihrerseits ebenso brüsk das Recht der Eroberung geltend und behielten nach allerlei Übergangsformen Schleswig-Holstein für sich. Aber so sehr sich Bismarck mit dieser Lösung der allgemeinen Ansicht und Willensmeinung entgegenstellte, die Stimmung für ihn hatte doch bereits eine Wandlung erfahren. Schon 1864 hatte Karl Mathy geschrieben: „Bismarck gefällt mir täglich besser", und diesen Eindruck gewannen immer mehr auch andere. Man fing an zu ahnen, daß auf den verschlungenen Pfaden dieser Politik ein einheitlicher Wille und ein klarer Verstand die Richtung gebe und hinter dem tollen Junker ein ganz großer Mann stehe; man hatte Otto von Bismarck falsch beurteilt, der Mann war jedenfalls ganz ernst zu nehmen.

Bismarck

Photographische Aufnahme von Pilartz

So war der Eindruck über diese Lösung der Schleswig-Holstein'schen Frage doch mehr der der Verblüffung als der einstimmiger Verurteilung. Und man lernte aus diesen Vorgängen noch ein anderes, was man 1848 freilich nur negativ hatte lernen können, daß in politischen Dingen die Macht es ist, die entscheidet, nicht das Wort und nicht die Phrase, nicht Agitation und Resolution. Bismarck aber war ein solcher Mann der Macht, der That, des Willens. In diesem Sinn galt nun freilich auch das Wort: Macht geht vor Recht. Es ist einfach wahr, wenn es auch gefährlich ist und schlimm mißbraucht werden kann.

Der Krieg von 1866.

Die Scheidung der Geister aber kam erst im Jahre 1866. Über das Condominium von Schleswig-Holstein veruneinigten sich die beiden Großmächte mit Notwendigkeit, auch hierbei zeigte sich Bismarcks diplomatische Überlegenheit wieder im glänzendsten Lichte. Damit kam nun aber endlich auch die deutsche Frage an die Reihe. Dieser gordische Knoten ließ sich nur zerhauen, nicht lösen. Die Stellung Preußens im deutschen Bund ist eine unwürdige und unhaltbare! Österreich hat das Recht auf die Führung in Deutschland verwirkt! das waren die Sätze, die durch den Tag von Königgrätz aus der Theorie in die Praxis umgesetzt wurden. Es war das Programm der erbkaiserlichen Partei in Frankfurt und des aus ihr hervorgewachsenen Nationalvereins; und darum, wer es mit Österreich hielt, wer großdeutsch war, stand gegen Preußen; und politisch gegen Preußen stand auch die Mehrzahl der Mittelstaaten, denen der lose Staatenbund, wie ihn Metternich so klüglich eingerichtet hatte, in seiner Machtlosigkeit behagte und für ihre Souveränetät vorteilhafter däuchte als ein geschlossener Bundesstaat unter Preußens strammer Führung. Aber auch in Preußen selbst lagen die Dinge für Bismarcks Pläne kraus genug. Die Ostelbier, besonders die dort herrschende Junkerpartei, welche in den fünfziger Jahren am Ruder gewesen war, waren Preußen, fühlten sich als solche und kümmerten sich um Deutschland blutwenig; und überdies war ja das, um was gestritten werden sollte, das Programm der verhaßten liberalen Partei, und daher fingen sie an, Bismarck wie

einen Abgefallenen zu betrachten. Der Rundschauer der Kreuzzeitung, immer noch Herr von Gerlach, erklärte sich entschieden gegen die Politik Bismarcks und die durch sie hervorgerufene Auflösung der konservativen Partei in Preußen. Und auf der andern Seite stand der so Angegriffene immer noch im Konflikt mit der liberalen Volksvertretung, die ihm und seinem König das Schwert vorenthalten wollte, das sie zu dem bevorstehenden Waffengang brauchten und schliffen. Der Konflikt war auf einem Höhepunkt angelangt. Und doch fingen in der äußeren Politik gerade die Liberalen nachgerade an, Bismarck zu verstehen und jubelten ihm zu, nur über sein inneres Regiment schüttelten sie nach wie vor bedenklich und mißmutig den Kopf, während es bei den Konservativen gerade umgekehrt war. Sein eigener König gehörte zu den Widerstrebenden, auch ihm mußte die Zustimmung abgerungen werden.

Über den Bruderkrieg aber zeterten vor allem die Radikalen, welche doch achtzehn Jahre vorher kein Bedenken getragen hatten, auf den Barrikaden und im offenen Felde ebenfalls Bruderblut zu vergießen und damit selbst die Lehre gegeben und anerkannt hatten, daß die deutsche Frage nur mit Blut und Eisen zu lösen sei. Und aus anderen Gründen wollten die Katholiken namentlich am Rhein nichts wissen von einem Kampf mit dem katholischen Österreich. In Volksversammlungen wurde gegen den Krieg protestiert, Stadtrats- und Stadtverordnetenversammlungen in West und Ost erließen Friedensadressen, siebzehn Handelskammern von Rheinland und Westphalen richteten, ebenso wie das Ältesten-Kolleg der Kaufmannschaft von Berlin, eine Kollektivpetition gegen den Krieg an den König; auch Bischöfe schlossen sich diesen Kundgebungen an, nur Breslau erkannte die Gründe zum Krieg an und sicherte mutig Opferwilligkeit zu wie im Jahre 1813. Und als es dann zur Einberufung der Landwehr kam, da zeigte sich vielfach Widerwille, in den Rheinlanden und in Ostpreußen kam es sogar zu peinlichen Exzessen seitens der Einberufenen. Allein die preußische Disziplin wurde dieser Schwankungen rasch Herr; und überdies stellte es sich heraus, daß die Unzufriedenheit doch weniger tief in die unteren Schichten des Volkes hinabgedrungen war, als die Führer der Opposition sich das vorgestellt hatten: es war ein Konflikt des ge-

bildeten Mittelstandes, nicht des ganzen Volkes. Eben damals fing der Liberalismus der Bourgeoisie an, die Massen, die ihm bisher unbedingte Heeresfolge geleistet hatten, zu verlieren. Das wußte Bismarck, und darum entschloß er sich, durch das allgemeine Stimmrecht den Keil zwischen beide Teile noch tiefer hineinzutreiben.

Aber auch die Klügsten und Besonnensten sahen in dem Bruch und Krieg mit Österreich doch etwas wie einen Frevel; und ein Unglück war er gewiß; nur freilich ein notwendiges Unglück, durch den Gang der deutschen Geschichte unvermeidlich geworden. Österreich ging nicht freiwillig, also mußte es mit Gewalt hinausgedrängt werden, und so war thatsächlich Preußen der angreifende Teil, nur der unvergleichlichen Staatskunst Bismarcks ist es gelungen, auch das — wenigstens zu verschleiern und es zu einem Gegenstand des Streites und Zankes zu machen, wer von beiden Teilen eigentlich der Angreifer sei, oder Österreich so tief zu verletzen, daß dieses schließlich wirklich zum Angreifer wurde. Dabei wogte die öffentliche Meinung unklar und zerrissen hin und her. Marks hat den Kampf in der Seele Wilhelms I. als dessen Biograph geschildert. Aber der König durchlebte nur, was jeder einzelne von uns in ganz Deutschland damals auf sich nehmen und durchmachen mußte: jeder mußte die deutsche Frage in und für sich selber lösen, mußte Stellung nehmen und sich entscheiden, uns allen that damals Bismarck Zwang an. Es war nach einem Ausdruck Hegels die Zeit des „unglücklichen, in sich entzweiten Bewußtseins“: in jeder Stadt, in jeder Familie fast standen sich die verschiedenen Parteien und Standpunkte schroff und voll Haß gegenüber, niemand wußte so recht, was er wünschen und hoffen sollte, außer dem Einen, außer Bismarck. Wir alle, die wir diese Zeit mit Bewußtsein durchlebt haben, haben damals eine Krisis durchgemacht, aus der nur wir Jüngeren sofort ohne Letze und Bruch hervorgegangen sind. Das Verhältnis von Strauß und Vischer ist hierfür gewissermaßen typisch. Die Freundschaft der beiden, von denen 1848 der eine wegen seiner Stellungnahme gegen Robert Blum sein württembergisches Abgeordnetenmandat niedergelegt hatte, der andere im Frankfurter Parlament der Fraktionsgenosse Blums auf der Linken gewesen war, geriet für

einige Zeit in bedenkliches Schwanken; denn wie Strauß schreibt: „wenn in einer politischen Entwickelung der eine etwas Verruchtes sieht, das ihn bis zur Menschenfeindschaft verstimmt, der andere etwas Großes, das ihm die Brust zu neuer patriotischer Hoffnung hebt, so bedarf es der ganzen Stärke altverwurzelter Freundschaft, damit einer nicht am andern irre werde.“ Übrigens zeigt sich gerade in diesen Briefen von Strauß, welche Kämpfe und Wandlungen auch einem so überzeugten Anhänger Preußens in jenen Tagen auferlegt waren. Ich stelle ein paar Stellen zusammen. Am 3. Juli schreibt er: „die Dinge stehen leider jetzt so, daß in jedem nur ein geringes Übergewicht der Meinung, der er anhängt, vorhanden sein kann, wie bei einer Abstimmung mit schwacher Majorität. Keiner wird das Mißliche, das sein eigenes credo drückt, verkennen. Auch mir erscheint dieser Krieg als ein Greuel; allein nun er einmal ausgebrochen ist, stelle ich mich mit meinen Wünschen ganz auf die Seite, der ich immer angehört habe, überzeugt, daß ein Sieg derselben uns zwar wenig Gutes, der der andern aber nur Schlimmes bringen kann. Oder genauer meine ich, ein Sieg Preußens brächte uns im Augenblick auch Schlimmes, ließe aber für die Zukunft doch Gutes hoffen, während uns von Österreich jetzt und in Zukunft nur Schlimmes kommen kann. Gerade bei diesem geringen Übergewicht der einen oder andern Wagschale wird es mir aber mehr als je deutlich, wie das, was dem Zünglein den Ausschlag giebt, am Ende etwas ganz Individuelles ist, in der ganzen Art zu sein, zu empfinden und zu wirken eines jeden liegt.“ Am 12. Juli: „Österreich hasse ich, die Mittelstaaten und ihre Politik verachte ich, vor Preußen habe ich Respekt, zur Liebe langt's noch nicht; aber meine Hoffnung für Deutschland ruht auf Preußen. Entweder durch Preußen oder gar nicht ist Deutschland zu helfen.“ Am 4. August schreibt er an Kuno Fischer: „Gleicher Sinn ist viel wert in solcher Zeit der Spaltung und ebenso selten. Nicht nur daß aus dem Kreise meiner Freunde einzelne noch immer im Groll gegen Preußen verharren: ein Mann, dem auch Du es wohl nicht zugetraut hättest, ist eben jetzt in dieses Lager übergegangen. Schon im vorigen Frühjahr überraschte mich Gervinus, als ich ihn in Heidelberg wieder sprach, nicht wenig durch

seine Idee eines selbständigen Schleswig-Holstein, von dem er sich einen Stützpunkt für eine ganz neue deutsche Politik versprach. Seitdem ohne weitere Nachricht von ihm, sah ich ihn vor vier Wochen, wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz hier in Darmstadt, im Begriff ins Lager des 8. Armeekorps abzureisen, um sich von der dort herrschenden Stimmung zu überzeugen; die seinige war so, daß er gegen „den schändlichen Raub" Schleswig-Holsteins schnaubte und sich vermaß, er hätte nichts dagegen, wenn bei dieser Gelegenheit Preußen „zerkrümelt" würde. Eine böse Sackgasse für einen Geschichtschreiber des neunzehnten Jahrhunderts!" Am 7. August: „Unterdessen haben sich ja die Geschicke vollendet; einerseits, wenn wir noch die preußische Thronrede hinzunehmen, über unsere kühnste Erwartung; andererseits doch so, daß noch mancherlei Befürchtungen Raum gewinnen. Nicht allein die drohende Mainlinie, auch Sachsens Verschonung, die der Annexion die Spitze abbricht und den fremdartigen Einflüssen Thür und Thor öffnet, lassen einen noch nicht zur vollen Freude kommen. Doch bei dem allem: Großes ist erreicht, zu noch Größerem der Boden bereitet, man kann für Deutschland wieder hoffen." Und endlich am 13. August zusammenfassend an Vischer: „Zwar daß ich an dem Gang dieses Krieges meine Freude gehabt haben würde, hast du dir gewiß gedacht. Daß in ganz Deutschland nur Preußen eine wirkliche Macht, es allein bestimmt ist, den Gedanken der deutschen Einheit seiner Verwirklichung entgegenzuführen, war ja längst meine Überzeugung. Doch daß seine Übermacht so entschieden, Österreich so ganz faul und hohl sei, das wußte ich nicht, und insofern machte mich Preußens Siegeslauf, diese unwiderstehliche Vernichtung des an sich Nichtigen, ungemein glücklich. Allerdings nun war das siegreiche Preußen nicht dasjenige, dem ich den Sieg gewünscht hätte. Gewünscht hatte ich ihn einem liberalen, wahrhaft konstitutionellen Preußen; aber das absolute Preußen hat ihn davongetragen. Darüber könnte ich nun grollen; statt dessen entnehme ich nur daraus eine geschichtliche Belehrung. Bis das liberale Prinzip seine Kräfte soweit zusammengefaßt, seine Bekenner so weit unter einen Hut gebracht hätte, um einen solchen Stoß gegen den Partikularismus zu führen, hätten wir noch lange

warten können. Nur darum ist ihm der Absolutismus mit seiner konzentrierten Kraft zuvorgekommen. Das sind Thatsachen, die wir anerkennen, nach denen wir unsere Begriffe berichtigen müssen. Eins nach dem andern! und da ist, wie es scheint, die Einheit, wenigstens die Grundlegung zu derselben, das eine, die Freiheit erst das andere. Du wirst sagen, es sei der Fluch des Strebens nach dem einen ohne das andere, daß auch die Einheit nur halb erreicht worden. Aber auf der anderen Seite ist es ein unschätzbarer Vorteil dieses Gangs der Dinge, daß der Standpunkt des Bundesstaats bereits überschritten, die Dinge bereits halbwegs zum Einheitsstaat angekommen sind. Und wenn du es an sich nicht einsehen kannst, daß, was geschehen, zu Deutschlands Wohl geschehen ist, so blick nur ins Ausland. Die Franzosen bersten vor Neid und Besorgnis, und die Engländer haben Respekt."

Die letzten Äußerungen entstammen schon der Zeit nach der Entscheidung. In der Politik ist der Erfolg ausschlaggebend, und der Erfolg war auf der Seite Preußens. Oder anders, richtiger ausgedrückt: die Schlacht von Königgrätz war nur das Fazit einer langen geschichtlichen Entwickelung und die Rechnung stimmte, über Österreich war damit wirklich der Spruch der Weltgeschichte gefällt; indem es seither keinen Versuch mehr gemacht hat, eine Revision dieses Urteils herbeizuführen, hat es die Thatsache seiner Ausschließung aus Deutschland anerkannt. So strafte sich nach des Österreichers Friedjung trefflichen Ausführungen „die Unterdrückung der lebendigen Kräfte im Volke durch die Gegenreformation und später durch die Regierung Kaiser Franz' und Metternichs. Nie mehr konnte Österreich den Verlust jener tausende von Familien gutmachen, welche nach dem Siege Kaiser Ferdinands II. über den Protestantismus verbannt worden waren. Derselbe Druck, der dann durch mehr als ein Jahrhundert auf den Geistern lag, lähmte auch den Willen und die Entschlußfähigkeit von Generationen und zog eine genußliebende, zu großen Anstrengungen unwillige Bevölkerung groß. Und dies war für den Staat vielleicht noch schlimmer als die geistige Öde in Schule und Wissenschaft; denn Mangel an Bildung ist in der Geschichte oft durch Kraft und Thatenfreudigkeit ersetzt worden. Dieser Mißstand steigerte sich in der Zeit

bis 1848; die Revolution dieses Jahres fand einen Regierungsapparat vor, aus dem die Energie längst entflohen war. Die absolutistische Regierung hatte durch Unterdrückung aller selbständigen Regungen die Völker im Zaum gehalten und nichts als die blinde Erfüllung der Befehle gefordert. Und das System der Bevormundung feierte im Untergang seinen Triumph: ein Teil der ungarischen Regimenter und die Flotte zu Venedig gehorchten Kossuth und Manin so pünktlich wie früher dem legitimen Herrscher. Die leitenden Männer von 1866 waren in den Ideen Metternichs und der Restauration aufgewachsen. Sie bestritten den Völkern das Recht, sich den Staat selbst zu formen; sie unterschätzten die Kraft des Nationalgefühls; die Legitimität und die Verträge waren für sie die einzige Quelle nicht bloß des positiven Rechts, sondern auch die Wurzeln der historischen Entwickelung. Sie vertraten die Staatenordnung der heiligen Allianz und damit eine versinkende, ihnen unersetzlich scheinende Welt". Beim Volk aber „erfuhr die Gewohnheit des Gehorsams und des Genießens keine Unterbrechung". Die Konzerte von Strauß im Volksgarten zu Wien waren nach wie vor gut besucht; nur bei einzelnen „brach nach österreichischer Art der Hang zur Selbstkritik und Selbstverhöhnung bitter hervor".

Preußen aber brachte dieser Sieg nicht nur die erstrebte Vorherrschaft in Deutschland, sondern auch die innere Gesundung und Heilung von einer doch vorhandenen schweren Wunde. Als Bismarck, statt nach dem Willen seines Königs den Sieg auf den böhmischen Schlachtfeldern gegen Österreich und die Süddeutschen rücksichtslos auszunützen und ihn im Verhältnis zu dem eigenen Landtag nach den Aspirationen der Konfliktszeit zu einem inneren Düppel werden zu lassen, nach außen und innen sich der Mäßigung befleißigte und den König Indemnität nachsuchen ließ für die budgetlose Regierung der Konfliktsjahre, da war die Möglichkeit eines kräftigen Bundes mit Österreich geschaffen und der Konflikt im Innern beigelegt. Hinfort standen nur noch zur Rechten die Junker verdrießlich bei Seite, weil sie darin die Anerkennung des liberalen Gedankens sahen, und links die unbedingten Fortschrittsmänner, welche über die Stärkung des monarchischen Prinzips grollten und nichts vergessen,

aber auch nicht verstehen konnten, daß ein Hauptstück ihres Programms von ihrem Gegner verwirklicht sei. Indem sie gegen die doch erst teilweise errungene Einheit die Forderungen der Freiheit ausspielten und über ihre Vergewaltigung durch Bismarck klagten, bildete sich im Bruch mit ihnen die nationalliberale Partei, welche von 1866 bis 1879 unser politisches Leben beherrscht oder richtiger unter Bismarck die politischen Geschäfte besorgt hat. Der ganze Verlauf der Dinge aber forderte den Liberalismus zur Einkehr bei sich und zu ernstlicher Selbstkritik auf, wie sie damals der altliberale Baumgarten in eindringender Weise an ihm übte.

Noch aber fehlten die Süddeutschen. Ausgeschlossen vom Norddeutschen Bund waren sie freilich insgeheim bereits durch Schutz- und Trutzbündnisse enger mit diesem verbunden, als die Welt wußte und ahnte. Und der Zollverein, der sich schon 1864 neu befestigt und die Versuche Österreichs in ihn einzudringen oder ihn zu sprengen siegreich abgewehrt und damit bewiesen hatte, daß die materiellen Interessen politischen Sympathien und Antipathien vorgehen, brachte nun das erste Organ der vollen Einheit und Einigung, das Zollparlament. Damit kam nun endlich Karl Mathys Gedanke siegreich zu Ehren: dieses Zollparlament schien förmlich nach der Ausgestaltung zu einem Vollparlament zu rufen.

Während sich aber im Norden trotz aller auch da noch bestehenden Gegensätze ein erfreuliches politisch-parlamentarisches Leben entwickelte mit viel energischer Arbeit auf dem Boden der Gesetzgebung, standen wir im Süden isoliert und innerlich noch immer in wilden Parteigegensätzen zerrissen, traurig und neidvoll beiseite. Lieber französisch als preußisch! konnte man bei den württembergischen und den nicht zu ihrer Freude annektierten Frankfurter Demokraten hören, und die nationale Partei war außer in Baden auch jetzt noch überall in der Minderzahl. Und war es vor dem Ausbruch des Krieges natürlich, wenn ein Parteimann wie Treitschke seine Stelle an einer süddeutschen Universität freiwillig niederlegte, so war es nach dem Abschluß der Schutz- und Trutzbündnisse doch verwunderlich, daß die württembergische Regierung den Professor Pauli in Tübingen, der sie und das Königshaus freilich in der Form nicht eben taktvoll kritisiert und angegriffen hatte, zur Nieder-

legung seines Amtes zwang und so seinen großdeutschen Gegnern einen willkommenen Triumph verschaffte; das war mehr Rache als Gerechtigkeit. Bei den Wahlen zum Zollparlament brachen die wilden Parteileidenschaften hervor und ihr Ausfall bewies, wie widerwillig Süddeutschland noch immer war. Damals knüpfte sich das verhängnisvolle Band zwischen den Ultramontanen und den Radikalen; der Kampf gegen „die Verpreußung" führte sie zusammen; die Presse der beiden Richtungen feierte die wildesten Parteiorgien und erging sich in einer Flut von Schmähungen gegen preußische Art und Bismarcksche Politik. Kurz vor Ausbruch des französischen Krieges hatte in Württemberg sogar ein Antrag der Volkspartei auf Herabsetzung der Präsenz oder deutlicher auf Ersetzung des stehenden Heeres durch das Milizsystem Aussicht auf Annahme, nur die Bundestreue des Königs und der Sturz des rabiat großdeutschen Kultusministers von Golther verhinderten diese Blamage. Dagegen mußte noch im Februar 1870 in Bayern der national, wenn auch nicht „kleindeutsch" gesinnte Minister Hohenlohe einem Mißtrauensvotum der „Patrioten", d. h. der ultramontanen Partikularisten weichen. Umgekehrt drängte Baden zum Anschluß und Eintritt in den norddeutschen Bund und ließ sich nur schweren Herzens von Bismarck abweisen und zum Warten und zur Geduld vertrösten.

Der deutsch-französische Krieg.

Da brachte der aus nichtigen und frivolen Gründen uns aufgezwungene Krieg mit Frankreich die Lösung und die Befreiung von jenem unglücklichen Bewußtsein der Entzweiung, wie er uns äußerlich die Einheit gebracht hat. Damit erfüllte sich das Napoleonische Nationalitätsprinzip auch an uns. Die Süddeutschen traten auf die Seite Preußens, der Widerstand der Ultramontanen und der süddeutschen Volkspartei hielt dem Sturm der allgemeinen Volksbegeisterung nicht stand. Und nun ging es wieder einmal unter den Klängen des deutschen Liedes — es war die in den vierziger Jahren gleichzeitig mit Beckers „Sie sollen ihn nicht haben" von Schneckenburger gedichtete „Wacht am Rhein" — ins Feld. Der Erfolg war ein ungeheurer, der Siegeslauf beispiellos. Die

Stimmung jener Zeit darf ich hier nicht schildern. Aber es ist keine Überhebung, wenn ich sage: glücklicher haben wir Deutsche uns nie gefühlt als in jenen Tagen, nicht aus Siegesübermut, sondern vor allem auch darum, weil es eine Katharsis und eine Versöhnung der Geister war nach Jahren der Zwiespältigkeit und des Kampfes. Die sich vier Jahre zuvor im eigenen Hause bekriegt hatten, die stritten nun gemeinsam für ein und dasselbe Vaterland. Wir wurden wieder Ein Volk, und damit war aller Hader vergessen; namentlich wir Süddeutsche fühlten uns wie erlöst von dem schwer auf uns lastenden unklaren und bösen Übergangszustand der vier letzten Jahre. Und auch besser sind wir als Volk im ganzen nie gewesen: der Egoismus machte dem Eintreten für das Ganze Platz, über sich und seine eigene kleine Person mit ihren selbstischen Interessen war man hinaufgehoben, und auch die trennenden socialen und konfessionellen Unterschiede waren vom Sturme dieser Zeit verweht. D. Fr. Strauß hat in seinem Brief an Renan damals auch denen aus der Seele gesprochen und für die das rechte Wort gefunden, die ihn sonst als Ketzer weit von sich wegwiesen. Daß der Krieg nach Schillers Wallenstein ein rauhes Handwerk ist und das lange Lagerleben vor Metz oder Paris auch auf manch einen verrohend wirkte, hat Rindfleisch in seinen Kriegserinnerungen in voller realistischer Ehrlichkeit geschildert. Aber im Großen können sich weder die Friedensfreunde mit ihren ethischen Anklagen gegen den Krieg noch die Demokraten mit ihren politischen Vorwürfen gegen den Militarismus auf den siebziger Krieg berufen. Dagegen ist es eine von Treitschke aufgebrachte Legende, daß unser Volk mit besonderer Frömmigkeit in diesen Krieg gezogen oder aus ihm heimgekehrt sei. Auch diesmal lehrte die Kriegsnot manch einen beten. Allein dabei unterschied sich dieser Krieg doch durchaus in der Stimmung der Kämpfer von den Befreiungskriegen zu Anfang des Jahrhunderts: die Not war nicht so groß, daß sie zum beten gezwungen hätte, und so war das Buch der heimkehrenden — man mag das beklagen oder darüber schelten, aber man darf es nicht leugnen wollen — das im Jahr 1872 erschienene Glaubensbekenntnis von Strauß „der alte und der neue Glaube", das trotz aller Ablehnung von Seiten

der Kritik doch recht viele „Wir“ als Leser fand, die ihm zustimmten.

Klar aber war alsbald nach den entscheidenden Siegen um Metz und bei Sedan, daß nun auch die deutsche Frage gelöst sei im Sinne der alten Erbkaiserlichen und der jüngeren Gothaer: Deutschland mit Ausschluß Österreichs eins und Preußens König deutscher Kaiser. Und wieder zeigte sich Bismarcks Größe wie beim Friedensschluß von Nikolsburg in der Mäßigung, mit der er sich gegen jeden Zwang und Druck auf die Bundesgenossen sträubte, mit der unitas in necessariis sich zufrieden gab und so auch den souveränen Fürsten die Annahme der Verfassung erleichterte. Die Reservatrechte Württembergs und mehr noch diejenigen Bayerns waren freilich ein störendes Ornament am Bau des deutschen Reiches, das viele fast ebenso beklagten wie vier Jahre zuvor die Erhaltung Sachsens und den Ausschluß Süddeutschlands; aber es war doch nur ein unschöner Schnörkel, keine wirkliche Beeinträchtigung, die den Bau gefährdete. Am 18. Januar 1871 erfolgte im Spiegelsaal zu Versailles die Proklamation, durch die Preußens König sich die deutsche Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Damit war der alte Kaisertraum Wirklichkeit geworden, Barbarossa war aus dem Kyffhäuser heraufgestiegen, die Raben flatterten nicht mehr unheilverkündend um den Berg; aber der große Realist, der diese Krone geschmiedet hatte, zusammen mit dem nüchternen dieser Erhöhung innerlich widerstrebenden Sinn des Königs Wilhelm bürgte dafür, daß die Romantik nicht von vorneherein verdarb, was nur klare politische Arbeit erhalten und ausgestalten konnte. Deutschland saß im Sattel, nun sollte es reiten.

Bismarck.

Ich glaube nicht, daß meine Leser den Eindruck haben, als ob hier die Mitwirkung des deutschen Volkes an der Begründung des deutschen Reiches unterschätzt sei; ich sage noch einmal: ohne 1848 kein 1870! Aber daß es schließlich doch von einem König und einem konservativen Minister im Heerlager draußen im Feld und Sieg zu Ende geführt und zustande gebracht worden ist, dem darf sich niemand verschließen. Das Heer und sein genialer Führer

Moltke sind damals wieder populär geworden beim ganzen Volk; daß heute noch jeder junge Mann stolz darauf ist zu dienen und gedient zu haben, schreibt sich von jener Zeit her, und der Jubel, mit dem man in Nord und Süd die einziehenden Truppen begrüßte, galt nicht nur dem Sieg und dem Errungenen, sondern war zugleich auch die Besiegelung dieser Einheit zwischen Volk und Heer. Und ebenso sind dadurch der Monarchie, welche seit 1848 in weiten Kreisen mehr nur ertragen wurde und deren Nimbus durch die Annexionen von 1866 doch ernstlich Not gelitten hatte, die Herzen wieder gewonnen worden. Sie hatte sich als Macht gezeigt, die imponierte, die deutschen Fürsten hatten Opfer gebracht, selbst der, der dabei das meiste gewonnen hatte, König Wilhelm hatte sein Preußentum dran geben müssen, und das war ihm nicht leicht geworden. Aber noch mehr als der äußere Glanz der Kaiserkrone bedeutete der, der sie trug: die schlichte Größe dieses Mannes ohne alle Genialität voll treuer Pflichterfüllung und voll kindlicher Sicherheit machte ihn uns allen im höchsten Grade verehrungswürdig, und indem er die Herzen des ganzen deutschen Volkes für sich und seine Person gewann, gewann er uns für das Königtum und die Monarchie. So mußte der deutsche Kaiser aussehen, wie dieser milde Greis mit den freundlich blickenden Augen und der hoheitsvoll stattlichen Gestalt, so hatten wir ihn uns immer gedacht, nun stand er vor uns so, wie wir ihn haben wollten.

Aber darüber kann natürlich kein Zweifel sein, daß der, der all dieses Große erreicht und fertig gebracht hat, schließlich doch ein anderer, daß es Bismarck war — siegreich gegen eine Welt von Schwierigkeiten von seinem König und Herrn an, der sein Größtes damit vollbrachte, daß er an ihm festhielt und sich ihm unterordnete, bis herab zu seinen Feinden, die ihn mit beispielloser Schärfe und haßerfülltem Herzen bekämpft haben. Aber für uns, die wir von den geistigen Strömungen im Leben unseres Volkes zu reden haben, ist es doch nicht bloß dieser wunderbare Erfolg in der äußeren Politik, sondern es ist die sieghafte Macht einer großen, alles weit überragenden Persönlichkeit, die nun die nächsten zwei Jahrzehnte geradezu beherrscht. Nur einmal noch hat ein Mann im Leben unseres deutschen Volkes so hinreißend und machtvoll gewirkt, so

fraglos die Geister zur Entscheidung für oder gegen sich, zu Liebe oder Haß aufgerufen und gezwungen — es war im sechzehnten Jahrhundert Martin Luther. Wir haben nur vier ganz große Menschen in unserer deutschen Geschichte: Luther, Friedrich den Großen, Goethe und Bismarck; unser Jahrhundert kann sich rühmen, zwei davon die seinigen zu nennen. Weder mit Friedrich noch mit Goethe ist Bismark ohne weiteres zu vergleichen: jener ist der Mann „der Skepsis der verwegenen Männlichkeit, welcher dem Genie zum Kriege und zur Eroberung nächst verwandt ist", dieser der universale Mensch und Träger einer wahrhaft humanen Bildung, mit der er alles Gute und Große des achtzehnten Jahrhunderts herüberrettete in das neunzehnte und dieses bewahrte vor dem völligen Versinken in romantische Krankhaftigkeit und Barbarei. Auch sie haben etwas Dämonisches, bei Friedrich dem Großen haben erst jüngst Max Lehmann und Hans Delbrück darauf hingewiesen; allein es verbarg sich bei Goethe hinter jener spinozistischen Betrachtungsweise im Lichte der Ewigkeit, womit er den Dingen auf den Grund sah, bei Friedrich hinter der blanken Helle seines Verstandes. Bismarck dagegen war wie Luther einseitiger, er war wie dieser ein Mann des Willens und des Temperaments, der instinktiv aus der Volksseele heraus zu handeln, wie er intensiv in ihr zu lesen wußte, ein Revolutionär und Neuerer im großen Stil und daneben doch konservativ bis in die Knochen, selbstherrlich und gewaltthätig, leidenschaftlich und dämonisch, mit einem Wort ein Genie, ein Heros, ein ganz großer Mann. Groß auch in dem Sinne Hegels: „In der öffentlichen Meinung ist alles Falsche und Wahre, aber das Wahre in ihr zu finden ist die Sache des großen Mannes. Wer, was seine Zeit will und ausspricht, ihr sagt und vollbringt, ist der große Mann der Zeit. Er thut, was das Innere und Wesen der Zeit ist, verwirklicht sie, und wer die öffentliche Meinung, wie er sie hier und da hört, nicht zu verachten versteht, wird es nie zu Großem bringen." Eben darum waren die beiden auch dem Volke verwandter, zugänglicher, in ihrer Riesengröße verständlicher. Die Gebiete, auf denen diese nahe-verwandten Genien wirkten, waren freilich verschieden: Luther der religiöse, Bismarck der politische Erneuerer der Deutschen. Darin liegt alsbald auch ein bedeutsamer sachlicher Unterschied: das

Religiöse ein Innerliches und Ideales, das Politische ein Äußerliches, Reales und Realistisches, und deshalb hat uns Bismarck zu Realisten gemacht, weil die Zeit dazu erfüllt und angethan, war. Und ein zweites hängt damit zusammen: Luther bewegt sich auf einem dem Volk am Herzen liegenden Gebiet, bei Bismarck scheint es umgekehrt, und darum beginnt er mit Gegensatz und Konflikt, mit Zwang und Vergewaltigung. Dem Volke der Dichter und Denker war die Politik von Haus aus fremd und wenig sympathisch und so scheint es, als habe er das Fühlen und Empfinden seines Volkes erst umgestalten und in seine Bahnen zwingen müssen. Aber so scheint es nur. Wir haben gesehen, wie die politische Frage seit 1815 und vollends seit 1848 im Mittelpunkt und Vordergrund des Interesses gestanden hat und auf ihre definitive Lösung alles hinwies und hindrängte; seit dem jungen Deutschland galt der Idealismus als überlebt, seit 1848 als unpraktisch und unbrauchbar. So bestätigt also Bismarck nur die Regel, daß große Individuen nicht groß sein und werden können, wenn sie ihre Zeit nicht verstehen, wenn sie nicht aussprechen, was diese im Tiefsten bewegt, ausführen, was sie ersehnt und erstrebt. Nicht weil ihm so Großes gelungen, sondern mehr noch weil er so groß gewesen ist und so typisch den Genius unseres Volkes in sich verkörpert hat, ist er wie Luther zum Markstein geworden, an dem sich die Geister geschieden haben und lange noch scheiden werden. Denn auch das gehört zur welthistorischen Größe, daß sie drückt und reizt: das Verhältnis Melanchthons zu Luther ist dafür für alle Zeiten charakteristisch, das Wort: „ich bin nicht gekommen Frieden zu bringen, sondern Krieg" gilt für alle Großen. Sie drückt aber nicht nur, sie erdrückt auch, darum pflegt auf die Zeit eines so großen und starken Menschen eine Generation von Epigonen zu folgen, und der Charakterstärke thun sie ohnedies nicht gut. Und darin hatte Bismarck doch im Gegensatz zu Luther etwas von dem Realisten Napoleon, daß er zwar feinfühliger als dieser die Imponderabilien, das was in der Volksseele unterirdisch schwingt, zu schätzen und zu benützen wußte, aber das Ideale zu pflegen war nicht seine Sache, wo es und seine Träger ihm unbequem wurden, da schritt auch er rücksichtslos darüber hinweg und schob sie verächtlich beiseite.

Aber nicht nur wie er war, schon daß er da war als einzigartig mächtige Persönlichkeit, war bedeutungsvoll für seine Zeit. Wir werden bald sehen, wie die Tendenzen dieses Zeitalters aufs Massenhafte und Nivellierende gerichtet waren: durch die Verleihung des allgemeinen Stimmrechts hat Bismarck denselben erst recht zum Ausdruck verholfen und ihnen mächtig Vorschub geleistet. Daß sie aber nicht alles überfluteten und unter ihrem Strome begruben, dafür war er da, wie ein Riese stand er und stemmte sich dagegen und an ihm brach sich die Hochflut der allgemeinen Gleichheit. Der Heroenkultus, wie ihn von England herüber Carlyle predigte, die Schätzung des Genies, die Anerkennung der Individualität und ihrer Bedeutung — das alles kam auch durch ihn in die Welt und wuchs in allerlei Formen, oft selbst im Gegensatz zu ihm, aber doch immer im Hinblick auf ihn und seine Riesengestalt, zwischen den anderen Strömungen mächtig heran und wurde zu einem der bedeutsamsten Züge in dem Bilde von fin de siècle.

So ist die deutsche Welt in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts lutherisch oder antilutherisch gewesen, im letzten Drittel des neunzehnten ist sie bismarckisch oder antibismarckisch. Deshalb wird seine Gestalt, wie sie alles überragt, so auch bei allem, was wir noch zu berichten haben, beherrschend, bestimmend, beeinflussend, herausfordernd, hemmend, bekämpfend uns immer im Sehfeld bleiben und häufig wieder in den Mittelpunkt desselben rücken müssen; denn nun erst hatte er sich durchgesetzt, nun erst kommt seine Zeit, in Wahrheit die Ära Bismarcks.

IV.

1871 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Seine eigene Zeit in Worte fassen und sich damit gewissermaßen über sie stellen zu wollen, erscheint auch mir vermessen. Man verwechselt dabei zu leicht persönliche Stimmungen und allgemeine Strömungen, und man steht den Menschen und den Ereignissen viel zu nahe, das Kleine und Bedeutungslose sieht man noch zu deutlich und zu groß, das Große und Bleibende umwuchert von dem Kleinen und Vergänglichen viel zu klein. Und doch steht es mit der Zeit von 1871 bis 1890 hierin verhältnismäßig noch günstig: es ist die Zeit Bismarcks und durch ihn die Zeit Wilhelms I. Diese Männer leben sich vor unsern Augen darin aus, und um ihretwillen hält sich auch manches Neue, das unter ihnen unabhängig von ihrem Einfluß heranwächst, fast geflissentlich und seine Zeit abwartend zurück. Deshalb ist der Einschnitt so scharf markiert und deshalb ist seit 1890 die Welt so anders und rings um uns her alles wie verwandelt. Dieses Neue war schon vorher da, aber ans Licht wagte es sich erst, als das Alte und als der große Alte weg war. Darum ist von diesem Neuen auch erst ganz zuletzt zu reden, fin de siècle ist die Zeit von 1890 bis zu diesem Augenblick. Als abgeschlossen liegt dagegen die Bismarcksche Ära im ganzen doch schon jetzt klar vor unseren Augen, sie gehört mehr als uns lieb ist bereits der Vergangenheit an.

Ganz deutlich zerfällt sie in zwei Perioden, eine liberale von 1871 bis 1878 und eine zweite nicht leicht zu bezeichnende: rückläufig könnte man sie wohl in gewissem Sinn nennen, sofern jetzt mit den Konservativen regiert und ostelbischen Ansprüchen und romantischen Tendenzen Raum geschaffen wird; aber auf der andern Seite setzt hier auch ein Neues kräftig ein, dem sich gerade der Liberalismus nicht gewachsen und gewillt zeigt, so daß dieser nun zum Teil als das Rückständige und Rückläufige erscheint. Und zwei von diesen Elementen — das konservativ agrarische und das romantisch

ultramontane einerseits, das socialistische und sociale auf der andern Seite überdauern die Bismarcksche Ära und wirken in der Gegenwart mächtig weiter.

Allein trotzdem möchte ich hier nicht chronologisch periodisieren und gliedern, sondern zunächst die zwei Entwickelungsreihen herausgreifen, die sich am deutlichsten hervorheben und sondern lassen, — die abgeschlossene des Kulturkampfes und die in der Klarheit des Höhepunktes vor uns stehende des Socialismus. Alles übrige können wir teilweise in sie einfügen, teilweise mit dem Neuen des letzten Jahrzehnts in einem besonderen Schlußabschnitt zusammenfassen.

Zwölftes Kapitel.

Der Kulturkampf.

Das neue Reich. Bismarck und die Nationalliberalen.

In den sechziger Jahren verschlang das politische Interesse alles andere: so einseitig und namentlich auch so litterarisch gleichgültig war das deutsche Volk nie gewesen. Freytags „Verlorene Handschrift" oder Fritz Reuters „Ut mine Stromtid", die beide 1864 vollendet vorlagen, genoß man nur so nebenher, obwohl der gesunde und erfrischende Humor des letzteren, verkörpert in der unsterblichen Gestalt seines Onkel Bräsig, über den bitteren Ernst der Zeit hinweghelfen konnte. Allein so Schlag auf Schlag folgten die großen Ereignisse — der Militärkonflikt in Preußen, die Lösung der Schleswig-Holsteinischen Frage durch den deutsch-dänischen Krieg und die Einverleibung der Elbherzogtümer in Preußen, der Krieg von 1866 und als Siegespreis die preußischen Annexionen und die Gründung des norddeutschen Bundes, und endlich der deutsch-französische Krieg und die Aufrichtung von Kaiser und Reich —, daß man atemlos zusah und für anderes schlechthin keine Zeit, keinen Sinn, keinen Blick mehr hatte. So sind wir aus einer Nation von Dichtern und Denkern zu einem politischen, aus einem immer noch idealistischen zu einem recht realistischen Volke umgeschmiedet worden.

Und nun war also des deutschen Volkes Sehnen und Träumen und Hoffen erfüllt, wir hatten Kaiser und Reich, es war Frühling geworden in den deutschen Landen, und selten hat ein Volk hoffnungsvoller und mutiger der Zukunft entgegengesehen als wir Deutsche zu Anfang der siebziger Jahre. Wohl galt auch hier das Wort des verständigen Pfarrers in Goethes Hermann und Dorothea:

Seid nicht scheu und verwundert, daß nun auf einmal erscheinet,
Was Ihr so lange gewünscht. Es hat die Erscheinung fürwahr nicht
Jetzt die Gestalt des Wunsches, so wie Ihr ihn etwa geheget.
Denn die Wünsche verhüllen uns selbst das Gewünschte; die Gaben
Kommen von oben herab, in ihren eignen Gestalten.

Gerade daß das Reich „von oben herab" gekommen war, verhüllte manchem die Thatsache, daß es das Gewünschte und Gewollte wirklich sei. Die alten Achtundvierziger, die demokratischen Volksparteiler im Süden, und von der Generation der Konfliktsperiode die unversöhnt bleibenden Fortschrittsmänner im Norden, konnten sich mit dem Gewordenen nicht befreunden: jenen war das Reich zu monarchisch und zu preußisch, diesen war es zu bismarckisch. Daß aber die Mehrheit des deutschen Volkes trotzdem mit dieser Lösung der deutschen Frage zufrieden war, sah man nicht nur aus dem Jubel Einzelner, wie er uns z. B. in der Schrift Baumgartens: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind" entgegenklingt, sondern vor allem aus den Reichstagswahlen der siebziger Jahre. Die nationalliberale Partei, so recht die Trägerin dieser frohen, optimistischen Stimmung jener Zeit, erhielt imposante Mehrheiten, bis auf 155 stieg die Zahl ihrer Sitze im zweiten deutschen Reichstag. Zugleich ein Zeichen, daß das deutsche Bürgertum der Träger der nationalen Bewegung gewesen war; denn vornehmlich aus ihm rekrutierten sich die Mitglieder dieser Partei; und neben den die Versöhnung acceptierenden Flügel der preußischen Konflikts- und Fortschrittspartei traten in ihr viele Abgeordnete aus den annektierten Provinzen und aus den selbständig gebliebenen Mittelstaaten Sachsen, Baden und Württemberg.

Da diese Partei, fast für sich allein schon die Mehrheit des Parlaments, als nächste Aufgabe den Ausbau des Reiches mit Bismarck zusammen durchzuführen hatte und da sich derselben auch die Konservativen nicht versagten, so ging es verhältnismäßig glatt und rasch. Wenn auch das Ministerium im wesentlichen konservativ blieb und der König namentlich sich immer nur schwer selbst von so reaktionären Männern, wie dem Kultusminister von Mühler trennen mochte, so wurden die liberalen Forderungen und Wünsche doch durch das Parlament kräftig vertreten, und auch Bismarck ging darauf so willig ein, daß es darüber und weiterhin über die

Kulturkampfgesetzgebung zum Bruch und Konflikt mit den grollenden und altpreußisch gebliebenen Konservativen kam. Unter den Deklaranten der „Kreuzzeitung", ja selbst unter den Hintermännern der „Reichsglocke" und der ganzen skandalösen Preß-Kampagne gegen „die Aera Delbrück-Camphausen-Bleichröder" fanden sich feudale und konservative Namen. Was man vielfach gefürchtet hatte, nach dem siegreichen Kriege komme die Reaktion, das hat sich in den siebziger Jahren nicht bewahrheitet; im Gegenteil, es war eine liberale Ära, die freilich mehr vom Willen Bismarcks abhing und nicht auf der konstitutionellen Doktrin und dem parlamentarischen System beruhte. Vom „englischen Verfassungs- und Verwaltungsrecht", wie es Gneist soeben verstehen gelehrt hatte, kam doch auch einiges in die Gesetzgebung des Reiches und Preußens, wenn auch der Jurist dem Politiker häufiger Konzessionen machte als dieser dem Juristen. Über der Arbeit vergaß man Theorie und System und bei der Arbeit fand man sich, lernte man sich verstehen und gab sich auch hin und her nach. An Arbeit fehlte es freilich nicht. Denn dieses neue Reich war wie der Kaisertitel zunächst noch scheinbar leer und unausgefüllt und mußte nun erst mit Inhalt und Leben erfüllt werden. Und es war auch ein recht künstlicher Bau, der zu keiner staatsrechtlichen Schablone passen wollte und in der Abgrenzung der Gewalten unendliche Schwierigkeiten in sich zu bergen schien: das Problem, Einheit und Vielheit, Bestehendes und Neues in sich zu vereinigen, schien schier unlösbar; den Unitariern war der Einheit viel zu wenig, den Partikularisten ihrer schon zu viel. Aber siehe da! Die leeren Formen füllten sich rasch, der norddeutsche Bund hatte darin schon kräftig vorgearbeitet: und beim guten Willen von allen Seiten, der namentlich auch den deutschen Fürsten nachzurühmen ist, lichtete sich das Chaos erfreulich schnell, die Abgrenzung machte sich leicht und wo sie zu eng gezogen war, da wuchs nach einem glücklichen Ausdruck von Marks „die Wirklichkeit über die unsicheren Grenzen fröhlich hinaus."

Aber daß es eine ungleiche Ehe war, dieses Verhältnis zwischen Bismarck und der nationalliberalen Partei, war unverkennbar. Größe drückt und überwältigt, wie schon gesagt, und so verdunkelte Bismarcks riesige Gestalt immer wieder das Parlament und drohte

es zur Bedeutungslosigkeit herabzudrücken. Oft genug erzwang er sich durch die Einsetzung seines ganzen Willens und seiner Persönlichkeit Nachgiebigkeit auch da, wo eine solche mit den Principien und dem Programm einer liberalen Partei schlechthin unvereinbar war. Viel seltener setzte umgekehrt die liberale Partei ihm gegenüber ihren Willen durch. Aber gerade weil der Widerstand so oft bei der dritten Lesung erlahmte, minderte sich Bismarcks Respekt vor der Partei, und das häufige Widersprechen Laskers erschien ihm mehr wie schulmeisterliches Besserwissenwollen als wie charakterfeste Opposition und reizte und erbitterte ihn darum über Gebühr und Notwendigkeit. Ganz besonders zuwider war ihm an diesem optimistischen Liberalismus ein gewisser sentimentaler Humanismus und Philanthropinismus, der sich z. B. bei den Kämpfen um das Strafgesetzbuch durchzusetzen suchte und diesem harten Mann von Stahl und Eisen als Schwäche und Weichlichkeit lächerlich vorkommen mußte; so konnte er nur mit Aufbietung aller Kraft die Beibehaltung der Todesstrafe gegen den liberalen Doktrinarismus erreichen. Das alles gab dann dem Spott der Gegner von links und von rechts und dem Mißtrauen der alten Feinde Preußens immer wieder neue Nahrung und ruinierte vor allem die nationalliberale Partei selbst, der man eine übertriebene Neigung zum Abschluß von Kompromissen und eine allzugroße Nachgiebigkeit, Mangel an Rückgrat nicht ganz ohne Grund nachsagte.

An Gegnern aber, die auf jede Blöße lauerten und sie auszunützen suchten, fehlte es weder dem neuen Reich noch der nationalliberalen Partei, am allerwenigsten aber Bismarck, der auch seinerseits stets ein guter Hasser gewesen ist und es verstanden hat, au corsaire corsaire et demi zu sein. Die Welfen in Hannover, die freilich am wenigsten zahlreiche Rechtspartei im alten Kurhessen, die Polen mit ihren nie verjährenden nationalen Aspirationen und ihrem unruhvollen Haß, die neugewonnenen Elsaß-Lothringer, die eine zweihundertjährige Zusammengehörigkeit doch weit mehr zu Franzosen gemacht hatte, als das ein bequemer Germanisierungseifer zugeben wollte, die paar Dänen im Norden von Schleswig — sie alle waren mit dem ganzen Bestand des deutschen Reiches unzufrieden. Und auch in Bayern und Schwaben, in Frankfurt und

in Sachsen lebte der partikularistische Preußenhaß vielfach fort und fand an der brüsken Schneidigkeit so vieler Norddeutschen und ganz besonders an der schnodderigen Art des sich leicht und gerne überhebenden und alles besser wissenden Berlinertums reichliche Nahrung; das oft gehörte Wort „das verstehen die Süddeutschen nicht" hat das sich Verstehen hin und her unnötig erschwert. Aber im Grunde ging doch das Einleben in die neuen Verhältnisse und das sich Gewöhnen an die Zusammengehörigkeit rascher, als man erst erwartet hatte, und die Gegensätze hörten bald genug auf trennende zu sein. Der Partikularismus war schnell keine Gefahr mehr für das deutsche Reich, noch einmal sei hier auch des Verdienstes der deutschen Fürsten um diesen Verschmelzungsprozeß gedacht. Das „lieber französisch als preußisch!" ließ nach 1870 nicht einmal mehr „das bayerische Vaterland" von Dr. Sigl hören, obwohl hier ein burlesk vorgetragener Preußenhaß noch bis zur Stunde seine Abnehmer findet.

Das Unfehlbarkeitsdogma.

Dagegen ward im Augenblick der Entstehung des Reiches mitten hinein in das innere Leben unseres Volkes eine Frage geworfen, die es wirklich zu zerklüften drohte, die uns ein volles Jahrzehnt aufs leidenschaftlichste erregt und beschäftigt hat und die auch heute noch unser nationales und politisches Leben leidig beeinflußt und beherrscht — die Frage, wie sich der deutsche Staat zu dem am 18. Juli 1870 verkündigten Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit und seinen Folgen zu stellen habe.

Dieses Dogma war ja nicht eigentlich ein Neues. Nachdem im fünfzehnten Jahrhundert das Episkopalsystem in Konstanz und vor allem in Basel kurzdauernde Siege errungen hatte, war das Papsttum im sechzehnten Jahrhundert aus der schweren Erschütterung durch die Reformation neu erstarkt und gekräftigt hervorgegangen, so daß es schon auf dem Tridentiner Konzil die ausschlaggebende Macht in allen Entscheidungen gewesen und von den Jesuiten schon damals die Lehre von der persönlichen Unfehlbarkeit des Papstes aufgestellt worden war; und seither hatten es sich diese zur Aufgabe gemacht, den Primat des Papstes zu einem immer schrankenloseren zu erheben. Doch stellte selbst Möhler noch seine

„Unverirrlichkeit“ ausdrücklich in Abrede. Aber in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts sollte nun doch die Stunde schlagen für die öffentliche Verkündigung dieses päpstlichen Absolutismus und seine Befestigung durch die Fixierung zum Dogma. Papst Pius IX., der bei seiner Thronbesteigung im Jahre 1846 von den überschwänglichsten nationalen und liberalen Hoffnungen der Italiener begrüßt worden war, hatte unter den Stürmen des Jahres 1848 mit diesen Jugendträumen als mit einer Jugendverirrung rasch und gründlich gebrochen, sich nach seiner Rückkehr nach Rom ganz in die Hände der Jesuiten gegeben und unter ihrem Einfluß am 8. Dezember 1854 die von ihnen längst schon vorgetragene Lehre von der unbefleckten Empfängnis der Maria feierlichst verkündigt, obgleich der Orden der Dominikaner gestützt auf die Autorität des heiligen Thomas von Aquino nie aufgehört hatte, den Franziskanern gegenüber dieser Lehre energisch zu widersprechen und sie abzulehnen. Jetzt wurde ex cathedra herab proklamiert: „Zur Ehre der heiligen Dreifaltigkeit, zur Zierde der jungfräulichen Gottesgebärerin, zur Erhöhung des katholischen Glaubens und zum Wachstum der christlichen Religion, aus Vollmacht unseres Herrn Jesu Christi, der heiligen Apostel Petrus und Paulus und Unserer eignen, erklären Wir und entscheiden: die Lehre, welche festhält, daß die seligste Jungfrau Maria im ersten Augenblicke ihrer Empfängnis vermöge einer besonderen Gnade und Bevorzugung von Seiten des allmächtigen Gottes, im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers der Menschheit, vor jeglichem Makel der Erbschuld frei bewahrt worden sei, ist von Gott geoffenbart und muß daher von allen Gläubigen fest und standhaft geglaubt werden. Sollten also einige, was Gott verhüte, sich unterfangen, anders gesinnt zu sein, so mögen sie erkennen und fortan wissen, daß sie durch ihr eignes Urteil sich verdammt, am Glauben Schiffbruch gelitten haben und von der Einheit der Kirche abtrünnig geworden sind, außerdem durch ihre That selbst den vom Rechte bestimmten Strafen verfallen, wenn sie das, was sie im Herzen sinnen, mündlich oder schriftlich oder auf was immer für eine äußerliche Weise an den Tag zu legen wagen.“ Es war ein Probepfeil, dessen Gelingen zu Größerem ermutigen und treiben

sollte; und wirklich war die katholische Welt in Indifferentismus und Unterwürfigkeit durch die Arbeit eines halben Jahrhunderts so zurecht gearbeitet, daß das Dogma ohne besonderes Ärgernis durchgeführt werden konnte. Ein deutscher Professor in Würzburg brach sogar in die freilich den Thatsachen wenig entsprechenden, überschwänglichen Worte aus: „Es jubelt die ganze christliche Welt ob der Ehre ihrer Königin und Mutter. Bis zu den Wäldern Amerikas dringt durch die Wildnis, bis in die Kerker des fernsten Asiens durch die Folterbänke und eisernen Thore hindurch die heilige Freude und verklärt das Angesicht des Wilden wie des Europäers, des Mongolen wie des Schwarzen; und nur die Häresie knirscht vor verbissener Wut, den Triumph der Jungfrau nicht hindern zu können." Das katholische Volk verstand die Lehre fast durchweg falsch, und die „Häretiker" zuckten über diesen scheinbar harmlosen Anachronismus gleichgiltig die Achseln.

Im Jahre darauf gelang es dann der Kirche, mit Österreich jenes Konkordat zu schließen, das der Kurie wesentliche Teile der Staatshoheit auslieferte, Österreich aber aufs neue der deutschen Bildung entfremdete und mit schuld war an der Katastrophe von 1866. Dagegen scheiterte wie bereits früher erwähnt der Konkordatsabschluß in Württemberg und Baden. Hier war es zugleich der Abschluß eines heftigen Streites mit dem erzbischöflichen Stuhl in Freiburg, in dem sich die Regierung unglaublich ungeschickt und schwach gezeigt und den Sieg fast schon aus der Hand gegeben hatte.

Die sechziger Jahre brachten im Zusammenhang mit dem italienischen, dem deutsch-österreichischen und dem deutsch-französischen Kriege dem Papst den Verlust der weltlichen Herrschaft. Als Napoleon III. die Truppen, mit denen er diese Jahre lang aufrecht erhalten hatte, im August 1870 aus Rom hatte zurückziehen müssen, benützten die Italiener die ihnen durch die deutschen Siege gebotene Gelegenheit und ließen am 20. September ihre Soldaten durch die Porta Pia einziehen. Das war das Ende des Papstkönigtums in Italien. Doch mitten in diesen verlustreichen Kämpfen um seine äußere Machtstellung hatte Pius IX. nur um so trotziger seine geistige Macht betont und sie auch thatsächlich zu befestigen

und auszudehnen gewußt. Am 8. Dezember 1864 veröffentlichte er Encyklika und Syllabus, die beiden Dokumente, in denen er allem Fortschritt und Liberalismus, aller modernen Kultur und Civilisation den Fehdehandschuh hinwarf und alle Duldung gegen Andersgläubige, alle Glaubens- und Gewissensfreiheit schlechtweg verneinte und für verwerflich erklärte. Es war das eine Kriegserklärung zugleich auch gegen den Protestantismus und gegen jeden Staat, der sich der Kirche nicht bedingungslos unterwirft oder, wie Hohenlohe 1869 es ausdrückte, „gegen mehrere wichtige Axiome des Staatslebens, wie es sich bei allen Kulturvölkern gestaltet hat". Im folgenden Jahr traf die Verdammung durch eine päpstliche Allokution vom 25. September 1865 die längst schon recht harmlos gewordenen Freimaurer, als eine „verbrecherische, gegen die heiligen und die öffentlichen Dinge sich vergehende Sekte". Denn in ihnen sah die katholische Kirche etwas wie ein teuflisches Widerspiel gegen die societas Jesu und hörte darum nicht auf sie zu fürchten und sie zu bekämpfen. Es war dies ein Vorspiel zu dem berüchtigten Antifreimaurerkongresse zu Trient mit seinem tragikomischen Miß Vaughan-Schwindel im Jahre 1896.

Nun sollte aber erst der Hauptschlag kommen — die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes in Glaubenssachen sollte öffentlich als Dogma verkündigt und durch ein ökumenisches Konzil sanktioniert werden. Rein dogmatisch betrachtet war das ein Internum der katholischen Kirche, das Außenstehende nichts anging, und wenn die Bischöfe sich zu dieser ihrer eigenen Selbstabdankung willig zeigten, so brauchten sich die Katholiken nicht daran zu kehren, daß die Protestanten an dieser Vergottung eines Menschen wie an einer Gotteslästerung schweren Anstoß und Ärgernis nahmen. Aber anders lag die Sache für den modernen Staat; denn in dem unfehlbaren Papst wachten notwendig alle die Herrschaftsansprüche wieder auf, wie sie in Rom von Gregor VII. bis zu Bonifaz VIII. ihm gegenüber erhoben worden sind. Vor allem veränderte das Dogma die Stellung der Bischöfe, machte sie dem Papst gegenüber ganz unselbständig und schloß damit eine Fülle von Konflikten in sich, welche ein selbständiger Bischof als Landeskind gewiß vermieden hätte, in die er aber nun als willenloses Organ eines unfehlbaren

Oberherrn ultra montes auch wider seinen Willen hineingetrieben werden konnte. Darin sah der katholische und im katholischen Bayern aufgewachsene Hohenlohe schärfer als der ostelbische Bismarck, wenn er als bayrischer Ministerpräsident schon im April 1869 auf die hochpolitische Natur dieser Aktion und auf die daher drohenden Gefahren hinwies. Allein nicht bloß von außen her kamen Bedenken und kam Opposition: auch in den Kreisen des gebildeten Katholizismus erregte die Kunde von dem römisch-jesuitischen Plan, durch ein vatikanisches Konzil den Papst für unfehlbar erklären zu lassen, die schwersten Bedenken. Die Bischöfe, die das Dogma gutheißen sollten, begaben sich ja damit für alle Zeiten ihrer Selbständigkeit und ihres Einflusses auf die Kirche und ihre Lehre zu gunsten des einen absoluten Papstes. Ganz besonders aber nahmen katholische Gelehrte daran Anstoß, daß diese Lehre weder aus der Schrift noch aus der älteren Tradition zu begründen sei und mit bestimmten Thatsachen der Kirchen- und Dogmengeschichte nicht im Einklang stehe. Und endlich sahen gerade die klügeren Kirchenfürsten, auch wenn sie sachlich gegen das Dogma nichts einzuwenden hatten, schweren Herzens die Verwickelungen voraus, in die durch seine Verkündigung die Kirche mit dem Staat und mit der ganzen modernen Bildung geraten mußte.

Namentlich war es auch diesmal wieder der deutsche Geist, der dagegen reagierte und sich auflehnte. So wies der Bischof Hefele von Rottenburg in einer gelehrten Schrift „Causa Honorii Papae“ nach, daß der Papst Honorius I. ex cathedra eine ketzerische Form des Dogmas vom Gottmenschen und seinem Willen verkündigt, die sechste ökumenische Synode darauf über den toten Papst als Ketzer das Anathema ausgesprochen hat und daß seine Verurteilung von seinen Nachfolgern anerkannt und von späteren Synoden wiederholt worden ist; woraus sich von selbst ergab, daß ein Papst auch Häretisches lehren, also nicht unfehlbar sein kann. Selbst der streitbare Bischof Ketteler von Mainz, der das neue Dogma freilich nur für gefährlich und inopportun hielt, that noch in letzter Stunde vor Pius IX. einen Fußfall und beschwor ihn im Namen der meisten deutschen Bischöfe, auf die Verkündigung desselben zu verzichten. Und ebenso bemühten sich katholische Gelehrte, vor allem

in München Döllinger, Friedrich, Huber, dieselbe zu verhindern und die öffentliche Meinung — z. B. durch die vielbemerkten und auf besten Informationen beruhenden „Janus"briefe in der Allgemeinen Zeitung — dagegen in die Waffen zu rufen. Auf dem Konzil selbst aber machte der österreichisch-kroatische Bischof Stroßmaier die strammste Opposition und setzte alles daran, gegen das Dogma eine Mehrheit zustande zu bringen. Allein vergebens. Unter Zustimmung von 533 Mitgliedern des Konzils wurden durch die Konstitution Pastor æternus die Glaubenssätze von dem unbegrenzten Universalepiskopat des römischen Bischofs und als ein von Gott geoffenbartes das Dogma vom unfehlbaren Lehramt des ex cathedra redenden Papstes verkündet, wenn er eine den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre definiere; wie es wörtlich heißt: „Romanum Pontificem, cum ex cathedra loquitur, id est cum omnium christianorum Pastoris et Doctoris munere fungens, pro suprema sua apostolica auctoritate doctrinam de fide vel moribus ab universa Ecclesia tenendam definit, per assistentiam divinam ipsi in B. Petro promissam, ea infallibilitate pollere, qua divinus redemptor Ecclesiam suam in definienda doctrina de fide et moribus instructam esse voluit; ideoque eiusmodi Romani Pontificis definitiones esse ex sese, non autem ex consensu Ecclesiae irreformabiles. Si quis autem huic Nostrae definitioni contradicere, quod Deus avertat, praesumpserit, anathema sit". Nicht stimmten freilich gerade diejenigen Bischöfe zu, die die gebildete Hälfte aller Katholiken vertraten, von den deutschen haben nur vier ihr Placet abgegeben. Das war am 18. Juli 1870, also am gleichen Tag, an dem Frankreich wegen der spanischen Königskandidatur eines hohenzollernschen Prinzen an Deutschland den Krieg erklärte. Als die deutschen Bischöfe nach Hause kamen, fanden sie ihr Volk unter Waffen gegen das katholische Frankreich, und zwei Monate später war es aus mit der weltlichen Herrschaft des unfehlbaren Papstes, die italienischen Truppen scheuchten die letzten Reste der zum Konzil versammelten Geistlichen aus Rom weg. Auch da hieß es „die Weltgeschichte ist das Weltgericht"!

Hier in der Heimat trat aber nun an die deutschen Bischöfe, soweit sie der Opposition angehört hatten, die Frage heran, ob sie

an ihrer Überzeugung festhalten und damit die Einheit der Kirche gefährden und auflösen wollten. Doch dazu fand keiner von ihnen den Mut und die Kraft. Die meisten unterwarfen sich sofort, unter ihnen auch Ketteler von Mainz, ihr Hirtenbrief aus Fulda, der die Fortsetzung des Widerspruchs als „ein mit den Grundsätzen der katholischen Kirche unvereinbares Beginnen" bezeichnete, ist ein recht unerfreulich sich windendes Aktenstück. Am längsten zögerte der Rottenburger Hefele, noch im November 1870 bezeichnete er das neue Dogma als „einer wahrhaftigen, biblischen und traditionellen Begründung entbehrend und die Kirche in unberechenbarer Weise beschädigend"; aber im April 1871 hat auch er, von der württembergischen Regierung im Stich gelassen, ebenfalls nachgegeben und das Dogma in seiner Diöcese verkündigt. Man muß ihn wie ich kurz vor dem Konzil und unmittelbar nach seiner Unterwerfung gesehen haben, um die Seelenkämpfe zu ahnen und zu ermessen, die ihn in kurzer Zeit aus einem kräftigen Mann zu einem gebrochenen Greis gemacht haben. Der Bischof hat nicht nur, nach Hase's Wort, den Gelehrten, sondern auch den Menschen in ihm erwürgt. In die maßlosen Vorwürfe über solche Schwäche kann ich aber auch vom sittlichen Standpunkt aus nicht einstimmen. Es war ein Konflikt der Pflichten, dessen Lösung doch wesentlich durch die Individualität bedingt ist; der Starke wird in solchem Fall seiner Überzeugung folgen und die Fahne des Aufruhrs erheben; wer sich aber diese Stärke nicht zutraut, wem vor den möglichen Folgen graut, dem fehlt dazu nicht nur der Mut, sondern auch das moralische Recht; und Hefele war kein kühner Neuerer und homme d'action, sondern ein feiner Gelehrter, der theoretisch kühn, in der Praxis scheu und ängstlich die Verantwortung für Abfall und Schisma nicht auf sich zu nehmen wagte. Von Luthers ebenso temperamentvollem als gottvertrauendem Wagemut hatte er kein Fünkchen in sich: wer will ihn darob schelten? Auch hier gilt: operari sequitur esse; auch er konnte nicht anders.

Daß die Mehrzahl des Volkes, und nicht nur die urteilslose Masse, sondern auch die Gebildeten, Laien wie Priester, ihren Bischöfen folgten, bewies, wie gut die jesuitisch-ultramontane Partei seit den Tagen der Romantik gearbeitet hatte. Wir haben gesehen, daß die

Kirche auch eine Zeit wie die des Jahres 1848 für ihre Zwecke zu benützen wußte. Wir können hier nachtragen, daß sie trotz ihrer Verbindung mit der Reaktion und den reaktionären Prinzipien der Legitimität und Autorität auch die demokratischen Allüren, die sie sich damals aneignete, fortan festgehalten hat. Namentlich die Vereinsbildung wurde jetzt energisch in die Hand genommen; zur „Belebung des katholischen Sinnes", zur Mehrung religiöser Freiheit entstand im April 1848 der Piusverein; Vincenz- und Bonifatiusverein folgten, den schon vorher bestehenden Gesellenvereinen wurde erneute Aufmerksamkeit zugewandt. Damit aber diesen Vereinen das einigende Band nicht fehle, wurde ebenfalls 1848 zum erstenmal und hinfort alljährlich auf einer großen allgemeinen Septemberversammlung Heerschau über sie gehalten, und schließlich alle diese Bestrebungen in dem nachgerade 180000 Mitglieder zählenden katholischen Volksverein zusammengefaßt. Dabei war wichtiger als der jedesmalige Zweck eines solchen Vereins oder als die Reden und Beschlüsse dieser Versammlungen die Erziehung und Disziplinierung der Massen, womit sich nötigen Falls ihre Fanatisierung unschwer verbinden ließ. Auf diese Vereine, die „nach und nach alle Teile des Volkslebens umspannen" und dieses dem jesuitischen Geiste unterwerfen sollten, konnte man unbedingt zählen, wie später bei den Reichstagswahlen, so damals im Jahre 1870, als es sich um das jesuitische Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit handelte. Die Saat ging auf, die Kirche bestand die Probe auf ihre Geschlossenheit und ihr festes Machtgefüge im ganzen vortrefflich.

Der Altkatholizismus.

Aber ohne Widerstand ging es doch nicht ab. In dem Kreise der katholischen Gelehrten war man durch die Mißhandlung seitens der Jesuiten und durch den mit dem Index und der Censur getriebenen Mißbrauch ohnedies sehr schwer gereizt. Die Verurteilung des Österreichers Günther hatte, ähnlich wie einst die von Hermes, bei seinen zahlreichen Anhängern böses Blut gemacht; und daß Döllinger sich allerlei Verdächtigungen und Vergewaltigungen gefallen lassen und seine Opposition immer wieder gut machen und entschuldigen mußte, kränkte ihn und seine Freunde schwer. So regte sich

noch einmal der deutsche Geist der individuellen Freiheit und der wissenschaftlichen Ehrlichkeit, aus solchen Motiven heraus entschloß man sich, nicht leichten Herzens, zu Protest und Widerstand gegen das neue Dogma. Die Führung übernahmen Döllinger, Friedrich, Reusch, Schulte, Reinkens, neben dem von früher her schon oppositionellen Bonn war diesmal auch München ein Hauptsitz des Widerstandes. In welchem Sinn der Widerspruch erhoben wurde, zeigt vielleicht am kürzesten eine vom Rhein ausgehende Erklärung: „in Erwägung, daß die im Vatikan gehaltene Versammlung nicht mit voller Freiheit beraten und wichtige Beschlüsse nicht mit der erforderlichen Übereinstimmung gefaßt hat, erklären die unterzeichneten Katholiken, daß sie die Dekrete über die absolute Gewalt des Papstes und dessen persönliche Unfehlbarkeit als Entscheidungen eines ökumenischen Konzils nicht anerkennen, vielmehr dieselben als eine mit dem übereinstimmenden Glauben der Kirche im Widerspruch stehende Neuerung verwerfen". Nun gab es freilich unter den Protestanten nicht wenige, die da meinten, „nachdem sich im neunzehnten Jahrhundert die Katholiken von römisch-jesuitischer Seite so vieles und darunter auch ein neues Dogma, wie das von der unbefleckten Empfängnis der Maria, haben gefallen und aufoktroyieren lassen, sei der Widerstand nicht mehr konsequent und komme jetzt schon zu spät: wer a bis y gesagt habe, könne und müsse auch noch z sagen, könne und müsse auch noch dieses letzte Dogma mit in den Kauf nehmen. Allein so richtig das vom protestantischen Standpunkt aus gedacht war, auf dem der Subjektivismus in jeder Frage und an jedem Punkt sein Recht beansprucht, innerhalb des Katholizismus mit seiner starren Objektivität und seiner Berufung auf Autorität und Tradition steht die Sache anders. Wenn also Männer wie Döllinger, deren Rechtgläubigkeit bis dahin wenigstens nach außen hin über jeden Zweifel erhaben gewesen war und die ihrerseits als streitbare Kämpfer und als Zierden der Kirche gewirkt und gegolten hatten, sich gerade an diesem Punkt zum Widerstand entschlossen, so mußte im Unfehlbarkeitsdogma doch eine ganz besonders starke Provokation liegen, und darum gerade hier ein Aufbäumen des deutschen Gewissens und des deutschen Freiheitsgefühls gegen die römisch-jesuitische Vergewaltigung des-

selben als sittlich berechtigt und notwendig anerkannt und der Protest der deutschen Wissenschaft dagegen mit Achtung begrüßt werden. Und wenn auch die deutschen Bischöfe bis zur Entscheidung in diesem Dogma eine Gefährdung des Friedens zwischen Kirche und Staat gesehen hatten, so durfte man sich vor allem von staatlicher und staatstreuer Seite her dieses Widerstandes freuen. Jedenfalls aber — ignorieren konnte man die Bewegung schon deshalb nicht, weil sie zu Verwickelungen zwischen Kirche und Staat führen mußte. Theologische Professoren und einzelne Geistliche, die das Dogma nicht annehmen wollten, wurden von ihren Bischöfen exkommuniziert und ihnen ihr Lehramt entzogen, — das führte zu Eingriffen in Rechte des Staates, der die Professoren angestellt hatte. Und als sich bald auch ganze Gemeinden von „Altkatholiken" bildeten, die den Anspruch erhoben, nach wie vor gute Katholiken zu sein und nur das neue Dogma nicht anerkennen wollten, da mußte der Staat zu dieser Neubildung kirchlicher Gemeinschaften Stellung nehmen, namentlich die Frage der Mitbenützung der Gotteshäuser führte zu schwer lösbaren Streitigkeiten. Und als vollends 1873 von den Vertretern dieser Altkatholiken ein eigener Bischof in der Person des Breslauer Professors Reinkens gewählt und von dem Bischof der alten jansenistischen Kirche Hollands in Rotterdam rite konsekriert war, da mußte auch ihn der Staat anerkennen, schützen und dotieren. Am günstigsten zeigte sich der Bewegung Baden, dessen Regierung damals in der starken Hand Jollys lag, am zurückhaltendsten war Bayern, wo freilich auch die Gegensätze am schroffsten waren und den geistigen Führern der Bewegung die fanatischsten Bischöfe und die zurückgebliebenste Landbevölkerung gegenüberstanden.

Dem Umfang nach war und blieb freilich die altkatholische Bewegung klein, Hase rechnet etwa 100000 Altkatholiken im Reich und in der Schweiz, 1878 waren ihrer in Deutschland 52000, die dann allmählich unter 30000 zurückgegangen sind. Von Anfang an war es eben auch diesmal wieder verhängnisvoll, daß keiner der opponierenden Bischöfe sich an die Spitze der Bewegung gestellt oder sich ihr auch nur nachträglich angeschlossen hat; in einer so straff disziplinierten Kirche folgt die Herde fraglos dem Hirten,

wohin er sie auch führe. Im Laufe der Zeit stellten sich aber auch innerhalb dieser kleinen Kirche selbst Gegensätze heraus. Während die einen sich auf die Abweisung des neuen Dogmas beschränken und im übrigen einfach katholisch bleiben wollten, gingen die anderen zu tiefer greifenden Reformen weiter; und als diese Partei der „Reform der kirchlichen Zustände sowohl in der Verfassung als im Leben der Kirche" siegte, kehrten doch manche dem Altkatholizismus rasch wieder den Rücken, andere zogen es unter solchen Umständen vor auch noch den nächsten Schritt zu thun und traten zum Protestantismus über. Auch die Aufhebung des Cölibatszwangs, so berechtigt sie war, wirkte doch im ersten Augenblick nicht durchweg günstig und gab zu allerlei Mißdeutungen Anlaß. Aber die Hauptsache bei dem Abfall und der Kirchenbildung dieser „Altkatholiken" war der moralische Eindruck, der, namentlich auch durch das Gewicht der Namen, die an ihre Spitze traten, die Zahl bei weitem aufwog und auch durch die paar Unwürdigen, die sich anschlossen, nicht wesentlich beeinträchtigt wurde; dem konnte sich auch die katholische Kirche nicht verschließen, daß sie noch einmal ärmer geworden war an Geist und Gewissenhaftigkeit, an Mut und Freiheitsgefühl. Die Bewegung war ja eine weit ernstere und sittlich höher stehende als die des Deutschkatholizismus; mit der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts kann sie sich freilich weder an Tiefe noch an Stärke irgendwie vergleichen, am meisten gemahnt sie an den Jansenismus und seinen Protest gegen jesuitischen Geist und päpstlichen Absolutismus. So bedeutet der Altkatholizismus eine innere Schwächung der katholischen Kirche — einen Döllinger verliert man nicht, ohne den Verlust zu spüren —, wenn auch äußerlich, gerade im Zusammenhang mit dem altkatholischen Gegensatz, eine gewaltige Steigerung und Zusammenraffung ihrer Macht und Machtmittel die nächste Folge war.

Aufmarsch zum Kampf.

Ich habe schon erwähnt, daß noch vor der Entscheidung in Rom der damalige bayerische Ministerpräsident Fürst Hohenlohe in einem Rundschreiben vom 9. April 1869 auf die Gefahren hinwies, welche dem Staat durch das Unfehlbarkeitsdogma erwachsen

müssen, und zu gemeinsamen Abwehrmaßregeln aufforderte. Allein Bismarck, darin ein echter Ostelbier, daß er Wesen, Macht und Behandlung der katholischen Kirche nicht verstand, lehnte die Beteiligung ab und glaubte durch vorbeugende „Mahnungen und Warnungen" einen etwa drohenden Konflikt zwischen Staat und Kirche beschwören zu können. Und so lebte er denn bis 1870 in vollem Frieden mit den Katholiken Preußens und wollte keinen Krieg mit ihnen. Es war dies gewissermaßen traditionell in Preußen seit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., und die konservative Parteiregierung der fünfziger Jahre hatte das für ein notwendiges Bestandstück ihrer Verwaltung angesehen, namentlich in Personenfragen den katholischen Wünschen die weitgehendste Rechnung zu tragen. Rogge, der in dieser Zeit als Militärgeistlicher in Koblenz stand, klagt, daß die Anmaßung, mit welcher der Ultramontanismus am Rhein, namentlich wieder in der Frage der gemischten Ehen, aufgetreten sei, vor allem in der schwächlichen Haltung der Regierung Ermutigung gefunden habe. „Der Oberpräsident von Kleist-Retzow, der von Anfang der fünfziger Jahre bis zur Übernahme der Regentschaft durch den Prinz von Preußen an der Spitze der Verwaltung stand, hatte es als seine besondere Aufgabe angesehen, mit der katholischen Kirche zu liebäugeln, in der Meinung, in der überwiegend katholischen Rheinprovinz dadurch am besten die ihm verhaßten liberalen Neigungen bekämpfen zu können, und diese Haltung wirkte auch nach seiner Enthebung von dem Amte des Oberpräsidenten noch lange in verhängnisvoller Weise nach." Verwunderlicher war, daß einen nicht geringen Anteil an dem Überhandnehmen und Anwachsen dieser ultramontanen Strömung in der Rheinprovinz „die oft über das Maß hinausgehende wohlwollende Haltung hatte, welche die Prinzessin von Preußen schon als solche und in noch höherem Maße nach der Thronbesteigung ihres hohen Gemahls als Königin allen katholischen Bestrebungen gegenüber einnahm". Wenn Rogge trotzdem „das Gerede über ihre Hinneigung zum Katholizismus in das Gebiet der Fabel verweisen" und jene Haltung auf ihre Bewunderung für die äußerliche Machtentfaltung der römischen Kirche und auf das Bestreben der Parität gerecht zu werden zurückführen

möchte, so kann man über solches romantische Katholisieren hoher Damen natürlich auch weniger harmlos urteilen. Doch dem sei, wie ihm wolle, jedenfalls stimmen mit dem, was er über ihre Bevorzugung von Klöstern und sonstigen katholischen Anstalten und Werken der Barmherzigkeit aus dieser Koblenzer Zeit erzählt, auch meine mehrjährigen Beobachtungen in Baden-Baden aus den siebziger Jahren durchaus zusammen; und ebenso treffe ich im Endurteil mit ihm überein, daß „diese Haltung, die von allerhöchster Stelle zu allem genommen wurde, was mit den Einrichtungen und Bestrebungen der römisch-katholischen Kirche zusammenhing, nicht verfehlen konnte, das Selbstbewußtsein der leitenden und maßgebenden katholischen Kreise zu steigern und der evangelischen Kirche ihre Stellung vielfach zu erschweren". So wenig dachte man in Preußen damals von oben her an einen kirchlichen Konflikt.

Allein jene schon erwähnte Katastrophe, der Einmarsch der Italiener in Rom und die völlige Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes, vereitelte diese friedlichen Absichten. Wir wissen heute, daß, wie Döllinger schon 1861 vorausgesagt hatte, das Papsttum durch diesen Verlust an seinem kirchlich-moralischen Prestige nichts eingebüßt hat, sondern nur einer Last und der Blamage, den schlechtest regierten Staat der Welt als Kirchenstaat vor aller Augen darzustellen, ledig und los geworden ist. Doch im ersten Augenblick glaubte die Kurie wohl selbst, wie sie es als Fiktion bis zur Stunde aufrecht erhalten hat, daß das ein wirklicher Verlust und eine deminutio capitis für sie sei und erhob darum das fürchterlichste Gezeter. Und doch kamen gerade jetzt für sie die Tage stolzesten Triumphes, wie sie sie noch selten erlebt hat, und sie kamen ihr nicht zum wenigsten dort, wo sie wie immer so auch jetzt wieder den heftigsten Widerstand zu besiegen hatte, in Deutschland.

Mitten im Krieg eilte der polnisch-deutsche Erzbischof Ledochowski nach Versailles und erhob dort den Anspruch, das neue Deutsche Reich solle sich dem von den Italienern Roms und seiner weltlichen Machtstellung beraubten Papste zur Verfügung stellen. Daß das den Krieg gegen Italien bedeute zu dem noch nicht

beendeten mit Frankreich hin, genierte ihn und seine Gesinnungsgenossen wenig; aber ebenso selbstverständlich, daß sich Bismarck pflichtgemäß dieser Forderung versagte. Allein darin lag nicht der einzige Grund, daß sich schon im November 1870 bei den Wahlen zum preußischen Landtag, dann im März 1871 bei denen zum ersten deutschen Reichstag ähnlich wie beim Frankfurter Parlament im Jahre 1848 die Katholiken als solche zusammenscharten und die von ihnen gewählten Abgeordneten eine besondere katholische Fraktion bildeten; und zwischen hinein erfolgte die Gründung der ultramontanen „Germania" in Berlin, deren erstes Blatt am 1. Januar 1871 erschien. Man war darüber um so mehr erstaunt und beunruhigt, als die Führung der Partei ein der Neugestaltung Deutschlands seit 1866 feindlich gegenüberstehender und wohl auch durch persönliche Nichtbeachtung gekränkter Welfe — Ludwig Windthorst — übernahm. Dieser gefährliche Mann zeigte sich alsbald als vollendeter Meister politischer Geschicklichkeit. Ihm gelang, was fast unmöglich schien, die auseinanderstrebenden Elemente zu einer kompakt geschlossenen Partei zusammenzufassen, — auf der einen Seite die hannoveranischen Welfen und die antipreußischen Partikularisten aus Bayern, auf der andern Seite patriotisch gesinnte Preußen, und unter diesen wieder die freiheitlich, fast demokratisch angehauchten Rheinländer neben den feudalen Rittergutsbesitzern aus Schlesien; und es war nicht etwa ein Herrschen über Nullen, Männer wie die beiden Reichensperger und Mallinckrodt, wie Schorlemer-Alst und Franckenstein haben sich Jahrelang dieser seiner Führung unterworfen. So hatte der Katholizismus, der seit 1848 unablässig gerüstet hatte, mobil gemacht, und in der Person des Führers lag unverkennbar eine feindliche Spitze gegen den neuen deutschen Staat. Trotzdem hat Bismarck, der nach seiner ausdrücklichen Erklärung durch diese ganze Schilderhebung überrascht wurde, den Ausbruch des Kampfes solange als möglich zu verhindern gesucht. Ein Kampf mit der Kirche konnte seinem Werke und den nächsten Aufgaben des Reiches und seiner Ausgestaltung nur schaden, widersprach seinen persönlichen Anschauungen und Neigungen und mußte bei Kaiser Wilhelm und noch mehr bei dessen Frau, der in der Welt der Romantik wurzelnden Kaiserin Augusta auf Widerstand und Friktionen stoßen.

Überdies garantierte die Person des aus den Konfliktsjahren her beibehaltenen Kultusministers, des reaktionären und streng kirchlich und konfessionell gesinnten Herrn von Mühler, noch immer für die Nachgiebigkeit des Staates gegen die kirchlichen Ansprüche in allen Einzelfragen bis an die letzten Grenzen des Möglichen. So ist jedenfalls der Kampf nicht von der Regierungsseite ausgegangen, denn ihr konnte er nur unerwünscht sein. Umgekehrt drängte auch das Centrum dazu nicht mutwillig, seine Existenz war schon der Kampf, aber diese Existenz war eine in dem Gang der Dinge, in der Entwickelung der katholischen Kirche im neunzehnten Jahrhundert liegende Notwendigkeit, es mußte zum Zusammenstoß zwischen ihr und dem neuen Staatsgebilde kommen, das sich durch Niederwerfung des katholischen Österreich und des katholischen Frankreich konstituiert hatte und an dessen Spitze ein protestantischer Kaiser stand. Die Existenz des neuen Reiches war an und für sich schon eine Niederlage der ultramontanen Kirche, die Existenz des Centrums war der Versuch, dem Reiche den Sieg zu entreißen, und das bedeutete Kampf.

Der Kampf.

Dieser begann denn auch sofort. Das Centrum stimmte gegen die die Thronrede beantwortende Adresse im ersten deutschen Reichstag, weil dieselbe die Nichteinmischung Deutschlands in das innere Leben anderer Völker ausdrücklich betonte und damit auch der mittelalterlichen Kaiserpolitik in Italien und den neuesten Hoffnungen auf die Beihilfe Deutschlands zur Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes entgegentrat. Und umgekehrt verlangte es die Aufnahme der schlecht redigierten Artikel 15 und 18 der preußischen Verfassung, welche in vagster Weise der Kirche die selbständige Ordnung und Verwaltung ihrer Angelegenheiten zusagten, in die Reichsverfassung.

So war die Situation einer Kampfstellung durch das Centrum gegeben und die Stimmung hin und her gleich von vorne herein verbittert. Dazu brachte dann die Altkatholikenfrage in Bayern, Baden und Preußen mit Notwendigkeit Schwierigkeiten und Reibungen, und selbst Herr v. Mühler konnte sich der Pflicht des

Staates, seine Beamten gegen die Übergriffe der Bischöfe zu schützen, nicht entziehen. So brach denn der Kampf los, den man nach einem Worte Virchows den „Kulturkampf" zu nennen pflegt. Er wurde natürlich am vorsichtigsten in Bayern, dafür um so energischer in Baden durch Jolly, in Preußen durch den 1872 als Kampfminister an Mühlers Stelle berufenen Kultusminister Falk und im Deutschen Reiche vielfach durch Bismarck selbst geführt. Im Reich der Kanzelparagraph, wonach Geistliche, die bei „Ausübung ihres Berufes Angelegenheiten des Staates in einer den öffentlichen Frieden gefährdenden Weise zum Gegenstand einer Verkündigung oder Erörterung machen", unter Strafe gestellt wurden, die Ausschließung des Jesuitenordens aus dem Reich nach dem Vorgang der Schweiz, die Einführung der Civilehe; in Preußen die Aufhebung jener beiden Verfassungsparagraphen, das Schulaufsichtsgesetz, welches die Schule von der Kirche emanzipieren sollte, die Bestimmungen über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, das Gesetz über die Verwaltung erledigter Bistümer und die Errichtung eines königlichen Gerichtshofes für kirchliche Angelegenheiten — so folgten sich die Maigesetze der Jahre 1873 und 1874 Schlag auf Schlag. In Baden kam dazu noch die Einführung der den Ultramontanen besonders verhaßten Simultanschule. Und als die preußischen Bischöfe und viele Geistliche sich zu gehorchen weigerten, wurden ihnen die Temporalien gesperrt, wurden sie abgesetzt, gefangen gesetzt oder ausgewiesen; und da der Staat die nicht zur Anzeige gebrachten Geistlichen nicht anerkannte und ihnen jede Amtshandlung untersagte, und umgekehrt die Gemeinden von dem ihnen erteilten Recht der Pfarrwahl keinen Gebrauch machten, so stand der größte Teil der Bistümer und etwa ein Viertel der Pfarreien verwaist.

Mit Spannung verfolgte man im Volk die aufregenden Debatten im Reichstag und in den verschiedenen Einzellandtagen, vor allem dem preußischen. Hier wurden große weltgeschichtliche Fragen von beiden Seiten mit Geist und Kraft erörtert und die verschiedenen Standpunkte mit Leidenschaft und Erbitterung verfochten. Ganz abgesehen von allem, so auf geistiger Höhe ist der Parlamentarismus in Deutschland weder vorher noch nachher ge-

ſtanden, wenn es auch den Rednern auf ſtaatlicher Seite zuweilen an den für dieſen Kampf notwendigen Kenntniſſen fehlte; etliche Kirchenhiſtoriker hätten damals dem Parlament wohl angeſtanden. Und den Redeſchlachten ſekundierte die Preſſe: in Tageszeitungen, in Wochen- und Monatsſchriften, in Flugſchriften und großen gelehrten Werken wurde das pro und contra eifrig erörtert und immer neue Gründe und neue Geſichtspunkte beigebracht und herausgehoben. Von den Parteien ſtanden ſich am klarſten gegenüber das Centrum als Träger der katholiſchen Anſprüche und der Abwehr gegen die ſtaatliche Kirchengeſetzgebung, und auf der andern Seite die nationalliberale Partei, mit deren Hilfe vornämlich Bismarck und Falk im Reich und in Preußen, Jolly in Baden jene Geſetze durchbrachten. Die Konſervativen waren zwieſpältig in ſich ſelber — als Regierungspartei zur Heeresfolge auch hier bereit, als ſtreng kirchlich-konfeſſionelle Partei für den Widerſtand des Centrums nicht ohne Mitgefühl und betroffen und beſorgt über die Wirkung, die dieſe Geſetze auch auf die proteſtantiſche Kirche ausüben mußten: die Civilehe als obligatoriſche und das Schulaufſichtsgeſetz liefen auch der orthodox-proteſtantiſchen Anſchauung entgegen, und die Simultanſchule in Baden war ihnen ebenſo ein Greuel wie den Ultramontanen. Umgekehrt erkannten die links ſtehenden Parteien das Kulturintereſſe des Kampfes gegen eine herrſchſüchtige Kirche, von deren Oberhaupt Syllabus und Encyklika ausgegangen war, wohl an — von Virchow ſtammte ja eben deshalb das Wort vom „großen Kulturkampf der Menſchheit“ —, aber die dadurch herbeigeführte Stärkung der Staatsgewalt und der Triumph des ihnen verhaßten Staatsmanns auch in dieſer großen Sache war ihnen unerwünſcht, ihr Doktrinarismus des laissez aller laissez faire verbot jedes Hinausrücken der „Grenzen der Wirkſamkeit des Staates“, und die Lehre von der Trennung von Kirche und Staat, die Cavour in die handliche Formel „Chiesa libera in libero stato“ gebracht hatte, ließ ſie an dem Recht des ſtaatlichen Vorgehens gegen die Kirche und ihre Organe zweifeln.

Aber auch in den Reihen derer, die an dieſem Recht des Staates, ſein Verhältnis zu der Kirche in ſeinem Intereſſe ſelbſtändig zu ordnen, nicht zweifelten, konnte man ſich gewiſſen Bedenken gegen die

Richtigkeit und Opportunität des eingeschlagenen Weges nicht ganz verschließen, zumal die Folgen sich doch bedrohlich genug herausstellten. Ein nationales Unglück war schon unter allen Umständen die Entfesselung der konfessionellen Leidenschaft und die Zuspitzung der konfessionellen Gegensätze in dem eben erst äußerlich geeinigten Reich. Dem katholischen Volk mußte es als „Kirchenverfolgung" erscheinen, wenn seine „Priester in das Gefängnis geschleppt wurden, weil sie getauft hatten, weil sie das Sakrament der Buße gespendet, weil sie in Gegenwart von Gemeindegliedern das Meßopfer dargebracht, weil sie die Kommunion ausgeteilt, weil sie Sterbenden die Wegzehrung und die letzte Ölung gespendet hatten", und diese „Verfolgung" ließ es mit guter deutscher Treue nur um so fester um seine geistlichen Führer sich scharen; und diese gewannen zu dem allgemeinen Nimbus des katholischen Priestertums für sich noch die höhere Weihe des Martyriums. Umgekehrt scheute man auch auf katholischer Seite kein Mittel, um die Volksleidenschaft zu schüren und zu erhitzen: der Name „Hetzkaplan" stammt ebenfalls aus dieser Zeit, die Kanzel wurde zu solchem unchristlichen und unkirchlichen Treiben vielfach mißbraucht, die Presse führte eine maßlose Sprache; und Vorkommnisse wie die Marpinger Wundererscheinungen zeigten, daß man auch den dicksten Aberglauben in den Dienst des kirchlichen Widerstandes zu stellen wußte. Und wenn die „Germania" selber das Kullmannsche Attentat auf Bismarck am 13. Juli 1874 die „Verdichtung des katholischen Zorns über die Bismarcksche Kirchenpolitik" nannte, so beweist das die Siedhitze des Kampfes und gab Bismarck recht, wenn er dem Centrum zurief, daß es diesen Böttchergesellen nicht von seinen Rockschößen schütteln könne. Auch von Rom her wurde geschürt, Pius IX., ohnedies ein Virtuose im Fluchen und Verdammen, brauchte die stärksten Ausdrücke und das Jesuitenorgan, die Civiltà cattolica führte eine Sprache von unerhörter Maßlosigkeit. Namentlich auch auf die katholischen Außenglieder des Reiches, die polnischen und die neuerworbenen elsässischen Reichsteile, aber auch auf das immer noch stark partikularistische Bayern wirkte der Kampf nicht günstig. Den anmaßlichen Anspruch von Pius IX. in seinem Schreiben an den Kaiser Wilhelm auf die Oberherrlichkeit über jeden, der getauft sei, wies der Kaiser

selbst aufs würdigste zurück. Aber auf kulturkämpferischer Seite ließen taktlose Reden von einem protestantischen oder evangelischen Kaisertum vergessen, daß der moderne Staat absolut konfessionslos ist und jeden nach seiner Façon selig werden lassen muß, daß also die Konfession des Oberhaupts den Staat selbst nicht berühren darf. Dazu kamen ernstliche Bedenken, ob nicht der Staat jenen Friedericianischen Grundsatz mit den neuen Gesetzen direkt verletze und wirklich doch in das innere kirchliche und religiöse Leben des Katholizismus eingreife und dessen Selbständigkeit verletze; wenn ja, so wurde durch solche Mißgriffe die katholische Kirche nun ihrerseits zur Verteidigerin der Gewissensfreiheit, und so konnte man denn auch das zu allem brauchbare Wort, daß „man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen", auf katholischer Seite in allen Tonarten variieren hören.

Damit verband sich aber nun die Hauptfrage, ob es auf dem eingeschlagenen Wege möglich sei, die Macht der Kirche zu brechen. Denn darüber konnte man sich doch keinen Illusionen hingeben, es war eine Machtfrage, das Vatikanum hatte die im mittelalterlichen Katholizismus lebendige Idee der Weltbeherrschung aufs neue als Leitmotiv der Kirche mit aller Deutlichkeit erklingen lassen und gezeigt, daß diese nach wie vor in ihr lebe. Und hier konnte man bald erkennen, daß die alte Wahrheit, nichts helfe einer Bewegung so sehr als das Martyrium, auch der kämpfenden katholischen Kirche in Deutschland zu gute kam. Es handelte sich freilich nicht annähernd um Verfolgungen und Strafen, wie sie einst im Mittelalter die Kirche durch den Arm des Staates so erbarmungslos über die Ketzer verhängt hatte; jenes Wort des Bischofs Martin von Paderborn von einer wahrhaft „diokletianischen Verfolgung" war eine lächerliche Übertreibung und eine durch die Albigenserkriege und die Scheiterhaufen eines Hus oder Giordano Bruno längst überholte Reminiscenz. Aber unsere Zeit ist für das Leiden empfänglicher und empfindlicher, ist feinfühliger und — materieller, und so genügten die Anklagen und Verurteilungen, die Absetzungen und Gefängnisstrafen von Bischöfen, die Temporaliensperre gegen renitente Geistliche, die Bestrafung der politisierenden Kapläne wegen Vergehen gegen das Preßgesetz, um doch das Gefühl wirklicher

Verfolgung und eines echten Martyriums zu erzeugen; und die ihrer Seelsorger beraubten Gemeinden in Preußen und Baden warfen die Schuld daran natürlich nicht auf die Renitenz ihrer Geistlichen, sondern auf die Verfolgungssucht des Staates. Die Folge von all dem war notwendiger Weise ein starkes Anwachsen der Widerstandskraft auf katholischer Seite: die Zahl der Centrumsmitglieder im Reichstag wuchs auf 100 und mehr, das hieß: in jedem Wahlkreis, in dem das nach der konfessionellen Verteilung der Bevölkerung überhaupt möglich war, wurden Kandidaten der entschlossensten Opposition vom katholischen Volke gewählt. Innerhalb der Partei schlossen sich die verschiedenen Elemente — welfische, partikularistische, demokratische, aristokratische, — immer enger zusammen; und es nahm nicht nur die Leidenschaft und der Fanatismus, es nahm auch die sittliche Kraft zu, die im Katholizismus steckende echte Religiosität, der Glaube an das seligmachende Kirchentum wurde durch diese Vorgänge hervorgelockt und erwies sich als eine Macht.

Der Gang nach Canossa.

Angesichts dessen erhob sich für den Staat die Frage, ob er diesem so energisch herangewachsenen Widerstand gegenüber stand halten und sich durchsetzen könne, und ob er dazu auch wirklich den Willen habe? Hier galt, was von jedem Streit um die Macht zu sagen ist: entweder mußte man zum äußersten Widerstand entschlossen sein und darin ausharren — mindestens, wie Sell richtig sagt, „ein Menschenalter lang, über diejenigen hinaus, mit denen er begonnen war"; denn diese sind ja, durch den Kampf verbittert, nicht zu gewinnen; oder man durfte ihn überhaupt nicht anfangen. Es ist heute Sitte geworden, den Kulturkampf für einen Fehler zu erklären und dafür entweder Bismarck oder noch lieber den „Juristen" Falk verantwortlich zu machen, jeder möchte ihn sich von den Rockschößen schütteln; und der Mißerfolg scheint diesen Anklägern und Verleugnern recht zu geben. Nun ist ja gewiß, daß von staatlicher Seite der Bogen sehr straff gespannt und starke Worte gebraucht worden sind; auch übersah man anfangs wohl, daß nicht alle jene Gesetze bleibend gültig sein sollten, sondern

manche als Kampfmittel nur zeitlichen Wert hatten. Das bedenklichste Übersehen aber war das des idealen Faktors, der im Widerstand der deutschen Katholiken mit drin steckte, das war ein Punkt, wo sich Bismarcks Realismus dem Idealismus doch nicht ganz gewachsen zeigte. Er sah nur die sein Werk gefährdende Macht, ihr gegenüber hatte er recht; er sah nicht das deutsche Gewissen, das sich auch in sein katholisches Christentum nicht greifen und nicht daran rühren lassen wollte; deshalb fehlten dem Kampf auf seiten des Staates die gewinnenden und positiven Züge. Allein der größte Fehler lag doch nicht darin, wie der Kampf geführt wurde, sondern daß er überhaupt geführt wurde, wenn man nicht entschlossen war, auszuhalten: er lag entweder im Anfang oder im vorzeitigen Ende, nicht in der Mitte. Allzu optimistisch ist freilich die Meinung, wenn der Staat nur noch ein paar Augenblicke länger stand gehalten hätte, würde er gesiegt haben, die Anzeichen für die Nachgiebigkeit der Kirche und für die Erlahmung des Widerstandes seien schon vorhanden gewesen. Die Kirche kann sehr lange warten, darin offenbart sich ihr Glaube an ihre eigene Ewigkeit, und darin lag zu allen Zeiten ihre Kraft und in allen Kämpfen ihre Aussicht auf Sieg.

Aber sei dem wie es sei, jedenfalls bekamen bald genug diejenigen recht, welche von Anfang an vermutet hatten, daß dem Staat für diesen Krieg die nachhaltige Kraft fehle und ihm darin die Kirche schließlich doch überlegen sein werde. Bismarck machte — nicht als Sieger — Frieden mit der Kirche und betrat den Weg nach Canossa, den er am 14. Mai 1872 zu gehen sich verschworen hatte. Die Geschichte dieses Friedensschlusses ist noch nicht geschrieben. Daß Bismark von Anfang an in diesem Kriege sich nie recht wohl gefühlt habe, ist sicher zu viel gesagt, auch wenn es ihm in retrospektiver Betrachtung selbst so vorkam: dazu war sein Kampfeseifer und seine Kampfesfreudigkeit in der ganzen Zeit zu echt und zu groß, bald wie von Berserkerzorn eingegeben bald sieghaft und siegessicher fielen die Worte von seinen Lippen. Wohl aber war es dem Kaiser dabei nicht wohl, seiner Natur, auch seiner religiösen, widerstand dieser Kampf mit der Kirche, und das schneidige Vorgehen Bismarcks und Falks erregte auf diesem

Gebiete sein entschiedenes Mißfallen. Wie alle Fürsten hat auch er an die Zusammengehörigkeit von Thron und Altar geglaubt und daher ihr Auseinandergehen als ein Unglück empfunden. Und da die Hauptträger des Kulturkampfes die Liberalen waren und mit dem politischen sich in dieser Frage auch der kirchliche Liberalismus verband, so sah er bei seiner konservativen und religiös mit dem Alter stark nachdunkelnden Gesinnung auch darin ein Peinliches und Unerfreuliches; und diese Stimmung wurde von kirchlich-orthodoxer Seite her benützt, der Hof der Kaiserin Augusta, die um jene Zeit immer entschiedener „katholisierte", bereitete Bismarck und Falk die schwersten Friktionen. In Baden-Baden konnte man von ihren Hofherren und Hofdamen die abfälligsten Urteile über die beiden hören, selbst an der Tafel bereiteten sie damit den eingeladenen Gästen schweres Ärgernis, und solche Stimmen gelangten dann durch seine Gemahlin auch wohl an das Ohr des Kaisers. Allein die Hauptsache lag doch auf anderem Gebiet. In der Behandlung wirtschaftlicher Fragen schien Bismarck ein Umschwung — vom Freihandel zum Schutzzoll — notwendig, namentlich verlangte er das Tabakmonopol im Interesse der Finanzen des Reichs, und für beides versagten sich ihm die Nationalliberalen, die ihm als ausschlaggebende Partei auch sonst lästig geworden waren. Als sie vollends Lust zeigten auch am Regieren in weiterem Umfange teilzunehmen und den Eintritt mehrerer ihrer Mitglieder ins Ministerium zur Bedingung machten, da erschien ihm das wie ein Rückfall in die Doktrin des die Rechte der Krone beeinträchtigenden Parlamentarismus. Genug, er wandte sich von ihnen ab und schloß über ihre Köpfe weg und gegen sie den Pakt mit dem Centrum. Erleichtert wurde dies dadurch, daß am 7. Februar 1878 Pius IX. starb und mit seinem Nachfolger Leo XIII. leichter zum Frieden zu kommen war: er fluchte nicht so viel wie sein Vorgänger, war also wenigstens in der Form traktabler und wünschte auch wirklich „nach Entfernung der Hindernisse einen wahren, soliden und dauerhaften Frieden zu schließen". Allein es war nur eine feinere Nummer, die er spann, das Garn war dasselbe, in seiner Feinheit war er sogar noch gefährlicher, und deshalb gab es keinen anderen Weg zu einem raschen Friedens-

schluß zu kommen, als den nach Canossa. Er wurde nun beschritten. Der Kampfminister Falk wurde im Sommer 1879 entlassen und in langsamem Abbruch die Maigesetzgebung Stück für Stück beseitigt, am einen Ort rascher, so in Bayern, anderswo langsamer, aber schließlich bis 1887 ebenso gründlich in Preußen, in Baden noch langsamer und doch nicht ganz so radikal und vollständig. Im Reich steht noch zweierlei — die obligatorische Civilehe, die sich inzwischen so eingelebt und eingebürgert hat, daß die katholische Kirche, die in dem Geltungsbereich des Code Napoléon ohnedies einigermaßen daran gewöhnt war, vom Widerstand dagegen mehr oder weniger absieht und denselben als einen aussichtslosen lieber der konservativen Partei und den orthodoxen Pastoren der evangelischen Kirche überläßt. Dagegen bekämpft sie um so leidenschaftlicher mit Nach- und Anklängen an die Kulturkampfdebatten und ihre Stimmung den zweiten übriggebliebenen Rest — das Jesuitengesetz; auf den Katholikenversammlungen ist das das nie versagende Zug- und Spektakelstück. Ob es von diesem Rest heißt: „auch dieser schon geborsten kann stürzen über Nacht", bleibt der Zukunft vorbehalten. Angesichts des sich allmählich doch ganz mit dem jesuitischen Geiste durchdringenden und indentifizierenden Wesens der katholischen Kirche könnte man sagen, der Unterschied sei heute sachlich nicht mehr groß, ob auch vollends die Mitglieder des Ordens selbst offen unter uns umherwandeln oder nicht, thatsächlich haben wir sie ja doch. Aber andererseits würden darin die Katholiken so entschieden den vollen letzten Triumph, die Protestanten aber darin so sehr das Eingeständnis staatlicher Niederlage und Unterwerfung sehen, daß es — symbolisch betrachtet — doch eine recht ernsthafte Sache, etwas wie ein caudinisches Joch ist, das dem Staat am Schluß seines traurigen Canossaganges auferlegt werden soll. Die Reichstagsmehrheit, welche das Centrum schon wiederholt für den Antrag auf Rückberufung der Jesuiten zu gewinnen wußte, hat dafür offenbar kein rechtes Verständnis, vielmehr sehen seine liberalen Bundesgenossen darin nur die Beseitigung eines Ausnahmegesetzes, als ob es nicht von jeher auch in den liberalsten Staaten collegia illicita gegeben hätte. Eine Niederlage aber haben die deutschen Staaten und das

deutsche Reich und hat mit ihnen und durch sie auch der Protestantismus in diesem Kulturkampf allerdings doch erlitten. Die katholische Kirche ist im wesentlichen siegreich und, was noch viel mehr bedeuten will, innerlich gestärkt daraus hervorgegangen. „Katholisch ist Trumpf" im deutschen Reich, das Centrum die ausschlaggebende Partei im Reichstag, ein Ultramontaner führt dort seit 1895 das Präsidium, und die in den Landtagen von Preußen oder Bayern, von Baden oder Elsaß-Lothringen alljährlich sich wiederholenden Klagen über mangelnde Parität erinnern nur noch an die Gracchi de seditione querentes. Die Annahme der Franckensteinschen Klausel, die den Einzelstaaten den die Summe von 130 Millionen Mark in einem Jahre übersteigenden Betrag der Zölle und Tabaksteuern überwies, leitete diese Machtstellung des Centrums im Jahre 1879 ein, und noch im Jahr 1898 erwies es sich bei der Annahme des Flottengesetzes als die ausschlaggebende Partei. Die Spaltung, die dabei eintrat und zum erstenmal diesen starken Turm nach außen hin geborsten zeigte, läßt zwar auf tiefere Gegensätze schließen, und die gouvernemental-staatsmännische Haltung wird es noch rascher zersetzen, als dies einst bei der nationalliberalen Partei der Fall war, weil sie bei ihm nach seiner ganzen Vergangenheit völlig wider die Natur geht; aber das Ende des Jahrhunderts wird das Centrum noch einheitlich und geschlossen bei einander sehen und Windthorsts Epigone Lieber wird, wenn er es erlebt, wohl auch da noch der ausschlaggebende Mann sein und sich als solcher fühlen.

Erfolge und Folgen des Sieges.

Daß freilich auch hier die Bäume nicht ganz in den Himmel wachsen, das hat das Scheitern des konservativ-klerikalen Schulgesetzes unter dem Freiherrn von Zedlitz-Trützschler als Kultusminister im Jahr 1892 und das Scheitern der ultramontan amendierten Umsturzvorlage im Jahr 1895 gezeigt: in beiden Fällen handelte es sich um Angriffe auf geistige Mächte — auf die Schule und die Freiheit der Wissenschaft. Vielleicht kann man daraus schließen, daß der Staat vor allem deshalb im Kulturkampf unterlegen ist, weil er ihn in der Person Falks in der That zu juridisch

geführt und weil er in der Art Bismarcks allzu realistisch mit Machtmitteln um Macht gestritten und nicht bedacht hat, daß ein Kulturkampf vor allem mit geistigen Potenzen, mit den Waffen des Geistes und der Kraft ausgefochten werden muß und nur durch sie siegreich beendet werden kann; wie umgekehrt die Kirche nur dadurch den Sieg davon getragen hat, daß durch den Kampf in ihr die Macht der religiösen Idee entbunden und zur Hilfe aufgerufen wurde. Das wird auf protestantischer Seite meist allzusehr übersehen. Und doch hatte schon 1855 Bunsen mit Bezug auf den badischen Kirchenstreit richtig erkannt, daß „sobald sich ein religiös-kirchlicher Geist regt, die Regierung den Kürzeren zieht".

Allein wenn wir auch diese innere Kräftigung des Katholizismus als Folge des Kulturkampfes anerkennen, dürfen wir sie doch nicht in den Vordergrund rücken, sie uns nicht allzu intensiv innerlich vorstellen. Jedenfalls überwiegt die Kehrseite. Niemals ist der Katholizismus im ganzen politischer d. h. weniger religiös, niemals streitbarer d. h. dem Geiste des Christentums ferner gewesen als in den siebziger Jahren. Seine Bischöfe wurden Diplomaten oder Heerführer, seine Pfarrer Fraktionspolitiker und seine Kapläne Agitatoren und Journalisten, und selbst die Kanzeln wurden immer aufs neue zu Wahlreden und demagogischen Aufreizungen mißbraucht; die sittlich religiöse Aufgabe der Kirche kam darüber am meisten bei der Geistlichkeit selber und durch sie zu kurz. Und diese weltlich politische Auffassung ihres Berufes ist bei den katholischen Geistlichen, der dumpfe Groll und das Mißtrauen gegen einen Staat, der seine Kirche Jahrelang verfolgt haben sollte, ist in dem katholischen Volk heute noch nicht verschwunden; ein rechtes Herz zum deutschen Staat können sich viele noch immer nicht fassen. Das hängt schließlich doch wieder zusammen mit dem unseligen Vatikanum, das den Papst zum unumschränkten Herrn der Kirche und diese damit zu einem internationalen Staat gemacht hat, der durch alle nationalen Staaten hindurchgreift und den deutschen Katholiken immer vor die konfliktvolle Wahl stellt, ob er dem Kaiser oder dem Papst jenseits der Berge zu gehorchen habe.

Und auch der konfessionelle Gegensatz ist durch den Kultur-

kampf verschärft und vergiftet worden. Derselbe war freilich nicht ein Kampf zwischen Katholiken und Protestanten, sondern zwischen Kirche und Staat; aber dieser Staat hatte ein evangelisches Oberhaupt und protestantische Minister, und die Mehrzahl der kulturkämpferischen Abgeordneten waren Protestanten. Dazu kam jener taktlose Brief von Pius IX. an Kaiser Wilhelm vom 7. August 1873, worin es hieß: „Jeder, welcher die Taufe empfangen hat, gehört in irgend einer Beziehung oder auf irgend eine Weise, welche hier näher darzulegen nicht am Orte ist, gehört sage ich dem Papste an". Das mußte die Protestanten in diesem Augenblick aufs äußerste reizen und erbittern, und selten hat man deshalb einem Wort des Kaisers Wilhelm begeisterter zugejubelt als seiner Zurückweisung dieser Anmaßung auf Grund des „evangelischen Glaubens, zu dem Ich Mich, wie Eurer Heiligkeit bekannt sein muß, gleich Meinen Vorfahren und mit der Mehrheit Meiner Unterthanen bekenne". Und klagten die Katholiken bis 1879 über Verfolgung und klagen sie noch heute über mangelnde Parität, so klagen umgekehrt in einer Reihe von deutschen Staaten die Protestanten über zu große Nachgiebigkeit, über eine oft geradezu unglaubliche Schwäche der Regierungen, über allerlei bedenkliche Konzessionen derselben an die katholische Kirche und über mancherlei persönliche Begünstigung ihrer Bekenner. So ist der Zustand zwischen den Konfessionen labil geblieben, im Kleinen wie im Großen bricht da und dort züngelnd und zündend die Flamme des konfessionellen Haders hervor; und wie das anders, besser werden soll, ist leider nicht abzusehen.

Der Riß geht aber tiefer: die Bildung beider Teile ist eine verschiedene; das zeigt die Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts am deutlichsten. Aberglauben giebt es auch unter den Protestanten nur zu viel; aber systematisch großgezogen wird er nur in der katholischen Kirche, wenn sie immer aufs neue — zuletzt noch 1891 — den heiligen Rock von Trier ausstellt und die von ihm ausgehenden Wunderheilungen aktenmäßig konstatiert, oder Wundererscheinungen wie die in Marpingen unwidersprochen läßt und in majorem ecclesiae gloriam begünstigt. In einen wahren Abgrund von abergläubischen Vorstellungen über Satansreich und Teufelskult

ließ der Miß-Vaughan-Schwindel blicken, auf den ein großer Teil der katholischen Welt mit samt dem unfehlbaren Papst hereingefallen ist. Und auch das hängt wieder mit dem katholischen Prinzip der völligen Unterordnung der Laien unter das unfehlbare Lehramt der Kirche und des Papstes zusammen: selbst zu sehen und selbst zu prüfen ist ja verboten. Daher hat die Kirche kein Interesse an der Erhöhung und Erweiterung der Volksbildung und hat kein Herz für die allgemeine Volksschule; daß diese, ein Geschöpf und Werk des Staates, sich von ihr frei und unabhängig entwickeln und entfalten soll, ist ihr ein Dorn im Auge und soll um jeden Preis verhindert werden.

Noch weniger aber kann die katholische Kirche, wie sie sich im neunzehnten Jahrhundert schließlich bis zur Unfehlbarkeitserklärung des Papstes entwickelt hat, die Wissenschaft in ihrer Freiheit anerkennen und ihres Amtes, Wahrheit zu suchen, ungestört walten lassen. Wenn der Papst unfehlbar ist, giebt es in der katholischen Welt keine freie Wissenschaft; hatte doch schon 1863 eine Versammlung katholischer Gelehrter in München unter Döllingers Assistenz den Satz angenommen: „Es ist Gewissenspflicht, in allen wissenschaftlichen Untersuchungen sich den dogmatischen Aussprüchen der unfehlbaren Autorität der Kirche (d. h. also jetzt: des Papstes) zu unterwerfen.“ Und Leo XIII. hat davon auch thatsächlich Gebrauch gemacht und durch seine Encyklika Aeterni patris vom 4. August 1879 die Theologie und Philosophie des Thomas von Aquino als maßgebend für alle gelehrte Arbeit in der katholischen Christenheit erklärt. Daß diese Disciplinen damit auf den Standpunkt der mittelalterlich-scholastischen Wissenschaft zurückgeworfen sind und ihnen jeder selbständige Fortschritt unmöglich gemacht oder als Frevel angerechnet wird, liegt auf der Hand. Die Folgen sind denn auch bereits spürbar. Ein beflissener und forcierter Thomismus und Aristotelismus, der um alles Dazwischenliegende sich nicht kümmert oder es als Fehlgang und Irrtum verwerflich findet, lastet wie ein Alp auf den theologischen und philosophischen Studien der Katholiken und macht ihre Arbeit unter allen Umständen unfruchtbar, vielfach aber auch unwahr und ungerecht. Typisch dafür ist der 1897 erschienene dritte Band der „Geschichte

des Idealismus" von dem Prager Professor Willmann, den Paulsen ganz richtig als „das jüngste Ketzergericht über die moderne Philosophie" bezeichnet hat. Gemessen an dem „Realismus" des heiligen Thomas erscheint hier die ganze deutsche Philosophie, auf die wir stolz sind, als verwerflicher „Nominalismus", ihr Idealismus erhält günstigstenfalls das Prädikat des „unechten", Spinoza und Kant müssen sich von diesem Pamphletisten unaufhörlich „Sophisten" schelten und der erstere dazu noch als „Fälscher", der letztere als „Prädikant des Umsturzes von Glaube, Sitte und Wissenschaft" denunzieren lassen. Dem gegenüber werden allerlei dunkle Ehrenmänner als Wegweiser zum „echten" Idealismus und Erneuerer desselben auf den Schild gehoben und schließlich die päpstliche Thomas-Encyklika gleichsehr als „eine That der lehrenden Weisheit, wie als reife Frucht der spontanen Regenerationsbestrebungen der christlichen Wissenschaft" gepriesen. Greller ist der Riß zwischen katholischer und protestantischer Wissenschaft kaum je zu Tage getreten. Aber auch kaum je tragischer. Denn wie unglückselig muß sich ein Gelehrter fühlen, der alles, was sein Volk Großes und Ernsthaftes aufzuweisen hat an Denkarbeit und genialer Ideenkonzeption, für einen großen Irrgang erklärt, über den man nur schelten und Wehe rufen kann, und der voll verbitterten Mißtrauens und in dem schlechten Gewissen der eigenen Gebundenheit und Unfreiheit überall da bösen Willen sieht, wo redliches und mutiges Forschen seinen eigenen Weg sich sucht und im ehrlichen Ringen um die Wahrheit auch kirchlich Überliefertem und offiziell Geglaubtem gegenüber nach bestem Wissen und Gewissen Nein zu sagen sich herausnimmt.

Angesichts dieses Geistes der Ungerechtigkeit und dieser Neigung alles anders Gedachte zu karikieren und zu verketzern, muß dann freilich, trotz alles Eifers, den gerade unter Leos XIII. Einfluß die katholische Theologie und Philosophie entwickelt, um den Vorsprung des Protestantismus hereinzuholen, der Liebe Müh umsonst bleiben. Die Philosophie braucht Freiheit, unter Vormundschaft gehalten und mit gebundener Marschroute, mit Scheuklappen rechts und links kann sie nicht gedeihen und vorwärtsschreiten; und auch die Theologie kann ihres Amtes Glauben und Wissen zu vermitteln nicht walten, wenn ihr das Wissenwollen von vorne herein unter-

sagt und zum Verbrechen angerechnet wird. So bleibt für diese zwei Disciplinen das harte Wort von der „wissenschaftlichen Inferiorität" des Katholizismus zu Recht bestehen. Eine katholische Philosophie ist ein hölzernes Schüreisen, und in der durch die historische Kommission der Münchener Akademie herausgegebenen „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" nimmt sich Werners Darstellung der katholischen Theologie und ihrer Geschichte ganz besonders armselig und dürftig aus. Dasselbe gilt auch von der specifisch katholischen Geschichtschreibung, zumal seitdem sich die katholische Kirche um die Ehre Döllinger den ihrigen zu nennen selbst gebracht hat. Typisch dafür ist Janssens Geschichte des deutschen Volkes seit dem Mittelalter und ihre Fortsetzung durch Pastor. Gewiß ist hier viel neues Material ans Licht gefördert worden und hat zur Ergänzung des Bildes beigetragen: dieses Verdienst teilt das Werk mit einer Reihe von Veröffentlichungen auch aus dem Kreise der Jesuiten. Aber die Verwertung und noch vorher die Ausbeutung der Quellen schon ist eine absolut tendenziöse, durch Weglassung, Aneinanderreihung, Zusammenstellung wird das Bild geradezu gefälscht und zwar immer im Sinn der Kirche, immer zu Ungunsten des Protestantismus, so daß auch hier die major ecclesiae gloria die Geschichte meistert und der wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit übeln Eintrag thut.

Wenn aber so der wissenschaftliche Geist sei es nun gedämpft und geknebelt oder in der Wurzel gefälscht wird, so wird es doch bei dem Vorwurf der wissenschaftlichen Inferiorität sein Bewenden haben müssen, und damit richten sich auch alle die Klagen über Imparität von selber. Die vor allem für Staatsanstellung geforderte Parität hat die volle wissenschaftliche Gleichwertigkeit zur unumgänglichen Voraussetzung. Daß aber jener Vorwurf nicht etwa nur ein Ausfluß protestantischer Voreingenommenheit und Gehässigkeit sei, das zeigt die Statistik über die Beteiligung der Konfessionen an den höheren Studien, und das geben hochstehende Katholiken selber zu. Gerade der skandalöse Miß-Vaughan-Humbug trieb den soliden katholischen Gelehrten, deren es in Deutschland doch noch manche giebt, die Schamröte auf die Wangen. In der Kölnischen Volkszeitung erhob sich im Interesse des gesunden

Menschenverstandes und der deutschen Wissenschaftlichkeit gegen diesen heillosen romanischen Unfug ein kräftiger Widerstand. Und noch ernsthafter lautete die Einsprache des Würzburger Professors Hermann Schell in seiner 1897 erschienenen Broschüre „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts". Dem Miß-Vaughan-Schwindel gegenüber bezeichnet er es als eine Schande, daß „solcher unchristlicher Aberglaube und mythologischer Unsinn" überhaupt eine Enthüllung und Entlarvung nötig gehabt habe und gesteht angesichts dessen die wissenschaftliche Inferiorität des Katholizismus unumwunden zu. Als Gründe dafür macht er sich zu eigen, was Kardinal Manning, Erzbischof von Westminster, 1890 in einer Art von geistigem Testament in acht Punkten zusammengefaßt hat. Es sei 1. der Mangel eines Klerus, der wissenschaftlich und bürgerlich vollgebildet sei; 2. die Seichtigkeit der Predigt; 3. die immer mehr im Zunehmen begriffene Neigung der katholischen Kreise, den Gebrauch der heiligen Schrift nach Umfang und Energie zurückzudrängen; 4. die Unterschätzung des Protestantismus und seiner Thätigkeit auf dem Gebiet der Humanität und Nächstenliebe, und doch seien die größten Bewegungen zur sittlichen Besserung und Hebung der bestehenden Übelstände und zur Durchführung der christlichen Nächstenliebe im großen Stil von protestantischer Seite ausgegangen; 5. ein dem biblischen Geist zuwiderlaufender Sakramentalismus; 6. der Offizialismus d. h. die Überschätzung des geistlichen Amts, das decken und ersetzen soll, was der Person des Priesters an Geist und Bildung, an Gründen und an Umgangsformen, an Geduld und Liebe mangle; 7. die Vorliebe für Polemik und Kontroverse, für Hervorhebung des Unterscheidenden und Geschöpflichen, das die Gebildeten abstoße und geradezu als Ärgernis von ihnen empfunden werde, und 8. der Jesuitenorden. Ihn und den von ihm gepflegten Romanismus macht Schell für das Aufkommen des derben und unchristlichen Aberglaubens und für das Mißtrauen verantwortlich gegen alles, was von seiten der deutschen Theologie zur rationalen und ethischen Vertiefung der katholischen Glaubenslehre aufgeboten werde. Dagegen ruft er den germanischen Geist auf, der viel mehr als der romanische zur innerlichen, vernunftmäßigen und sittlichen Auffassung der Religion angelegt sei

und deshalb dazu berufen erscheine, ein Gegengewicht gegen die weltlich-formale Richtung des engherzigen romanischen Nationalgeistes zu bilden. Darin enthüllt sich zugleich der letzte und tiefste Grund dieses Protestes. Wieder einmal und noch einmal bäumt sich hier der deutsche Geist auf gegen die jesuitische und romanische Leitung des Katholizismus, die ihn im neunzehnten Jahrhundert so schnöde mißhandelt, jede freie und selbständige Regung unterdrückt hat und nun am Ende desselben als Triumphator dazustehen scheint.

Ob das die letzten Zuckungen eines sterbenden oder die ersten Lebenszeichen eines neu erwachenden Geistes sind, wer will es sagen? Einstweilen wird der Geist Mannings sicherlich noch einmal beschworen und dem freimütigen Würzburger Professor der Zuzug von Studierenden noch mehr unterbunden werden, als dies nach seiner Klage schon bis dahin der Fall war. Gerade darin liegt die schwere Gefahr für den Katholizismus, daß er die Stimmen der Kritik aus dem eigenen Lager nicht mehr ertragen kann. Man ist nicht ungestraft unfehlbar; der Unfehlbare kann nicht die leiseste Ritze bei sich zulassen, sonst zerstiebt er wie eine jener Glasthränen ins Nichts.

Und doch könnte das Schicksal Spaniens, an dem soeben vor unsern Augen der geschichtliche Urteilsspruch des Weltgerichts so unerbittlich vollstreckt worden ist, dem Unfehlbaren und allen, die an ihn glauben, ein lehrreiches Memento sein. Der Bischof Ketteler freilich hatte schon 1855, fast als ob er zum voraus dem Gegner diese Waffe entwinden wollte, auch für den unleugbaren Verfall und die Sünden der in der katholischen Einheit gebliebenen Nationen — das deutsche Volk und seine Reformation verantwortlich machen wollen. Aber wer mochte ihm das glauben? Nein, durch den Katholizismus und Jesuitismus ist Spanien seit den Tagen Philipps II. in seiner Kulturentwickelung gehemmt und zu geistiger Inferiorität verurteilt worden. Die Folge davon war sein Herabsinken von der Großmachtstellung zu einem Staat zweiten und heute wohl schon dritten und vierten Ranges; das Land ist wirtschaftlich verkommen und hat nun auch seinen reichen Kolonialbesitz eingebüßt, weil es ihn durch Mißwirtschaft verwirkt hat; und als es sich

ſcheinbar aufraffte, um die letzten Reſte desſelben gegen Amerika zu verteidigen, da verlor es alles, auch die Ehre. Denn ruhmloſer iſt noch nie ein Krieg geführt worden. Nimmt man dazu die unerfreulichen Zuſtände in dem Papſtland Italien, den Zerſetzungsproceß des katholiſchen Öſterreich und den unverkennbaren Niedergang des ebenfalls katholiſchen Frankreich, das in dieſem Augenblick an einer ihm von den Klerikalen im Bunde mit Antiſemitismus und Militarismus geſchlagenen Wunde ſchwer darniederliegt, ſo iſt es mit dem ſtolzen „Katholiſch iſt Trumpf“ in der Weltpolitik ſo gar weit her in dieſem Augenblick doch nicht; nur in dem überwiegend proteſtantiſchen Deutſchland ſcheint das Wort noch wahr zu ſein. Daher die Anſtrengung, hier wenigſtens feſtzuhalten, was man hat, und immer neue Triumphe zu erringen.

Die proteſtantiſche Abwehr.

Wie verhielt ſich nun zu dem allem der Proteſtantismus? Seine Stärke liegt in der Freiheit, und dieſe ſteht mit der Bindung durch die Autorität eines Unfehlbaren im diametralſten Gegenſatz; ſo mußte durch das Vatikanum die Kluft zwiſchen den beiden Kirchen prinzipiell noch erweitert werden, und der Kulturkampf trug dazu auch in der Praxis das Seinige bei. Allein im Weſen der Freiheit liegt auch die Gefahr der Uneinigkeit und Zerſplitterung, und ihr iſt der Proteſtantismus in unſerem Jahrhundert mehr als je zugänglich geweſen: er macht heute vielfach den Eindruck völliger Zerklüftung und Auflöſung, wie bei einem Parlament redet man nicht nur von einer kirchlichen Rechten und Linken, ſondern man kennt ſogar mehrere Mittelparteien. Das lähmte ſchon während des Kulturkampfes nicht nur ſeine, ſondern auch die Kraft des Staates. Die orthodoxen Proteſtanten, darin mit den Konſervativen eins, mit denen ſie ſich während der Reaktionszeit immer mehr identifiziert hatten, waren ihm gegenüber von zwieſpältigen Gefühlen bewegt: als Proteſtanten mußten ſie den Staat in ſeinem Kampfe gegen die Weltbeherrſchungstendenzen der römiſchen Kirche unterſtützen; als orthodox-konfeſſionell wurden ſie von den Maigeſetzen über die Civilehe im Reich, die Schulaufſicht in Preußen, die Simultanſchule in Baden mitbetroffen und haben deshalb auch ihrerſeits

dagegen protestiert oder noch lieber durch Hofprediger und hohe Damen dagegen intriguiert.

Dagegen war der beste Bundesgenosse des Staates in diesem Kampf der liberale Protestantismus. Ein Vorspiel dazu bildete in den fünfziger Jahren das erste Bändchen von Bunsens „Zeichen der Zeit". Dieser hatte, wie wir gesehen haben, in England doch nicht verlernt, „was Toleranz und Religionsfreiheit und was daheim Protestantismus und protestantische Kirche und Union heißt"; und so wallte ihm doch voll Zorn sein Blut, als er den Hirtenbrief des Bischofs Ketteler in Mainz zur Bonifatiusfeier im Juni 1855 und darin die Anklage las, das deutsche Volk habe durch die Reformation seinen Beruf für das Reich Gottes verscherzt, wie das jüdische seinen Beruf als Volk Gottes, da es den Messias kreuzigte, es habe durch sie das Gewissen verloren. Zu solcher unerhörten Rede, die „eher eines rohen Junkers und eines übermütigen Priesters würdig schien als eines so hochgebildeten deutschen Mannes und eines christlichen Bischofs", mochte er nicht schweigen: „Die Ehre unseres Volkes ist ein Heiligtum, um welches zu kämpfen, soweit es die Wahrheit zuläßt, eine heilige Pflicht erscheint". Aber auch er stieß bei dieser Abwehr schon auf protestantische Verbündete des unduldsamen Bischofs, auf den Historiker Leo in Halle und — wir wissen es bereits — auf den Führer der Konservativen in Preußen, auf Stahl. Daß aber diese bischöflichen Invektiven und Ansprüche nicht bloß Worte waren, das zeigte ihm gerade damals der badische Kirchenstreit und das österreichische Konkordat im großen und der „sich wie aus dem Abgrund erhebende Dämon hierarchischer Verfolgung" in einer Reihe von Einzelfällen.

Bunsen war auch nur ein Einzelner. Das Aufsehen und der Beifall aber, den sein mannhaftes Auftreten in weiten Kreisen fand, bewies, daß er nicht allein stand; es war wie ein erstes Augenaufschlagen des gesunden Menschenverstandes und des deutschen Gewissens. Das Erwachen selber folgte in den sechziger Jahren. Die liberalen Protestanten schlossen sich zum deutschen Protestantenverein zusammen und nahmen nun auch ihrerseits den Kampf gegen katholische Anmaßungen von außen und gegen hierarchische Gelüste und zelotische Unduldsamkeit in der eigenen protestantischen Kirche mit aller Energie

auf. Schon 1869 wies eine Versammlung in Worms die in einem „apostolischen Schreiben" des Papstes an die Protestanten gerichtete Zumutung, in „den einigen Schafstall Christi" zurückzukehren, ab und bezeichnete die in der Encyklika und dem Syllabus ausgesprochenen Grundsätze als „staatsverderblich und kulturwidrig". 1871 nach erklärter Unfehlbarkeit sprach es der Ausschuß des Vereins als seine Überzeugung aus, „daß jener Wahn der Unfehlbarkeit eines Menschen mit beschränkten Kräften und von beschränktem Wissen, wenn demselben praktische Wirkung verstattet wird, die Existenz und die Autorität des Staates bedrohe, daß er die Geltung der Gesetze und den Gehorsam gegen die verfassungsgemäßen Anordnungen der Obrigkeit in Frage stelle, daß er den konfessionellen Frieden, die Grundbedingung der deutschen Einheit breche und jede Verständigung der verschiedenen Kirchen unmöglich mache, daß er die Wirksamkeit der Schule lähme und die Erziehung der Jugend verderbe, daß er jede freie Forschung aufhebe, die Liebe zur Wahrheit ertöte und daher die deutsche Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit zerstöre". 1872 erließ der Ausschuß einen Aufruf, worin er auf die Staatsgefährlichkeit der Jesuiten hinwies und an das Wort des Papstes Clemens XIV. erinnerte, daß der Friede auch in der Kirche „gar nicht möglich sei, solange die Gesellschaft Jesu bestehe"; viel zu optimistisch klang dieses Schreiben freilich in den Worten aus: „Es wird hoffentlich der letzte Kampf sein wider die künstliche Erneuerung des Mittelalters. Die Zeichen der Zeit sind uns günstig. Der deutsche Kaiser und das deutsche Reich werden auch diesen Kampf siegreich durchführen. Wenn der Jesuitenorden wieder begraben sein wird, dann wird die Luft reiner und das Licht heller werden in der Welt." Dagegen lautete es schon 1874 wie Klage und fast wie eine Warnung, wenn es in dem neuen Aufruf hieß: „Dem deutschen Staat im Kampf mit den römischen Übergriffen mit ganzer Kraft zu helfen, ist eine kirchliche Ehrenpflicht, die unser Verein freudig übt und mit tiefer Betrübnis von vielen berufenen Trägern des protestantischen Kirchentums in Deutschland vernachlässigt sieht. Aber mit den Arbeiten der Gesetzgebung allein ist die Macht Roms in Deutschland ebensowenig zu brechen, als mit der verstandesmäßigen Aufklärung des Volkes. Wie in den Zeiten

der Reformation weder die Vertreter der Wissenschaft und Bildung, noch die Helden des nationalen Gedankens allein, sondern im Bunde mit beiden das religiöse Gewissen Luthers die deutsche Nation von den römischen Fesseln befreite, so kann auch heute unser Volk das römische Joch erst dann abschütteln, wenn es zugleich mit dem deutschen Recht und der deutschen Wissenschaft die religiösen Mächte des unverfälschten Christentums gegen den Koloß der römischen Papstkirche ins Feld führt." Überhaupt aber tritt seit 1872 in den Erklärungen des Vereins allmählich eine Frontveränderung ein. „Ist es notwendig, daß zu dem Kampfe gegen den Ultramontanismus eine neue Zerklüftung der evangelischen Kirche hinzukomme?" fragt der Aufruf dieses Jahres; und 1882 wird noch deutlicher gesagt: „der Feind vor den Mauern ist nicht die einzige Gefahr, vor welcher wir Protestanten uns zu wehren haben. Er wäre uns viel weniger gefährlich, wenn nicht unter uns selbst offen und versteckt Parteibestrebungen, welche dem Geist der Reformation widerstreiten, die Alleinherrschaft in unserer Kirche zu erzwingen trachteten". In diesen inneren Kämpfen ging hinfort die Kraft des Vereins auf und erlahmte darum wie die des Staates im Widerstand nach außen.

Am 11. November 1883 hat das protestantische Deutschland den 400jährigen Geburtstag Luthers gefeiert. Luther ist Deutschlands größter Sohn. Daß ein Drittel der Deutschen aus konfessioneller Befangenheit das verkennt und darum jenem Feste sich versagte, ist für diesen Teil selbst am meisten zu beklagen, er bringt sich damit um ein gutes Stück Freude am eigenen Volkstum und macht sich geistig arm. Auf der andern Seite erhielt dadurch aber auch die Festfreude der Feiernden eine oppositionelle Spitze, die ja freilich der historischen Bedeutung des streitbaren Reformators entsprach. In den Rheinlanden kam es durch die wenig taktvolle Polemik eines Festredners und durch den Zelotismus der darob entsetzten Pastoren sogar zu einem Skandal und Konflikt innerhalb des Protestantismus selbst. Daß aber die katholische Presse es sich nicht versagen konnte, das Andenken des großen Mannes bei dieser Gelegenheit und von da an überhaupt immer aufs neue zu schmähen und z. B. das thörichte Gerede von Luthers Selbstmord zu kol-

portieren, war ein häßlicher Zug konfessioneller Gehässigkeit und trug zur gegenseitigen Verbitterung nicht wenig bei. Ein Zeichen der wachsenden Verschärfung des Gegensatzes war auch die am 5. Oktober 1886 auf Anregung Beyschlags erfolgte Stiftung des Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen und zur Abwehr der seit Beendigung des Kulturkampfes zunehmenden Anmaßung der römischen Kirche und ihrer Vertreter in Deutschland. In diesem Sinn war die Gründung durchaus berechtigt, ebenso wie früher die des Gustav-Adolf-Vereins, der Bund trat damit gewissermaßen an die Stelle des Protestantenvereins und nahm sich der Abwehr und Sammlung vielfach mit erfreulicher Energie an. Allein auf der anderen Seite ist nicht zu verkennen, daß er auch den Streit vermehrt, die Gegensätze weiterhin zugespitzt und oft auch seinerseits recht kleinlich und gehässig geredet und gehandelt hat. Es giebt nun auch protestantische Hetzkapläne und sie sind um keinen Deut besser als die katholischen. Und wenn Prozesse, wie der gegen den elsässischen Pfarrer Müller, der wegen seiner Kritik des Unfehlbarkeitsdogmas verurteilt wurde, im Gegensatz zu der fast privilegierten Straflosigkeit aller Verunglimpfungen Luthers, in protestantischen Kreisen mit Recht peinlich empfunden werden, so erscheinen uns dagegen die Thümmelschen Religionsprozesse in den Rheinlanden oder der Streithandel des Lothringischen Pfarrers Gerbert als Zeichen zunehmender Streitsucht auch in den Kreisen des evangelischen Bundes. Freilich enthüllte gerade in diesem Lothringischen Prozeß die Rede eines kaum ganz zurechnungsfähigen Advokaten der Gegenpartei nach einem bekannten Sprüchwort auch dem Blindesten die maßlosen Ansprüche und die erschreckende Unduldsamkeit des heutigen Katholizismus. Dagegen war es dem ganzen protestantischen Volke aus der Seele gesprochen, als sich gegen die Schmähungen Luthers und die Verunglimpfungen der Reformation als eines „unheilvollen Giftes“ in der päpstlichen Canisiusencyklika vom 1. August 1897 Kirchenbehörden und Synoden in verschiedenen Ländern Deutschlands zu lautem Protest aufrafften; man sah darin zugleich auch einen Protest gegen die wachsende Schlappheit deutscher Regierungen und gegen das Kokettieren protestantischer Fürsten mit katholischen Würdenträgern, deren Ge-

wänder in unserer Zeit nur zu oft „den Fußboden eines königlichen Gemaches berühren". Man ahnt oben gar nicht, wie anachronistisch uns heutzutage derartiges anmutet und wie man dem gegenüber selbst den kirchlich-religiösen Indifferentismus als Schutz und Waffe schätzen lernt.

Innere Zustände des Protestantismus.

Warum aber für gewöhnlich auch auf kirchlicher Seite die Abwehr im ganzen so matt und der Widerstand so kraftlos und wirkungslos ist, das hängt damit zusammen, daß im Protestantismus selbst noch zu viel Unprotestantisches und Hierarchisches steckt und deshalb die freien Elemente im Kampf dagegen ihre Kräfte aufbrauchen müssen. Hierin lag deshalb doch in erster Linie der Anlaß zur Gründung des deutschen Protestantenvereines. In der Reaktionsperiode war auch die protestantische Kirche reaktionär, verfolgungssüchtig und hierarchisch geworden, noch einmal nenne ich die Namen Hengstenberg in Preußen, Kliefoth in Mecklenburg, Vilmar in Hessen, Kapff in Württemberg. Mit dem Aufhören der Reaktion und dem Eintritt der neuen Ära in Preußen regte es sich hoffnungsvoll auch in kirchlich-liberalen Kreisen, ein Gesangbuchstreit in der Pfalz zu Ende der fünfziger, der Kampf der Hannoveraner gegen einen veralteten Katechismus zu Anfang der sechziger Jahre bildeten die Vorspiele. Und nun folgte die Begründung des Vereins selbst, der sich nach seinem Statut namentlich auch zum Zweck setzte „den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf der Grundlage des Gemeindeprinzips und die Bekämpfung alles unprotestantischen hierarchischen Wesens innerhalb der einzelnen Landeskirchen und die Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus". Was das erstere betrifft, so handelte es sich vor allem um eine der politischen nachgebildete kirchliche Repräsentativverfassung. An die Stelle der ausschließlichen Konsistorialregierung sollten wie in den reformierten Gebieten so auch in den ursprünglich lutherischen Landeskirchen aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte Synoden treten und die Kirche mitregieren helfen. Diesem Ziel war man in Preußen schon 1846 durch die Einberufung der ersten Generalsynode einen Augenblick nahe gewesen. Heute ist

es im wesentlichen erreicht, seit 1875 besteht neben den einzelnen Provinzialsynoden auch eine Gesamtvertretung durch die Generalsynode; und ähnlich ist es auch in den andern deutschen Ländern. Allein was sich der Protestantenverein davon versprochen hat, eine allgemeine Beteiligung der Laien an kirchlichen Angelegenheiten und eine Zurückdrängung orthodoxer und konfessionalistischer Unduldsamkeit im Kirchenregiment, ist nicht in Erfüllung gegangen. Fast überall, vor allem in Preußen und Württemberg sind, namentlich zu Anfang, die Synoden in die Hände der rechtsstehenden Parteien gefallen und haben „jede freie Richtung der Geistlichen wie der Gemeinden rechtlos zu machen und zu ersticken unternommen"; und so mußte ihnen und dem mit ihnen verbündeten Kirchenregiment gegenüber der Protestantenverein um seine Existenz und um die Anerkennung, berechtigtes und gleichberechtigtes Element der protestantischen Kirche zu sein kämpfen. Diese Anerkennung durchzusetzen ist ihm aber gerade in den Hauptländern des deutschen Protestantismus nicht gelungen, so nahe man dem auch in der Falkschen Ära schon gewesen war. Nur Baden und Weimar machen auch hier wieder eine rühmliche Ausnahme.

Damit sind wir schon bei dem weiteren Zweck des Protestantenvereins angekommen, der gerne von ihm so formuliert wurde: „der deutsche Protestantenverein arbeitet an der großen und schweren Aufgabe einer Erneuerung der Kirche im Geist evangelischer Freiheit und im Einklange mit der gesamten Kulturentwickelung unserer Zeit". Gerade diese moderne Kulturentwickelung verwarfen aber die strenggläubigen Kreise. Eben deshalb betrachteten sie den Protestantenverein und seine Mitglieder als „ungläubig" und sagten ihnen die kirchliche Gemeinschaft mehr oder weniger direkt auf. So erhielt einmal ein dem Protestantenverein angehöriger Berliner Geistlicher von einem seiner Kollegen einen Brief, der mit den Worten begann: „Euer Hochwürden teile ich hierdurch mit, daß wir grundsätzlich so viel als möglich alle kirchliche Gemeinschaft mit denen meiden, welche die Grundlehren unserer Kirche, die Gottheit Christi, die heilige Dreieinigkeit, die Versöhnung durch das Blut Christi leugnen". Und im Eifer dieses Kampfes gegen „den Unglauben, den Rationalismus und den Protestantenverein"

leugnete der Berliner Pastor Knak noch im Jahre 1868 das Kopernikanische System und die Bewegung der Erde um die Sonne, weil das mit dem Buch Josua im Widerspruch stehe; mit Recht redeten die liberalen Blätter, allen voran der Kladderadatsch, mit Hohn von diesen neuen protestantischen Dunkelmännern. Und was einzelne an Zelotismus leisteten, wurde, durch die Masse vermehrt und durch das Echo vieler Stimmen verstärkt, auf Pfarrversammlungen und später auf den Synoden wiederholt — „Zeugnis ablegen" nennt man das. Namentlich den liberalen Professoren auf den Universitäten galten diese Erklärungen und Proteste, und nicht überall glückte es, den Sturm durch einen Gegensturm so gründlich abzuschlagen, wie in den sechziger Jahren in Baden den gegen Schenkels „Charakterbild Jesu" in Scene gesetzten Entrüstungsspektakel.

Schlimm war, daß auf diesen unprotestantischen Geist der Unduldsamkeit die deutschen Kirchenbehörden sich immer wieder einließen und eine Reihe von Glaubensgerichten über evangelische Prediger ergingen, die im Namen der Ordnung abgehalten doch nur von dem Streben diktiert waren, auch in protestantischen Gebieten „eine hierarchische Macht aufzurichten und ihr inneres Leben unter die Botmäßigkeit bekenntnismäßiger Lehrsatzung zu zwingen". Besonders verfolgungssüchtig zeigte sich schon in den sechziger Jahren der lutherische Konfessionalismus der hannoveranischen Kirche, aber ebenso unduldsam gegen die liberalen Geistlichen war auch die „kirchenpolitisch strebsame" Orthodoxie in Preußen, wo nur an Sydow, Lisko und Hoßbach erinnert werden soll. Unter Falk wußte zwar der frei- und feindenkende Präsident des Oberkirchenrats Herrmann solche Glaubensgerichte möglichst fern zu halten; als er aber nach Falks Rücktritt auch seinerseits der rasch wieder sich breit machenden Orthodoxie weichen mußte und die Hofpredigerpartei der positiven Union, teilweise durch die Hilfe der Kaiserin, das Ohr des alternden Kaisers gewann, da sah es in den achtziger Jahren um die Stellung der liberalen Geistlichen in der preußischen Landeskirche bedenklich genug aus. Man sorgte schon auf den Universitäten dafür, dem theologischen Nachwuchs den Liberalismus als eine gefährliche, die Carriere schwer bedrohende

Sache erscheinen zu lassen. Das alles hatte natürlich den Niedergang der Protestantenvereinssache zur notwendigen Folge. Heute ist er nur noch ein kleines Häuflein von Offizieren ohne Heer.

Teilweise lag das freilich auch in dem Wesen der Bewegung mit begründet, der es doch selber auch an Klarheit und Entschiedenheit fehlte. Indem sie eintrat für „die Berechtigung der individuellen Mannigfaltigkeit innerhalb derselben Kirchenverfassung", konnten sich Orthodoxe und Liberale dem Verein anschließen, und wirklich gehörte ihr auch ein so positiver Mann wie der Mecklenburger Michael Baumgarten längere Zeit an. Allein thatsächlich waren es doch die dogmatisch Freidenkenden, die den Verein konstituierten; und der von ihren Gegnern erhobene Vorwurf, daß sie die Gottheit Christi und die Dreieinigkeit verwerfen, traf auf die meisten sicher zu. Weil sie aber doch auch nach links hin eine Grenze ziehen und nach rechts den konservativeren Elementen die Thüre offen lassen wollten, so kamen sie mit ihren öffentlichen Kundgebungen teilweise ins Gedränge. Man höre z. B. die gegen eine Berliner Pastoralkonferenz im Jahr 1868 veröffentlichte Erklärung: „Wir gestehen jenen Pastoren das Recht nicht zu, uns darüber zu verhören, ob wir glauben, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott sei. Noch weniger sind sie befugt, in unserem Namen die Frage zu beantworten. Aber wir wollen die unbestreitbare Thatsache nicht verheimlichen, daß die antike heidnische Welt der Griechen und Römer eher an Christus glauben lernte, wenn er ihr als Gott gepriesen wurde, und die heutige moderne Welt mit ihrem erweiterten Gottesbewußtsein und Naturbegriff weit eher für Christus gewonnen und erwärmt wird, wenn er ihr als Mensch menschlich dargestellt wird. Wir behaupten auch hier das volle Recht der heutigen protestantischen Welt, Christus geschichtlich zu erfassen und menschlich zu begreifen. Wer ihr dieses Recht abstreitet, der nötigt einen sehr großen Teil der Gebildeten entweder zu offenbarer Heuchelei oder zur Lossagung vom Christentum. Wir wollen umgekehrt, daß sie aufrichtige Menschen und Christen bleiben." Das war sehr schön gesagt, aber für die einen zu viel und für die andern zu wenig; und so konnte Strauß die Vertreter dieser Anschauung als die „Halben" im Eifer des Gefechts sogar für noch

„absurder“ erklären als die „Ganzen“ von der Observanz Hengstenbergs. Heute würde auch er sich den Luxus einer solchen Polemik schwerlich mehr gestatten. Der Kampf mit der immer kühner ihr Haupt erhebenden Orthodoxie und die eigene innere Arbeit hat die kleine Schar des Protestantenvereins weiter nach links hin gedrängt, und umgekehrt haben die noch jenseits von ihnen Stehenden alle Ursache, sich mit diesen tapferen Resten zusammenzuschließen und Schulter an Schulter mit ihnen die letzten schwer gefährdeten Positionen zu verteidigen.

Die Gründer und Führer des Protestantenvereins gehörten ursprünglich meist zur „Vermittlungstheologie“. Die wissenschaftliche Arbeit aber hat ihren eigenen Weg und bethätigt an ihren Werkzeugen ihre eigene Kraft; das zeigte sich auch an dieser Richtung. Männer wie Holtzmann oder Weizsäcker dürfen sich heute als würdige Thronerben und echte Nachfolger Baurs und seiner Schule betrachten, deren kritische Untersuchungen über das Neue Testament, das apostolische Zeitalter und seine Lehranschauungen sie in tiefdringender gelehrter Forschung und in wissenschaftlich freiem, hohem und feinem Geiste unbekümmert um alle Anfechtungen rüstig weitergeführt haben. Dabei unterstehen freilich auch sie dem Los aller Theologie. In dem Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen übernimmt sie zuerst die Vermittlerrolle. Bestimmt die religiösen Vorstellungen zu einem System zusammenzufügen soll sie dieselben mit der fortschreitenden Wissenschaft und Weltanschauung in Einklang bringen und versöhnen. Allein solange es ihr auch gelingt, schließlich ergeht es ihr nicht anders als aller übrigen Wissenschaft, sie selber wird Wissen, wird historische oder philosophische Wissenschaft, und nun kommt sie ihrerseits in Konflikt mit den religiösen Vorstellungen, denen sie ihre Arbeit gewidmet hat. Da sehen und erleben wir es dann rings um uns her, wie gerade solche wissenschaftliche Theologen von der Kirche aufs heftigste angegriffen und ihr Wissen und Arbeiten vielmehr als ein die Religion Schädigendes und den Glauben Beeinträchtigendes in seinem Werte verkannt und mannigfach angefochten und verketzert wird. So erfüllt sich auch hier die Tragik im Kampf zwischen Glauben und Wissen, die keinem tiefer sinnenden und nach Wahrheit strebenden Menschen erspart bleibt.

Die Ritschlsche Schule.

Indem aber solche Männer sich immer entschiedener zu überlegenster wissenschaftlicher Geistesfreiheit emporarbeiteten und so allmählich auf den äußersten linken Flügel der Theologie zu stehen kamen, schob sich zwischen sie und ihre orthodoxen Gegner aufs neue eine vermittelnde Richtung mitten inne, durch die der liberale Protestantismus zunächst noch einmal an Boden verlor und die eine Zeitlang auch in der wissenschaftlichen Theologie die Vorherrschaft an sich reißen zu wollen schien — es war das die Schule des Göttinger Theologen Ritschl. Dieser war von Baur ausgegangen, hatte aber dann in einer menschlich wenig erbaulichen Form mit ihm gebrochen und im Gegensatz zu ihm gewissermaßen als „Palinodie" seine Hypothese über „die Entstehung der altkatholischen Kirche" nach der positiven Seite hin umgestaltet; und ebenso sagte er sich später ausdrücklich auch von Schleiermacher los durch eine recht böse Schrift über dessen Reden über die Religion. Von jenem schied ihn die durchaus antihegelsche und überhaupt aller Spekulation und Metaphysik abgeneigte Haltung seiner Theologie, von diesem seine Ablehnung alles Mystischen in der Religion. Es würde hier zu weit führen, Ritschls dogmatisches System darzustellen; es ist dies auch schwierig bei einem Mann, der in den verschiedenen Auflagen seines Hauptwerks über „die christliche Lehre von der Rechtfertigung und Versöhnung" bald nach einem theoretischen Beweis für das Dasein Gottes sucht, wodurch Theologie als Wissenschaft erst möglich werden soll, bald die Möglichkeit nicht nur der herkömmlichen Beweise mit Kant bestreitet, sondern sie überhaupt und schlechtweg leugnet. Immerhin zeigt sich uns hier der erste der Punkte, worin er geschickt sich den Strömungen seiner Zeit anzupassen wußte. 1862 war für die Philosophie die Losung ausgegeben worden: zurück zu Kant! Ihr schließt sich auch Ritschl an, indem er erkenntnistheoretische Untersuchungen mit seiner Theologie verbindet und scheinbar ganz kantisch alle natürliche Theologie und Religion ablehnt. Damit ist aber nur dem Glauben im Unterschied vom theoretischen Wissen Platz geschaffen: dieses hat es mit Seinsurteilen, der Glaube dagegen mit Werturteilen zu thun. Indem aus dem Wert, den die Glaubens-

sätze für den Menschen haben, auf deren Richtigkeit und auf die Existenz des ihnen zu Grunde liegenden geschlossen wird, nähert sich die Ritschlsche Theologie der Lehre Feuerbachs, daß der Wunsch der Vater des Glaubens sei. Gerade in dieser Wendung besteht aber das Verhängnisvolle dieser Theologie, die so kritisch anhebt und schließlich einfach als wertvoll und damit als wahr statuiert, was sie wünscht. Das ist zwar sehr bequem, aber es ist weder kantisch noch ganz aufrichtig. Zugleich liegt in der Umwandlung des Glaubensinhalts in Werturteile auch eine Beziehung zu den modernen Strömungen in der Psychologie: durch die Zurückdrängung des Intellektualistischen, die starke Betonung des persönlich Machtvollen in Gott und die Hervorhebung der Selbstthätigkeit der menschlichen Seele nähert sich diese Theologie der voluntaristischen Anschauung, die seit Schopenhauer im Vordergrund steht. Indem Ritschl endlich die christliche Weltanschauung, auf deren teleologischen Charakter er besonderes Gewicht legt, nicht aus dem Standpunkt Christi heraus, sondern aus dem seiner Gemeinde entwickelt, entgeht er einer Reihe historischer Schwierigkeiten und gewinnt durch diese Voranstellung der christlichen Gemeinde, die auch das eigentliche Objekt der Rechtfertigung ist, ein soziales Prinzip, das wiederum einem Zuge der Zeit sympathisch entgegenkam.

So war diese Theologie wirklich „zeitgemäß", und rasch bildete sich um den Meister her eine „Schule" von jungen Theologen, für welche Ritschl, einer jener akademischen Größen mit weitreichendem Einfluß, auch auf den Lehrstühlen der protestantischen Theologie überall Platz zu schaffen wußte. Gerade die Talentvollsten schloßen sich an ihn an, wir dürfen ja nur an die Leistungen des einen dieser Ritschlianer, an Adolf Harnacks Dogmengeschichte denken. Allein eine kirchliche Bewegung im großen Stil war es darum doch nicht: es war eine theologische „Schule", ihre Mitglieder waren Offiziere, aber ein Heer, die Gemeinde, stand auch hinter ihnen nicht. Und schon im Begriff der Schule liegt, daß — nach dem Tode des Meisters — die Schüler, gerade weil es keine unbedeutenden Köpfe waren, selbständig weiter und damit rasch auch auseinander gingen: kurzlebiger als diese Ritschlsche Schule ist kaum je eine gewesen. Es hing aber auch mit dem Wesen der

Ritschlschen Theologie, ihrer Unklarheit und absichtlichen Unbestimmtheit zusammen. Wenn z. B. Ritschl die Gottheit Christi festhält und sie so begründet: „Eine Autorität, welche alle anderen Maßstäbe entweder ausschließt oder sich unterordnet, welche zugleich alles menschliche Vertrauen auf Gott in erschöpfender Weise regelt, hat den Wert der Gottheit", so ist das ein frevles Spiel mit Worten: ist nun Christus wirklich Gott oder ist er es nicht? Er ist es „für den Glauben", seine Gottheit ist „ein Wertbegriff", ihre Anerkennung „ein Werturteil"; aber ob diesem Werturteil auch ein Seinsurteil entspricht, ob Christus nicht bloß für den Glaubenden den Wert eines Gottes hat, was ja auch Feuerbach und Strauß nicht bestreiten, sondern ob er Gott ist, das hütet man sich wohl zu beantworten; und doch heißt es mit Hegel: Hier ist die Rose, hier tanze! Dabei mußten mit Notwendigkeit die Anschauungen der Schüler auseinandergehen, Kaftan ist ein anderer als Herrmann. Und an solchem Spielen mit Worten mußte man von links und noch mehr von rechts her Anstoß nehmen und es als ein Spiel mit doppelten Karten entlarven; von einer solchen „Renaissance des reinen Luthertums" wollten die Konfessionellen nichts wissen. Was mehr dazu beigetragen hat, jene innere Selbstzersetzung der Schule oder diese Angriffe von außen, Thatsache ist, daß es zwar noch Ritschlianer, aber heute bereits keine Ritschlsche Schule mehr giebt; auch „die christliche Welt", als Parteiorgan der Schule gegründet, ist heute über diesen engen Rahmen hinausgewachsen, nicht zum wenigsten auch durch die energisch sociale Wendung, die sie genommen hat. Aber auch für diese Wendung ist ein anderer der Führer geworden. Ritschl selber hat durch seine Jubiläumsrede zur Feier des 150jährigen Bestehens der Universität Göttingen, in der er den Liberalismus und die Socialdemokratie in übler theologischer Geschichtsklitterung mit dem Ultramontanismus zusammen als Frucht der mittelalterlichen Weltanschauung hinstellte, jene Wendung verleugnet und die socialen Theologen von seinen Rockschößen abgeschüttelt, damit aber auch die letzte Karte aus der Hand gegeben, die ihn das Spiel gewinnen lassen und es seiner Schule ermöglicht hätte, auch theologisch eine Wirkung auf weitere Kreise auszuüben.

Dagegen haben die heftigen Angriffe, die von orthodoxer Seite

gegen Adolf Harnack gerichtet wurden wegen seiner kritischen Äußerungen über das apostolische Glaubensbekenntnis, in den neunziger Jahren zu einer Annäherung der Ritschlianer an die Liberalen geführt und damit auch sie in rascher Entwickelung weiter nach links hinüber getrieben. Dieser Streit steht in einem gewissen Zusammenhang mit der durch Schrempf hervorgerufenen Bewegung und muß daher noch einmal erwähnt werden. Hier kommt er nur deshalb in Betracht, weil er die Sellung der kirchlichen Parteien verrückte und die Machtstellung der Ritschlianer auf den deutschen Hochschulen erschütterte. Die Orthodoxie betrachtet heute die Ritschlschen Professoren als ihre schlimmsten Gegner, und da es ihr gelungen ist, namentlich in Preußen die Unterrichtsverwaltung ihrem Willen dienstbar zu machen, so ist es auch mit der Begünstigung von oben für jene zu Ende. Die sogenannten „Strafprofessoren“ an verschiedenen preußischen Hochschulen sind vor allem den Ritschlianern vor die Nase gesetzt worden; und nachdem man die jungen Theologen so lange gelehrt hat, daß sie glauben dürfen, was sie wünschen, werden sie ja wohl auch bald lernen zu glauben, was gewünscht wird.

So siegte auf der ganzen Linie — im Katholizismus die ultramontan-jesuitische Richtung, im Protestantismus die Orthodoxie, die im Norden mehr konfessionalistisch, im Süden immer noch mehr pietistisch gefärbt ist. Dort wagen nur noch vereinzelte Stimmen gegen den finsteren Geist zu protestieren; hier stehen noch manche aufrecht, aber das Häuflein der Freigesinnten schmilzt doch sichtlich zusammen und der Nachwuchs, der darüber trösten könnte, ist nicht groß. In einer anderen Beziehung aber ist der Unterschied zwischen Katholizismus und Protestantismus um so größer: dort folgt das Volk in seiner großen Masse den bischöflichen und priesterlichen Führern, die 104 Centrumsabgeordneten, welche bei den Reichstagswahlen von 1898 aus der Urne hervorgegangen sind, haben das aufs neue bewiesen. In der protestantischen Kirche liegt die Sache ganz anders. In den sechziger und siebziger Jahren nahm noch eine größere Anzahl gebildeter Laien an den Kämpfen des Protestantenvereins eifrigen Anteil, ein Mann wie Bluntschli ist dafür typisch. Heute kümmert sich um eine Ver-

sammlung dieses Vereins in Berlin kaum noch ein Mensch, und die Fragen der Ritschlschen Schule sind Schulstreitigkeiten, die für weitere Kreise kein Interesse haben, kaum daß der Apostolikumsstreit einen Augenblick eine mehr neugierige als teilnahmvolle Aufmerksamkeit hervorrief; eine Gemeinde haben die Ritschlschen Theologen nicht hinter sich. Die religiöse Tendenz, welche sich in der Litteratur seit etlichen Jahren spüren läßt, steht durch ihren Mystizismus im vollstem Gegensatz zu Ritschls Anschauungen, ist also von der Theologie und ihrer Entwickelung völlig unbeeinflußt. Wo aber bleiben die Massen? In Ostelbien ist zuweilen der protestantische Pfarrer noch der Führer seiner Bauern bei den Wahlen, aber nicht in kirchenpolitischem, sondern in rein politisch-konservativem Interesse, im großen ganzen aber ist gerade das arbeitende Volk der Kirche entfremdet, huldigt theoretisch dem Grundsatz: „Religion ist Privatsache“ und bekennt sich praktisch zu einem oberflächlichen, bewußt-antikirchlichen Materialismus. An die Stelle der Religion ist als das große Interesse der Zeit die sociale Frage getreten. Ihr wenden auch wir uns zu.

Dreizehntes Kapitel.

Socialismus und Socialdemokratie.

Vorgeschichte.

Die sechziger Jahre waren erfüllt von politischen Kämpfen, durch sie sind wir Deutschen ein politisches Volk geworden; und auch in den siebziger Jahren stand das politische Interesse für das deutsche Volk im Vordergrund. Es galt der Freude über die errungene nationale Einheit, bei manchen auch dem Schmerz und der Verbitterung über den Verlust der politischen Sonderexistenz und über die Unterordnung unter das Ganze und speziell unter die preußische Vormacht; und die politische Arbeit richtete sich auf den Ausbau und die innere Ausgestaltung des neugegründeten Reichs — im freiheitlichen Sinn, wie die Hauptmitarbeiter triumphierend, die radikalen Parteien unbefriedigt zweifelnd und mehr fordernd hinzufügten. Auch der Kulturkampf war zunächst ein kirchenpolitischer, ein Kampf um die Macht, das religiöse Moment ist erst allmählich stärker accentuiert worden. Der große Träger dieser politischen Ära ist Bismark, der geniale Staatsmann und politische Führer des deutschen Volkes, in ihm faßt sie sich zur Einheit einer Person zusammen. Eben deshalb wurde es auch den Menschen der siebziger Jahre so schwer zu fassen, daß mitten um sie her und zwischen ihnen herauf andere als politische Interessen sich in der Öffentlichkeit in den Vordergrund drängten und die politische Ära, da sie kaum begonnen und in wunderbarer Raschheit auch sofort einen Höhepunkt erreicht hatte, bereits wieder im Ablaufen begriffen sein sollte, um einer ganz andersartigen, der socialen und socialistischen Platz zu machen. Sie empfanden das zunächst durchaus nur als

sammlung dieses Vereins in Berlin kaum noch ein Mensch, und die Fragen der Ritschlschen Schule sind Schulstreitigkeiten, die für weitere Kreise kein Interesse haben, kaum daß der Apostolikumsstreit einen Augenblick eine mehr neugierige als teilnahmvolle Aufmerksamkeit hervorrief; eine Gemeinde haben die Ritschlschen Theologen nicht hinter sich. Die religiöse Tendenz, welche sich in der Litteratur seit etlichen Jahren spüren läßt, steht durch ihren Mystizismus im vollstem Gegensatz zu Ritschls Anschauungen, ist also von der Theologie und ihrer Entwickelung völlig unbeeinflußt. Wo aber bleiben die Massen? In Ostelbien ist zuweilen der protestantische Pfarrer noch der Führer seiner Bauern bei den Wahlen, aber nicht in kirchenpolitischem, sondern in rein politisch-konservativem Interesse, im großen ganzen aber ist gerade das arbeitende Volk der Kirche entfremdet, huldigt theoretisch dem Grundsatz: „Religion ist Privatsache“ und bekennt sich praktisch zu einem oberflächlichen, bewußt-antikirchlichen Materialismus. An die Stelle der Religion ist als das große Interesse der Zeit die sociale Frage getreten. Ihr wenden auch wir uns zu.

Dreizehntes Kapitel.

Socialismus und Socialdemokratie.

Vorgeschichte.

Die sechziger Jahre waren erfüllt von politischen Kämpfen, durch sie sind wir Deutschen ein politisches Volk geworden; und auch in den siebziger Jahren stand das politische Interesse für das deutsche Volk im Vordergrund. Es galt der Freude über die errungene nationale Einheit, bei manchen auch dem Schmerz und der Verbitterung über den Verlust der politischen Sonderexistenz und über die Unterordnung unter das Ganze und speziell unter die preußische Vormacht; und die politische Arbeit richtete sich auf den Ausbau und die innere Ausgestaltung des neugegründeten Reichs — im freiheitlichen Sinn, wie die Hauptmitarbeiter triumphierend, die radikalen Parteien unbefriedigt zweifelnd und mehr fordernd hinzufügten. Auch der Kulturkampf war zunächst ein kirchenpolitischer, ein Kampf um die Macht, das religiöse Moment ist erst allmählich stärker accentuiert worden. Der große Träger dieser politischen Ära ist Bismark, der geniale Staatsmann und politische Führer des deutschen Volkes, in ihm faßt sie sich zur Einheit einer Person zusammen. Eben deshalb wurde es auch den Menschen der siebziger Jahre so schwer zu fassen, daß mitten um sie her und zwischen ihnen herauf andere als politische Interessen sich in der Öffentlichkeit in den Vordergrund drängten und die politische Ära, da sie kaum begonnen und in wunderbarer Raschheit auch sofort einen Höhepunkt erreicht hatte, bereits wieder im Ablaufen begriffen sein sollte, um einer ganz andersartigen, der socialen und socialistischen Platz zu machen. Sie empfanden das zunächst durchaus nur als

ein Läſtiges und Störendes, als ein Feindliches und Unberechtigtes. Eben deshalb hielt man es ſich ſo lange als möglich vom Leibe und ſpielte der ganzen Bewegung gegenüber Vogel Strauß. Als ich nach den Reichstagswahlen von 1874, die der Socialdemokratie 352000 Stimmen und neun Mandate einbrachten, in einem Artikel auf dieſes Anwachſen der ſocialiſtiſchen Stimmen aufmerkſam machen und hierin das Charakteriſtiſche dieſer Wahl geſehen wiſſen wollte, wies die Redaktion einer Berliner Wochenſchrift denſelben zurück und brachte an Stelle desſelben einen Jubelhymnus auf den Sieg der nationalliberalen Partei. Allein bald half es nichts mehr, die Augen zu verſchließen, das Neue kam, war da und wuchs, und ſchließlich wurden auch die Widerſtrebendſten in den Bannkreis einer neuen Ideenwelt gezwungen, mochten ſie ihr nun als Freunde und Anhänger zufallen oder als Gegner ſie perhorrescieren und bekämpfen; und dieſe neuen Ideen waren die des Socialismus.

Die franzöſiſche Revolution von 1789 war die That des dritten Standes, der Bourgeoiſie, ihre Bedeutung liegt darin, daß ſie für ein Jahrhundert den Sieg und die Überlegenheit dieſes dritten Standes feſtgeſtellt hat. Das gilt auch für Deutſchland. Die Stein-Hardenbergſche Geſetzgebung iſt ihm hauptſächlich zu gute gekommen. Was damals für die Bauern geſchah, war ja wohl Emanzipation, brachte ihnen Befreiung von der Erbunterthänigkeit, die nicht zu verwechſeln iſt mit den harmloſen Reſten der weſtdeutſchen „Leibeigenſchaft“, und von den damit zuſammenhängenden Fronen und Geſindezwangsdienſten; aber es ſchuf nicht nur den Gutsherren ſchwere Verlegenheit, ſondern war auch für die dienſtfrei gewordenen Bauern zunächſt kaum ein Segen, wenigſtens für die kleineren nicht, die in ihren bisherigen Herrn auch ihre Beſchützer verloren und nun dem Gutsherrn für ſeinen kapitaliſtiſchen Betrieb als unſelbſtändige und proletariſche Arbeiter preisgegeben wurden. Von ihnen galt das Wort Knapps: „wer die Freiheit aus Schwäche nicht gebrauchen kann, der wird durch Freilaſſung eigentlich nur verſtoßen“.

Ebenſo litt dann auch die Bourgeoiſie am meiſten unter der hereinbrechenden Reaktion, das beweiſt der überall voranſtehende

Kampf gegen die Censur und der Ruf nach Preßfreiheit. Die freiheitliche Bewegung im zweiten und dritten Jahrzehnt war von Studenten und Akademikern getragen, das junge Deutschland bestand aus Litteraten und Journalisten. Auch die Revolution von 1848 war in Deutschland wesentlich eine Revolution der bürgerlichen Parteien, das zeigt die Zusammensetzung des Frankfurter Parlaments aus der geistigen Elite des Volkes und es zeigt es der Inhalt der revolutionären Gedanken und Forderungen: das Bürgertum war der Träger des Einheits- und des Freiheitsstrebens im Volke. Und als seit Ende der fünfziger Jahre das politische Leben neu erwachte, da waren die Männer des Nationalvereins und die kirchlich-liberalen Mitglieder des Protestantenvereins wiederum vor allem Angehörige des gebildeten Mittelstandes, und deshalb machte auch Bismarck seine Politik von 1866 bis 1878 vorwiegend mit Hilfe der aus ihm hervorgegangenen nationalliberalen Partei. Alles das wird uns noch deutlicher werden, wenn wir zu den socialistischen Unterströmungen übergehen, die dieser bürgerlich-politischen Hochflut doch auch nicht fehlten.

Die socialistischen Ideen sind auch in Deutschland so alt als das Jahrhundert selber ist, wir brauchen hier nur schon Erwähntes zu rekapitulieren. Pestalozzi und Fichte sind in erster Linie zu nennen: jener mit seinen 1797 erschienenen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwickelung des Menschengeschlechts", dieser mit dem „geschlossenen Handelsstaat" von 1800. Aber die sociale Pädagogik, die jener wollte und meinte, ist erst im letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts erkannt und als eine zu verwirklichende Aufgabe erfaßt worden, und die socialistischen Ideen Fichtes wurden, als sie ans Licht traten, für Schrullen gehalten und ihr Urheber wird von den Nationalökonomen auch heute noch kaum als Vorläufer gekannt und genannt. In den dreißiger Jahren war es dann Heine, der die Deutschen mit dem französischen Socialismus bekannt zu machen suchte, deutsche Flüchtlinge und Handwerksburschen lernten den Socialismus an der Quelle, in Frankreich oder auch in der Schweiz kennen und brachten seine Ideen in die Heimat zurück; vor allem suchte der Schneider Wilhelm Weitling als energischer Agitator dafür Propaganda zu

machen. Es war durchweg fremde Ware, die in Deutschland nicht viele Liebhaber fand und als Schmuggelware von Polizei und Censur mit besonderer Härte an der Grenze zurückgehalten oder im Binnenland hinter Schloß und Riegel gebracht wurde. Lorenz von Steins Schrift über den Socialismus und Kommunismus in Frankreich klang in den vierziger Jahren nach Roschers Ausdruck „dem deutschen Publikum wie ein Märchen aus weiter Ferne"; und ebenso überhörte man in Bettinas „Dies Buch gehört dem König" über den klingenden Sätzen von der Freiheit aller, die den Einzelnen frei mache, die erschütternden „Erfahrungen eines jungen Schweizers im Vogtlande". Solcher Not gegenüber, wie sie hier geschildert wurde, sagte man wirklich: „es geht nicht zu helfen"; die warmherzige Frau aber meinte: „es geht doch" und setzte es sich zur Aufgabe, „der Elenden Ansprüche ans Leben zu vertreten" und „keine Familiengruft zu bauen den Ahnen, wo Lebende kein Obdach haben". Darum erfahren wir von diesem geheimen Socialismus auch so wenig, Genaueres eigentlich nur durch die Spiegelbilder, die in dem Roman der Fanny Lewald vor und in dem von Gutzkow nach der Revolution davon entworfen wurden; und in beiden wird ausdrücklich auf Paris als Ausgangs- und Sammelpunkt solcher deutschen Socialisten hingewiesen. Faßbarer waren die socialistischen Anklagen und Forderungen, die sich 1844 an den Weberaufstand im schlesischen Eulengebirge anknüpften oder die Freiligrath in seinen Gedichten vortrug. Daß auch auf konservativer Seite in Viktor Aimé Huber den socialistischen Ideen ein Wortführer erstand, freilich ohne daß er bei seiner Partei Verständnis dafür gefunden hätte, ist ebenfalls schon erwähnt.

Die wissenschaftliche Nationalökonomie dagegen stand als „klassische" bis auf Rodbertus ganz unter dem Einfluß Adam Smiths, den sie fälschlich im Sinn des extremen laissez aller laissez faire deutete. Hier hat die Naturrechtslehre am längsten nachgewirkt. Auch für die Volkswirtschaft nahm man wie für den Staat eine von natürlichen Trieben abhängige natürliche Ordnung an, in der sich nach den Gesetzen der freien Konkurrenz alles von selbst reguliere. Deshalb wollte sie von einem Eingreifen des Staates in den Gang dieser wirtschaftlichen Entwickelung nichts

wissen: der Staat hat nur das Eigentum und die freie Bewegung zu schützen, jeder Versuch diese lenken und durch Gesetze, Verbote oder Schutzzölle nach innen oder außen beeinflussen zu wollen, richtet nur Schaden an. Es war die liberalistische und optimistische Gesellschaftsauffassung, die trotz Rodbertus und Marlo-Winkelblech bis 1860 in der Theorie und praktisch in der Wirtschaftspolitik herrschend blieb.

Und doch wurde im Revolutionsjahr 1848 der socialistische Hintergrund für einen Augenblick blitzartig erleuchtet durch gelegentliche Bauernaufstände, die Teilnahme der Fabrikarbeiter an den Barrikadenkämpfen, die dahin zielenden Formulierungen gewisser Forderungen und Programme und allerlei wilde Reden Einzelner. Namentlich in der Neuen Rheinischen Zeitung, die Freiligrath zusammen mit Marx und Engels in Köln redigierte, kam das zum Ausdruck; diese Männer wollten der politischen Bewegung in der That ein proletarisches Gepräge geben. Auch von Feuerbach wissen wir, daß sein politischer Radikalismus damals eine socialistische Färbung angenommen und er dies in dem bekannten Wort „was der Mensch ißt, das ist er" zum Ausdruck gebracht hat.

Allein alle Versuche, die bürgerliche Revolution ins socialistische Fahrwasser hinüberzuleiten scheiterten nicht nur an der rasch sich wieder zusammenraffenden Macht der preußischen Regierung, sondern sie kamen auch thatsächlich zu früh. Bis 1860 blieb Preußen und mit ihm das im Zollverein ihm angegliederte Deutschland der Freihandelstheorie treu, unter deren Einfluß das Handels- und Zollgesetz von 1818 und bald darauf der Zollverein zustande gekommen ist. „Preußen wie später der Zollverein gediehen dabei, die Erziehung unserer Industrie für die Kämpfe auf dem Weltmarkt" wurde dadurch ermöglicht. Aber dieser Gang war kein rascher, der deutschen Industrie ist es nicht leicht geworden, sich zu ihrer heutigen Höhe emporzuarbeiten, ohne Schweiß und Mühe ist auch ihr nichts in den Schoß gefallen. 1848 war Deutschland wirklich noch zu wenig Industriestaat, die Arbeiterschaft, das Proletariat noch nicht zahlreich und koncentriert, auch geistig noch nicht entwickelt genug, um sich auf sich selbst und seine Lage zu besinnen und seinen Anteil an Welt und Leben und allen Kulturgütern zu

fordern oder diese Forderung gar praktisch mit Gewalt durchzusetzen.

Ferdinand Lassalle.

Und vielleicht war es auch zu Anfang der sechziger Jahre noch reichlich früh, trotz der gewaltigen volkswirtschaftlichen und socialen Umbildung, die sich seit 1848 vollzogen hatte. Fast noch bedeutsamer als die Entwickelung der Großindustrie waren die totale Änderung der Verkehrsverhältnisse und die riesigen Fortschritte der Technik. Dadurch erlitt die ganze Produktionsweise, ja selbst die Gruppierung der Bevölkerung, und durch die letztere namentlich auch die Wirtschaft der Familien eine völlige Umgestaltung. Das Kleingewerbe litt darunter, neben der Handwerkernot trat aber auch die ungünstige Lage der Fabrikbevölkerung immer schärfer hervor. Und das alles kam den Menschen auch intensiver als bisher zum Bewußtsein: man sah und hörte, man las und dachte mehr. Auch die Lebenshaltung der Reichen wurde eine luxuriösere, und dem gegenüber kamen sich dann die Besitzlosen um so ärmer und dürftiger vor. Neid und Unzufriedenheit hat es wohl immer gegeben, aber jetzt forderte das Auftreten der Börsenmänner und einzelner Fabrikanten förmlich dazu heraus; es entstanden in den Großstädten die Villenviertel, neben denen sich die Arbeiterwohnungen um so miserabler ausnahmen.

So mußte kommen, was kam. Aber es wäre ohne die Macht einer großen Persönlichkeit wohl etwas später gekommen; denn noch einmal, 1863 war es reichlich früh. Und auch daß wir das Ursprungsjahr so genau angeben können, verdanken wir ihm, dem einzelnen, verdanken wir Ferdinand Lassalle. Einer der merkwürdigsten Menschen ist er in unserer deutschen Geschichte nur einem zu vergleichen, dem großen Agitator des sechzehnten Jahrhunderts Ulrich von Hutten, wenn man nicht neben diesem seinen Zeitgenossen Luther und neben Lassalle Bismarck als die noch größeren Agitatoren ihrer Epoche bezeichnen will. Der fränkische Ritter und der Breslauer Judenjunge — eine seltsame Zusammenstellung, und doch jeder durch den andern zu verstehen. Daß Lassalle die Verwandtschaft mit diesen stürmischen und dämonischen

Geistern des sechzehnten Jahrhunderts selber gefühlt hat, beweist seine historische Tragödie „Franz von Sickingen“, wo er Ulrich von Hutten sagen läßt:

Sieh, Franz, nur kleine Seelen bleiben hinter dem
Vermögen, doch der große Mann erfüllt
Das ganze Können in der großen Sache.
Und wenn in ungewisser Wage schwankt
Dem ernsten Prüfungsblick die eigne Kraft
Gemessen mit der Seele großen Zwecken, —
Dann schwingt er sich getrost zum Halbgott auf,
Läßt hinter sich des Staubs Bedenklichkeiten,
Verbrennt in heiliger Begeistrung Feuer
Sein irdisch Teil und stürmt titanenhaft
Selbst den Olymp! — — — — —
Es ist die Macht das höchste Gut des Himmels,
Wenn man sie nützt für einen großen Zweck;
Ein elend Spielzeug, wenn zum Flitterstaate
Sie mir die Hand beschwert, in der sie ruht.

Ganz besonders wie Selbstcharakteristik lautet es, wenn Hutten schließlich verspricht:

Und kann ich auch nicht Reisige und Mannen
Dir in dein Lager führen, will ich Größ'res thun.
Zur Werbetrommel soll die Feder werden,
Hinreißen in Bewunderung mein Volk,
Halb Deutschland soll sie in dein Lager führen,
Wenn du dem Kaiser gegenüber stehst,
Zum Riesenfittich will ich aus sie breiten,
Der dich begeistert auf zum Ziele trägt!

Lassalle hatte schon eine wildbewegte Vergangenheit hinter sich, als er 1862 auf die politische Arena trat; bekannt gemacht hatten ihn vor allem seine wiederum an Huttens Reden gegen den Herzog Ulrich von Württemberg erinnernden Kämpfe für die Gräfin Hatzfeld und die Anklage, die er sich 1849 als Mitarbeiter der Neuen Rheinischen Zeitung zugezogen und der er mit glänzender flammender Beredsamkeit entgegen getreten war. Und ebenso war er schon ein hervorragender philosophischer und nationalökonomischer Schriftsteller: das System Heraklits hatte er in Hegelschem Sinn geistvoll aus- und umgedeutet, angezogen von dem ihm kongenialen *πάντα ῥεῖ* dieses alles Feste in dem Strom des Werdens auflösenden griechischen Philosophen und von seiner Ethik, als deren

Grundgedanken er „die Hingabe an das Allgemeine“ erkennen zu müssen glaubte. Vielleicht noch mehr aber war es die lohende Feuerflamme, die ihm aus diesem System revolutionär entgegenschlug. Als scharfsinnigen Fachgelehrten aber erwies er sich in seinem 1861 erschienenen „System der erworbenen Rechte“, das den Übergang von der Philosophie zur politischen Praxis schon ahnen ließ und der Hegelschen Dialektik den auch für die Agitation überaus fruchtbaren Gedanken von der Relativität aller rechtlichen Institutionen entnahm. Dabei zeigte sich Lassalle freilich ebenso wie in seinem nationalökonomischen Hauptwerk „Bastiat-Schulze“ von 1864 stärker in der Kritik als in eigenen schöpferischen Gedanken. Trotzdem geben auch Fachmänner zu, daß mit diesem seinem Auftreten auch für die wissenschaftliche Nationalökonomie in Deutschland eine neue Zeit begonnen habe. Vollends aber vor seiner Polemik hatten die Gegner, ob es nun die manchesterlichen Nationalökonomen und fortschrittlichen Arbeiterfreunde oder ein Litterarhistoriker wie Julian Schmidt war, allen Grund sich zu fürchten: so gewaltig sausten wie Keulenschläge seine Hiebe, so tödlich verwundeten wie giftige Pfeile seine spitzen Witze. Allein die Anerkennung, die er sich durch seine Schriften bei Gelehrten und Gebildeten erwarb, befriedigte seine maßlose Eitelkeit nicht, die doch an echte Größe und Machtgefühl heranreichte und auch von Bismarck als „Ehrgeiz im hohen Stil“ verstanden worden ist. Auch das erinnert an die Menschen der Renaissance und erinnert an den Übergang Huttens von der lateinischen Gelehrtensprache zu dem allen verständlichen deutschen Idiom. Allein schriftstellerisch sich bethätigen genügte dem zum Redner und Agitator Geborenen überhaupt nicht. So fühlte er sich zu der Politik hingetrieben, in der er sich 1848 erstmals versucht hatte, und für die ja nun seit 1859 durch die neue Ära in Preußen die Bahn frei geworden war. 1859 erschien seine Broschüre über „den italienischen Krieg und die Aufgabe Preußens“. Danach schien seine Stellung naturgemäß in den Reihen des Nationalvereins und, als der Konflikt ausbrach, auf der Seite der preußischen Fortschrittspartei zu sein. Allein vielen von diesen persönlich ehrenwerten und bürgerlich soliden Liberalen war der Mann zu vulkanisch und dämonisch, auch nahmen

sie wohl an seinem, noch in die Gegenwart hereinreichenden moralfreien Vorleben sittlichen Anstoß; und innere Gründe zur Trennung von dieser manchesterlichen, allem Eingreifen des Staates in die sociale Entwickelung abgeneigten Partei lagen doch auch vor. Zu Bismarck aber mochte er, der wie Cäsar lieber im kleinen Kreise der erste sein als dienen und sich unterordnen wollte, auch nicht gehen, und so richtete er seine Blicke auf den vierten Stand, die Welt der Arbeiter, die eben damals langsam in Gärung geriet.

Diese Arbeiterwelt betrachtete die Fortschrittspartei als ihre Domäne, seit 1789 hatten sie ja der Bourgeoisie in allen Revolutionen Heeresfolge geleistet und 1848 auf den Barrikaden namentlich in Berlin für sie und ihre politischen Wünsche gefochten und ihr Blut verspritzt. Allein ihnen eine selbständige Stellung bei sich einzuräumen und sie als gleichberechtigten Faktor anzuerkennen, fiel dem Liberalismus nicht ein. Als sich Arbeitervereine zum Eintritt in den Nationalverein meldeten, geriet dieser in Verlegenheit und beschloß endlich — es klingt wie Hohn und schlechter Witz — sie zu seinen Ehrenmitgliedern zu ernennen; so wurden ihnen unter dem schlauen und doch durchsichtigen Schein besonderer Ehrung in protzenhaftem Hochmut die Vollrechte der Mitgliedschaft und der gleichberechtigte Anteil an der politischen Arbeit vorenthalten. Auch vom allgemeinen Stimmrecht wollte die Fortschrittspartei damals nichts wissen; und wenn sie es auch mehr aus Furcht vor den ländlichen Wahlkreisen des ostelbischen Junkertums ablehnte, so war es doch thatsächlich zugleich auch ein Versagen politischer Gleichberechtigung und Mitarbeit an die Arbeiterwelt. Und endlich stand die Fortschrittspartei streng auf dem Boden der englisch-manchesterlichen Freihandelstheorie: das laissez aller laissez faire sollte der Industrie und den Arbeiterverhältnissen gegenüber der Weisheit höchster Schluß sein; staatliches Eingreifen galt ebenso wie Schutzzoll als unvereinbar mit den Gedanken des politischen Liberalismus und wurde daher von diesem rundweg abgewiesen. Nur einer, Schulze-Delitzsch dachte freundlicher; allein was er durch seine verdienstlichen, aus gutem warmem Herzen hervorgehenden Gründungen von Rohstoff-, Lebensmittel- und Vorschußvereinen leisten wollte und leistete, kam doch nur den Kleinbürgern und Handwerkern,

nicht den Arbeitern im ganzen zu gut; und da er über den Gedanken der Selbsthilfe nicht hinwegkam, so galt er Lassalle vielleicht als braver Mensch, aber als schlechter Musikant und zurückgebliebener Bourgeois.

So mußte Lassalle also zuvörderst mit der Fortschrittspartei brechen und abrechnen: das that er in seiner rücksichtslosen Weise zur Freude und unter den jubelnden Zurufen der konservativen Kreuzzeitung. Es ist nicht ohne Interesse zu sehen, wie in diesem Augenblick die drei Freunde Lassalle, Lothar Bucher und Franz Ziegler vom gleichen Punkt aus nach drei verschiedenen Richtungen auseinandergehen: Ziegler bleibt, was er in dieser Konfliktsperiode vollends geworden war, radikaler Fortschrittsmann; Lothar Bucher, der 1850 wegen Beteiligung an dem radikalen Steuerverweigerungsbeschluß der Nationalversammlung verurteilt worden und ins Exil gegangen war, wurde Bismarcks rechte Hand, und Lassalle der Gründer der deutschen Socialdemokratie. So nahe lagen damals noch die Menschen und die Wege, die sie gingen, beisammen.

Nach seinem Bruch mit dem Liberalismus handelte es sich für Lassalle darum, ein Neues zu schaffen, und den Anfang dazu machte er in seinem offenen Antwortschreiben an ein Leipziger Centralkomitee zur Berufung eines allgemeinen deutschen Arbeiterkongresses vom 1. März 1863. Hier entwickelte er in glänzender Form und durchsichtigster Klarheit seine drei agitatorischen Grundgedanken — die Lehre vom ehernen Lohngesetz, unter dessen Druck 89—96% der preußischen Bevölkerung seufzen und hungern sollten, das Verlangen eines Staatskredits — er setzte ihn später auf 100 Millionen Thaler fest — zur Gründung von Produktivassoziationen, als deren Mitglieder die Arbeiter Teil bekommen sollten am Gewinn ihrer Arbeit, und endlich als Mittel hierzu das allgemeine gleiche und direkte Stimmrecht. Die Schrift zündete wie „ein Feuerbrand im Pulverfaß", aber einen durchschlagenden Erfolg von seiner damit beginnenden beispiellosen Agitation hat Lassalle selbst doch nicht erlebt, den dröhnenden Schritt der Arbeiterbataillone hat er nur in seiner lebhaften Phantasie und in seinem sie leidenschaftlich herbeisehnenden Geiste ahnungsvoll gehört, in Wirklichkeit sammelten sich die Bataillone

Ferdinand Laſſalle

nur langsam. Ab und zu das Aufjubeln einer von seiner stürmischen Beredsamkeit mit fortgerissenen Volksversammlung, die Präsidentschaft über den allgemeinen deutschen Arbeiterverein, der es aber bei seinen Lebzeiten zu nicht mehr als 4610 Mitgliedern gebracht hat, die Zustimmung Herweghs, dessen Arbeiterlied „Bet' und arbeit', ruft die Welt" Hans von Bülow komponierte, sonst viel Feind, viel Ehr — das war alles, was er erreichte; denn schon am 31. Juli 1864 machte die irrationale Kugel des walachischen Bojaren Racowitza im Duell um eine adelige Dirne, die Lassalle einen Augenblick ernsthaft nahm, seinem in die Welt Hineinstürmen ein jähes und vorzeitiges Ende.

Und auch seine socialen Ideen und Pläne sind beiseite gestellt und überholt. So vor allem das eherne Lohngesetz, das er so formulierte: „Das eherne ökonomische Gesetz, welches unter den heutigen Verhältnissen, unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage nach Arbeit den Arbeitslohn bestimmt, ist dieses: daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduziert bleibt, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Dies ist der Punkt, um welchen der wirkliche Tageslohn in Pendelschwingungen jederzeit herum gravitiert, ohne sich jemals lange weder über denselben erheben noch unter denselben herunterfallen zu können. Er kann sich nicht dauernd über diesen Durchschnitt erheben, denn sonst entstünde durch die leichtere bessere Lage der Arbeiter eine Vermehrung der Arbeiterehen und der Arbeiterfortpflanzung, eine Vermehrung der Arbeiterbevölkerung und somit des Angebotes von Händen, welche den Arbeitslohn wieder auf und unter seinen früheren Stand drücken würden. Der Arbeitslohn kann auch nicht dauernd tief unter diesen notwendigen Lebensunterhalt fallen. Denn dann entstehen Auswanderungen, Ehelosigkeit, Enthaltung von der Kindererzeugung und endlich eine durch Elend erzeugte Verminderung der Arbeiterzahl, welche somit das Angebot von Arbeiterhänden noch verringert und den Arbeitslohn daher wieder auf den früheren Stand zurückbringt." Dieses Gesetz, das übrigens auch ein so politisch gemäßigter Socialist wie Rodbertus als ein natürliches und richtiges anerkannte, wurde die schärfste

Waffe im Kampf der nächsten fünfundzwanzig Jahre und galt auch auf der Gegenseite vielfach als unwiderleglich; heute ist es von der Socialdemokratie selbst für unrichtig erklärt und zum alten Eisen geworfen. Und ebenso hat die Socialdemokratie zwar eine Zeitlang die Lassallesche Forderung von Staatshilfe zur Gründung von Produktivgenossenschaften ihrem Programm einverleibt, schließlich aber auch das als unpraktisch und mit ihren letzten Zielen und Gedanken unvereinbar fallen lassen. Und auch das positive Verhältnis zum Staat, den er als „das uralte Vestafeuer aller Civilisation" gegen die Manchester-Männer als die „modernen Barbaren" verteidigte, und sein nationales Pathos, das ihn Beziehungen mit Bismarck anknüpfen ließ, ist beseitigt und seiner Partei abhanden gekommen; namentlich ist der Gedanke an ein soziales „Volkskönigtum", der ihn gelegentlich bewegte, aus Kopf und Herz der Socialdemokratie verschwunden.

Allein seine Bedeutung liegt auch nicht in den einzelnen Gedanken, die ihm ohnedies meist nicht eigentümlich, sondern die von anderen entlehnt sind, sondern sie liegt in dem, was er praktisch geschaffen hat. Lassalle hat die arbeitenden Klassen in Deutschland aus ihrem dumpfen stumpfen Schlafzustand aufgeweckt, aufgerüttelt und aufgeschrieen und die Arbeiter mitten durch Neid und Unzufriedenheit und Haß hindurch aufgerufen zur Teilnahme am politischen Leben ihres Volkes und zum Verlangen nach dem ihnen zukommenden Anteil an den Gütern unserer modernen Kultur. Und was er so geschaffen hat, das blieb bestehen und wuchs aus jenen kleinen Anfängen heraus zu gewaltiger Macht, so wie er es im ahnungsvollen Geist vorausgesehen und herbeigeführt hatte; dieses Werk Lassalles, es heißt — die deutsche Socialdemokratie. Und auch über das Mittel, das ihr zu Macht und Größe verhelfen sollte, hat er sich nicht getäuscht. In seiner Schrift gegen Bastiat-Schulze rief er: „schon zuckt auf den Höhen der Blitz des direkten und allgemeinen Wahlrechts auf diesem oder jenem Wege, bald fährt er zischend hernieder": und noch bestimmter in einer Rede von 1864: „so verkündige ich Ihnen denn an diesem feierlichen Orte, es wird vielleicht kein Jahr mehr vergehen, und Herr von Bismarck hat die Rolle Robert Peels gespielt und das allgemeine und direkte Wahlrecht ist

oktroyiert". So erkannte er doch ganz anders als die Doktrinäre der Fortschrittspartei die ihm freilich auch kongenialere, weil revolutionäre Größe Bismarcks und begriff, daß dieser auf kühnen Bahnen zum Ziele strebend gegen die Fortschrittspartei, um sie zu überbieten und zu übertrumpfen, das allgemeine Stimmrecht ausspielen müsse; vielleicht hat es ihm dieser auch direkt gesagt. Jedenfalls that 1866 Bismarck, auch seinerseits nicht ohne mannigfache Beeinflussung durch Lassallesche Ideen und im Hinblick auf seine Schöpfung, den kecken Wurf, um den ihn damals viele so hart gescholten haben und heute noch manche schelten und anklagen, er nahm das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht in die Verfassung des norddeutschen Bundes und später in die des deutschen Reiches auf. Einmal eingeführt aber darf und kann dieses Volksrecht nicht mehr beseitigt werden, das wäre der Anfang des Endes. Es lag einerseits darin nach rückwärts eine Anerkennung des demokratischen Princips und der fortschreitenden Demokratisierung der Welt in unserem Jahrhundert überhaupt; nach vorwärts aber hat es mächtig zur weiteren Erstarkung dieser demokratischen Tendenzen in Deutschland beigetragen und speciell der socialistischen Partei die Möglichkeit eröffnet, auf gesetzlichem Wege ihrem Ziele näher zu kommen und Teile ihres Programms schrittweise zu verwirklichen. Es war wirklich, wie Schmoller es nennt, „eine socialpolitische That ersten Ranges". Ist es doch die notwendige Ergänzung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht und das große Sicherheitsventil gegen eine im Dunkeln sich vorbereitende Revolution. Aus diesen beiden Gründen muß es festgehalten und muß für seine Erhaltung gestritten werden wie für eine Mauer, so unbequem es auch sein mag und so schwere Pflichten es gerade auch den führenden Geistern des Volkes auferlegt. An diesem entscheidenden Punkte traf der socialistische Agitator und der konservative Staatsmann zusammen — in dem klaren Verständnis für das, was ihre Zeit bewegte, und in der kühnen Förderung dessen, was ihr notwendig war. Deshalb hat auch Bismarck bis zu seinem Tode diese seine Schöpfung nie verleugnet.

Die Zeit nach Lassalles Tod war zunächst eine Periode allgemeinen Wirrwarrs für die socialistische Bewegung. Kleine Diadochen

stritten sich um die Reichsverweserschaft in der Partei; immerhin hielten 1867 zwei Lassalliten in den ersten Reichstag des norddeutschen Bundes ihren Einzug, und schließlich hat Herr von Schweitzer einige Jahre hindurch die Führung der Partei mit Geschick in den Händen gehabt.

Karl Marx.

Inzwischen begann aber eine andere Richtung sich zwischen sie und ihnen voranzudrängen — die internationale von Karl Marx. Auch dieser Jude und Hegelianer wie Lassalle, aber ein ganz anderer Mensch. Lassalle war ein Redner und volkstümlicher Agitator wie Hutten, feurig und sprühend, voll Temperament und unter der Herrschaft von Impulsen, die nicht bloß sinnlicher Natur waren, sondern auch als nationale und ideale Instinkte in ihm wirkten, und darum voll Anerkennung für Bismarcks Person und Größe, weil er das Dämonische an ihm als ein ihm Wahlverwandtes erkannte, voll Hoffnung auf Preußen, dessen Beruf zur Führung Deutschlands er ja 1859 entschieden verkündigt hatte; Karl Marx dagegen war der Mann des kühlsten Verstandes, kritisch bis zur Erbarmungslosigkeit, ohne Ideale, weil ganz ohne Illusionen, auch ein Agitator, aber nicht im Stile Huttens, sondern wie Mazzini oder, wenn das Bild erlaubt ist, wie die Kreuzspinne, die still ihre Netze spinnt und ihre Opfer mit tödlicher Sicherheit in denselben einfängt. Was er aber im stillen sann und spann, das war die socialistische Theorie, sein Werk „das Kapital“ die große Rüstkammer noch heute, aus der die Partei und ihre Führer sich die geistigen Waffen geholt haben. Er war halb international schon aufgewachsen; als Redakteur der Rheinischen Zeitung hatte er die Interessen des aufstrebenden Handels in den Rheinlanden zu vertreten und trat von da aus für den Zollverein und Preußens Hegemonie ein. Da aber viele seiner Mitarbeiter wie er selbst den radikalsten Elementen der Hegelschen Linken angehörten — neben anderen „Freien bei Hippel“ waren auch Max Stirner und Bruno Bauer darunter —, so geriet das Blatt immer mehr in das extremste Fahrwasser. Obgleich von der Allgemeinen Zeitung schon jetzt als „kommunistisch“ angeklagt, hielt es sich doch dem französischen

Socialismus gegenüber noch vorsichtig zurück und behielt sich ein eingehendes Studium desselben vor. Aber als es den Notstand der Moselbauern eingehend behandeln wollte, wurde das Fortbestehen der Zeitung verboten. Marx verließ Preußen und wandte sich nach Paris. So wurde er durch die Verfolgungssucht der Reaktion aus Deutschland weggetrieben und hat dann — mit kurzer Unterbrechung im Jahre 1848 — als Emigrant ohne Heimat und Heimatgefühl im Ausland gelebt und hier zuerst in Frankreich die ausgebildeten Theorien des Socialismus, dann in England mit seinem Freunde Engels die schon viel höher als in den Rheinlanden entwickelten socialen Formen des Industriestaats kennen gelernt. Erst setzte er sich kritisch mit der Hegelschen Philosophie und dem aus ihr hervorgegangenen Feuerbach, dann mit Proudhons „Philosophie des Elends" auseinander, wobei er diesem seinen kleinbürgerlichen Standpunkt und sein beständiges Hin und Her zwischen Kapital und Arbeit, zwischen politischer Ökonomie und Kommunismus mit aller Härte vorwarf. Dann aber kam der Hauptschlag. Im Februar 1848 veröffentlichte er gemeinsam mit Engels das kommunistische Manifest, die Doktrin eines internationalen Bundes aller Kommunisten, der sich der „Bund der Gerechten" nannte. Es war international und revolutionär zugleich, das zeigt der lapidare Schluß: „die Kommunisten verschmähen es, ihre Ansichten und Absichten zu verheimlichen. Sie erklären offen, daß ihre Zwecke nur erreicht werden können durch den gewaltsamen Umsturz aller bisherigen Gesellschaftsordnung. Mögen die herrschenden Klassen vor einer kommunistischen Revolution zittern! Die Proletarier haben nichts in ihr zu verlieren als ihre Ketten. Sie haben eine Welt zu gewinnen. Proletarier aller Länder, vereinigt euch!"

Schon hier hat Marx die Grundlinien seiner Geschichts- und Socialphilosophie gezogen, wie sie dann in schwerer wissenschaftlicher Rüstung in seinem Hauptwerk „Das Kapital" näher entwickelt worden sind. Den Ausgangspunkt bildet die sogenannte materialistische Geschichtsauffassung, die Lehre von der Priorität der ökonomischen vor den politischen und geistigen Strömungen des geschichtlichen Lebens, das in Wahrheit eine Geschichte von

Klassenkämpfen zwischen Ausbeutenden und Ausgebeuteten, Herrschenden und Beherrschten darstellt, während alles andere nur Folgeerscheinung, der „Oberbau" zu diesen fundamentalen Vorgängen sein soll. In diesem geschichtlichen Prozeß hat die Bourgeoisie das große Verdienst, den Feudalismus beseitigt zu haben; aber die Waffen, mit denen sie gekämpft und gesiegt hat, richten sich nun gegen sie selbst; die immer wiederkehrenden Handelskrisen, eine Folge der planlosen Produktion und Überproduktion, stellen die auf dem Privateigentum aufgebaute Gesellschaftsordnung dieser Bourgeoisie in Frage; sie ist dem Tod verfallen, und der Träger dieser Revolution ist das Proletariat, gleichfalls ein notwendiges Produkt der seitherigen Gesellschaftsordnung. Dieses wird sich erheben und da es die ungeheure Mehrheit bildet, zur herrschenden Klasse werden. Im Besitz der Herrschaft geht es dann an eine allmähliche Umgestaltung der Gesellschaftsordnung, das wichtigste ist die Expropriation des Eigentums, die Centralisierung aller Produktionsmittel in den Händen der Gesellschaft, die neue Gesellschaft ist kommunistisch. Damit verschwindet ihr politischer Charakter, Klassenherrschaft und Staat hören auf; das letzte ist die Association, in der die freie Entwickelung eines jeden die Bedingung für die freie Entwickelung aller ist. Das ist der evolutionistische Gedankengang des Programms, wonach wir es in den socialen Bewegungen aller Zeiten, also auch der unsrigen, nicht mit willkürlich und künstlich gemachten Erscheinungen, sondern mit unvermeidlichen Produkten einer ebenso logisch-dialektischen als historischen Entwickelung zu thun haben.

Das alles dem Proletariat zum Bewußtsein zu bringen und es über sich und seine weltgeschichtliche Rolle klar werden zu lassen, darin besteht der „wissenschaftliche" Socialismus, wie ihn Marx geschaffen hat; darin aber zugleich auch das Programm für sein praktisches Verhalten und Vorgehen. Heute ist der Träger der socialen Vorwärtsbewegung das Proletariat; das Ziel ist negativ Abschaffung der bisherigen Aneignungsweise, des Privateigentums und der Privatproduktion, positiv der Kommunismus und Kollektivismus, d. h. die Vergesellschaftung der Produktionsmittel auf demokratischer Basis. Das Mittel zur Erreichung dieses Zieles ist der Klassenkampf, der Sturz der Bourgeoisie und des

Kapitalismus, die Herrschaft des Proletariats. Und das alles ist nicht willkürlich, immanente Potenzen setzen den Prozeß in Bewegung, es ist eine Evolution und daher bedarf es keiner Revolution im üblichen Sinn des Wortes, das alles muß kommen.

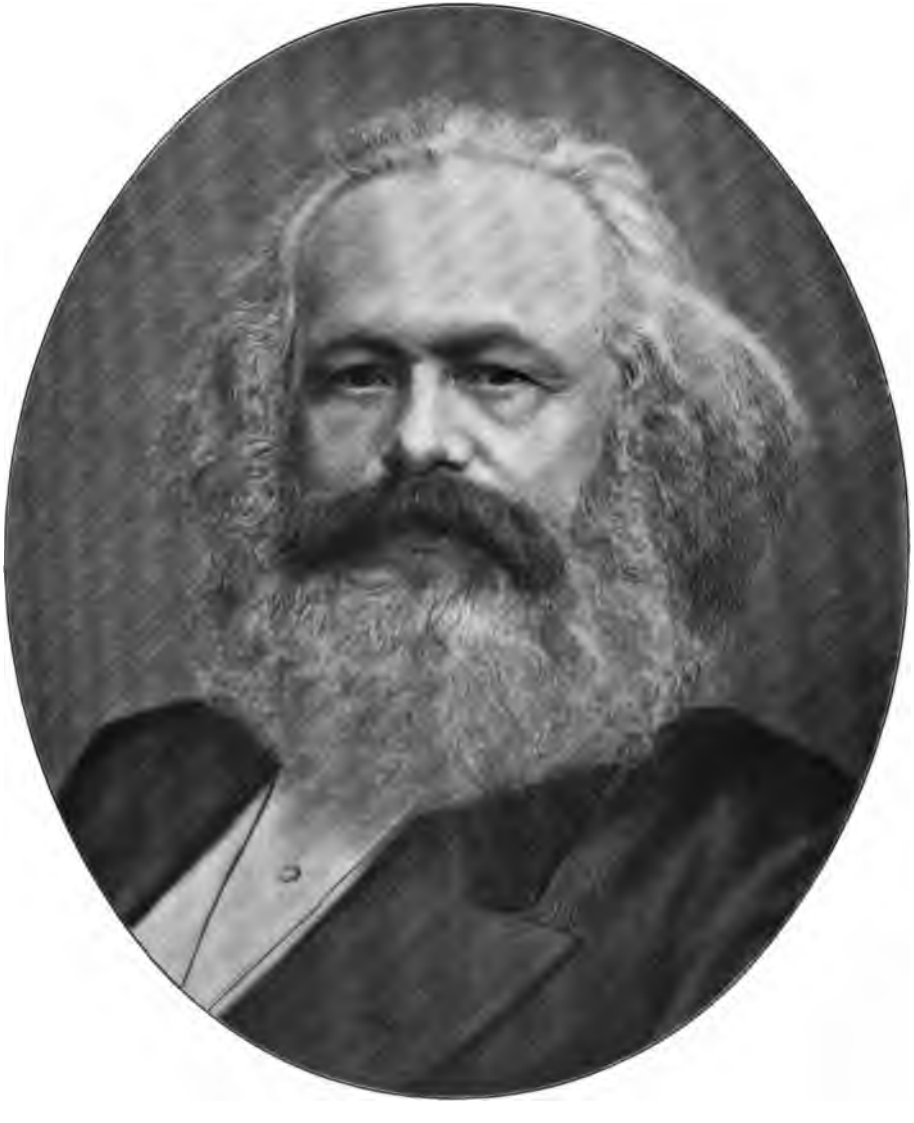
Näher darf hier natürlich nicht auf dieses Manifest und noch weniger auf die wissenschaftlichen Theorien von Marx über die Arbeit als Wertsubstanz und Wertmaß, über Mehrwert und kapitalistische Accumulation eingegangen werden. Gewiß mit Recht hat Sombart in ihr zwischen Wesentlichem und Accidentiellem geschieden. Nur darauf sei hingewiesen, daß die ganze Darlegung der Anlage nach eine Hegelsche Konstruktion ist, ausgeführt mit dem Hegelschen Begriff der Entwickelung und mit den Mitteln der dialektischen Methode, was an und für sich noch nicht als Tadel gemeint ist, da doch auch bei Marx wie bei Hegel der konstruktiven Darstellung reiches Erfahrungsmaterial aus Geschichte und lebendiger Gegenwart zu Grunde liegt. Was ihr dagegen fehlt, ist die psychologische Begründung, die ja auch in der ganzen deutschen Philosophie von Kant bis Hegel am schwächsten ist. Darin war ihr Adam Smith doch überlegen, der seinem Werke über den Reichtum der Nationen eine Theorie der moralischen Gefühle vorangeschickt hatte. Aber was der Theorie abgeht, das wird durch die Praxis ersetzt. Indem sich das Programm an Menschen mit Fleisch und Blut wendet, setzt es sich in Leidenschaft und Temperament, in Gefühl und Willen um. Darin liegt seine Stärke, aber daran findet es auch seine Grenzen, namentlich auch mit der Behauptung, daß das Politische und Intellektuelle nur Produkt und Oberbau sei; gerade die materialistische Geschichtsauffassung in ihrer Einseitigkeit und Ausschließlichkeit ist der anfechtbarste Teil der ganzen Lehre.

Der Marxismus in Deutschland.

Dieser konsequent internationale Kommunismus war also bereits 1847 in der Theorie fertig. Allein zunächst kam gleich darauf eine Revolution, deren proletarischer Teil in Frankreich blutig niedergeschlagen wurde und die in Deutschland einen ausschließlich bürgerlichen Charakter trug. Zwar bekamen Marx und Engels, wie bereits erwähnt, die Neue Rheinische Zeitung wieder

in die Hand und suchten in ihr auch für die kommunistischen Ideen Propaganda zu machen. Auch sollten die Mitglieder eines von ihnen gegründeten deutschen kommunistischen Vereins innerhalb der bürgerlichen Revolutionsbewegung als Sauerteig wirken, und der Kölner Kommunistenprozeß in der Reaktionszeit des Jahres 1852 bewies, daß man auf diesen Verein aufmerksam geworden war. Aber Deutschland war damals ökonomisch noch viel zu rückständig, die Revolution wurde von den Bourgeois gemacht und die Arbeiter kämpften auf den Barrikaden für sie. Das war keine Widerlegung des Marxschen Manifestes: er hatte das sogar genau so vorausgesehen und vorausgesagt: „In Deutschland kämpft die kommunistische Partei, sobald die Bourgeoisie revolutionär auftritt, gemeinsam mit der Bourgeoisie gegen die absolute Monarchie, das feudale Grundeigentum und die Kleinbürgerei. Sie unterläßt aber keinen Augenblick, bei den Arbeitern ein möglichst klares Bewußtsein über den feindlichen Gegensatz zwischen Bourgeoisie und Proletariat herauszuarbeiten, damit die deutschen Arbeiter sogleich die gesellschaftlichen und politischen Bedingungen, welche die Bourgeoisie mit ihrer Herrschaft herbeiführen muß, als ebensoviele Waffen gegen die Bourgeoisie kehren können, damit nach dem Sturz der reaktionären Klassen in Deutschland sofort der Kampf gegen die Bourgeoisie selbst beginnt. Auf Deutschland richten die Kommunisten ihre Hauptaufmerksamkeit, weil Deutschland *am Vorabend einer bürgerlichen Revolution* steht, und weil es diese Umwälzung unter fortgeschritteneren Bedingungen der europäischen Civilisation überhaupt und mit einem viel weiter entwickelten Proletariat vollbringt, als England im siebzehnten und Frankreich im achtzehnten Jahrhundert, *die deutsche Revolution also nur das unmittelbare Vorspiel einer proletarischen Revolution sein kann.*“

Freilich so „unmittelbar“ kam diese doch nicht hinterdrein; denn einmal hatte die bürgerliche Revolution nicht gesiegt, wie Marx vorausgesetzt hatte, und dann war das Proletariat in Deutschland doch noch nicht so weit entwickelt: er und Engels haben die deutschen Verhältnisse aus persönlicher Anschauung immer weniger gekannt und sie allzusehr nach ihrer Umgebung in Frank-



Karl Marx

reich, in Belgien und vor allem in England beurteilt; daraus erklären sich so manche Einseitigkeiten auch in der Theorie. So blieb das Manifest, das für England und Frankreich zu theoretisch war, auch für Deutschland zunächst ein unbekanntes Stück Papier. Erst mußte die reaktionäre Periode ablaufen und Deutschland materiell sich weiter entwickeln und in die Reihe der europäischen Industriestaaten eintreten. Und darum ist auch nicht schon auf der ersten, sondern erst auf der zweiten Londoner Weltausstellung von 1862 durch Marx aufs neue eine internationale Arbeiterassociation ins Leben gerufen werden, die aber vorerst kein rechtes Gedeihen und auch keine ganz klaren Ziele hatte. Da kam 1862 Wilhelm Liebknecht, der dem Marxistischen Kreise angehörte und sich mit den Ideen von Marx erfüllt hatte, nach Deutschland zurück und griff seinerseits in die nach Lassalles Tod eingetretene Verwirrung innerhalb der Arbeiterbewegung ein. Er fand zwei Verbände vor — den von Lassalle gestifteten allgemeinen deutschen Arbeiterverein, und den im fortschrittlichen Fahrwasser einhersteuernden Verband deutscher Arbeitervereine; aber beide waren ihm zu national und zu politisch. Auch er hatte ja von 1849 an Emigrantenbrot essen müssen und wurde nun nach seiner Rückkehr von der Polizei thöricht mißhandelt. Das erfüllte ihn mit Haß gegen Preußen, den er hinfort nicht mehr los wurde, wie er denn überhaupt ein schwarzgalliger und fanatischer Mann ist, dem sein Fanatismus in jesuitischer Weise jedes Mittel erlaubt erscheinen läßt, das zum Ziele führt, und den sein Haß eng gemacht hat. Für diesen Haß gegen das damalige Preußen fand er in dem Sachsen der sechziger Jahre einen wohlvorbereiteten Boden, und er bildete wohl auch das erste Band, das ihn mit Bebel als dem gelehrigen Schüler der Marxistischen Ideen verknüpfte. Dieser gehörte — neben Albert Lange, Max Hirsch, Sonnemann u. a. — dem ständigen Ausschuß jenes Verbandes deutscher Arbeitervereine an und war zunächst radikaler Fortschrittsmann und Gegner der Lassalliten, im übrigen ein durch und durch ehrlicher, idealistisch angelegter, reich begabter Mensch mit großem Einfluß auf die Arbeiter, denen er als Drechslermeister mit seinen Anschauungen und seiner Empfindungsweise näher stand als alle die anderen von Haus aus gebildeteren

Führer. Er gab dem Verband eine ihn von den fortschrittlichen Tendenzen rasch weit abführende Richtung, löste ihn von Schulze-Delitzsch und dessen harmloseren Bestrebungen los und führte ihn von diesem hinüber zu Marx. Auch von der süddeutschen Volkspartei lösten sie sich ab, und 1868 erfolgte der Anschluß des Verbandes an die Internationale Arbeiterassociation. Damit war die socialdemokratische Partei in Deutschland gegründet und waren die Pläne Liebknechts verwirklicht, er und Bebel waren auch bereits in den ersten norddeutschen Reichstag gewählt. Im August 1869 hielt die Partei ihre erste Heerschau ab, wobei sich die 262 Delegierten bereits als die Vertreter von 150000 Arbeitern bezeichnen konnten; auch das erste Programm wurde hier festgestellt. Nur eins gelang nicht, die Vereinigung dieser internationalen Marxisten mit den nationalen Lassalliten, die beiden Parteien haben sich vielmehr etliche Jahre hindurch aufs leidenschaftlichste befehdet und gegenseitig übel beschuldigt und beschimpft. Allein das war eine Kinderkrankheit, die überwunden werden mußte. Die Evolution, die Schwerkraft der Sache selbst und nicht zum wenigsten auch die Drangsalierung durch Polizei und Gericht — Tessendorff als Staatsanwalt und Stieber als „Polizeispitzel", wurden damals berühmt und berüchtigt — drängte zur Vereinigung der beiden Parteien, die sich denn auch im Mai 1875 in Gotha wirklich vollzog und durch ein neues Parteiprogramm besiegelt wurde. Dieses Programm ist ein seltsames Gemisch von Marxistischen und Lassalleschen Grundsätzen. Der internationale Charakter der Arbeiterbewegung und der Entschluß, alle Pflichten, welche derselbe den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen, wird betont, aber den Lassalleanern zulieb hinzugefügt: „obgleich zunächst im nationalen Rahmen wirkend". Der Tenor ist durchaus kommunistisch: der Gesellschaft gehört das gesammte Arbeitsprodukt, und gefordert wird die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft; aber um die Lösung der socialen Frage anzubahnen, sollen im Sinne Lassalles socialistische Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe unter der demokratischen Kontrolle des arbeitenden Volkes errichtet werden. Auch vom ehernen Lohngesetz ist die Rede, es soll durch Abschaffung des

Systems der Lohnarbeit, Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt, Beseitigung aller socialen und politischen Ungleichheit zerbrochen werden. Ebenso ist sich die Partei der großen Bedeutung des allgemeinen gleichen direkten Wahl- und Stimmrechts mit geheimer und obligatorischer Stimmabgabe wohl bewußt. Sie hatte durch die nationale Bewegung des Jahres 1870/71, den schreckhaften Eindruck des Kommuneaufstandes in Paris und durch ein thörichtes Parteimanifest, das Deutschland auf seinem Siegeslauf in die Arme fallen wollte, einen erheblichen Rückschlag erlebt: das nationale Bewußtsein hatte doch noch und hatte vor allem damals eine gewaltig werbende Kraft, mehr als die verschwommene Idee einer allgemeinen Menschenverbrüderung, aus der sich der Gedanke der Solidarität der Interessen der Arbeiter in den westeuropäischen Industriestaaten noch nicht herausgeschält hatte.

Aber unter dem Einfluß der französischen Milliarden, die nach Deutschland herüberwanderten, kam alsbald hinter der nationalen Erhebung der wirtschaftliche Aufschwung in Deutschland, der auf ein dafür wenig vorbereitetes Geschlecht traf. Wie ein Taumel erfaßte es die Besitzenden, der Kapitalismus feierte wahre Orgien, die ungesundesten Gründungen suchten und fanden für ihre Prospekte unter den Edelsten der Nation vollklingende Namen, das Fieber der Spekulation ergriff wie eine Epidemie alle Kreise, — Adlige, hohe Beamte, Offiziere, Gelehrte, Geistliche —, die Presse zeigte sich fast durchweg käuflich, kurz alles machte den Tanz um das goldene Kalb lustig und ehrlos mit, die Massenpsychologie war um eine recht unerfreuliche Erfahrung reicher. Es wird immer Lasker zu ganz besonderer Ehre angerechnet werden müssen, daß er damals im preußischen Abgeordnetenhause mutig den Finger in die schwärende Wunde legte und die ganze Heillosigkeit dieses ehrlosen Gründertums aufdeckte; dies eine „unbeschreiblich freche Komödie" zu nennen und ihm allerlei unlautere Motive unterzuschieben, hätte der Geschichtschreiber der deutschen Socialdemokratie den Antisemiten überlassen sollen. Das „ethische Pathos" Laskers war an jenem Tage echt. Aber auch die Arbeiterwelt wurde von der Bewegung in Mitleidenschaft gezogen. Geld war billig, deshalb wurden die Preise auch für die notwendigsten

Existenzmittel teuer. Die Folge davon war zwar eine Erhöhung der Löhne, die sich die Arbeiter teilweise durch Streik erzwangen; wenn aber die Erhöhung hinter der Preissteigerung zurückblieb, so wurde ihre Lage nur schlimmer statt besser, und der Gegensatz zu dem auf Gummirädern daherfahrenden und in luxuriösen Diners schwelgenden Gründertum nur um so greller. Umgekehrt konnten diejenigen Arbeiter, bei denen die Lohnerhöhung eine wirkliche, keine nur relative Erhöhung bedeutete, ihre Lebenshaltung besser gestalten. Aber da sie dem bösen Beispiel des protzenhaften Gründertums ausgesetzt waren, so erlagen auch unter ihnen viele der Versuchung und mißbrauchten den höheren Lohn ebenso wie die Gründer den im Börsenspiel errafften Gewinn zu wüstem Genuß. Ich selbst habe damals in Zürich an Montagen junge Arbeiter in Droschken Champagnerflaschen schwingend durch die Straßen fahren sehen.

Und nun kam, was kommen mußte, die Sturmflut, der große Krach des Jahres 1873 und zog in seine Wirbel nicht nur die Schuldigen mit hinein. In erster Linie mußten die Bourgeois ernten, was sie an Sturm gesät hatten. Dann aber trafen die an die Krisis sich anschließenden Arbeiterentlassungen und die plötzliche Herabsetzung der Löhne tausende von Arbeitern und Arbeiterfamilien, welche bisher lediglich aus der Ferne und mit Neid den Orgien des Gründertums zugesehen hatten und nun für sie mit büßen mußten. Das ist die schwere Schuld, welche die deutsche Bourgeoisie der Arbeiterwelt gegenüber auf sich geladen hat. Und überdies haben diese Gründerjahre mit ihrer Überproduktion und ihren darauffolgenden Krisen für die Theorie von Marx Illustration und praktische Bestätigung geliefert und sie durch das Elend, das sie brachten, den Arbeitern erst recht verständlich und einleuchtend werden lassen. So hatte schließlich doch die Socialdemokratie den einzigen realen Gewinn von diesem Tanz um das goldene Kalb, und sofort wuchsen denn auch ihre Stimmen, die 1871 auf 102000 herabgegangen waren, 1874 wieder auf 352000, die Zahl ihrer Abgeordneten stieg von zwei auf neun. Damit war der Gedanke, auf gesetzlichem Wege ans Ziel zu gelangen, zwar noch in weite Ferne gerückt, aber eine leere Utopie war es nicht mehr. Die Agitation auf die Wahlen hin und die Vertretung der socialistischen

Ideen im Parlament wurde nun vor allem ins Auge gefaßt. Allein beides mußte erst gelernt werden: dort ging es noch gar stürmisch zu, Tölcke mit seinem Knüppel war für socialistische Versammlungen eine Zeitlang typisch, und im Reichstag dachte man mehr an laute Worte als daran, die Gegner zu überzeugen oder gar für positive Vorschläge zu gewinnen und an ihrer Arbeit sich zu beteiligen; es waren gewissermaßen die Flegeljahre des deutschen Socialismus. Das zeigte sich auch bei den Streiks, die oft recht unüberlegt und frivol in Scene gesetzt und recht lärmend und terroristisch durchgeführt wurden, so daß der Bourgeois hinter diesem berechtigten und natürlichen Kampfmittel bald etwas wie eine diabolische socialdemokratische Erfindung witterte. Dabei führten die socialdemokratischen Parteiorgane und Agitatoren eine überaus herausfordernde und beleidigende Sprache, verhöhnten auch die gebildetsten und wohlmeinendsten Männer der Gegenpartei als „Mastbürger", warfen die ehrlich Liberalen mit den schlimmsten Reaktionären als reaktionäre Masse in einen Topf, erklärten Vaterland und Vaterlandsliebe für Phrase und Heuchelei, alle Religion für Humbug, hetzten die Massen gegen alle staatlichen Einrichtungen und gegen die Monarchie insbesondere auf, nannten die Ehe eine staatlich konzessionierte Prostitution und beschimpften die Organe des Staates und die Anhänger der alten Ordnung als Spitzel und Reptile, als servile und feile Dummköpfe oder Schurken. Und natürlich fehlte es dann auf der Gegenseite an starken Worten auch nicht, Tessendorffs Vorgehen auf gerichtlichem Wege erschütterte vielfach sogar den Glauben an das Recht. So ging ein Strom der Verhetzung und der gegenseitigen Verbitterung durch das deutsche Volk, wenige Jahre nachdem es sich national geeinigt und in den Tagen des Kampfes auch innerlich einig und sittlich gesund gezeigt hatte. Und diese socialdemokratische Aufregung fiel zusammen mit der konfessionellen Verbitterung durch den nach anderer Richtung hin zerklüftenden Kulturkampf.

Das Socialistengesetz und die Ära der socialen Reformen.

Da kam das Unglücksjahr 1878 mit seinen beiden fluchwürdigen Attentaten auf das greise Haupt Kaiser Wilhelms I.

Das von Hödel konnte man als Folge jener aufreizenden socialdemokratischen Agitation ansehen, das von Nobiling hatte damit sicherlich nichts zu thun. Aber wir alle glaubten an diesen Zusammenhang; und so ergriff die einen bleiche Furcht vor einer Bewegung, die zu solchen Schreckensthaten führe, die andern zornige Empörung, zumal wenn sie der blutüberströmten Gestalt des ehrwürdigen Kaisers gedachten; das monarchische Gefühl war damals eine Macht, die sich nicht ungestraft verletzen ließ. Unter solchen Eindrücken fanden die Reichstagswahlen des Jahres 1878 statt, und sie ergaben eine Mehrheit, welche bereit war, einem Ausnahmegesetz gegen die Socialdemokraten zuzustimmen.

So folgt nun auf die Ära des seinem Ende sich zuneigenden Kulturkampfes die Herrschaft des Socialistengesetzes von 1878—1890. Schon 1863 hatte Bismarck die Wichtigkeit der Arbeiterfrage erkannt und sich dann immer energischer über die feudale sowohl wie über die liberalistisch-manchesterliche Auffassung hinausgearbeitet. 1871 hatte er dem Handelsminister Grafen Itzenplitz die beiden Grundgedanken seines späteren socialpolitischen Programms entwickelt, einmal „denjenigen Wünschen der arbeitenden Klassen, welche in den Wandelungen der Produktions-, Verkehrs- und Preisverhältnisse eine Berechtigung haben, durch Gesetzgebung und Verwaltung entgegenzukommen", daneben aber „die staatsgefährliche Agitation durch Verbots- und Strafgesetze zu hemmen". 1875 sagte er zu Schmoller, wie dieser in seinen Briefen über „Bismarcks volkswirtschaftliche und socialpolitische Stellung und Bedeutung" erzählt: er sei eigentlich auch Kathedersocialist, habe nur noch keine Zeit dazu. Allein wenn ihm auch damals schon „eine große staatliche Socialreform zu gunsten der Arbeiter vorschwebte", so bedeutete ihm doch, wie Schmoller meint, z. B. die Anerkennung des Rechts auf Arbeit „im ganzen nicht mehr als die Zusage von staatlichen Notstandsarbeiten in Jahren der Krise und sonstiger allgemeiner Not"; auch weitergehende Forderungen der Arbeiterschutzgesetzgebung hat er nach demselben Gewährsmann schon seit 1878 abgelehnt. Jedenfalls aber kamen in diesem Jahre die socialen Reformen nicht pari passu mit dem Socialistengesetz, kamen überhaupt nicht rasch genug, und so trat zunächst nur die Repression, die Bekämpfung

der gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie in die Erscheinung. Und diese Bekämpfung hatte durch die unbestimmte Fassung des Gesetzes und der davon betroffenen Bestrebungen etwas Willkürliches, die Ausweisung, welche verhängt werden durfte, vernichtete die Existenz zahlreicher Familien und war von einer unleugbaren Härte, die Beschränkung der Preß- und Koalitionsfreiheit, die Zerstörung aller Arbeiterorganisationen und die Auflösung oder das Verbot aller Arbeiterversammlungen wurde recht als Ausnahmemaßregel und als Eingriff in die bürgerliche Freiheit und Gleichberechtigung empfunden, auch die Maßregelung einzelner wurde durch untergeordnete Polizeiorgane in einer oft recht ungeschickten und brutalen Weise gehandhabt. Die alljährlich im Reichstag darüber stattfindenden Verhandlungen, bei denen den socialdemokratischen Abgeordneten allein noch ein offenes Wort möglich war, brachten ein auch ihre Gegner erschreckendes Material zu Tage, und die Leidenschaftlichkeit und Sophistik, mit der auch Regierungsvertreter diese Dinge zu verteidigen suchten, machten keinen erfreulichen Eindruck.

Infolgedessen wirkte das Socialistengesetz ähnlich, wie etliche Jahre zuvor die Maigesetze auf die Katholiken gewirkt hatten — verbitternd und die Gegensätze verschärfend. Daß Bismarck noch heute bis zu seinem Tod und über diesen hinaus den Socialdemokraten verhaßt ist bis aufs Blut und sein und Kaiser Wilhelms I. Andenken von ihnen verflucht wird, und daß so gerade in unserer besten und liebsten nationalen Empfindung ein Riß durch unser deutsches Volk hindurch geht, daß Vaterland und alles was national heißt, von der Socialdemokratie verlacht und mit Füßen getreten wird und damit jede Spur von dem nationalen Socialismus Lassalles aus ihr verschwunden ist, das findet im Socialistengesetz und in den persönlichen Erfahrungen der bedeutendsten Socialdemokraten aus dieser Zeit seine Erklärung und, müssen wir zugeben, bis auf einen gewissen Grad leider auch seine Rechtfertigung. Positiv aber wirkte diese Verfolgungs- und Leidensperiode auf die Socialdemokratie einerseits einigend: daß die alten Gegensätze zwischen den beiden Richtungen so rasch verschwanden und die Partei trotz aller persönlichen Streitigkeiten und Reibungen, die die Oberfläche

ihrer Kongresse kräuseln und nach außen einen so kläglichen und kleinen Eindruck machen, heute noch so einig und festgeschlossen dasteht wie keine andere, kommt daher. Andererseits aber war es auch eine Zeit der Läuterung und Reinigung: zu Radau und Spektakel waren diese Jahre zu ernst, man lernte an sich halten, in Wort und Schrift sich vorsichtiger und damit auch gebildeter ausdrücken, und man benützte die Zeit zu stiller Arbeit. Es waren die Lehrjahre der Partei, am Ende derselben zählte sie viele gereifte Männer und viele auch wissenschaftlich durchgebildete Redner und Schriftsteller in ihren Reihen. Vor allem aber — Ziele, um deren willen man Verfolgung leidet, werden zu sittlichen Idealen; Charaktere, die trotz der Ungunst von allen Seiten und trotz der über sie verhängten Verurteilungen und Strafen an diesen Idealen festhalten, werden zu selbstlosen, tapferen Menschen, Streber wachsen auf diesem Boden und in solchen Zeiten nicht leicht. Die Situation erinnerte wirklich an die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche: kleine Leute, Verfolgungen, Standhaftigkeit und ein Gefühl des Martyriums hier wie dort. Und deshalb, wenn auch heute noch in den Reihen der Socialdemokratie mehr Idealismus zu finden ist als bei uns Bourgeois oder in den Kreisen der oberen Zehntausend, — so kommt auch das auf Rechnung des Socialistengesetzes.

Angesichts dieser Kampfstellung und der im geheimen oder vom Ausland her nur um so gefährlicher fortgesetzten Agitation und wachsenden Verbitterung konnte auch die sociale Friedensbotschaft Kaiser Wilhelms I. vom 17. November 1881 ihren nächsten Zweck der Beruhigung und Versöhnung nicht erreichen. Diese Botschaft hing zusammen mit der großen Gesamtwendung der inneren deutschen Politik vom Jahr 1879. Der Kulturkampf wurde beendigt, um wenigstens nach einer Seite hin zum Frieden zu kommen und der Zuchtlosigkeit der siebziger Jahre gegenüber in der Kirche ein Organ der Ordnung und Sammlung zu erhalten. Die Landwirtschaft, namentlich die ostelbische litt unter der Schrankenlosigkeit des modernen Verkehrs und ihrem Ruf nach Schutz schloß sich auch ein Teil der von Krisen heimgesuchten Industrie an. Das Reich bedurfte auch der finanziellen Selbständigkeit und diese

konnte ihm nur durch Vermehrung der Zölle und Verbrauchssteuern geschaffen werden; und die socialistische Gefährdung des Staates heischte neben den Maßregeln der Abwehr auch solche der Hilfe und des Schutzes. Mag man auch die dadurch bedingte Abkehr vom Liberalismus bedauerlich finden, es gehört jedenfalls zu den größten Thaten Bismarcks, daß er umlernte, alles das in seinem Geiste zusammenschaute, es über die Köpfe seiner Kollegen und der Geheimräte hinweg aufgriff und den alten Kaiser, dem allerdings diese vom Liberalismus und vom Kulturkampf wegführende Wendung nicht so gar schwer fallen mochte, dafür gewann. Um die Bedeutsamkeit dieses Jahres zu begreifen, muß man auch noch die große Schwenkung in der europäischen Politik hinzunehmen. In diesem selben Jahre 1879 kam der Bund mit Österreich zu stande, der das seit 1866 zerschnittene Band wieder knüpfte und damit dem großdeutschen Gedanken nachträglich eine gewisse Genugthuung und die einzig mögliche Form der Verwirklichung gab, damals freilich vor allem seine Spitze gegen Rußland kehrte. Es war doch etwas wie die Sühne alten Unrechts, wie die Heilung einer nie ganz verharschten Wunde.

Und bald ging es denn auch an die sociale Reformarbeit, welche schon die Thronrede vom 15. Februar 1881 und noch deutlicher die Botschaft vom 17. November desselben Jahres ankündigte. Hier hieß es: „Schon im Februar dieses Jahres haben wir Unsere Überzeugung aussprechen lassen, daß die Heilung der socialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression socialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde. Wir halten es für Unsere Kaiserliche Pflicht, dem Reichstag diese Aufgabe von neuem ans Herz zu legen, und würden mit um so größerer Befriedigung auf alle Erfolge, mit denen Gott Unsere Regierung sichtlich gesegnet hat, zurückblicken, wenn es Uns gelänge, dereinst das Bewußtsein mitzunehmen, dem Vaterlande neue und dauernde Bürgschaften seines inneren Friedens und den Hilfsbedürftigen größere Sicherheit und Ergiebigkeit des Beistandes, auf den sie Anspruch haben, zu hinterlassen.“ Und in der Botschaft vom 14. April 1883 wurde noch einmal der Überzeugung

Ausdruck gegeben, daß „die Gesetzgebung sich nicht auf die polizeilichen und strafrechtlichen Maßregeln zur Unterdrückung und Abwehr staatsgefährlicher Umtriebe beschränken dürfe, sondern suchen müsse, zur Heilung oder doch zur Milderung des in dem Strafgesetz bekämpften Übels Reformen einzuführen, welche das Wohl der Arbeiter zu fördern und die Lage derselben zu bessern und zu sichern geeignet sind"; der Kaiser mahnte angesichts seines hohen Alters zur Eile: solange Gott ihm Frist gebe, wolle er „kein in seiner Macht stehendes Mittel versäumen, um die Besserung der Lage der Arbeiter und den Frieden der Berufsklassen untereinander zu fördern".

Dieses wiederholte und in feierlichster Form verkündigte Programm schien bestimmt, den ersten deutschen Kaiser zum Träger einer neuen socialen Ära zu machen. Aber es that noch mehr: es leitete eine neue Auffassung vom Staat und seinen Aufgaben ein, die der liberalen schnurstracks zuwiderlief, aber noch viel weniger konservativ genannt werden kann: es ist die realistische und staatssocialistische. Sie macht den Staat für das Wohl der arbeitenden Klassen verantwortlich, legt den Besitzenden zu gunsten der Arbeiter zwangsweise Opfer auf und sucht den monarchischen Staat (aber wohlgemerkt nicht die Person des Monarchen) als Hort und Beschützer der wirtschaftlich Schwachen erscheinen zu lassen. Damit tauchte natürlich der alte Streit über die Grenzen der Wirksamkeit des Staates wieder auf, der sich doch nicht prinzipiell entscheiden, sondern nur von Fall zu Fall schlichten läßt. In diesem Augenblick war jedenfalls für die „manchesterliche" Staatsauffassung kein Raum mehr. Sie galt es also aus den Köpfen und aus der Praxis der Staatsverwaltung zu verdrängen; und überhaupt kam es nun darauf an, ob es gelinge, für diese Reformgedanken die öffentliche Meinung und vor allem bei den Beteiligten Verständnis und Vertrauen zu gewinnen. Darin lag die doppelte Aufgabe, sie den Besitzenden, die das diätenlose Parlament beherrschten und somit die Klinke der Gesetzgebung in der Hand hatten, plausibel zu machen, und auf der andern Seite durch sie die unteren Klassen mit den Besitzenden und, was noch wichtiger war, mit dem Staat wieder auszusöhnen, dem sie deshalb den Rücken gewendet hatten, weil er bis dahin so gar wenig für sie

gethan hatte. In welchem Umfang das erstere vor allem wieder dem einen Bismarck gelungen ist, beweist die Reihe der socialpolitischen Gesetze in den achtziger Jahren, ich nenne nur die drei größten über Kranken- und Unfallversicherung und das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz. Nur die freisinnige Partei versagte in starrem Festhalten an der liberalistischen Auffassung von Wesen und Aufgabe des Staates dieser großartigen Reformarbeit fast durchweg ihre Zustimmung. Und gewiß hat das „Klebegesetz" im einzelnen auch große Mängel. Darum hat aber Schmoller doch recht, wenn er den in ihm gipfelnden Sieg des Versicherungswesens auf allen denkbaren Gebieten für „einen der größten socialen Fortschritte unsers Jahrhunderts" erklärt und Bismarck als den Moses feiert, der „mit seinem Stabe auf den harten dürren Stein schlug und das lebendige Wasser der socialen Versicherung hervorquellen machte". Um so ärmlicher nimmt es sich dagegen aus, wie Mehring in seiner „Geschichte der deutschen Socialdemokratie" über dieses „plumpe Verlegenheitsmanöver" Bismarcks und die „Bettelreformen" der achtziger Jahre höhnt und geifert. So blind darf nicht einmal der Haß machen, nicht einmal er so absichtlich ungerecht Weiß in Schwarz verwandeln. Dagegen scheiterte allerdings das Zweite, der Versuch die Arbeiter durch diese Reformgesetze zu versöhnen und ihnen den Glauben an den Staat wieder zurückzugeben, durchaus; und daran war doch vor allem das Socialistengesetz schuld.

Die Aufhebung des Socialistengesetzes.

Wenn aber die socialen Reformen gerade auf die Arbeiterkreise die Wirkung versagten, so war es doch ein Glück und ein Segen, daß das Socialistengesetz, als es 1890 ablief, nicht wieder erneuert wurde. Es war wie eine große Luftreinigung, es war wie ein Aufatmen von schwerem Bann — auf alle Gefahr hin. Der Socialismus ist eine Weltanschauung, ist Wissenschaft und Glaube zugleich; deshalb ist er nur mit Waffen des Geistes zu überwinden, oder er ist überhaupt nicht zu überwinden.

Die nächste Folge der Aufhebung des Gesetzes war bei den Socialdemokraten die Abänderung des Gothaer Programms: an seine Stelle trat die Erfurter Fassung von 1891. Hier wurden

jene Lassalleschen Einschiebsel ausgemerzt: vom ehernen Lohngesetz, das zur Agitation in all der Zeit so gute Dienste gethan hatte, ist nicht mehr die Rede, ebensowenig von seinen Produktivgenossenschaften mit Staatshilfe; jenes hatte schon ein Jahr zuvor auf dem Parteitag zu Halle Liebknecht als unerweislich, ja geradezu als falsch bezeichnet; freilich trat an seine Stelle die Lehre von der Reservearmee der Ungelernten und Arbeitslosen, welche praktisch dieselben Dienste thut. Die Hauptsache an dieser Änderung aber war: der Marxismus war inzwischen vollständig durchgedrungen, die deutsche Socialdemokratie hatte sich mit ihm identificiert. Daraus ergiebt sich vor allem ihr internationaler Charakter, der immer wieder feierlich verkündigt und auf den internationalen Arbeiterkongressen auch bis auf einen gewissen Grad bethätigt wird, wogegen das Symbol dieser Verbrüderung und Solidarität der Arbeiterinteressen, der Weltfeiertag des 1. Mai, einstweilen noch mehr angestrebt als durchgeführt wird.

Frei von der eisernen Umklammerung durch das Socialistengesetz zeigte die Bewegung aber bald auch Tendenzen einer inneren Umwandlung oder wie man es fast technisch nennt, der „Mauserung". Eine gewisse Unklarheit und Zwiespältigkeit ergab sich hinsichtlich der Ziele. Das socialistische Programm ist kurz gesagt negativ die Beseitigung des Privateigentums, positiv die Schaffung von staatlichem oder gesellschaftlichem Eigentum, soweit das Produzierte nicht konsumiert wird, sondern die Mittel zu neuer Produktion abgeben soll. Sobald man aber fragt, was diese geforderte Umwandlung des Privateigentums in gesellschaftliches Eigentum der Produktionsmittel leisten und bringen würde, beginnt das Utopische des Socialismus. Freund und Feind lockt es immer wieder das auszumalen und Zukunftsbilder von der so umgestalteten Gesellschaft zu entwerfen — ich nenne hier nur Schäffle und Eugen Richter, Hertzka und vor allem Bellamy mit seinem so großes Aufsehen machenden „Rückblick aus dem Jahre 2000 auf 1887"; aber auch Bebel in seinem Buch „Die Frau und der Socialismus", das als die populäre Gesamtdarstellung des Socialismus gelten kann, hat uns solche Blicke in die Zukunft und auf die neue Gesellschaft thun lassen. Auch das erinnert an die Anfänge des Christentums mit seiner

Erwartung einer nahen Parusie. Allein schon Bebel erklärt, daß doch „kein Mensch heute zu übersehen vermöge, wie künftige Generationen ihre Einrichtungen treffen, ihre Bedürfnisse am vollkommensten befriedigen werden", und daher „könne es sich selbstverständlich nicht um die Feststellung unumstößlicher Grenzlinien und unabänderlicher Maßregeln handeln, sondern höchstens darum, wie nach der Expropriation aller Arbeitsmittel die Dinge auf den verschiedenen Hauptgebieten der menschlichen Thätigkeit wahrscheinlich sich gestalten werden". Dagegen wollen kühlere und weniger phantasiereiche Führer der Socialdemokratie nicht einmal so weit gehen und erklären es geradezu für kindisch „zu erfragen, wie es in einem socialdemokratischen Zukunftsstaate aussehe; das könne nur ein Narr verlangen". Und endlich hat neuerdings einer ihrer begabtesten Schriftsteller, Dr. Bernstein, ausdrücklich erklärt, „die letzten Ziele der Socialdemokratie kümmern ihn nicht, dafür habe er sich auch nie interessiert". So können wir eine utopistische und eine realistische oder socialpolitische Strömung in der Partei unterscheiden, auf dem Stuttgarter Parteitag ist es zwischen ihnen zu interessanten Auseinandersetzungen, gerade auch über die Frage des „Endziels" gekommen. Jene hatte ursprünglich die Führung und die werbende Kraft, wie sich auch das Urchristentum an den Parusieerwartungen begeistert und erhitzt hat. Aber wie sich dieses allmählich in die Welt einlebte und einfügte und ihm die Zukunft in eine unbestimmte Ferne verschwamm und verflüchtigte, so sehen wir auch die Socialdemokratie immer realistischer sich den Aufgaben der Gegenwart zuwenden und die Zukunft Zukunft sein lassen. Es ist das der Übergang zu einer praktischeren Haltung und zu dem Entschluß, an Stelle einer radikalen Revolution den Weg der Reformen wenigstens von Fall zu Fall nicht mehr grundsätzlich zu verschmähen und abzuweisen.

Dieses Praktischerwerden tritt noch an einem zweiten Punkt zu Tage. Die deutsche Socialdemokratie ist international; aber indem sie anerkennt, daß zur Verwirklichung ihrer Ziele einzig nur die Gewinnung politischer Rechte und die Benützung des allgemeinen Stimmrechts führen kann, ist sie auf die Beteiligung an dieser politischen Arbeit im Parlament und in den Einzellandtagen hingewiesen; und das ist ein specifisch Nationales. Und hier zeigt sich

nun doch, daß die Lassalleschen nationalen Ideen bei der Socialdemokratie nicht so ganz ausgestorben sind, wie es dem Wortlaut des Programms nach scheint, zeigt sich jedenfalls, daß innerhalb der Partei auch hierüber manche realistischer und praktischer denken als die alten Führer und die doktrinären Programme. Der Hauptvertreter dieser praktischeren Richtung ist der bayerische Herr von Vollmar, dessen Streit mit Bebel nur durch die Vorlage des Umsturzgesetzes im Jahre 1895 so rasch verstummt ist und der auch in Stuttgart wieder recht vernünftig und gemäßigt gesprochen hat. Die nach heftigen Debatten erfolgte Entscheidung zu Gunsten einer wenigstens fakultativen Beteiligung der Partei an den Wahlen zum preußischen Landtag für 1898 beweist ebenfalls das Wachsen dieser Strömung wie der Widerstand dagegen das Vorhandensein der beiden Richtungen und ihr Ringen um die Vorherrschaft. So scheint mir der Gedanke, daß das socialistische Ideal sich in der ganzen Welt sicherer und leichter verwirklichen lasse als in den einzelnen Staaten und Völkergruppen und der Wunsch nach Beseitigung aller nationalen Differenzierung bei der Socialdemokratie selbst im Schwinden zu sein. In diesem Sinn hat Eduard Bernstein in dem vornehmsten Organ der Partei, der „Neuen Zeit", erklärt, daß auch die Zukunftsgesellschaft sich stets gruppenweise gliedern und verwalten müsse; Gesellschaft sei ein uferloser Begriff; auch nach dem Sieg des Socialismus seien Gesetze, Beamte und große Territorialgemeinschaften unentbehrlich: warum das nicht die Nationen sein könnten? ein volles Aufgehen derselben ineinander sei weder zu erwarten noch also auch nur zu wünschen; Verträge und Ausbildung des internationalen Rechts genügen für absehbare Zeit. Und gegen den auch hierin fanatisch bornierten Liebknecht sagte ein anderer der Jüngeren, Schönlank, geradezu aggressiv: Liebknecht lobe mit Vorliebe das Ausland und setze Deutschland, die Heimat der wichtigsten Arbeiterpartei, herab; und doch vergebe man sich nichts, wenn man als Glied einer großen Staats-, Volks- und Wirtschaftseinheit, wie sie aus dem Nationalstaat hervorwachse, auch ihre dringenden nationalen Kulturaufgaben auf dem Gebiet der Politik und der socialen Reform mit Thatkraft durchführen helfe. Angesichts dessen ist die Hoffnung auf die Um-

wandlung der Socialdemokratie in eine radikale Reformpartei wirklich nicht so aussichtslos und thöricht, wie es die Fanatiker und die rabiaten Organe der Partei selber, oder andere auch nur, um die Zwiespältigkeit der Richtungen zu verdecken, und wie es ebenso die unversöhnlichen gegnerischen Blätter glauben machen möchten. Möglich aber ist eine solche Umwandlung nur von innen heraus, auf dem Boden einer nicht zügellosen aber an allen Rechten des Staatsbürgers gleichmäßig teilhabenden Freiheit. Daher konnten sich die Anfänge dazu erst nach der Aufhebung des Socialistengesetzes zeigen, und sie drohen jedesmal wieder in dem Augenblick zu verkümmern und zu verschwinden, wo dieses, sei es nun in der Form des sogenannten Umsturzgesetzes oder einer gegen die Aufforderung zum Streiken sich richtenden „Zuchthausvorlage" zum Schutz der Arbeitswilligen wieder aufleben soll. Daher war es nur zu begrüßen, daß der Reichstag jene erste Vorlage, die das Centrum nebenbei auch zur Knebelung der freien Wissenschaft mißbrauchen wollte, verwarf. Für die Staatsgewalt bedeutete diese Niederlage allerdings eine Schwächung; aber faktisch ist es doch ein Glück, wenn der neue Gesundungs- und Umwandlungsprozeß der Socialdemokratie möglichst ungestört seinen Fortgang nehmen kann.

Äußerlich freilich hat die Aufhebung des Socialistengesetzes, das nach zwölfjähriger Geltung am 1. Oktober 1890 ablief, der Partei zunächst einen großen Triumph und Aufschwung gebracht. Schon bei den Reichstagswahlen im Februar jenes Jahres stellte sie sich als die bei weitem stärkste heraus, 1893 wurden 1786000 Stimmen für sie abgegeben, wobei man freilich bei weitem nicht alle, die für sie stimmen, als zur Partei gehörig ansehen darf, sondern viele eben nur als Mitläufer, die ihrer Oppositionsstimmung den schärfsten Ausdruck geben wollen; gewählt wurden 44 socialdemokratische Reichstagsabgeordnete, die sich allmählich durch Nachwahlen noch um etliche vermehrt haben. Und auch in den meisten Einzellandtagen — den preußischen mit seinem schlechten Klassenwahlsystem bis jetzt ausgenommen — sitzen Socialdemokraten und lernen hier mit anderen sich vertragen und an den dringenden Kultur- und Reformaufgaben in ihrem Teil mitarbeiten. Die Reichtagswahl von 1898, die der

Partei 2100000 Stimmen und 56 Abgeordnete gebracht hat, zeigt, daß der Höhe- und Sättigungspunkt der Partei noch immer nicht erreicht ist, wenn wir uns auch wohl diesem Punkt mit raschen Schritten nähern dürften; die Socialdemokraten selbst sind von diesem Zuwachs nicht befriedigt.

Der Kathedersocialismus.

Ebenso groß als diese äußerlich sichtbaren Erfolge sind aber auch die inneren moralischen, kurz gesagt die Sättigung und Durchtränkung unseres ganzen Geisteslebens mit socialen Ideen. Zunächst hat die Socialdemokratie doch nicht unrecht, wenn sie sich der geistigen und moralischen Urheberschaft aller der inzwischen erlassenen socialen Gesetze rühmt und sie für sich in Anspruch nimmt, — selbst da wo ihre Vertreter im Reichstag schließlich dagegen gestimmt haben. Ohne ihre Existenz und ihre Aufwühlung der Massen, aus purer Gutherzigkeit hätten sich die Bourgeois und die Arbeitgeber, hätte sich Parlament und Regierung zu dieser socialen Reformarbeit niemals oder doch sicher nicht so früh und nicht in so weitem Umfang entschlossen. So hoch wir auch den Einfluß des Gerechtigkeitsgefühls einschätzen mögen, — die weitverbreitete Anschauung des laissez aller laissez faire wird durch dasselbe für sich allein niemals überwunden werden; und daß uns überhaupt die früheren Zustände und das frühere Los der Arbeiter als etwas Ungerechtes und Vernunftwidriges, als ein Unsittliches und Menschenunwürdiges zum Bewußtsein gekommen ist, das hat in weiteren Kreisen — einzelne billigdenkende und patriarchalisch gutherzige Arbeitgeber hat es immer gegeben — doch erst der Socialismus und seine freilich vielfach selbst wieder ungerechte und maßlose Kritik an den bestehenden Zuständen bewirkt; mußte er es doch den Arbeitern selbst erst zum Bewußtsein bringen und sie mit ihrer Lage unzufrieden machen.

Voran aber ging in diesem Umlernen ehrlich und tapfer die Wissenschaft. Auch hier macht, wie schon gesagt, das Auftreten Lassalles Epoche, wenngleich die Wendung schon vor ihm durch andere vorbereitet worden war. So hat schon List, indem er „sein Augenmerk von den Interessen der Konsumtion auf die der Produktion hinwendet“,

nach Knies den nationalen Charakter des Zollvereins, „die Befreiung der nationalen Gewerbsarbeit von der Fremdherrschaft der englischen Industrie, die Sicherung des nationalen Marktes für die nationale Gewerbsarbeit“ in den Mittelpunkt aller seiner Erörterungen gestellt und durch dieses sein Eintreten für den Schutzzoll die manchesterliche Freihandelslehre auch theoretisch erschüttert. 1853 gab sodann Knies selber der politischen Ökonomie jene Wendung zum Historischen, die die Überwindung der auf dem Boden des Naturrechts gewachsenen klassischen Nationalökonomie erst möglich machte; und um dieselbe Zeit gaben Rodbertus und Marlo im Gegensatz zu ihr dem Socialismus zum erstenmal in Deutschland eine wissenschaftliche Begründung. Aber sie alle waren damals weiße Raben und wurden kaum beachtet; selbst der Streit zwischen Rodbertus und von Kirchmann über die Ursachen des Pauperismus und der Handelskrisen machte wenig Aufsehen und Eindruck. Darum spürt man Rodbertus auch ordentlich an, wie er bei Lassalles Auftreten Morgenluft wittert, wiewohl er seine Mitwirkung an dessen agitatorischer Thätigkeit für sich entschieden ablehnt und vor einer politischen Organisation der Arbeiter ausdrücklich warnt.

So waren es in den sechziger Jahren doch zunächst nur die Socialisten selber, die den Kampf gegen die herrschende Theorie des liberalistischen Individualismus auch wissenschaftlich aufnahmen: negativ kritisch Lassalle in seinem „Bastiat-Schulze“, seinem polemischen Meisterwerk, und kritisch und positiv zugleich Marx im ersten Band seines „Kapital“, der sich ebenso durch die ungeheure Masse sorgfältig ermittelter Thatsachen wie durch die Fülle neuer Ideen und die Schärfe der Dialektik auszeichnete. Dagegen wurden Dühring und Lange, als nicht zur Zunft gehörig, von dieser auch nicht für voll genommen, der letztere galt einfach als Lassallit; und doch war in seiner „Arbeiterfrage“ die Anwendung darwinistischer Ideen auf die Volkswirtschaft und der hohe sittliche Ton, in dem diese den Gebildeten damals vielfach noch ganz gleichgültigen und unverständlichen Probleme besprochen wurden, neu und zukunftsvoll. Dieselbe Bedeutung hatte auch Schäffles „Quintessenz des Socialismus“, worin dieser Wandlungsreiche dem Socialismus sehr weit entgegenkam und ihm fast zum Verwechseln ähnlich sah.

Dieses Büchlein erschien zu Anfang der siebziger Jahre. Aber noch vorher war die große Wendung eingetreten. Fast gleichzeitig hatte Brentano auf die englischen Arbeitergilden hingewiesen und als Folge der Selbsthilfe solcher Gewerkvereine eine Gesundung der socialen Verhältnisse und eine fortschreitende Hebung der Arbeiterklasse in Aussicht gestellt, und hatten Adolf Wagner und Schönberg „sich im Gegensatz zu der individualistischen und socialistischen Richtung für eine maßvolle Staatsintervention ausgesprochen" und zur praktischen Lösung der Arbeiterfrage sociale Reformen verlangt und geraten, Selbsthilfe und Staatshilfe zu kombinieren. Nasse, Held und vor allem Schmoller, der sich durch seine epochemachende Untersuchung über das deutsche Kleingewerbe im 19. Jahrhundert bekannt gemacht hatte, bewegten sich auf derselben Linie; und sie alle vereinigten sich dann im Jahre 1872 unter Zuziehung von Abgeordneten, Journalisten, Industriellen und Beamten zu dem „Verein für Socialpolitik", der es sich nach Schmollers Eröffnungsrede im Jahre 1897 unbekümmert um die politische Parteistellung seiner Mitglieder zur Aufgabe machte, „durch seine Thätigkeit aufzuklären, die Wahrheit ins Licht zu stellen, durch seine Reden und Schriften, seine Versammlungen und Publikationen in alle Parteien und Klassen eine größere Erkenntnis der socialen Dinge hineinzubringen und den berechtigten praktischen Idealen einer durchführbaren socialen Reform die Wege zu bahnen". Wie sehr ihm das gelungen ist, zeigt nicht nur die stattliche Reihe der von ihm hervorgerufenen Schriften und Beiträge „zur Erkenntnis der socialen Wirklichkeit", sondern auch der thatsächliche Einfluß, den er trotz aller Anfechtungen seit der großen Schwenkung Bismarcks auf die deutsche Gesetzgebung gewonnen und bis 1892 behauptet hat. Wir wollten, ruft Schmoller in der schon genannten Rede, „wir wollten nie die Volkswirtschaft von Grund aus umgestalten, nie den Plan einer vollendeten socialen Zukunft vorlegen. Wir wollten nur mit der Leuchte der Wissenschaft den Wegen der Praxis vorangehen, uns selbst und womöglich das Vaterland über das Einzelne und Konkrete der socialen Thatsachen und der Reformen belehren, in den Kämpfen des Tages, der Interessen und Leidenschaften der Stimme der Billigkeit, der Vernunft, der Wissenschaft Gehör verschaffen";

und daß diese Thätigkeit des Vereins in 25 Jahren nicht umsonst gewesen ist, daß sie Gutes und Nützliches gewirkt hat, durfte er auch wirklich mit Recht und mit Stolz behaupten.

Aber auch außerhalb des Vereins wurde eine überaus rührige Thätigkeit von diesen „Kathedersocialisten", wie man sie wohl zuerst spottend, dann im Ernst und mit Recht genannt hat, entfaltet, und was sie in ihren wissenschaftlichen Untersuchungen zu Tage förderten, kam vielfach auch der Praxis zu gut. Eine deskriptive Richtung der Nationalökonomie erforschte nicht nur die Vergangenheit im Interesse der Gegenwart, sondern suchte sich auch über diese direkt zu orientieren, indem sie namentlich die thatsächliche Lage einzelner Arbeitergruppen und Industriezweige zum Gegenstand ihrer Untersuchung machte und so den teilweise noch kümmerlichen Enquêten der Regierung ergänzend zur Seite trat. Was so namentlich die Schule Brentanos für die Industrie, das leistete Knapp durch sein eigenes großes Werk über „die Bauernbefreiung und den Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens" und durch Einzeluntersuchungen von Mitgliedern seines Straßburger Seminars für die Kenntnis der ländlichen Arbeiterverhältnisse. Schmoller aber betont neben der historischen namentlich auch die ethische Seite der socialen Frage, ihre Beziehung zur Sitte, und so fand er schließlich „den letzten Grund aller socialen Gefahr nicht in der Dissonanz der Besitz-, sondern der Bildungsgegensätze", und verlangte deshalb, daß alle Reform an diesem Punkt einsetze und nicht nur die Lebenshaltung, sondern auch der sittliche Charakter, die Kenntnisse und Fähigkeiten der unteren Klassen gehoben werden.

Auch dieser Umschwung in der Wissenschaft von der individualistischen zu der staatssocialistischen Auffassung war, wie wir gesehen haben, eine Folge der von Lassalle eingeleiteten Bewegung. Knapp hat diese Beeinflussung, die mit der Zeit eine gegenseitige wurde, einmal scharf und witzig so formuliert: es habe eine Zeit gegeben, wo die deutsche Wissenschaft von der Socialdemokratie gelernt habe, es sei aber dann bald die Zeit gekommen, wo diese umgekehrt von der Wissenschaft lernen könne und zu lernen habe. Natürlich sahen die Vertreter der alten Wissenschaft nicht nur, sondern auch die der bestehenden Gesellschaftsordnung in dieser

jungen Schule rasch genug eine Gefahr. Diesem Gefühl der Beängstigung gab wohl zuerst Treitschke, empfänglich wie er war für alles, was um ihn her die Geister erregte und namentlich über die von ihm festgehaltene nationalpolitische Grenzlinie hinaus zu führen drohte, schon 1874 energischen Ausdruck, indem er diese Kathedersocialisten vor der Öffentlichkeit als die Gönner des Socialismus und der Socialdemokratie denunzierte. Er hatte ja durchaus Recht und schien es dadurch noch mehr zu bekommen, daß nicht nur einzelne von diesen Kathedersocialisten wie eine Zeitlang Schäffle der socialistischen Lehre nahe genug kamen und manche Teilnehmer an den wissenschaftlichen Seminarien dieser Universitätssocialisten direkt ins socialdemokratische Lager übergingen. Allein er bewies auf der anderen Seite doch nur, daß er seine Zeit, d. h. die nächste Zukunft und was sie uns brachte, nicht mehr verstand, wenn er sich in seinem Urteil über die socialen Zustände allzu sehr auf den Boden des manchesterlichen laissez aller stellte und den socialistischen Anschauungen gegenüber allzu schroff an der individualistischen und liberalistischen Theorie festhielt. „Keine Kultur ohne Dienstboten"; „die Klassenherrschaft ergiebt sich notwendig aus der Natur der Gesellschaft"; „unabänderlich gilt das Gesetz. nur einer Minderzahl ist beschieden, die idealen Güter der Kultur ganz (!) zu genießen; die große Mehrheit schafft im Schweiße ihres Angesichts"; „die Masse wird immerdar Masse bleiben"; „diese Ordnung ist gerecht und sie ist notwendig"; „das Wachstum der Bevölkerung und ihrer Bedürfnisse hält unwandelbar die alte Regel aufrecht, daß die Mehrzahl der Menschen in beschränkten Verhältnissen leben muß und die durchschnittliche Arbeitszeit sich nicht erheblich verringern kann": so hat Treitschke zu einer Zeit, wo er noch liberal war, „in besonders klassischer Form", wie Höffding meint, d. h. in ebenso oberflächlicher als brutaler Deutlichkeit den Gedanken des individualistischen Liberalismus formuliert; und seit der Herausgabe seiner „Politik" sehen wir, daß er daran auch noch als Konservativer bis zu seinem Ende festgehalten hat. Diese Theorie „von der mangelnden Gesittungsfähigkeit der unteren Klassen und der Notwendigkeit, einen ungebildeten Arbeiterstand zu erhalten, wenn die Bildung der höheren Klassen nicht unmöglich werden soll", ist noch

heute die einzelner Manchesterleute und entspricht den Wünschen und Ansichten aller satten, mit dem Bestehenden zufriedenen Bourgeois. Treitschke selber betrachtete sich freilich dem „matten Eudämonismus" der Katheder-Socialisten gegenüber als den Vertreter der deutschen Gesittung und des deutschen Idealismus. Aber in Wirklichkeit sprach doch damals schon aus ihm der Reaktionär, der er von da an immer mehr geworden ist. Wenn etwas von Zukunft in dieser seiner Schrift zu finden war, so ist es die Vorwegnahme gewisser Gedanken Nietzsches. Einstweilen aber vertrat ihm gegenüber Schmoller in seinem offenen Sendschreiben „über einige Grundfragen des Rechtes und der Volkswirtschaft" mit Glück und Geschick den Standpunkt, dem zunächst die Zukunft gehören sollte, d. h. den socialreformatorischen. Mit Recht und nicht ohne ironischen Beigeschmack konnte er daher fünfzehn Jahre später mit Beziehung auf diese Fehde sagen: „ich glaube in jener Zeit besser in die Zukunft gesehen zu haben als mein verehrter Kollege, der mich damals eben darum vom Standpunkt der angeblich bedrohten höheren geistigen und ästhetischen Kultur aus als thörichten Socialisten abkanzelte".

Und auch thatsächlich hat der Katheder-Socialismus insofern gesiegt, als er, der vor fünfundzwanzig Jahren Mühe hatte sich durchzusetzen, heute die deutsche Nationalökonomie ist und mit ganz vereinzelten Ausnahmen alle Lehrstühle für Volkswirtschaft von seinen Jüngern besetzt sind, wobei es natürlich an verschiedenen Nuancen und allerlei Gegensätzen auch bei ihm nicht fehlt. So gleich in Berlin, wo neben Schmoller ein so eigenartiger Kollege wie Adolf Wagner steht. Diese fast unumschränkte Beherrschung der Katheder durch den Staats-socialismus galt so sehr als anerkannt, daß Schmoller in seiner Rektoratsrede von 1897 dieses Wirkliche zugleich auch als das Vernünftige feiern zu dürfen glaubte: „Weder strikte Smithianer noch strikte Marxianer können heute Anspruch darauf machen, für vollwertig gehalten zu werden; wer nicht auf dem Boden der heutigen (!) Forschung, der heutigen (!) gelehrten Bildung und Methode steht, ist kein brauchbarer Lehrer". Doch das hieß den Bogen zu straff spannen. Nicht nur im Interesse der akademischen Lehrfreiheit wurde von den verschiedensten Standpunkten aus dagegen Einsprache erhoben, sondern auch die Nemesis folgte

dieser triumphierenden Hybris auf dem Fuß. Wie wir noch hören werden, erhob der Individualismus in den neunziger Jahren aufs neue sein Haupt und fand namentlich in konservativen Kreisen starken Anhang. Auch auf eine rückläufige Strömung in den Anschauungen Bismarcks konnte er sich berufen, dem damals „doch häufig die Förderung der augenblicklichen Unternehmerinteressen als die Quintessenz der Socialpolitik erschien, weil hierdurch den Arbeitern Brot geschafft werde", und der sich in den „Hamburger Nachrichten" oft recht unfreundlich gegen die reformfreundlichen Kathedersocialisten vernehmen ließ. Im Reichstag war der einflußreiche Freiherr von Stumm, der große Arbeitgeber im Saargebiet, der Wortführer dieser Richtung. Namentlich in seiner Herrenhausrede vom 28. Mai 1897 richtete er gegen den Kathedersocialismus ganz im Sinne Treitschkes aufs neue die schwersten Vorwürfe als gegen die Gönner der Socialdemokratie, die ihr Flankendeckung bieten. Daher verlangte er, „die Wissenschaft müsse Halt machen wie vor Religion und Sitte, so vor dem Umsturz", und suchte dem Kultusminister gegen sie den Rücken zu steifen. Und immer mehr schwenkte denn auch der neue Kurs der Regierung, der erst so socialreformatorisch eingesetzt und mit einer internationalen Arbeiterschutzkonferenz und einer deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung so verheißungsvoll begonnen hatte, in die Stummsche Richtung ein, sistierte oder verlangsamte doch die Socialreform und entzog dem Kathedersocialismus seine Gunst. Die gegen den Willen der Fakultät erfolgte Berufung von Julius Wolf, einem „von Illusionen freien Realisten" in der Nationalökonomie, zum Professor der Staatswissenschaften nach Breslau, die Ernennung Reinholds zum Professor dieser Wissenschaft in Berlin und die Bedenken der badischen Regierung gegen die Berufung des freilich dem Socialismus sehr weit entgegenkommenden Werner Sombart auf Herkners Stelle nach Karlsruhe sind die ersten Anzeichen dieser rückläufigen und dem Kathedersocialismus abgünstigen Bewegung.

Der Umschwung der öffentlichen Meinung.

Fast noch größer als vor 25 Jahren der Umschwung der Anschauung bei den Vertretern der Wissenschaft war die Wandlung

in der Stellung der bürgerlichen Parteien zur socialen Frage und in dem Verhältnis der öffentlichen Meinung der Gebildeten zum Socialismus und seinen Forderungen. In den siebziger Jahren war die Stimmung der Bewegung im wesentlichen ungünstig, doch wurde sie von den meisten unterschätzt, das zeigte sich auch darin, daß die Gründe, mit denen man z. B. in öffentlichen Versammlungen ihren Rednern gegenübertrat, oft so gar fadenscheinig und kindlich waren, das Gruseln mit dem „Teilen" war ein beliebtes Mittelchen und entfesselte immer aufs neue das Hohngelächter der Socialdemokraten. Man gab sich nicht die Mühe, die Gegner zu verstehen und verstand sie auch wirklich nicht, die socialistischen Redner waren ihren Gegnern bei weitem überlegen. Etwas später trat dann an die Stelle der Gleichgültigkeit die Erbitterung über die Störenfriede der nationalen und optimistischen Stimmung und die Angst vor dem beständigen Anwachsen dieser „Reichsfeinde", zu denen ja die Klerikalen damals ohnedies auch gezählt wurden; die Attentate auf Kaiser Wilhelm I., die ihnen direkt oder doch der durch sie hervorgerufenen Verhetzung und Verwilderung in die Schuhe geschoben wurden, vermehrten beides, Schrecken und Haß. Und nun kam das Socialistengesetz, damit war der Höhepunkt der ihnen abgeneigten Stimmung erreicht, es bedeutet aber zugleich wie im Drama die Peripetie. Und zwar trug es dazu selbst am meisten bei: es schuf Märtyrer, und damit stellte sich das Mitleid ein; man sah so viele vor Gericht, verurteilt, ausgewiesen, in der Verbannung, im Elend, und man mußte sich sagen, daß sie für ihre Sache, für ein Ideal leiden und verfolgt werden, und man hörte ihre Klagen und Anklagen und mußte ihnen Recht geben, daß hierbei, auch von den Richtern, vielfach über das Notwendige hinausgegangen werde und die Polizei teilweise zu recht unmoralischen Mitteln greife; man brauchte ja nicht alles zu glauben, aber daß es agents provocateurs, Spitzel und Denunzianten gab, das war doch wohl wahr und war recht unmoralisch und häßlich; besser als diese Organe der Ordnung und der Autorität waren ihre Opfer jedenfalls. Und man mußte wahrnehmen, wie die Zahl der socialdemokratischen Wähler auch unter dem Druck des Gesetzes zunahm, also war dasselbe wirkungslos, es half nichts, das Gift fraß im stillen weiter

und war hier weit gefährlicher, vom Ausland her ertönten die Stimmen nur um so greller und wilder; indem man die Socialisten expatriierte, hatten sie ja das Recht und konnten gar nicht anders als international sein. Und so war man doch in weiten Kreisen froh, es war wie eine Gewissensberuhigung, als zu den negativen Repressivmaßregeln die positiven socialen Reformen zunächst einmal durch die kaiserliche Botschaft angekündigt wurden und dann der Reihe nach kamen. Und dabei erkannte man nun doch, wieviel wirklich zu reformieren war, wie recht also der Socialismus mit seinen Klagen über die Zustände und seinen Anschuldigungen gegen Menschen und Verhältnisse hatte, ein „berechtigter Kern" schälte sich thatsächlich heraus, ein wirkliches Verdienst hatte diese Bewegung also doch. Und in der Arbeit an diesen Gesetzen und in den Debatten darüber lernte man den Socialismus nun auch besser kennen, auch die Diskussion zwischen den socialistischen Rednern und ihren Gegnern wurde in den achtziger Jahren sachlicher und gerechter; hierbei hat sich Schäffles schon genannte handliche Broschüre ein großes Verdienst erworben. Auch der Verein für Socialpolitik und seine alljährlich wiederkehrenden Verhandlungen, die Kathedersocialisten und ihr Einfluß auf die Studenten in ihren Vorlesungen und Seminarien und auf weitere Kreise durch ihre Schriften und Aufsätze trugen dazu nicht wenig bei: der Staatssocialismus machte Schule, und als ihn Bismarck in die Praxis einführte, da fanden sich auch unter den Beamten Männer, die alsbald mit Verständnis, mit Eifer und gutem Willen auf seine socialreformatorischen Gedanken eingingen und dieselben — teilweise vielleicht sogar über seine eigenen Intentionen hinaus — verwirklichen halfen und förderten.

Liberalismus und Socialismus.

Und hier lag auch der tiefste Grund, warum es 1879 mit der liberalen Hälfte der Bismarckschen Ära zu Ende war. Der Liberalismus versagte sich dieser staatssocialistischen Wendung am längsten, weil er individualistisch und kapitalistisch, nicht socialistisch war. Das Mittelalter bedeutet auf der ganzen Linie des menschlichen Lebens Gebundenheit — Gebundenheit des Einzelnen an die Kirche, des Vasallen an seinen Lehnsherrn, des Leibeigenen an den

Grundbesitzer, des Gewerbetreibenden an die Zunft, der Wissenschaft an das Dogma, schließlich sogar Gebundenheit des Dichters an die Tabulatur. Dieser durchgängigen Unfreiheit gegenüber hat seit dem fünfzehnten Jahrhundert für die Kulturvölker Europas der große Befreiungsprozeß begonnen. Die erste Sturzwelle dieser freiheitlichen Bewegung, der erste große Akt in diesem welthistorischen Drama war die Renaissance und Reformation, der zweite die Philosophie der Aufklärung, der dritte die französische Revolution. An der ersten und zweiten Aktion hatte Deutschland einen hervorragenden Anteil, was in der dritten Frankreich in raschem Ansturm, aber unter beständigen Rückläufen und Zuckungen sich erobert hatte, mußte der deutsche Liberalismus im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts in langsamem Ringen für den dritten Stand zunächst erkämpfen. Mit dem Gegensatz, den es auf allen diesen Stufen zu überwinden gab, hängt es zusammen, daß dieser fortschreitende Befreiungsprozeß der Neuzeit eine individualistische Richtung nahm. Der Liberalismus ist vermöge seiner geschichtlichen Voraussetzungen und Entstehungsbedingungen von Haus aus Individualismus, das lag nicht in seinem Belieben und war nicht seine Schuld, sondern das ist eine historische Notwendigkeit, ist sein gutes Recht und mehr noch, ist geradezu sein Ruhmestitel. Weil er auf allen Gebieten eine unberechtigte Vergewaltigung des Individuums und seines persönlich freien Seins und Behabens vorfand, so galt sein Kampf der Befreiung dieser Individuen. Das zeigte sich zuerst in der Renaissance, jener ästhetisch aristokratischen Revolution der höheren europäischen Gesellschaft, wo unter Zurückgreifen auf die Antike das Recht der schönen Persönlichkeit und des uomo singolare in all seiner natürlichen, welt- und sinnenfreudigen Unmittelbarkeit für Kunst und Leben, für Geselligkeit, Bildung und Erziehung zurückgefordert wird. Und es zeigte sich ebenso in der demokratischen Bewegung der Reformation, wo das Gewissen und der Glauben des einzelnen Menschen unabhängig gestellt wurde vom Machtspruch und Bann der Kirche — „ein Christenmensch ist ein freier Herr über alle Dinge und niemanden unterthan", sagt Luther —, und wo neben den Pflichten und Rechten dieses Christenmenschen zugleich auch die lange verschüttete Quelle aller religiösen und sittlichen Kraft im

Subjekt neu entdeckt wurde. Es zeigt sich dreihundert Jahre später im Neuhumanismus, der die Tendenzen der Renaissance wieder aufnimmt und die ästhetische Bildung der Einzelpersönlichkeit sich zum Ziele setzt; und nicht minder in dem Entwickelungsgang der neueren Philosophie, die gleich anfangs mit Descartes das Ich zum selbständigen Ausgangspunkt aller Gewißheit macht, in Leibniz auf die Individualität den Nachdruck legt, in Kant sogar die Gesetze der Natur aus dem Ich ableitet, demselben weiterhin geradezu eine weltschöpferische Souveränetät zuweist und es schließlich zum Ganzen, zum Absoluten, zum All erweitert. Und endlich zeigt es sich im Verhältnis des Einzelnen zum Staat: auf die mittelalterliche Idee einer europäischen Universalmonarchie folgt die Zeit selbständiger und eigenartiger Nationalstaaten, und hier wieder als erstes der individualistische Despotismus mit seinem persönlichen l'état c'est moi, dann die Umkehrung dieses Wortes in les moi sont l'état, die Atomistik der den Staat bildenden souveränen Individuen in der Theorie des Rousseauschen Contrat social und in der Thatgeschichtlichkeit der französischen Revolution. An dieser Auffassung des Staates hat der Liberalismus im Prinzip wenigstens immer festgehalten.

Diesen liberalistischen Individualismus können wir eben wegen seines Atomismus als eine mechanische Weltanschauung bezeichnen. Nicht als ob jeder Individualismus mechanisch sein müßte, im Gegenteil. Im Kern seines Kerns, in der Seele seiner Seele erhebt ja — man denke an Leibniz und Herder — gerade das Individuelle den stärksten Protest gegen den alle Individualität ertötenden Mechanismus, hierin liegt seine Stärke, die Quelle seines unveräußerlichen Rechts. Daß er das und somit sich selber nicht verstanden hat, ist der innere Widerspruch des Liberalismus, an dem er in dieser Form wenigstens zu Grunde gehen mußte, das ist die große Unterlassungssünde, die er namentlich in seiner Anwendung auf Staat und Gesellschaft niemals wieder hat gut machen können. Denn wie faßt er doch die Menschheit auf? Als eine Summe von Individuen, die vielmehr bloß Atome sind, deren jedes, von Haus aus dem andern im wesentlichen gleich, gleiches Recht besitzt wie alle übrigen und selbständig und spröde diesen andern gegenübersteht.

Und auch wo sie sich zu Gruppen vereinigen, da geschieht dies immer nur vorübergehend und zufällig, willkürlich und künstlich, auf Grund von freigeschlossenen Verträgen; und darum sind alle solche Vereinigungen nicht nur nicht notwendig und unauflöslich, sondern sie sind lediglich im Dienste und Interesse dieser einzelnen gebildet, sind nur um ihretwillen da und stehen deshalb nicht über ihnen, sondern in irgend einer Form — als Mehrheit, als Vielheit bleiben die Einzelnen auch ihnen gegenüber souverän.

Auf politischem Gebiet hat diese individualistische Anschauung den Absolutismus der Fürstengewalt und die feudalistische Unterdrückung ganzer Klassen und Stände überwunden, das Notrecht der Revolution verkündigt und jene Lehre vom Staat und seinen Aufgaben entstehen lassen, der Wilhelm v. Humboldt in seiner mehrfach genannten Jugendschrift den denkbar schärfsten Ausdruck gegeben hat. Auf sittlichem Gebiet balanciert der Individualismus das menschliche Handeln auf der Nadelspitze der Subjektivität und des Gewissens und erklärt für tugendhaft den, der diesem individuellen Führer folgt. Nicht auf den Erfolg der Handlung kommt es bei ihrer sittlichen Würdigung irgendwie an, sondern lediglich auf den guten Willen, auf die Motive, auf das innerliche „du sollst"! Hier ist der Mensch absolut frei, gebunden nur an sich; denn das Sittengesetz ist das Gesetz seiner eigenen vernünftigen Natur, ist Autonomie, nicht Heteronomie. Nun liegt aber im Wesen des Staates äußerlich, in dem des Sittlichen (selbst bei Kant!) innerlich schon an sich ein antiindividualistisches Element und darum doch von Haus aus ein Korrektiv gegen eine schrankenlose Geltendmachung jenes atomistischen Standpunkts, und deshalb ist die liberalistische Theorie auf diesen beiden Gebieten während des ganzen Jahrhunderts nie ganz durchgedrungen und vor allem nicht unwidersprochen geblieben. Im Sittlichen trat ihr gleich an der Schwelle desselben Schleiermachers Güterlehre und Hegels Anschauung von den substantiellen Mächten der Sittlichkeit siegreich entgegen, und im Staat hat derselbe Wilhelm v. Humboldt nach dem Unglück von Jena seinerseits an einer ganz andersartigen Wirklichkeit bauen helfen und die Grenze seiner Wirksamkeit thatsächlich weit in „die Sorgfalt für den positiven Wohlstand der

Bürger" hinein vorgeschoben; auch seine Verbindung mit Pestalozzi, dem Verkündiger einer socialen Pädagogik, zeugt dafür. Anders dagegen verhält es sich auf dem Boden des gesellschaftlichen, des wirtschaftlichen Verkehrslebens. Hier steht in der That jeder als einzelner den andern einzelnen gegenüber, weder nach der Theorie noch in der Praxis als ein sittlich handelnder, in keiner Weise ihnen sittlich verbunden und verpflichtet, sondern lediglich nur als ein Güter producierendes, Güter tauschendes, Güter konsumierendes Wesen. Und als solches jeder für sich und aus eigener Kraft, jeder für sich und im eigenen Interesse, im übrigen aber — vogue la galère! Auf daß jedoch das Schiff flott werde, dazu müssen, sagt die individualistische Volkswirtschaftslehre, alle Hindernisse weggeräumt oder doch wenigstens weggedacht werden. Wegzuräumen sind die staatlichen Hindernisse, die noch aus dem Mittelalter und der Zeit fürstlicher Allgewalt stammen: Leibeigenschaft und Hörigkeit, Frondienst und Erbunterthänigkeit, Zunft- und Innungszwang, Verkehrsschranken von Ort zu Ort und von Land zu Land, gesetzliche Beschränkung des Niederlassungs- und Heimatrechts, der Eheschließung und Familiengründung, die staatliche oder kommunale Festsetzung der Preise und Löhne, die gesetzliche Regulierung der Dienst- und Arbeitsverträge. Und wegzudenken wenigstens ist — Adam Smith hatte das freilich nicht gewollt und gemeint — die sittliche Natur jenes gesellschaftlichen Atoms, mit ihr hat die Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre nicht zu rechnen; und wenn faktisch derjenige am weitesten kommen und sich am besten stellen sollte, der am rücksichtslosesten vorwärts hastet, skrupellos sein Ich und dessen Interesse zur Geltung zu bringen sucht, so ist es nicht Sache einer individualistischen Wirtschaftslehre, ihn davon zurückzurufen und sich bei solchen Bedingungen aufzuhalten; sie kennt nur eines: die freie Konkurrenz und als Triebfeder des ganzen Handels und Wandels volkswirtschaftlich ausgedrückt den Profit, die Rente, ethisch gedacht den Egoismus.

Was aber dabei herauskommt? Wir sehen es im Laufe des Jahrhunderts: im Wettbewerb aller gegen alle ein immer steigender Wohlstand, eine immer sich mehrende Güterproduktion, immer größerer Reichtum an Kapital, Vervollkommnung der Technik,

Fortschreiten von Handel und Wandel, von Verkehr und Industrie, allgemeines Prosperieren der Geschäfte, ein selbst die kühnste Phantasie übersteigendes Blühen und Gedeihen der Einzelnen und der Nationen. Doch wo das Bild im lichtesten Glanze strahlt, verbergen sich die dunkelsten Schatten. Wer sind denn „die Einzelnen"? und was heißt „die Nationen"? Die Einzelnen sind immer nur wenige Einzelne, und die ganze Nation, damit ist es ohnedies nichts. Im Wettbewerb der freien Konkurrenz geht es zu wie auf dem Schlachtfeld oder noch schlimmer: der glücklichen Sieger sind einige wenige, der Unterliegenden, der Toten und Verwundeten unendlich viele. Die Wirkung der Konkurrenz ist nämlich eine ihrem Ausgangspunkt schnurstracks entgegengesetzte: dieser war der schöne Gedanke, daß alle Menschen von Natur gleichgestellt seien und somit auch gleiches Recht zum Wettbewerb, gleichen Anspruch auf Geltendmachung ihrer Interessen haben; und das Ende ist: Kapital und Eigentum, Mittel und Kraft zu producieren, die Freiheit und Gelegenheit zu konsumieren, die Teilnahme an der vollbesetzten Tafel des Kulturlebens — alles das ist Sache einiger weniger wirtschaftlich Starker, und die überwiegende Mehrzahl der wirtschaftlich Schwachen befindet sich als Arbeiter in vielfacher Not und — was dem Gedanken und Prinzip des liberalen Individualismus noch viel mehr zuwiderläuft — in vielfacher schlimmster Abhängigkeit von jenen wenigen als Arbeitgebern. Und wenn diese ihre Übermacht benützen und ihre Arbeiter zu bloßen „Händen" machen, so geht das niemand an; die Hände gegen die Ausbeutung ihrer Herren zu schützen hat vor allem der Staat kein Recht, der sich jeder Einmischung in dieses Verhältnis zu enthalten hat. Wenn es thatsächlich doch nicht so schlimm gewesen und nicht bis zu diesen äußersten Konsequenzen gekommen ist, so sind daran andere Faktoren schuld, vor allem der Umstand, daß bei uns in Deutschland der Individualismus an Staat und Sitte und Sittlichkeit doch immer noch einigen Widerstand und gewisse letzte Schranken gefunden hat und sich darum niemals vollständig hat durchsetzen können. Wenigstens die Kinderarbeit war in Preußen seit 1839 beschränkt und in den fünfziger Jahren sogar schon das Institut der Fabrikinspektoren eingerichtet worden, und an patriarchalischen

Sitten und gutgemeinten Wohlfahrtseinrichtungen fehlte es in einzelnen Fabrikbetrieben ohnedies nicht. Aber charakteristisch für den liberalistischen Individualismus auf diesem Gebiete sind nicht solche überdies nicht sehr wirksame Einschränkungen durch eine wohlmeinende Bureaukratie von oben oder jene Ausnahmen einzelner richtig empfindender Arbeitgeber, sondern charakteristisch ist, wie es im Wesen dieser Gesellschaftsordnung liegt, daß die prinzipiell verkündigte Freiheit und Gleichheit aller einzelnen Individuen in ihr Gegenteil umschlägt, in Ungleichheit, Unfreiheit und Abhängigkeit hineinführen kann, nach Treitschke sogar hineinführen muß. Das Schlimmste aber ist die ethische d. h. die unsittliche Basis dieser Ordnung: statt Individuen und freier Persönlichkeiten schließlich nur „Hände", statt Menschen nur „Dienstboten", ein Glied und eine Seite nur statt des ganzen Menschen, und so das Ganze kein Ganzes mehr, sondern verkümmert gerade in seinen höchsten und reichsten Funktionen; und statt einer organisierten Gesellschaft, wo „alles sich zum Ganzen webt, eins in dem andern wirkt und lebt", eine unorganische, ungegliederte Masse, der vor allem eines fehlt, die volle Teilnahme an den Gütern unseres Volkstums, an den Errungenschaften unserer Kultur, an ihren Genüssen und ihren Segnungen, an Schönheit und Glück, an Wahrheit und Bildung, an sittlicher Freiheit und menschenwürdigem Dasein.

Dem tritt nun der Socialismus gegenüber als eine sittliche Lebensanschauung anderer, höherer Art. Ist der Individualismus mechanisch, so kann man ihn im Gegensatz dazu organisch nennen, der dissociierenden Tendenz desselben tritt er, wie schon sein Name sagt, associierend gegenüber. Der Einzelne ist hier nicht etwas für sich, sondern etwas nur als Glied und Teil eines Ganzen, im Dienste dieses Ganzen und verpflichtet zu thätiger Mitarbeit am Auf- und Ausbau desselben; und zwar muß diese sociale Anschauung gerade auch auf die von ihr noch am wenigsten berührte und durchdrungene Arbeit im Dienste der materiellen Kultur übertragen werden. Die Gesellschaft soll auch beim Producieren und Konsumieren nicht länger als ein zusammengewirbelter Haufe gleichgültig durcheinander sich schiebender Atome betrachtet werden, sondern eher, nach dem freilich gefährlichen und in seiner Durch-

führung immer schiefer werdenden Bilde Schäffles, als ein organischer Körper: die Gütererzeugung und Güterverteilung sozusagen der Stoffwechsel dieses Körpers, den zu erhalten auch im Bewußtsein des Einzelnen als die höhere Pflicht neben der der individuellen Selbsterhaltung anerkannt werden muß. Oder wie der Bischof Westcott von Durham es ausdrückt: „der Socialismus betrachtet die Menschheit als ein organisches Ganzes, eine lebensvolle Einheit, die durch die Verbindung von in wechselseitiger Abhängigkeit zusammenwirkenden Mitgliedern gebildet wird; seine Methode ist Kooperation, sein Ziel die Erfüllung einer Dienstpflicht. Er will das Leben so organisieren, daß es einem jeden die vollständigste Entwickelung seiner Kräfte sichert". Gerade der Individualismus hat es versäumt zu gliedern, zu differenzieren, Individualitäten zu schaffen, er hat jene Massen zusammengeballt, die uns so unpersönlich und individuallos und deswegen so unheimlich wie alles chaotisch Elementare gegenüberstehen, er hat mit seiner die Gesellschaft atomisierenden Tendenz direkt antiindividualistisch und dissociierend gewirkt, und darum tritt ihm der Socialismus als das höhere sittliche Prinzip gegenüber, indem er in dem Sinn wirklicher Gliederung und Differenzierung wahrhaft associativ und genossenschaftlich thätig sein will.

Aber es ist doch kein bloßer Gegensatz, eine Doppelstellung und ein recht eigenartiges Doppelspiel ist zwischen den beiden unverkennbar. Ohne den Liberalismus ist der Socialismus überhaupt nicht denkbar; auch er ist liberal, der Geist befreiender Kritik ist seine Voraussetzung. Alle jene Hindernisse, die der Liberalismus weggeschafft hat und noch bekämpft, gelten auch ihm als Hindernisse, darin geht er mit dem Liberalismus Hand in Hand; ja er ist streng genommen nur noch liberaler, indem er eine weitere Befreiung anstrebt, nämlich die des Arbeiters von der Übermacht des Kapitals, und für ihn weitere politische Rechte verlangt, vor allem das der Koalition; und er setzt den Differenzierungs- und Individualisierungsprozeß nur weiter fort, indem er ihn von den Bourgeois, für deren Emanzipation der Liberalismus kämpfte, auch auf den vierten Stand ausdehnen will. Auch er ist somit in Wahrheit ein Kampf um den Einzelnen.

Der Socialismus und die Parteien.

Dabei hüte man sich aber, Socialismus und Socialdemokratie ohne weiteres zu identifizieren. An zwei Punkten setzt sich diese — abgesehen von vielem anderen Vergänglichen und Zufälligen an ihr — dem Liberalismus und Individualismus gegenüber entschieden ins Unrecht, indem sie das Wesen des Socialismus ihrerseits verkennt. Sie kämpft nur für den vierten Stand und kämpft um seine Herrschaft, d. h. also sie bedroht die anderen Stände und Klassen nun ihrerseits mit Abhängigkeit und Unfreiheit; und sie verkennt, was der Liberalismus geleistet und an Differenzierung errungen hat, indem sie alles, was nicht socialdemokratisch ist und heißen will, ausdrücklich als „reaktionäre Masse" in einen Topf wirft und den Geistesarbeiter entweder überhaupt nicht als Arbeiter anerkennen oder umgekehrt die Eigenart seiner Aufgabe und Leistung nicht gelten lassen will. Ihr Zukunftsideal gleicht doch wieder der Fabrik mit ihrer Zwangsarbeit und ihrer nivellierenden Einförmigkeit. Hier liegen Gründe zu ernstlichen Befürchtungen und das gute Recht zu energischer Abwehr für die andern. Und endlich ist das Spielen mit dem Begriff des „Revolutionären" zum mindesten unehrlich und bedenklich: bald bedeutet es die große Wandlung und Veränderung überhaupt, die allerdings gefordert und angestrebt werden muß; bald den plötzlichen Sprung, der gewaltsam zum Ziele führen soll, im Gegensatz zu dem allmählichen Kommen eines neuen Geistes und zu den Reformen, die dieses Kommen herbeiführen oder doch beschleunigen und fördern sollen; es bedeutet die Durchsetzung mit Gewalt und widerspricht damit der Marxistischen Geschichtsauffassung und den Lehren aller Geschichte, die zeigt, daß für einen solchen Wandel der Dinge das Geschlecht erst innerlich vorbereitet und erzogen sein muß, sonst bleibt alles beim alten. Schafft eine neue Welt, und die neue Menschheit ist da! sagt der Revolutionär; aber das wäre ein Schöpfungswunder, und wir glauben an keine Wunder. Und auch in ihren Reihen glauben es viele nicht mehr; auf dem Parteitag in Stuttgart hat v. Vollmar frei herausgesagt: „uns könnte nichts Unglücklicheres geschehen, als wenn uns plötzlich

unerwartet die Macht in den Schoß fiele, weil wir nicht den politischen Reifegrad dafür besitzen". So ist die Socialdemokratie selbst in einer innerlichen Wandlung („Mauserung") begriffen vom Revolutionären hinüber zum Socialreformatorischen. Es hat damit freilich noch gute Wege, der Ungeduld der Lebenden zuliebe, die das neue auch ihrerseits noch erleben möchten, bekennt man sich mit dem Munde noch immer zu den „Endzielen" und häufig genug auch zur Revolution in jedem Sinn; aber die Kugel ist im Rollen, und darum ist es heute auch von der Gegenseite her weder nötig noch taktisch klug und nützlich, den Teufel der Revolution an die Wand zu malen und mit dem hauenden Säbel und der schießenden Flinte noch fernerhin zu drohen; man müßte denn nur selbst eine solche Revolution wünschen und provozieren wollen.

Aus all' dem ergeben sich nun aber auch in der Stellungnahme der anderen Parteien und der öffentlichen Meinung zu dem Socialismus eigenartige Verschiebungen und Kreuzungen der Fäden hin und her. Daß zwischen Bismarck und Lassalle zur Zeit, als jener im heftigsten Konflikt mit der Fortschrittspartei stand, Beziehungen angeknüpft wurden, ist schon erwähnt; und ebenso daß die Kreuzzeitung das Auftreten Lassalles wie das eines Bundesgenossen begrüßt hat. Überhaupt aber zeigten einzelne Mitglieder der konservativen Partei früher ein Verständnis für die socialistischen Ideen als die Liberalen: neben Huber und Rodbertus wären hier namentlich noch Lothar Bucher und Wagener zu nennen. Aber der großen Masse der Konservativen fehlte es daran doch ebenso wie allen anderen, weshalb die beiden ersten sich ganz von der Partei zurückzogen und Wagener, der Begründer der Kreuzzeitung, über diese Verständnislosigkeit seiner Parteigenossen wenigstens häufig genug Klage führte: sie begriffen den Übergang Deutschlands vom Ackerbau- zum Industriestaat nicht und hatten ohnedies nur für jenen und ihre damit verbundenen Interessen ein Herz, nicht aber für die Industrie und ihre Bedürfnisse. Dazu kamen die liberalen Forderungen der Socialdemokratie, ihre negativ kritische Stellung zum bestehenden Staat und bald auch ihre antimonarchische und demokratische Haltung, die sie den Konservativen geradezu verhaßt machte. Immer mehr konnten sie sich dafür auch auf den späteren

Bismarck berufen. Als daher nach dessen Sturz antisociale Arbeitgeber, allen voran der Freiherr von Stumm, wachsenden Einfluß auf die gouvernementalen Kreise gewannen und die Abwendung des neuen Kurses von socialpolitischen Reformen durchsetzten, verschärfte sich der Gegensatz aufs neue, und so stehen heute die Konservativen den Socialisten fast diametral gegenüber. Daß freilich auch in ihren agrarischen Wünschen und ihrem Rufen nach Staatshilfe für die Landwirtschaft ein gutes Stück Staatssocialismus steckt, bemerken sie nicht oder wollen es wenigstens nicht Wort haben; und thatsächlich ist es auch nicht socialistisch gemeint, sondern soll nur für ihre immer gieriger werdende agrarische Interessenpolitik, die schon Stahl gekannt hatte, das „große Mittel" sein.

Den eigentlich socialen Gedanken des Socialismus stand der Liberalismus als individualistisch von Anfang an fern; nur aus Unkenntnis, Mißverständnis und Opportunität hatte er in der Reaktionszeit die Socialisten als Bundesgenossen im Kampf gegen die Regierungen benützt und in ihnen etwas wie seinen eigenen linken Flügel gesehen: doch galt diese Freundschaft den liberalen, nicht den socialen Elementen. Deshalb erschrak er schon 1848 in Berlin und Frankfurt, in Sachsen und Baden über die socialistischen Einschläge in der revolutionären Bewegung und schüttelte sie unwillig von sich ab. Ebenso hat der Nationalverein und die Fortschrittspartei in den Arbeitern nur radikale Elemente gesehen und sie als solche für ihre Zwecke benützt. Daher war der Liberalismus auf der ganzen Linie auch aufs äußerste betroffen und empört, als zuerst Lassalle, dann Liebknecht und Bebel die Arbeiter von ihm wegriefen und in selbständiger Parteibildung organisierten. So war er anfangs der eigentliche Antipode der neuen Partei, wenn auch aus verschiedenen Motiven. Die Fortschrittspartei war von Haus aus Gegnerin alles Staatssocialismus und Hauptvertreterin der Manchesterdoktrin, — man denke an Bamberger, Barth und weiterhin vor allem an Eugen Richter — und sah sich namentlich in Berlin in dem bis dahin unbestrittenen Besitzstand ihrer Reichstags-Mandate durch sie zuerst wesentlich bedroht, dann derselben wirklich beraubt und so auf den Kampf mit ihr hingewiesen. Die Nationalliberalen bekämpften die

Socialdemokratie vor allem wegen ihrer seit 1871 immer stärker sich accentuierenden antinationalen Haltung, später waren sie im Gefolge Bismarcks in erster Linie mitbeteiligt am Socialistengesetz. Allein als dieser seit 1881 und 1883 selber in die socialreformatorische Bahn einlenkte, folgte ihm auch diese Partei und beteiligte sich an der socialen Gesetzgebung der achtziger Jahre; ja in einzelnen Vertretern derselben fand diese ganz besonderes Verständnis und eifrige Förderung, ich nenne hier nur Oechelhäuser und Kulemann. Dagegen stellte sich seit dem Sturze Bismarcks heraus, daß bei vielen, um nicht zu sagen bei den meisten Nationalliberalen die Arbeiterfreundlichkeit doch keine von Herzen kommende gewesen war: sie waren recht eigentlich die Partei der gebildeten und besitzenden Bourgeois und des Kapitals, namentlich am Rhein waren die Fabrikanten ihre Hauptstützen und Führer, und so wurde zuerst die Parole ausgegeben, das Volk sei der Gesetzesmacherei müde und müsse die neuen socialen Gesetze erst verdauen, ehe man auf diesem Wege weitergehen könne; dann wurde der Gegensatz gegen die Socialdemokratie eher verschärft als abgeschwächt, indem man das Revolutionäre an ihnen stark betonte und für die „Mauserung" kein Auge hatte oder haben wollte; und endlich griff man auch gegen die Kathedersocialisten den Treitschkeschen Vorwurf auf, daß sie die Gönner der Socialdemokratie seien und verleugnete dabei auch wohl die liberale Vergangenheit soweit, daß man gegen sie das Einschreiten der Staatsgewalt aufrief und die Lehrfreiheit in Frage stellte. Berufen konnte sich diese Abneigung freilich auf die Dankbarkeit, womit von den Arbeitern vielfach das Große und Gute hingenommen wurde, das vor allem der Staat, aber auch einzelne Arbeitgeber wie Krupp in Essen oder Stumm im Saargebiet für sie thaten.

Nur der äußerste Flügel des Liberalismus, die deutsche Volkspartei, die sich hauptsächlich aus dem Süden rekrutierte, nahm socialreformatorische Gedanken im weitesten Umfang in ihr Programm auf und erwies sich den Forderungen der socialistischen Arbeiterschaft besonders freundlich. Es hing das ohne Zweifel zusammen mit der historischen Thatsache, daß sie bis tief herein in die sechziger Jahre die Verbindung mit den Arbeitervereinen auf-

recht zu erhalten gesucht hatte, und weiter mit dem starken Betonen der liberalen Forderungen und der scharfen Kritik am Staat und seinen Organen, worin beide Teile zusammengehen konnten; auch im Haß gegen Bismarck trafen sie sich. Hier wird auch die von den anderen Parteien meist verneinend beantwortete Frage, ob die Socialdemokratie als eine Partei wie jede andere anerkannt und behandelt werden solle, also bündnisfähig sei, in der Theorie wenigstens entschieden bejaht, wie ich glaube, durchaus mit Recht, weil sie sich nur so dem Staatsganzen einfügen, zur Arbeit an Gemeinde- und Staatsverwaltung mit herangezogen werden und dadurch den Übergang zur radikalen Reformpartei vollziehen kann.

Socialdemokratie und Kirche.

Endlich das Centrum. — Doch ehe wir dessen Stellung zu der socialistischen Bewegung darlegen können, ist vorher ein Wort über die Stellung der Socialdemokratie zur Religion zu sagen. „Religion ist Privatsache", so lautet kurz und bündig hierüber das Programm der Partei; thatsächlich aber nimmt sie eine ganz andere, entschieden negierende Haltung ein, sie ist unkirchlich und irreligiös, ist atheistisch und materialistisch. Wie das gekommen ist, habe ich früher schon angedeutet. Thron und Altar haben sich während der Reaktionszeit eng verbündet, die revolutionäre Opposition gegen den monarchischen Staat traf daher ebenso auch die Kirche. Und im Kampf gegen das ancien régime schien wie bei den Encyklopädisten des achtzehnten Jahrhunderts die radikalste Weltanschauung die beste Waffe zu sein, das war wie damals so jetzt wieder der Materialismus. Dieser hat überdies in seiner Oberflächlichkeit etwas Leichtverständliches, den Massen besonders Zugängliches und hat als naturwissenschaftliche Anschauungsweise etwas Modernes an sich, was namentlich der Halbbildung immer imponiert. Auch ist er wirklich besonders geeignet für Handarbeiter: sie haben es mit der Materie zu thun, ihre Gesetze und die Überwindung der ihnen von ihr kommenden Hemmungen und Hindernisse interessieren sie am meisten, und darauf giebt der Materialismus die nächste beste Antwort. So wurden die Arbeiter materialistisch und atheistisch. Dabei wirkte endlich auch das Mißtrauen mit

daß die Religion ihnen nur noch als eine Art Zügel und Zaum von den Gebildeten auferlegt und aufräsonniert werden solle, während diese für sich selbst nicht mehr an ihre Dogmen glauben; und wenn das heute nicht mehr ganz richtig ist, in den siebziger und achtziger Jahren traf es vielfach zu, und von der Religion der Jenseitigkeit gilt es doch wohl heute noch.

Wie stellt sich nun die Kirche dazu? Im Wesen des Christentums liegt selbst ein socialistisches Element, das Lucasevangelium giebt diesem entschieden Ausdruck. Man sah in der Armut eine Tugend und in den Reichen Sünder und natürliche Feinde der Frommen; das Urchristentum war die Religion der armen und kleinen Leute lange, ehe es die Religion der Reichen und der Machthaber wurde. Daher hat sich auch im Mittelalter gegen den Verweltlichungsprozeß der Kirche eine socialistische Unterströmung erhalten, Sekten mit kommunistischen Ideen, Reformatoren mit socialistischen Forderungen und Verheißungen traten immer wieder auf. Als die Reformation das Christentum auf seine Quellen zurückführte, da erhofften die geplagten Bauern neben kirchlichen und politischen Reformen auch eine Erleichterung ihrer socialen Lage vom Evangelium, im Kommunismus Thomas Münzers und in den phantastisch-häßlichen Scenen zu Münster fand das seinen verzerrten Ausdruck. Angesichts dessen hatte Liebknecht ganz recht, wenn er in Halle sagte: „der Kampf der Heißsporne gegen die (christliche) Religion sei schwerlich die rechte Methode"; namentlich die Landbevölkerung stieß sich vielfach daran. Deshalb hätte auch die Kirche keinen Grund gehabt, sich der Bewegung von vorne herein feindselig gegenüber zu stellen. Allein der Kampf war ihr durch jene Hinneigung der Partei zu einem atheistischen Materialismus und die daher erfolgenden Angriffe förmlich aufgezwungen, sie befand sich wirklich im Stande der Notwehr. Und ihre Neigungen führten sie, verweltlicht wie sie war, auch ohne das auf die Seite der Besitzenden und Mächtigen; wenn sie die bestehende Ordnung verteidigte, so konnte sie sich diesen empfehlen und sich dabei dem revolutionären und aggressiven Wesen der Socialdemokratie gegenüber auf das Wort des Paulus berufen: jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.

Diese Kampfstellung der Kirche war aber nicht nur nicht in ihrem Wesen begründet, sondern auch taktisch unklug. So begannen denn zuerst in der katholischen Kirche auch andere Stimmen laut zu werden. Sie hatte sich ja in den Rheinlanden und in Westfalen inmitten einer mächtig aufstrebenden Industrie selber zu behaupten und durchzusetzen, konnte dort also auch leichter zum Verständnis der socialen Frage gelangen. Und so hat der Bischof Ketteler von Mainz schon 1848 als einer der ersten die Wichtigkeit der „großen socialen Fragen der Gegenwart" erkannt, bestimmter aber doch erst 1864 in seiner Schrift „Die Arbeiterfrage und das Christentum" im Anschluß an Lassalle sich der Arbeiter und ihrer Forderungen angenommen; und von da an brach der Faden zwischen Arbeiterfrage und katholischem Christentum nicht mehr ab. Schmoller hat in seiner Rede beim fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Vereins für Socialpolitik ausdrücklich anerkannt, daß derselbe mit den socialpolitischen Tendenzen des Centrums stets viel Gemeinsames gehabt habe, nur sei das in den Tagen des Kulturkampfes nicht hervorgetreten, da doch die meisten Mitglieder des Vereins Liberale waren; aber seit den achtziger Jahren habe eine Annäherung stattgefunden, „da der Verein für Socialpolitik und das Centrum aus ähnlichen ethischen, religiösen und humanen Tendenzen arbeiterfreundlich waren und sind". Ein socialpolitisches Programm stellte das Centrum 1877 auf, an der socialen Gesetzgebung der achtziger Jahre nahm es einen hervorragenden Anteil, und Männer wie Hitze traten namentlich für den Arbeiterschutz sehr energisch ein. 1880 that sich unter dem Namen „Arbeiterwohl" ein Verband katholischer Industrieller und Arbeiterfreunde in München-Gladbach zusammen, und unter demselben Namen erscheint unter Hitzes Redaktion eine Monatsschrift in diesem Sinn. Hitze selbst wurde 1893 Professor für „christliche Gesellschaftswissenschaft" in Münster, und Kurse zur Ausbildung in diesem christlichen Socialismus finden immer aufs neue zahlreiche Teilnehmer. Auch die großen katholischen Septemberversammlungen setzen meistens neben anderen auch socialpolitische Themata auf ihre Tagesordnung, und praktisch nimmt die katholische Kirche an der Lösung socialer Aufgaben aller Art durch social-wissenschaftliche Belehrungen weiterer Kreise, durch

Pflege der Caritas und streng konfessionelle Organisation von Arbeitern, Gesellen und dergleichen ohnedies eifrigen Anteil. Mit dieser strammen Vereinsorganisation, wie sie die katholische Kirche schon seit 1848 trieb, hängt es zusammen, daß die katholischen Arbeitermassen im großen und ganzen der Socialdemokratie fern geblieben sind. Dagegen hat das Eingreifen des Papstes in die Frage eher geschadet als genützt. Seine Encyklika Rerum novarum vom 15. Mai 1891 über die sociale Frage bewies nur, daß der Italiener Leo XIII. von der Sache nichts verstand, und man kann dem Engländer Blatchford nur beistimmen, wenn er darüber sagt: „Als der Papst seine Encyklika schrieb, ist er anscheinend in rechter Verlegenheit gewesen. Er hätte offenbar gern den Armen geholfen; aber es widerstrebte ihm sichtlich ebensosehr, den Reichen vor den Kopf zu stoßen. Er geht von der Bestimmung „der gegenseitigen Rechte von Arbeit und Kapital" aus und ist deshalb von Anfang an zur Erfolglosigkeit verurteilt. Er hat uns nichts Neues und nichts Wahres zu sagen. Er vertraut noch auf das alte, längst wurmstichig gewordene Mittel, den Reichen Güte und den Armen Geduld zu predigen. Seine Methode ist nun neunzehnhundert Jahre lang ohne Erfolg versucht worden ... Der Papst ist wohlmeinend, aber furchtsam und versteht das Thema nicht. Deshalb ist seine Encyklika eine tragikomische Mischung von Inkonsequenzen und Irrtümern ... Der Papst scheint mehr Wert darauf gelegt zu haben, den Socialismus anzugreifen als die Armen zu verteidigen. Seine Andeutungen über die Anpassung der Ansprüche von Kapital und Arbeit sind abgedroschen und eindruckslos. Das, was er verficht, ist das System der individualistischen Konkurrenz, durch Religion abgeschwächt. Dieses System haben wir seit vielen Jahrhunderten gehabt, seine Resultate sind unbefriedigend gewesen." Bedeutsam ist diese Kundgebung nur dadurch, daß sie offenbar auf den socialpolitischen Eifer der Katholiken einen Dämpfer zu setzen sich bemüht und erklärt, warum die katholische Kirche doch immer der Socialdemokratie mehr oder weniger feindlich gegenüberstehen wird. Den Ehrentitel eines „socialen Papstes" hat sich Leo damit jedenfalls nicht verdient.

Anders liegt die Sache im Protestantismus. Er ist später

an die Frage herangetreten, unter dem Einfluß von Rodbertus und Adolf Wagner vertrat zuerst ein Pastor Todt staatssocialistische Anschauungen auf christlich-biblischer Grundlage. Dann nahm sich der Hofprediger Stöcker mit Energie der Sache an, zunächst in der Absicht, Berlin, das von der Fortschrittspartei an die Socialdemokratie verloren gegangen war, durch Begründung einer christlich-socialen Arbeiterpartei wiederzugewinnen. Dabei knüpfte er ausdrücklich an die innere Mission an, die als Berliner Stadtmission durch ihn ihr specifisch soziales Gepräge erhielt. Die christlich-sociale Arbeiterpartei, die er 1878 ins Leben rief, sollte konservativ und christlich sein, sie „steht auf dem Boden des christlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland" und verwirft deshalb die Socialdemokratie „als unpraktisch, unchristlich und unpatriotisch". Dabei betonte sie jedoch sehr stark die Notwendigkeit der Staatshilfe für Arbeiterorganisation und eines ausreichenden Arbeiterschutzes, und in seinen Reden ging Stöcker noch weiter als in seinem Programm. An diese Gründung knüpften sich anfangs die überschwänglichsten Hoffnungen. Ein württembergischer Pfarrer verstieg sich sogar zu dem schwungvollen Verse:

Der eine deutschkonservativ
Wie Hahnenschrei er wach uns rief,
Der andre christlich-social
Weckt uns wie Morgensonnenstrahl,
Die zwei, einträchtig im Verein
Sie können Deutschlands Retter sein.

Allein der Jubel war verfrüht. Indem Stöcker diese socialen Bestrebungen mit seinen antisemitischen Hetzereien verquickte und sich selbst, zuerst im kirchlichen Intriguenspiel, dann in seinem politischen Auftreten schwere Blößen gab und es weder mit der christlichen Liebe noch mit der sittlichen Pflicht der Wahrhaftigkeit ernst und genau nahm, konnte die Bewegung keinen rechten Fortgang gewinnen, namentlich scheiterte ihr Versuch, Berlin zurückzuerobern, völlig. Damit verlor sie rasch die Gunst von oben, die nur durch Massenerfolge zu behaupten gewesen wäre; und diese eben blieben aus.

Kaum minder bedeutsam war daher die viel geräuschlosere und unscheinbarere Begründung des evangelisch-socialen Kongresses,

ebenfalls von Stöcker im Jahre 1890 ins Leben gerufen. Derselbe sollte „der Erörterung social-wissenschaftlicher Fragen und der Gewinnung weiterer Kreise der Gebildeten für die christlich-sociale Bewegung" dienen. Teil daran nahmen aber bald mehr die kirchlichen Mittelparteien, denen Stöcker gerade auch kirchlich zu weit rechts stand; und wenn man anfangs in dem Kongreß eine Art kirchlich-neutralen Boden sah, auf dem sich Männer aller Parteien zusammenfinden konnten zu gemeinsamer socialer Aufklärung und Arbeit, so wurden allmählich die rechts stehenden Elemente ebenso wie die allzu energisch vorwärts drängenden Socialreformer abgeschoben und eine Mittellinie eingenommen, auf der man ohne allzuviel Anstoß, aber auch ohne allzuviel Wirkung sich halten konnte. Dabei hat das Mitwirken von Männern wie Schmoller und Wagner natürlich sachlich einen weit größeren Wert als die wohlmeinende Beteiligung von Laien wie Hans Delbrück oder Adolf Harnack. Immerhin sind durch den Kongreß gewiß viele, besonders Geistliche für socialpolitische Fragen und Reformen interessiert und gewonnen worden.

Die National-Socialen.

Aber gerade wegen der etwas vorsichtigen Haltung und prinzipiellosen Mittelstellung des Kongresses war es unvermeidlich, daß die energischeren Reformer sich von ihm ablösten und ihre eigenen entschiedeneren Wege gingen. Hier übernahm Pfarrer Naumann die Führung, eine machtvolle sittliche Persönlichkeit mit warmem Herzen und klarem Kopf. Er ging von Stöcker aus, ließ aber bald die antisemitischen und konservativen, schließlich auch die christlichen und kirchlichen Bestandteile des Programms fallen und begründete eine neue Richtung und Parteibewegung, die national-sociale, in der das Christentum nur noch als „Stimmung" mitschwingen soll. Sie steht von allen Parteien der Socialdemokratie am nächsten, indem sie wie diese Kritik übt an den bestehenden Zuständen, die Arbeitgeber, wie sie von König Stumm repräsentiert werden, aufs heftigste angreift und ausdrücklich die Vertretung der Arbeiterinteressen sich zur Aufgabe macht. Deshalb wird sie natürlich von den Arbeitgebern und speciell im Parlament und in der

Presse von Stumm aufs heftigste befehdet. Worin sie sich von der Socialdemokratie unterscheidet, das ist nicht das Sociale und Socialistische, sondern das Politische, indem sie für das nationale Königtum sowie für Heer, Flotte und Kolonialpolitik ganz entschieden eintritt. Das wird von Naumann, der nach Niederlegung seines Amtes ausschließlich politischer Agitator und Parteiführer geworden ist, in seinen vielen Reden, dann auch in einem eigenen Wochenblatt, „der Hilfe", ausgeführt; dagegen ist die täglich erscheinende „Zeit" nach kurzem Bestehen aus Mangel an Abonnenten wieder eingegangen. Das weist darauf hin, daß wir es hier zunächst nur mit Offizieren ohne Heer zu thun haben: in Frankfurt ist es Naumann zwar gelungen, auch unter den Arbeitern selbst einigen Anhang zu gewinnen; und das war wohl ursprünglich seine Absicht, durch möglichstes Entgegenkommen die socialdemokratischen Arbeiter ins nationale Lager herüberzuführen. Allein die entschiedene Betonung eines starken Heeres und einer großen Flotte und die Perspektive eines Weltkriegs, um Deutschland im Weltverkehr auf den ersten Platz zu stellen, hat bei diesen keine werbende Kraft; und an socialen Gedanken weiß Naumann nichts anderes zu bieten als die Socialdemokraten selber. Daher sind seine Anhänger auch nicht in den Arbeiterschichten des Volkes, sondern fast ausschließlich unter den Gebildeten zu suchen: Universitätsprofessoren und Studenten, Oberlehrer und andere Akademiker, vor allem aber jüngere Geistliche sind ihm in größerer Zahl zugefallen. Das Volk dagegen fehlt. Bei den Reichstagswahlen von 1898 haben es die National-Socialen im ganzen nur auf 23000 Stimmen gebracht und keinen ihrer Kandidaten durchgesetzt. Darin zeigt sich aber doch nur das Symptomatische dieser Bewegung überhaupt. Sie beweist, daß der Socialismus aufgehört hat nur das Glaubensbekenntnis der Arbeiterbevölkerung zu sein und immer mehr auch unter den Gebildeten Anhänger gewinnt und Propaganda macht. Das Erfreuliche daran ist, daß damit der schlimmsten Wirkung der socialistischen Bewegung, der Scheidung der Nation in die zwei Klassen der Gebildeten und der Ungebildeten, entgegengewirkt wird. Diese nationalen Socialisten erkennen die Socialdemokraten als „Brüder" zur Linken, als eine in ihrer Art berechtigte Partei an,

setzen sich mit ihnen sachlich auseinander und sympathisieren mit ihnen, wo sie ihnen im Recht zu sein scheinen. Das Wort Göhres, der selbst drei Monate als Fabrikarbeiter lebte und dabei die Anschauungen und Bedürfnisse des vierten Standes näher kennen lernte: „es muß der Grundsatz durch uns zur Thatsache gemacht werden, daß auch ein Socialdemokrat Christ und ein Christ Socialdemokrat sein kann", ist für diese Bestrebungen namentlich in den Reihen der jüngeren protestantischen Geistlichkeit charakteristisch. Praktisch ist freilich gerade über diesen Grundsatz der Gleichberechtigung und Bündnisfähigkeit noch am meisten Streit; hat sich doch bei den Wahlen von 1898 selbst die süddeutsche Volkspartei in Frankfurt mit allen andern gegen die Socialdemokratie verbündet, weshalb sie sich nun auch mit allen andern von dieser zur reaktionären Masse rechnen lassen muß. Dagegen ist Hans Delbrück bei den preußischen Landtagswahlen entschieden für eine solche Anerkennung und Verbindung eingetreten; aber sein Rat: „zum Reichstag müßt ihr rechts wählen, zum Landtag links", wird wirklich nur von wenigen begriffen werden und namentlich die Socialdemokraten selbst nicht sonderlich befriedigen. Immerhin tragen schon die Debatten über diese Frage zur Annäherung und gegenseitigen Verständigung bei; und darauf hinzuarbeiten ist doch für alle diejenigen Pflicht, welche eine friedliche Lösung und die Ausgleichung auch dieses schroffsten Gegensatzes wünschen.

Weil aber vielfach Geistliche, wie Stöcker, Naumann, Göhre, Wenck, die Träger der christlich- und national-socialen Bewegung sind, so haben auch geistliche Behörden dazu Stellung genommen. Aber auch sie mit ebenso wenig Glück wie auf katholischer Seite der Papst. 1890 hatte der evangelische Oberkirchenrat in Berlin einen Erlaß an die preußischen Geistlichen ausgehen lassen, in dem er diese unter dem Einfluß der socialen und reformfreundlichen Strömung jener Tage an ihre socialen Pflichten mahnte und zur Beteiligung an der socialen Arbeit aufforderte; selbst davon war die Rede, daß auch die Kirche es sich angelegen sein lassen solle, den berechtigten Bedürfnissen der Arbeiterwelt Abhilfe zu schaffen und der Ausbeutung ihrer Arbeitskraft vorzubeugen. Wie nun aber durch die um Naumann die schärfere Tonart obenauf kam und Pastoren

namentlich auch auf die großen socialen Mißstände in den ländlichen Bezirken Ostelbiens hinwiesen und dagegen von der einen Seite „König Stumm", von der andern das konservativ-agrarische Junkertum gegen alles, was social hieß, mobil machte und die Kanzel- wie die Katheder-socialisten aufs heftigste angriff, nahm ein neuer oberkirchenrätlicher Erlaß im Dezember 1895 das zurück und warnte die Geistlichen ernstlich davor, auf den socialen Kampfplatz herabzusteigen. Er begründete dies damit, daß hinter diesen weltlichen Aufgaben nicht selten die pfarramtliche Thätigkeit hintangesetzt, die Vertrauensstellung der Geistlichen in den Gemeinden gefährdet und die Würde des geistlichen Amts kompromittiert werde; die Kirche habe kein Recht, Schiedsrichterin in weltlichen Sachen zu sein. Gleichzeitig suchte man durch Versetzungen und Entsetzungen agitatorisch auftretender Geistlicher die christlich-socialen Pastoren einzuschüchtern und mundtot zu machen. Wie sehr Stöckers Ansehen gesunken war, das zeigte das Verhalten der Generalsynode im Dezember 1897: als Stöcker ganz richtig auf den Unterschied dieser beiden Erlasse hinwies und sich gegen den zweiten wandte, ließ man ihn im Stich und billigte die Retraktation des Oberkirchenrats.

Der ganze Vorgang läßt deutlich erkennen, wie gefährlich die Beteiligung der Kirche an der socialistischen Bewegung für diese selber wird. Die Kirche begiebt sich damit auf eine schiefe Ebene und weiß nicht, wo und wann sie am unteren Ende derselben ankommt. Auf der andern Seite aber hat sie zu befürchten, daß das Volk ihr vollends den Rücken kehrt, wenn sie um seine berechtigten irdischen Bedürfnisse sich gar nicht kümmert und die wirtschaftlich Schwachen nicht auch nach dieser Seite hin stärkt und schützt. Daher läßt sich freilich das schilfartige Hin- und Herschwanken des preußischen Oberkirchenrats wohl begreifen; nur zur Hebung des kirchlichen Ansehens hat es nicht beigetragen. Umgekehrt ist nicht zu verkennen, daß nicht nur das Volk die sociale Mitarbeit der Kirche sich gerne gefallen läßt, sondern daß auch die Gebildeten vor dieser Bethätigung eines praktischen Christentums mehr Respekt haben als vor den Lehrstreitigkeiten über die Jungfrauengeburt und die Geltung des Apostolikums. Jenes fördert und führt zu-

sammen, diese trennen und geben der Abneigung gegen die Kirche nur immer neue Nahrung.

Aber auch abgesehen von den Widerständen, die der national-socialen Partei von oben und von außen her entgegengesetzt werden, leidet sie selbst an gewissen inneren Widersprüchen und Unklarheiten. Schon die Stellung zum Christentum ist keine ganz eindeutige mehr. An Unehrlichkeit aber streifte es, als Naumann und andere hervorragende Mitglieder der Partei im Januar 1897 einen Aufruf zu Sammlungen für die streikenden Hafenarbeiter in Hamburg erließen und darin doch jede Parteistellung und jede Absicht den Streikenden zu einem Triumphe zu verhelfen ausdrücklich ablehnten. Wer in einem Kampf um die Macht der einen Partei Machtmittel zur Fortsetzung des Kampfes zuführt, ist doch nicht neutral; das mußten Männer wie Naumann und Herkner wissen. Nach den Wahlen von 1898 traten dann aber auch in der eigenen Parteipresse und auf dem Darmstadter Vertretertag scharfe innere Gegensätze zu Tag, ein konservativer rechter Flügel unter der Führung Sohms steht einer radikalen Richtung, die vor allem Göhre repräsentiert, gegenüber. Während jener das nationale und monarchische Prinzip und deshalb auch den Gegensatz gegen die Socialdemokraten stark betont, steht für diese das Sociale und damit die Gemeinsamkeit mit der Socialdemokratie im Vordergrund; und auch die agrarische Frage trennt: nicht alle sind mit Göhres Angriffen auf die ostelbischen Gutsherrn und mit Schulze-Gävernitz' Verwerfung hoher Getreidezölle einverstanden. So leidet die Partei unter ihrer konservativen Vergangenheit, mit der sie innerlich zerfallen ist, aber äußerlich findet sie noch nicht den Mut völlig mit ihr zu brechen.

Unter solchen Umständen war es überhaupt ein Fehler, daß die National-Socialen sich als besondere Partei konstituiert haben, zumal da doch alles an der Person Naumanns hängt und mit ihm einstweilen das Ganze steht und fällt. Korporationen, Fraktionen, Parteien zu bilden liegt dem Deutschen im Blut, die Akademiker sind an ihre Korps und Verbindungen von der Hochschule her gewöhnt. Darin zeigen sich die Engländer praktischer. Auch hier giebt es Socialisten, die sich „vorwiegend aus den Mittelklassen,

besonders aus dem gebildeten Proletariat rekrutieren, als Lehrer und Journalisten thätig sind oder höhere Ämter in der Lokalverwaltung inne haben". Auch sie haben sich zu einem Verein zusammengethan — The Fabian Society; aber diese Fabier sind keine politische Partei geworden, sondern wollen nur die schon bestehenden Parteien und Vereine „mit fabischen Gedanken durchtränken". Solche Fabier giebt es auch in Deutschland, nur ohne diesen besonderen Namen. Im Gegensatz zu den Socialdemokraten glauben sie „nicht, daß einmal ein Augenblick kommen wird, wo es über den Socialismus als ein Ganzes zur Entscheidung durch eine Wahl oder durch eine einzelne parlamentarische Abstimmung kommen wird, daß das Geschick des Proletariats einerseits, das der besitzenden Klassen andererseits eines Tags auf eine Karte werde gesetzt werden, sondern daß jede Errungenschaft des Socialismus nur eine von vielen Maßregeln sein werde und durch eine thatkräftige socialistische Partei das Interesse dafür im Vordergrunde gehalten werden müsse". Den Arbeitgebern gegenüber aber sind sie allerdings der Meinung, daß das Privateigentum, soweit es bestehen bleibt, ein Amt und eine Verpflichtung in sich schließt und nicht bloß in alter patriarchalischer Weise Wohlthaten von ihnen erwartet werden, sondern der Verzicht auf die einseitig ausgeübten Herrschaftsrechte und die Anerkennung socialer Gerechtigkeit gefordert wird. Vor allem aber verlangen sie, was im Beamten- und Militärstaat freilich besonders schwer zu erlangen sein wird, daß die Socialisten, also auch die Socialdemokraten solange als gleichberechtigt und voll angesehen werden, als sie ihre Ziele auf gesetzlichem Wege zu erreichen suchen.

In diesem Sinn war einst der von Fichte beeinflußte Carlyle in England thätig, der uns auch noch als Individualist begegnen wird und überhaupt ein „genialer Wirrkopf" war, weshalb Treitschke nicht mit Unrecht von dem „zweifelhaften Ruhme" dieses bei uns neuerdings doch stark überschätzten Mannes redet. Und in demselben Sinne sind seit Albert Lange auch unter uns viele bemüht, den Weg „zum socialen Frieden" zu finden und ihn ebnen zu helfen und anderen zu zeigen. Hier darf ich vielleicht auch meiner Schrift „die sociale Frage eine sittliche Frage" Erwähnung

thun. Auch den Bund der deutschen Bodenreformer, der sich an den Amerikaner Henry George anschließt, kann man hierher rechnen, namentlich seitdem er seine eigentliche Absicht einer Rückverwandlung des Grundbesitzes in Gemeingut vorsichtig verschleiert und sie dafür ganz allgemein dahin bestimmt, daß „der Grund und Boden, diese Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte befördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt und das die Wertsteigerung, die er ohne die Arbeit der Einzelnen erhält, möglichst dem Volksganzen nutzbar macht".

Bei alledem läuft natürlich auch viel Laienhaftes und Dilettantisches, viel Gutgemeintes und Unbrauchbares mit unter. Es ist oft mehr guter Wille und Gefühl als Sachkenntnis und praktisches Verständnis vorhanden. Um so erfreulicher ist, daß auf den deutschen Universitäten der Besuch der nationalökonomischen Vorlesungen stark in Aufschwung und Mode kam, socialwissenschaftliche Studentenvereinigungen entstanden, in denen über socialpolitische Fragen Belehrung gesucht und gegeben wird, daß für Geistliche, Lehrer und Beamte socialwissenschaftliche Ferienkurse abgehalten werden und so ein Strom nationalökonomischen Wissens sich über weite Kreise der deutschen Gesellschaft ergießt. Das alles trägt zur Verständigung und Versöhnung unseres durch die socialistische Bewegung zwanzig Jahre lang stark zerklüfteten Volkes mächtig bei. Und fraglos kann man am Ausgang des Jahrhunderts sagen: die Gefahr eines gewaltsamen Zusammenstoßes und großen „Kladderadatsches", die uns eine Zeitlang nahe und fast unvermeidlich schien, ist erheblich in die Ferne gerückt und erscheint heute schon recht vielen geradezu als beseitigt, wenn sie nicht gewaltsam oder gar absichtlich heraufbeschworen wird. Was aber nicht soviel heißen will, als ob die sociale Frage vom neunzehnten Jahrhundert auch bereits gelöst sei; nur den Weg zur Lösung hat dieses gefunden, — eine Neuordnung der Gesellschaft durch sociale Reformen und Förderung „der Einsicht in die Beziehungen zwischen dem Individuum und der Gesellschaft auf dem Gebiete des wirtschaftlichen, sittlichen und politischen Lebens"; im übrigen hat die sociale Frage nach einem Ausdruck Treitschkes angefangen, „sich in eine lange Reihenfolge praktischer Einzelfragen

zu zerlegen". Darin haben wir es inzwischen nur zu verheißungsvollen Anfängen gebracht, die eigentliche Arbeit bleibt gerade hierfür dem zwanzigsten Jahrhundert vorbehalten, das nach Schmoller „das sociale" erst sein und werden wird.

Mit allem dem habe ich mich in der Hauptsache auf den Teil der socialistischen Bewegung beschränkt, der sich auf die Arbeiterfrage im engeren Sinn bezieht. Wir brauchen heute das Wort „social" aber auch in einer viel weiteren Bedeutung und hängen es fast wie eine Etikette allem möglichen Inhalt vor, wobei dieser Inhalt davon oft recht unberührt bleibt und das Wort zur bloßen Phrase wird. Solches sich Berauschen an großen Worten und sich Begnügen mit bloßen Worten gehört auch mit zur Signatur der Zeit; im übrigen hat es keine Bedeutung. Dagegen fasse ich hier das Gesagte noch einmal kurz zusammen, um das Bild abzuschließen und eine Gesamtanschauung zu ermöglichen. Als der Socialismus in den sechziger Jahren kam und wuchs, da begriff man ihn erst nicht und ignorierte ihn wie eine Singularität und thörichte Utopie; dann haßte man ihn wie die Sünde, weil er die Kreise der nationalen Parteien störte; darauf ergriff Furcht und bleiche Angst die Bourgeoisie, weil er so mächtig um sich griff und sich so jugendlich wild und ungebärdig aufführte und auch wirklich bedrohliche Allüren annahm; nun aber kam die Wissenschaft und das Gefühl, und unter ihrem Einfluß sehen wir heute in ihm des Berechtigten gar vieles — sowohl in seiner Kritik unserer vielgepriesenen Kultur als in seinen positiven Forderungen. Aber auch er selbst ist aus einer anfangs noch recht unreifen und wirklich revolutionären zu einer evolutionistischen Bewegung und Partei geworden. Als er unter der Herrschaft des Socialistengesetzes das Wort „auf gesetzlichem Wege" aus seinem Programm wegstrich, war das mehr nur Notwehr; heute ist er die radikalste Partei in Volk und Parlament, oder schon nicht mehr die radikalste: der ihm diametral entgegengesetzte Anarchismus flankiert ihn zur Linken. So sieht man heute doch ganz anders als noch vor fünfzehn Jahren in weiten Kreisen die Bewegung wachsen, sich beruhigen und klären — ohne Furcht und ohne Haß, als eine Partei berechtigt wie andere auch, wenn auch vielfach unbequemer als die andern alle.

Nur in einem Punkt ist sie selbst noch durchaus unklar und unfertig — in der Agrarfrage. Der Socialismus ist historisch entstanden als Konsequenz und Begleiterscheinung des Großbetriebs der Industrie, und an ihr als einem die Kultur Fördernden muß er auch durchaus festhalten. Aber ist der Großbetrieb auch für den Ackerbau das Richtige? und wenn nicht, wie ist hier der socialistische Gedanke anwendbar? Das ist für die Socialdemokratie eine ungelöste Zukunftsfrage, es ist die Frage des vielverhandelten agrarischen Programms.

Auch mit dem religiösen Problem hat sich der Socialismus verrannt. „Religion ist Privatsache", ist ein wahres, aber doch nur ein halbwahres Wort. Religion selbst ist auch ein Sociales, im Gottesbegriff stecken sociale Voraussetzungen und sociale Postulate, im Christentum wie wir gesehen haben ohnedies. Das verkannte der Socialismus und so hat er sich in eine Religions- und Kirchenfeindschaft hineinreißen lassen, die weder sachlich notwendig noch taktisch klug ist: er hat sich durch seine materialistische Weltanschauung geistig arm und rückständig gemacht und sich weite Kreise verschlossen, sich um manche Anhänger und um wertvolle Bundesgenossen gebracht und so nicht „sociierend", sondern zerklüftend gewirkt.

Und endlich ist er durch Marx international geworden: Emigrantenstimmung und Preußenhaß wirkten dabei mit; das Socialistengesetz hat den deutschen Arbeitern mehr als ein Jahrzehnt den Staat gründlich entleidet, und dem internationalen Wesen des Kapitals, der Industrie und des Verkehrs entspricht auch thatsächlich die Solidarität der Arbeit und des Proletariats. Trotzdem trägt er specifisch nationale, bei uns specifisch deutsche Züge; er ist, wie das Sombart nachgewiesen hat, in Deutschland ein anderer als in Frankreich oder in England. Und daß man Socialist und national zugleich sein kann, das zeigen nicht nur Naumann und die Nationalsocialen, sondern auch Lassalle und von Vollmar, Grillenberger und Bernstein. Ein centrifugaler Zug wird freilich dem Socialismus der Industriearbeiter immer anhaften, wie er auch dem Kapital und der Industrie notwendig eigen ist. Aber muß er darum ausschließlich zur Geltung kommen? Und überdies wird sich das

Internationale vorläufig auf die westeuropäischen Völker beschränken müssen, von Russen und Chinesen wollen auch unsere Socialdemokraten noch nichts wissen. Und ebenso ist nicht einmal die republikanische Staatsform für ihn unerläßlich, wenn sie ihm gleich am besten passen mag; es läßt sich auch ein soziales Königtum oder Kaisertum denken. Nur demokratisch wird er immer sein, darin ist er ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts.

Vierzehntes Kapitel.

„Fin de siècle“.

Die allgemeine Struktur der Zeit.

Jede Zeit ist Übergangszeit. Aber vielleicht niemals ist es am Ende einer Periode einer Generation so klar gewesen wie uns heute, daß das kommende Jahrhundert einen anderen und vor allem einen bestimmteren, ausgesprocheneren Charakter tragen werde und tragen müsse, als das letzte Jahrzehnt dieses zu Ende gehenden neunzehnten. Und so leben wir nicht nur thatsächlich in einem Übergangszeitalter, sondern — und das ist der tiefere Sinn von „Fin de siècle“ — wir fühlen uns auch als Menschen des Übergangs. Übergangszeit aber ist böse Zeit, vor allem weil in ihr unsere Gedanken und Gefühle auf allen Punkten zwiespältig geworden sind. Zwiespältig gegenüber von Staat und Politik: auf der einen Seite eine Anspannung des nationalen Gedankens, der sich oft sogar wie Chauvinismus ausnimmt und es vielfach auch ist, und auf der andern Seite ein Wiederaufleben humanitärer und ein Erstarken socialer Bestrebungen, die vielen in jeder Form als anti- und international verdächtig sind; ein Heroenkultus hier, der da, wo der Heros fehlt, zum Byzantinismus wird, und eine Demokratisierung der Gesellschaft dort, die auch die alten unhistorischen Gedanken von absoluter menschlicher Gleichheit wieder aufleben läßt. Zwiespältig sind wir weiter gegen Kirche und Religion: ein neuerwachendes Interesse für religiöse Dinge macht sich spürbar, und daneben immer noch das alte Sichabkehren von allem Kirchentum und Christentum. Zwiespältig in Sitte und Sittlichkeit: der sociale Geist, der von allen die gleiche Hingabe an das Wohl des Ganzen verlangt, erobert

mehr und mehr Herzen und Köpfe, und daneben findet die Nietzscheſche Individualitätslehre, die das ſchrankenloſe Recht des Sichauslebens für die geniale Perſönlichkeit in Anſpruch nimmt und zu dem Zweck alle ſittlichen Werte umwerten möchte, begeiſterte Anhänger. Zwieſpältig ſind wir auf dem Gebiet der Kunſt und Poeſie: das Klaſſiſche wird noch immer als Bildungsmittel benützt und verehrt oder doch hiſtoriſch reſpektiert, und daneben die Abwendung vom klaſſiſchen Ideal als einem innerlich Unwahren und der realiſtiſche Werdedrang einer die Wahrheit auf Koſten der Schönheit pflegenden Kunſtweiſe. Und zwieſpältig endlich gegen die Grundlagen unſerer Geſellſchaft und der ſie durchdringenden Kultur überhaupt: ein Feſthalten und Sichanklammern an das Beſtehende, als wäre es durchweg ein Vernünftiges und bleibend Wertvolles, und auf der andern Seite ein Anſtürmen gegen dieſes Beſtehende, als wäre es bereits von allen guten Geiſtern der Vernunft und der Sittlichkeit verlaſſen und könnte nicht eilig genug bis zum letzten Bauſtein abgetragen und in Trümmer geſchlagen werden, dem hiſtoriſchen Sinn des Jahrhunderts tritt ein revolutionärer Sturm und Drang gegenüber. So gärt und brodelt es rings um uns her und reißt uns alle in ſeine Strudel mit hinein. Eine Welt voll Gegenſätze iſt dieſes „Fin de siècle“, in der alles chaotiſch durcheinander quirlt und wogt, Karneval und Aſchermittwoch zugleich, kraftvoll aufſtrebende Renaiſſance und peſſimiſtiſch müde Dekadence; eine Zeit der „Ruheloſigkeit und Reizbedürftigkeit“, aber auch der Ruhebedürftigkeit und Reizüberſättigung, des ſich Verlierens an das Zerſtreuende der Außenwelt und des ſich Sehnens nach der Wiedergewinnung eines Innerlichen und Einheitlichen. Und die Menſchen dieſer Zeit auf der einen Seite voll Überſchätzung des Intellektuellen, von des Gedankens Bläſſe von früher Jugend auf angekränkelt und deshalb in ihrer Nervoſität von unausgeſprochenen und unausſprechlichen Stimmungen bewegt, und daneben doch praktiſch, utilitariſtiſch, voll Arbeit und Willen; peſſimiſtiſch und blaſiert, tief innerlich müde auf der einen Seite und auf der andern vom Willen zum Leben, von Lebensdrang und Lebensfreudigkeit emporgeriſſen und emporgepeitſcht, thatkräftig vorwärts, ehrgeizig aufwärts ſtrebend; frei von Vorurteilen, ungläubig und kritiſch, kühl bis ans Herz hinan, und da-

neben ergriffen von allerlei Mystik oder doch anempfinderisch damit spielend, voll Neugier und Interesse für alles Rätselhafte und Geheimnisvolle, für alles Tiefe und Hinterweltliche und die Wissenschaft selbst in den Dienst des Aberglaubens herabziehend oder gar diesen in die Form der Wissenschaft kleidend.

Aber wir dürfen dem Jahrhundertende auch nicht Unrecht thun. Es war doch auch wieder, wie Edmund Pfleiderer in seiner Gedächtnisrede auf den Fürsten Bismarck sagt, ein „achtungswertes Jahrhundert ernster realer Arbeit, geschichtlicher Thatkraft und frischer Unternehmungslust", und das kommt uns noch zu gut und giebt unserer Zeit die solide Unterlage, in der Erscheinungen hastiger Flucht den erfreulich festen Pol und Mittelpunkt. Ich denke dabei nicht nur an die staatlichen und socialen Gestaltungen, wovon ja ausführlich die Rede war, sondern vor allem auch an die Leistungen auf dem Gebiet der Industrie und der Technik und an Männer wie Werner Siemens, die ihre führende Stellung der eigenen Arbeit verdanken und an der Spitze großer technischer Geschäftshäuser „ihre ganze Kraft dafür einsetzen, daß die Industrie ihres Landes im großen Wettkampfe der civilisierten Welt die leitende Spitze oder wenigstens den ihr nach Natur und Lage ihres Landes zustehenden Platz einnimmt". Gerade in Siemens sehen wir wie in einem Brennpunkt alle die großen und tüchtigen Tendenzen dieser Art von Arbeit vereinigt: den Bund von Naturwissenschaft, Technik und Industrie, die Rücksicht auf den allgemeinen Nutzen und die Förderung des Gemeinwohls durch solche Unternehmungen, bei denen doch auch der Einzelne schließlich immer seine Rechnung findet, und das sociale Bewußtsein, tausenden von fleißigen Arbeitern dadurch ihr Brot zu geben und sie durch Beteiligung am Gewinn zu freudigem, selbstthätigem Zusammenwirken anzuspornen. In diesem Sinn und Geist wird bei uns im Großen und im Kleinen vielfach gearbeitet und geschafft.

An jenen Bund von Wissenschaft und Technik knüpft sich aber noch ein anderes, die völlige Umgestaltung unserer Existenz an. Daß die Lebenshaltung im ganzen eine höhere geworden ist, ist schon gesagt. Das wirkt auch geistig, hat eine Verfeinerung des Lebens zur Folge, macht aber gleichzeitig auch empfindlicher gegen Ent-

behrungen und begehrlicher nach Genuß und Reiz. Ganz besonders aber verdanken wir jenem Bund die Überwindung von Raum und Zeit durch Dampf und Elektrizität. Dadurch vollzog sich ein Umschwung, der nach einem Wort von Gerland unserem Jahrhundert geradezu das Gepräge giebt: Dampfmaschine, Fabrik, Arbeiterbevölkerung und sociale Frage; Lokomotive, Eisenbahnen, Produktenverkehr und Bevölkerungsverschiebungen; Telegraph und Telephon, Welthandel und Weltverkehr, Zeitungswesen und Presse — das alles gehört aufs engste zusammen. Die Menschen sind sich dadurch näher gerückt, sind aufeinander hingewiesen, viele trennende Schranken sind gefallen; aber auch die Reibungen werden häufiger, das Leben hastiger und immer hastiger, man ist nicht mehr bei sich zu Hause, wird nicht heimisch und kommt nicht zu sich selbst, deshalb hat auch die Eisenbahnzeit über die Ortszeit gesiegt. Daß die Welt unter dem Zeichen des Verkehrs steht, ist zwar ein Triumph der Technik und ein Beweis des Fortschritts, kommt aber ihrem Innenleben nicht im gleichen Maße zu gut; die Zeitungen tragen Bildungskeime in die abgelegensten Dörfer, aber sie schädigen auch die Bildung und machen sie flach und individuallos. Und noch nach einer andern Seite haben wir den Raum „überwunden": neben dem Teleskop steht das Mikroskop und enthüllt uns eine ganz neue, die Welt des unendlich Kleinen. Und das weckt auch den Sinn für dieses Kleine, in der Naturwissenschaft versteht sich das von selbst. Aber nicht nur sie, auch die Geisteswissenschaften, die Geschichte, die Psychologie, sind mikroskopisch geworden; die Einzelforschung wird höher geschätzt als die zusammenfassende Darstellung, die oft wie ein Unwissenschaftliches und Dilettantisches angesehen wird; man vergißt, daß jene doch nur Mittel und z. B. in der Geschichte die Darstellung das Höhere und überdies das künstlerisch Schwierigere ist. Ja selbst die Kunst kann sich diesem Mikroskopieren nicht entziehen, auch sie lernt achten auf das Kleine und Verborgene und setzt an die Stelle der auf der Oberfläche liegenden, dem unbewaffneten Auge sichtbaren Motive und Gefühle die zerfasernde psychologische Analyse und das Eindringen in die tiefsten Tiefen des Seelenlebens, in das, was unbewußt auf ihrem Grunde mitschwingt. So intim hängt hier das Äußere mit dem Inneren, das Mechanische mit dem

Geistigen, die Wissenschaft mit der Praxis und diese mit dem Gefühlsleben zusammen.

Aber je gewaltiger und sichtbarer die Wandlung unseres äußeren und inneren Lebens und seiner feineren Struktur und je reicher an Gegensätzen und Widersprüchen dieses Leben ist, desto schwerer, das alles in Worte zu fassen und auch nur annähernd zu erschöpfen. Nur das Gröbste, nur das bereits an die Oberfläche Emporgedrungene, das schon in Wort und Bild nach Ausdruck Ringende kann auch ich hier darstellen und mit Namen nennen wollen. Es ist ja die Luft, in der wir selbst leben, und deren Gewicht und Anhauch wir deshalb nicht spüren, weil dieselbe Luft auch uns ausfüllt, so daß Druck und Gegendruck sich ausgleichen. Und noch eines ist voranzuschicken. „Fin de siècle" beginnt mit dem Rücktritt Bismarcks im Frühjahr 1890, aber wie Marks ganz richtig gesehen hat, dieses „jüngere Deutschland der Epoche nach 1890 bereitet sich in dem Jahrzehnt vorher überall schon vor, auch unter denen, die damals unter Kaiser Wilhelms" — und fügen wir hinzu: unter Bismarcks — „Banner fochten". Um dieses Neue zu verstehen, müssen wir deshalb auf die achtziger und teilweise sogar noch auf die siebziger Jahre zurückgehen und manches von dem, was ausschließlich zu dieser früheren Epoche gehört, jetzt erst im Zusammenhang mit dem Neuen und Späteren nachholen und besprechen. Gerade das geistige Leben wandelt sich deutlicher erst in dem letzten Jahrzehnt des Jahrhunderts und wird hier wieder reicher und mannigfaltiger; heute klingt, oft in recht schrillen Dissonanzen, so vieles zusammen, was nun erst in diesem Zusammenklang seine Bedeutung, freilich auch oft eine ganz andere Klangfarbe erhält; und deshalb reiht es sich ein in „Fin de siècle", obwohl es schon vorher selbständig für sich vorhanden war und wirkte.

Zwei Thronwechsel.

Das Politische hat noch einmal wie billig den Vortritt; denn in der Bismarckschen Ära sind wir Deutsche nicht nur wieder ein Volk, sondern immer mehr auch ein politisches Volk geworden und haben uns mit politischem Interesse erfüllt. Unsere exponierte

Weltstellung nach außen, unsere vielen gesetzgeberischen Aufgaben zum inneren Ausbau des neuen Reichs und vor allem auch das allgemeine Stimmrecht, das doch zugleich auch eine Pflicht in sich schließt und nach dieser Richtung hin erzieherisch gewirkt hat und wirkt, haben das Volk der Träumer und Denker politisch werden lassen. Da macht nun zunächst ein äußeres Ereignis einen Einschnitt. Am 9. März 1888 ist Kaiser Wilhelm I. gestorben, fast 91 Jahre alt, der Nestor der europäischen Regenten, allverehrt von Millionen seines Volkes. Seine lange Regierung hatte dem Reich den Charakter der Einheitlichkeit und Stetigkeit aufgedrückt, seine ehrwürdige Persönlichkeit die Monarchie zu etwas Selbstverständlichem gemacht, dem man nicht nur mit dem Kopf, sondern auch mit dem Herzen zugethan war. Daß das Reich sich so rasch eingelebt hat im Volk und der Partikularismus sich verhältnismäßig leicht hat überwinden lassen, verdankt man neben Bismarcks Mäßigung und Bismarcks Persönlichkeit vor allem auch der Verkörperung des Reichsgedanken in der Gestalt unseres ersten Kaisers. Aber ganz abgesehen von den Kämpfen um das Socialistengesetz, die doch auch viel Verbitterung und Unzufriedenheit in das letzte Jahrzehnt seiner Regierung hineintrugen, es war das Regiment eines alten Mannes, der mit Einrichtungen und Personen nicht mehr gerne wechselte und fremden Einflüssen, vor allem dem Bismarcks ohne viel eigene Initiative sich unterordnete; das Wort vom „Majordomus" konnte aufkommen, das zwar nicht mehr Wahrheit, aber doch mehr Grund hatte als das vom „Handlanger". Doch auch Bismarck gehörte der alten Generation an, die Welt wurde damals regiert von Männern zwischen 70 und 90 Jahren. Darum konnte doch alles, was jung war und sich jung fühlte, über die Gegenwart hinaus auch schon an die Zukunft denken und mit der Zukunft rechnen. Daß das nicht mit mehr Ungeduld geschah und nicht energischer vorwärts drängte und trieb, bewirkte wiederum des Kaisers ehrwürdige Gestalt neben Bismarcks alles überschattender Größe. Mit mehr Rücksicht hat nie ein Volk Wünsche, auch berechtigte Wünsche, zurückgestellt, solange sein Fürst lebte; das dürfen die Fürsten, vor allem die aus dem Hohenzollernhause, dem Volke dankbar nicht vergessen. Eben deswegen

schien es, daß sich, als er starb, jener schon einmal citierte Eingang zu dem Aufsatz von D. Fr. Strauß über den König Wilhelm I. von Württemberg Wort für Wort auch hier anwenden lasse: „Wenn in einem mit Menschen angefüllten Raume die lange geschlossene Thür einmal aufgeht, so wird, ohne Rücksicht darauf, wer es ist, der hinausgeht oder hereinkommt, vor allem der eindringende frische Luftzug mit Erleichterung empfunden. Das ist naturgemäß die vorläufige Empfindung bei dem endlich eingetretenen Regierungswechsel, ganz abgesehen davon, wie man über den dahingeschiedenen Herrscher urteilen und was man von dem neuen erwarten mag. Jetzt muß doch manches anders werden, denkt man, was allzulange so gewesen: ob besser, wissen wir freilich noch nicht; aber schon daß es anders wird, ist eine Befriedigung. Es müssen da und dort neue Persönlichkeiten ans Ruder kommen, wo schon die alten verschwinden zu sehen als Bürgschaft des Fortschritts erscheint". So zu fühlen und zu empfinden rüstete man sich in den achtziger Jahren ohne Ungeduld und ohne Verletzung der Pietät. Da kam das Unerwartete. Der Kronprinz, der die Mitte der fünfziger Jahre bereits überschritten hatte, somit selbst ein Mann des Wartens war, wurde von einer tückischen Krankheit erfaßt und bestieg im März 1888 als ein dem nahen Tode Verfallener den Thron.

Die neunundneunzig Tage seiner Regierung und ihre Geschichte gehören nicht zu den Ruhmesblättern des deutschen Volkes. Was er selbst als Fürst geleistet hätte und gewesen wäre, wissen wir nicht. Die Liberalen, die politisch und fast noch mehr die kirchlich Liberalen, setzten große Hoffnungen auf ihn und seine englische Gemahlin, und die lang vorbereitete von humanster Gesinnung zeugende Proklamation bei Übernahme der Regierung schien dem recht zu geben. Andererseits schrieb man ihm auch wieder ein starkes fürstliches Selbstbewußtsein zu, das damit im Widerspruch zu stehen schien. Übrigens ist es in der Geschichte stets wertlos, über ein „wenn" und ein „vielleicht" zu streiten, wichtig ist allein das Thatsächliche, daß ihm jenes Liberalisieren die Konservativen entfremdete, deren Blicke sich dafür um so hoffnungsvoller auf seinen Nachfolger richteten. Und überdies galt Bismarcks Stellung, schwerlich mit Recht, dadurch als bedroht, der gerade damals der Fortschrittspartei besonders

schroff gegenüber stand; bedroht namentlich durch sein Verhältnis zur Kaiserin Friedrich, die nie zu seinen Freunden gehört hatte und der er sich nun auch für gewisse Familienpläne schroff versagte. Das brachte in die nationalgesinnten Kreise Beunruhigung und Verwirrung. Dazu kam der unerquickliche Streit um die Krankheit des Fürsten. Diese war anfänglich nicht erkannt worden, dann hatte die Kronprinzessin einen englischen Arzt beigezogen, und dieser erklärte sie für heilbar, während die deutschen Ärzte Krebs diagnostizierten und eine Operation verlangten. Es spielten hier dynastische Interessen mit, der Kronprinz sollte um jeden Preis bis zum Tode seines Vaters erhalten bleiben, was ja Mackenzie auch wirklich erreicht hat; und überdies war es ein Akt der Menschlichkeit, dem Kranken selbst seinen Zustand in milderem Lichte erscheinen zu lassen. Allein was jedem Privatpatienten gegenüber geübt und für selbstverständlich angesehen wird, dem Fürsten wurde das versagt: Ärzte und Zeitungen sprachen um die Wette offen das Todesurteil über ihn aus und zeterten gegen alle, die das nicht glauben wollten oder sich in der Öffentlichkeit anstellten, als ob sie es nicht glauben. Eine unsagbar rohe Hetze begann, der todkranke Kaiser und seine Frau „die Engländerin" wurden aufs maßloseste beschimpft, so daß Mangel an Ritterlichkeit ein sehr parlamentarischer Ausdruck ist für das, was sich damals die Stimmführer des deutschen Volkes zu schulden kommen ließen. Ja nicht einmal im Tod hatte der arme Kaiser Ruhe. Als Geffken in der deutschen Rundschau das Tagebuch des verstorbenen Kaisers veröffentlichte, erhob sich darüber die Debatte aufs neue, und selbst Bismarck, der wohl einen gefährlicheren Urheber hinter dieser Veröffentlichung vermutet hatte, griff mit gewohnter Rücksichtslosigkeit, aber auch seinerseits härter, als notwendig gewesen wäre, in dieselbe ein. Wenigstens habe ich die Notwendigkeit des Immediatberichts vom 23. September 1888 nie einsehen können. Geradezu schmählich aber war die Veröffentlichung Gustav Freytags über „den Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" (1889), durch welche dieser ehemalige Freund des Kaisers nach dessen Tod das in ihn gesetzte Vertrauen so wenig rechtfertigte und aufs neue schwersten Anstoß gab. Pietätlos zerrte er hier Gedanken, die ihn der Kronprinz einst arglos in seiner Seele

hatte lesen lassen, ans Licht und stellte dessen Eintreten für die Idee des Kaisertums im Jahre 1870 so dar, als ob fürstlicher Stolz das einzige Motiv dafür gewesen wäre, ohne zu bedenken, daß dieser sich ihm gegenüber doch nur deshalb so rückhaltlos auch darüber ausgesprochen hatte, weil er annahm, daß sich für einen Mann wie Freytag das Höhere und Ideale sozusagen von selber verstehe.

Aber wenn sich auch die hochgehenden Wogen dieser traurigen Monate rasch beruhigten und man im berechtigten Gefühl der Beschämung schnell darüber hinwegzukommen suchte, eins blieb doch bestehen: in Kaiser Wilhelm I. war die ganz alte Generation am Ruder gewesen; mit Kaiser Friedrich sollten die Männer der dreißiger und vierziger Jahre zum Regieren kommen, diejenigen also, die das Jahr 1848 und die Reaktionszeit mit Bewußtsein durchlebt, Kaiser und Reich durch schwere äußere und innere Kämpfe errungen hatten und somit allerdings von den alten liberalen Ideen der Einheit und der Freiheit wie keine andere Generation berührt und erfüllt waren. Indem aber nach der politisch inhaltsleeren Episode der 99 Tage an die Regierung des neunzigjährigen Großvaters die Herrschaft des noch nicht dreißigjährigen Enkels sich anschloß, folgte auf das Alter unmittelbar die Jugend, die mittlere Generation fiel aus. In einem so durch und durch monarchischen Lande wie Deutschland machte das etwas aus. Es konnte gar nicht anders sein, die Generation des neuen Kaisers fühlte mit ihm ihre Zeit gekommen, die der älteren war unwiederbringlich vorbei. Das bedeutet aber einen wirklichen Ausfall und Verlust im Leben einer Nation, wenn die Stimmungen, Erfahrungen und Anschauungen einer ganzen Generation sich nicht zur Geltung bringen können; und es ist zugleich ein Unvermitteltes, ein Sprung, wenn an das höchste Greisenalter mit Umgehung des Mannesalters der Jüngling sich anschließt. Alles Sprunghafte aber wirkt wie im Leben der Einzelnen so auch in der geschichtlichen Entwickelung ganzer Völker beunruhigend und aufregend, es ist wie eine Revolution. Und etwas wie ein Unglück lag auch darin, daß die übersprungene Generation, zurückgedrängt und benachteiligt wie sie war, nun auch unzufrieden und grollend beiseite trat und allzu-

[illegible]

[illegible] auf das [illegible]. Im ersten Augenblick konnte es scheinen, als ob dieselbe doch keine so große und nachgehende gewesen. Das preußische Abgeordnetenhaus nahm die Sache hin, ohne ein Wort zu verlieren, selbst sein Präsident, der konservative Herr von Köller schwieg, und auch im Reichstag hat der sonst so redegewandte Herr von Levetzow dafür kaum das rechte Wort gefunden. Aber schon der beispiellose Enthusiasmus der Menge bei Bismarcks Abreise aus Berlin mußte eines anderen belehren. Bismarck blieb auch nach seinem Sturz der, der er war, der große Mann, zu dem die Welt — in Liebe oder Haß — auch jetzt noch Stellung nehmen mußte. Ob er in vulkanischem Zorn Unerhörtes sprach oder in elegischen Lauten das ungenützte Brachliegen seiner Riesenkraft beklagte, ob er mit tiefer politischer Weisheit als der getreue Eckart seines Volkes sich vernehmen ließ oder aus dem unerschöpflichen Schatz seiner Erinnerungen Heiteres und Ernstes hervorholte, immer lauschte auf ihn ein ganzes Volk, um nicht zu sagen, die ganze Welt. Auf der Reise nach Wien oder in Kissingen strömten Tausende und Abertausende zusammen, um ihn zu sehen und reden zu hören; jener Uriasbrief seines Nachfolgers an den Kaiserlichen Botschafter in Wien war ebenso wie der Erlaß an sämtliche deutsche Gesandten vom Mai 1890 ein Pfeil, der auf den Schützen selbst zurücksprang und an Bismarck und an dem Glauben des Volkes an ihn kraftlos abprallte. Als dem Achtzigjährigen am 1. April 1895 der deutsche Reichstag

ein einfaches Zeichen menschlicher Teilnahme und patriotischer Anerkennung versagte, war das nur ein jammervolles Zeugnis „kläglicher Undankbarkeit und noch kläglicherer Unreife", das sich die Volksvertretung selber ausstellte. Darum umbrauste an jenem Tage doch der lauteste Jubel den Alten im Sachsenwalde; und daß die deutsche Jugend, unsere Studenten es darin allen anderen zuvorthaten, war für die Stimmung des Volkes bedeutsamer als jener Majoritätsbeschluß. Friedrichsruh war zum Wallfahrtsort für Unzählige geworden. Aber auch viel menschliche Kleinheit und Armseligkeit offenbarte sich diesem Großen gegenüber. Daß bei Socialdemokraten, Ultramontanen und Fortschrittsleuten der alte Haß gegen ihn blieb, war nur natürlich; es war zugleich eine Anerkennung dafür, daß er noch immer eine Macht sei, mit der man lebendig, und jetzt auch tot, zu rechnen habe. Nein, ich rede hier von jenen ängstlichen Gemütern, die die Größe so wenig begriffen, daß sie ihn mit dem Maßstab des nächsten besten entlassenen Ministers maßen und von ihm erwarteten und begehrten, daß er sich wie ein solcher ducke und schweige. Alte Mitarbeiter redeten nur noch von „dem alten bösen Mann" in Friedrichsruh, höhere Beamte fragten sich ängstlich, ob sie an einer Bismarckfeier sich beteiligen dürfen, Zeitungen, die ihm vieles zu verdanken hatten, klagten, daß der Alte polternd und scheltend hinter dem Reichswagen drein laufe. Es war etwas wie eine Scheidung der Geister, die sich hier vollzog, und bei ihr wurden gar viele nur allzu leicht erfunden.

Als er aber dann am 30. Juli 1898 seinem Volke für immer entrissen wurde, da war es auch wieder wie eine Sammlung. Jetzt senkten selbst die Gegner fast alle die Waffen und erkannten seine Größe rückhaltlos an: nur Liebknecht im „Vorwärts" und ein paar elsässische Blättchen zeigten sich auch in diesem großen Momente klein und eng wie immer. In andächtiger Ehrfurcht und tiefem Schmerz richteten sich die Blicke seines Volkes auf den stille Gewordenen, der nun nach einem Leben voll Kampf und Arbeit, voll Sieg und Erfolg unter den deutschen Eichen seines schönen Waldes zur Ruhe gebracht werden wollte. Die Grabschrift, die er sich selbst gewünscht: „Fürst Bismarck, treuer deutscher Diener Kaiser Wilhelms I."

verstand man als die Summe seines Lebens und als den scharfen Trennungsstrich zwischen zwei Generationen. Aber sie sagte doch nur die Hälfte. Uns war er mehr, war er die Verkörperung des deutschen Wesens selbst in seiner Kraft und Stärke, in seiner Männlichkeit und seinem frohen Kampfesmut. Noch einmal, neben Luther war er deshalb der größte Deutsche, weil er so ganz deutsch war. Darum steht er — dagegen kommt aller Haß nicht auf — er, der harte eiserne Reichskanzler, dem Herzen seines Volkes so nahe und hat sich vor allem das Herz der Jugend seines Volkes im Sturme erobert: er ist geliebt worden, heiß wie seit 350 Jahren keiner mehr geliebt worden ist. Um so schmerzlicher, daß auch diesmal wieder der Riß durch unser deutsches Volk geht und auch diesem besten und größten seiner Söhne ein starker Bruchteil verständnislos und zornerfüllt den Rücken kehrt. Aber das muß wohl so sein und hängt mit der Kampfstellung zusammen, welche solche gewaltige Willensmenschen für sich selber einnehmen und anderen aufzwingen. Das ist das Los und das Schicksal der Größe.

Aber auch das darf hier nicht verschwiegen werden, daß alter Groll in der Stunde des Verlierens wieder aufwachte und man sich fragte, ob es denn habe sein müssen, daß solche Kraft acht Jahre lang ungenützt geblieben sei. In den Siehlen wollte er sterben; daß ihm das versagt wurde, erhöht auch unseren Schmerz. Und es ist nicht zu verkennen, daß das Ausscheiden Bismarcks weder den Reichsgedanken, namentlich im Süden, noch die Autorität der Regierung gestärkt hat. Dazu trugen freilich auch die Zickzacklinien bei, welche „der neue Kurs" in diesen acht Jahren beschrieben hat. Ein Stoßweises und Plötzliches, ein Nervöses und Hastiges, Anläufe ohne Fortgang, impulsives Anfassen ohne Nachhaltigkeit, jäher Wechsel zwischen socialem Reformeifer und Neigung zu strenger Repression unter dem scharfmachenden Einfluß Stumms, zwischen verständnisvoller Pflege von Handel und Verkehr und agrarischen Velleitäten, dem Abschluß von Handelsverträgen und der Begünstigung der sie bekämpfenden Partei der Ostelbier — so schwankt das Staatsschiff im Innern und ebenso auch in der äußeren Politik unstät hin und her, dadurch verliert auch das Volk mehr und mehr die Sicherheit und die Ruhe, den Respekt vor der Autorität

und das Vertrauen zu seiner Leitung und Regierung; und so ist in diesen acht Jahren viel schon von dem Kapital aufgezehrt worden, das Bismarck und sein lieber alter Herr beim deutschen Volk für Kaiser und Reich erworben haben. Aber auch da war der 30. Juli 1898 noch einmal ein Ruf zur Sammlung, an vielen Stellen ist das Gelöbnis ausgesprochen worden, daß das deutsche Volk über alles hinweg festhalten wolle, was es unter Bismarcks Führung an Einheit sich errungen hatte und an Macht.

Deutsche Machtstellung und deutsches Machtbewußtsein.

Denn durch ihn sind wir nicht nur wieder ein Volk, sondern wir sind auch eine Macht geworden: er, der große Realist, hat auch uns zu Realisten gemacht, er der Mann voll Temperament und Willen hat auch uns den Willen gegeben, beides, ein Volk und eine Macht zu sein. Dieses Machtbewußtsein ist freilich so plötzlich über uns gekommen, daß es nicht sofort sich in den Willen zur Macht umsetzte, wir haben vielmehr zu Anfang nicht recht daran glauben wollen und es sicher noch weniger über Gebühr gezeigt. Selten ist ein siegreiches Volk bescheidener gewesen als das deutsche in den siebziger Jahren. Auch dafür ist Kaiser Wilhelm I. typisch, dessen Größe eben in seiner Bescheidenheit bestand; als einen der Großen der Erde hat er sich freilich gefühlt, aber Wilhelm der Große zu sein ist ihm nie eingefallen. Den Beweis für diese Bescheidenheit erbrachte die Friedenspolitik des neuen Reiches. Daß uns im Jahre 1875 Rußland davon habe zurückhalten müssen über das rasch wieder erstarkte Frankreich herzufallen, ist eine von dem eiteln und auf Bismarck neidischen Fürsten Gortschakow in die Welt gesetzte Fiktion; selbst wenn es in Berlin eine zu Krieg und „rechtzeitigem Angriff“ drängende Militärpartei gegeben haben sollte, so waren Bismarck und, darin ganz mit ihm eins, Kaiser Wilhelm I. Manns genug, diese Angriffslustigen in ihre Schranken zurückzuweisen. Allein gerade diese ausgesprochene Friedenspolitik, das Streben, als „ehrlicher Makler“ z. B. auf dem Berliner Kongreß von 1878 die in Europa vorhandenen Gegensätze auszugleichen und drohende Konflikte zu beseitigen, und die in den Dienst dieser Politik sich stellende Gründung des Dreibunds, in dem Deutschland

die führende Stellung einnahm, gaben demselben eine nie dagewesene Machtstellung, niemals ist in größerem Stil „Weltpolitik" getrieben worden als in diesen letzten zehn Jahren der Bismarckschen Ära unter Kaiser Wilhelm I. Selbst wenn Deutschland einmal zurückwich, wie in der Karolinenfrage, hatte man nicht den Eindruck einer Nachgiebigkeit aus Schwäche, sondern den der stolzen Gelassenheit des Starker, der Kleinigkeiten als Kleinigkeiten behandelt und auch die Ungezogenheiten des Schwächeren nicht als Beleidigungen ahndet, sondern sich damit begnügt, die dabei vorgekommenen „Sachbeschädigungen" mit gutem Humor reparieren zu lassen.

Allein was von Anfang an nicht war, der Stolz auf die Macht und der Wille zur Macht, allmählich ist es doch gekommen, gewachsen und groß geworden. Es war nur natürlich, daß dem Heer, das sich wunderbar bewährt und im Kriege gegen Frankreich so Großes geleistet hatte, steigende Sympathie und Aufmerksamkeit zugewandt wurde. Im Reichstag gab es freilich um den Heeresetat und die Frage des Septennats immer neue Kämpfe, und mehr als einmal drohte der Konflikt; aber immer wieder wurde er durch Nachgiebigkeit von beiden Seiten vermieden, einmal hat der Kaiser selbst zugegeben: „der Reichstag ist im allgemeinen généreux für die Armee gewesen und hat, was ich anerkennen muß, Pietätsgefühle, wenn es ihm auch schwer wurde, gezeigt". Und wenn wie 1887 der Reichstag nicht nachgeben wollte, so sprach sich das Volk in den Neuwahlen für die von der Regierung eingebrachte Militärvorlage aus und bewies ebensoviel Verständnis für die gespannte politische Lage als für die Notwendigkeit eines starken Heeres und einer steten Bereitschaft der deutschen Macht. Wie sehr man sich an die Grundzüge der einst so heftig befehdeten Armeeorganisation gewöhnt hatte, das zeigte das Mißtrauen, mit dem man bis tief hinein in die liberalen Kreise 1893 die Herabsetzung der Dienstzeit auf zwei Jahre hinnahm: jetzt erschien die Erfüllung dieses alten liberalen Wunsches wie ein Sprung ins Dunkle und man fragte sich, ob die Vermehrung der Quantität nicht durch eine Verschlechterung der Qualität allzu teuer erkauft sei; inzwischen sind freilich auch diese Bedenken wieder verstummt. Durch die immer

vollständigere Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht aber im ganzen Deutschland nahmen die soldatischen und militaristischen Neigungen zu, der Mann ist stolz darauf gedient zu haben, und bei Paraden und Manövern zeigt sich die Teilnahme und Freude des Volkes an seinen Söhnen in Waffen immer aufs neue. Ein Strom von Kraft und Gewandtheit ergießt sich dadurch über das ganze Land, die Ansprüche, die in Leistungen und Disciplin an den Willen gestellt werden, erhöhen auch die Tüchtigkeit des Volkes und geben ihm eine straffe männliche Haltung; und die Wertschätzung der militärischen Tugenden, zu denen auch die Ehre und das Aufsichhalten des Mannes gehört, wirkt auf das ganze Volk erziehend ein.

Allein über zweierlei dürfen wir uns dabei doch nicht täuschen. Einmal, es sind doch nur die specifisch soldatischen Tugenden, die im Heere großgezogen werden; die eigentlich sittliche Erziehung der jungen Männer während ihrer Dienstzeit läßt zu wünschen übrig, namentlich den Söhnen vom Lande thut der Aufenthalt in den Großstädten mit ihren anspruchsvollen Gewohnheiten und ihren verführungsreichen Gelegenheiten vielfach moralisch nicht gut; und dabei ist der Heeresleitung der Vorwurf doch nicht ganz zu ersparen, daß sie nicht besser sorge und die Macht, die sie über hunderttausende von jungen Menschen in der Hand hat, zur sittlichen Hebung des Volkes nicht energischer ausnütze. Und fürs andere wird der militärische Geist ohne Not und Gewinn auch in die bürgerlichen Verhältnisse hereingetragen, wo er nicht hingehört und nicht günstig wirkt. Die Kriegervereine namentlich, die den Geist der Kameradschaft auch über die Dienstzeit hinaus lebendig erhalten sollen, kommen durch ihre vielen Feste und Vereinszusammenkünfte der Vergnügungssucht und Unmäßigkeit allzu duldsam entgegen, der in ihnen gepflegte Patriotismus zieht die Phrase und zieht Phraseure groß, öffnet der Eitelkeit und Streberei Thür und Thor und erzeugt jene gedankenlose Hurrastimmung, die die ernsthafte politische Erziehung und Verselbständigung mehr hemmt als fördert. Ganz besonders aber breitet sich der militärische Geist in den oberen Klassen aus. Wir haben allen Grund, auf unser Offizierskorps, auf seine Bildung, seine Tüchtigkeit und seine Ehrenhaftigkeit

stolz zu sein: das macht uns, wie Bismarck gesagt hat, so leicht keiner nach. Und wenn nun dieser Geist des Willens und der Kraft durch die Einrichtung des Reserveoffiziers auch in die bürgerlichen Kreise dringt, so ist das und die damit verbundene Beförderung der körperlichen Leistungsfähigkeit und Strammheit in weiten Kreisen nur zu begrüßen; und ebenso ist die stärkere Betonung der feinen äußerlichen Formen und der anständigen Führung und Haltung bei uns formlosen Deutschen ein wirklicher Gewinn und für viele zugleich auch innerlich Schutz und Halt. Aber auch da macht sich doch die Kehrseite sehr energisch geltend und spürbar. Der Offiziersstand gilt als der erste, Reserveoffizier zu sein schätzen daher viele Beamte oder Lehrer höher als ihren eigentlichen Beruf, den sie so nur immer weiter herabdrücken. Und überdies werden dadurch auch solche Anschauungen und Sitten des Offiziersstandes in die bürgerlichen Verhältnisse hereingetragen und für diese zum Muster genommen, die nicht dafür passen. So vor allem jene „Schneidigkeit", die auf dem Exerzierplatz ihr Recht haben mag, obwohl auch da das Schreien und Anschreien, das Schnarren und das Schimpfen keinen erfreulichen Eindruck macht und gewiß nicht notwendig mit dazu gehört; denn Schreien macht brutal sowohl die, die schreien, als auch die, die angeschrieen und schließlich dagegen abgestumpft werden. Im bürgerlichen Leben aber ist sie sicherlich nicht das Rechte, sie schädigt die Schule und entfremdet dem Beamten das Herz des Volkes. Namentlich im Süden unseres Vaterlandes hat sie für viele etwas Anstößiges und Abstoßendes, sie trägt nur dazu bei die Kluft zwischen Offizier und Bürgerstand wieder zu erweitern und läßt so in Bayern oder Schwaben sogar die alte partikularistische Abneigung gegen dieses „schneidige" preußische Wesen, den „Preußenhaß" wieder aufleben. Und wenn dazu vollends Soldatenmißhandlungen und Ausschreitungen von Offizieren gegen Bürgerliche kommen wie bei dem unseligen Brüsewitz in Karlsruhe, so wächst die Verstimmung, und Bebel findet mit seinen alljährlich beim Kriegsetat sich wiederholenden Diatriben gegen den Militarismus im stillen weit mehr Zustimmung als man gewöhnlich glaubt und ahnt. Jedenfalls aber würde jener Geist der Schneidigkeit beim Beamten mehr imponieren, wenn er nicht meist einseitig

nur nach unten sich zeigte. Gerade im Zusammenhang mit dem militärischen Subordinationsgefühl hat sich bei unseren jüngeren Beamten ein Zug des Strebertums herausgebildet, der früher unbekannt war, und der Vorwurf, daß Servilismus und Byzantinismus sich immer weiter ausbreiten, ist kein unberechtigter. Und ebenso ist die Übertragung der Art und Weise, wie der Offizier seine Ehre zu wahren hat, auf den Reserveoffizier und durch diesen auf die bürgerlichen Kreise überhaupt eine unerfreuliche Erscheinung. Das Schlimmste daran ist nicht einmal das Duell selbst, sondern die Unwahrheit, daß dieselbe Handlung verboten und geboten zugleich ist, und die Ungleichheit in der Behandlung des Duellanten und des zum Messer greifenden Bauernburschen oder Arbeiters. Die allzu leichte Bestrafung dieses Unfugs und die häufigen Begnadigungen schädigen das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes und wirken in weiten Kreisen verwirrend und verbitternd.

Nimmt man dazu noch die schwere finanzielle Belastung, die unsere Rüstungen dem Volke auferlegen und die die Ausführung mancher nötiger Kulturaufgaben unmöglich macht oder verzögert, so wird man sich nicht wundern, daß im Gegensatz dazu die Bewegung der sogenannten Gesellschaft der Friedensfreunde auch bei uns an Boden gewann, 1893 trat eine deutsche Friedensgesellschaft ins Leben, die sich recht rührig zeigt. Viele wollten sie freilich nicht allzu ernst nehmen, und die Art, wie von Österreich her Frau Bertha von Suttner die Agitation betreibt, stieß ohnedies die Männer ab. Da erhielten diese Bemühungen im August 1898 plötzlich eine ungeahnte Unterstützung, die zum Ernstnehmen zwang. Der Kaiser Nikolaus II. von Rußland ließ sämtliche Mächte zu einem Kongreß einladen, der „in einem mächtigen Bündel die Bestrebungen aller Staaten vereinigen soll, die aufrichtig darum bemüht sind, den großen Gedanken des Weltfriedens triumphieren zu lassen über alle Elemente des Unfriedens und der Zwietracht". Pessimisten wollten es freilich auffallend finden, daß dieser Erlaß vier Wochen nach Bismarcks Tode erschien, und überdies zu einer Zeit, in der Rußland in Ostasien allerlei weitgehende Pläne verfolgt. Davon aber waren jedenfalls alle politisch denkenden Köpfe überzeugt, daß diese Konferenz resultatlos verlaufen müsse. Solange Frankreich

wie hypnotisiert auf die Vogesen stiert und sich nicht entschließen kann, die Abtretung von Elsaß-Lothringen an Deutschland als ein Definitivum anzuerkennen, solange kann von Abrüstung keine Rede sein, ganz abgesehen davon, daß die Art und Weise einer solchen und die Kontrolle darüber vorläufig für eine unlösbare Aufgabe gelten muß. Und so wird noch geraume Zeit der beste Schutz des Friedens — eine starke Armee sein. Überhaupt ist dieser Gedanke eines ewigen Friedens — nicht etwa eine Utopie, wie man so vielfach sagen hört, aber eine „Idee" im Kantischen Sinn des Worts, d. h. ein regulatives Prinzip für Völker und Staatsmänner des Inhalts: handelt so, als ob die Herstellung eines ewigen Friedens für euch Aufgabe und Pflicht wäre. In diesem Sinn hat sich keiner werkthätiger in den Dienst dieser Idee gestellt, als Bismarck beim Abschluß des Nikolsburger Friedens mit Österreich im Jahre 1866, wo er durch die Mäßigung der deutschen Forderungen die Möglichkeit späterer völliger Aussöhnung geschaffen und damit dem zur Wahrung des Weltfriedens abgeschlossenen Dreibund zum voraus die Wege geebnet und erschlossen hat.

Trotzdem bleibt der russische Abrüstungsvorschlag um seiner Motivierung willen interessant und wertvoll. Er begründet sich nämlich so: „Da die finanziellen Lasten eine steigende Richtung verfolgen und die Volkswirtschaft an ihrer Wurzel treffen, so werden die geistigen und physischen Kräfte der Völker, die Arbeit und das Kapital zum größten Teil von ihrer natürlichen Bestimmung abgelenkt und unproduktiverweise aufgezehrt. Hunderte von Millionen werden aufgewendet, um furchtbare Zerstörungsmaschinen zu beschaffen, die heute als das letzte Wort der Wissenschaft betrachtet werden und schon morgen dazu verurteilt sind, jeden Wert zu verlieren infolge irgend einer neuen Entdeckung auf diesem Gebiet. Die nationale Kultur, der wirtschaftliche Fortschritt, die Erzeugung von Werten sehen sich in ihrer Entwickelung gelähmt und irregeführt. Daher entsprechen in dem Maße, wie die Rüstungen einer jeden Macht anwachsen, diese weniger und weniger dem Zweck, den sich die betreffende Regierung gesetzt hat. Die wirtschaftlichen Krisen sind zum großen Teil hervorgerufen durch] das System der Rüstungen bis aufs äußerste, und die ständige Gefahr, welche in

dieser Kriegsstoffansammlung ruht, macht die Armee unserer Tage zu einer erdrückenden Last, welche die Völker mehr und mehr nur mit Mühe tragen können. Es ist deshalb klar, daß, wenn diese Lage sich noch weiter so hinzieht, sie in verhängnisvoller Weise zu eben der Katastrophe führen würde, welche man zu vermeiden wünscht und deren Schrecken jeden Menschen schon beim bloßen Gedanken schaudern machen." Man darf in dem allem ohne Zweifel den Einfluß Tolstois auf den Zaren sehen, und kann sich schließlich doch freuen, daß von einem Kaiserthron herab auch einmal die der Kultur schädliche Seite des Militarismus anerkannt und der Macht eines idealen Gedankens rückhaltlos gehuldigt worden ist. Ein praktisches Resultat braucht man sich darum zunächst doch von diesem Vorgehen Rußlands nicht zu versprechen, auch ist nicht zu verkennen, daß das Bild einseitig schwarz in schwarz gemalt ist. Aber der Gedanke des Weltfriedens hat dadurch an Stärke gewonnen, die Bemühungen der Friedensfreunde werden sich verdoppeln; und für uns Deutsche liegt als einziehbarer Gewinn die Enttäuschung der Franzosen über Rußlands Neigung zur Beteiligung am Revanchekrieg gegen Deutschland auf der Hand.

Wäre dem Friedens- und Abrüstungsgedanken ein thatsächlicher Erfolg beschieden, so würde er mit dem neuerwachten Machtbewußtsein in Deutschland auch noch auf einem anderen Punkte in Konflikt kommen. Unser Landheer soll unsere errungene Weltstellung den Nachbarn gegenüber behaupten und unsere festgestellten Grenzen schützen. Allein diesem Erhaltungswillen zur Seite geht neuestens ein energisches Streben nach Expansion, nach Erweiterung und Ausbreitung des deutschen Gebiets. 1866 war Österreich von Deutschland losgelöst und mit ihm mehr als zehn Millionen Deutscher von uns getrennt worden. Man hatte sich darüber getröstet, und als vollends seit 1879 das Deutsche Reich mit Österreich-Ungarn eng verbündet war, konnte man den Schnitt und Riß als vernarbt ansehen. Allein je ungünstiger die Situation dieser Deutschen in Österreich — freilich nicht ohne ihre eigene Schuld — sich gestaltete und je frecher namentlich die Czechen sich ihnen gegenüber aufspielten, desto mehr richteten sich die Gedanken aufs neue diesen deutschen Schmerzenskindern in Österreich zu, und der starken deutsch-nationalen Partei

jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle kamen aus Deutschland oft recht weitgehende Sympathien entgegen. Man rechnet in gewissen Kreisen mit dem baldigen Zusammenbruch der Habsburgschen Monarchie und hofft auf eine nahe Vereinigung der Deutschen in Österreich mit dem neugeeinigten Reich. Dabei versteigt man sich sogar bis zu der Forderung eines Eingreifens in die dortigen Verhältnisse, nach dem Nietzscheschen Rezept: was fallen will, das soll man auch noch stoßen. Daß das alles nur um den Preis eines großen europäischen Krieges zu haben wäre, kommt dabei entweder nicht zum Bewußtsein oder nicht in Betracht; und ebensowenig wird die Frage aufgeworfen, ob die Erwerbung dieser deutsch-österreichischen Provinzen wirklich ein Gewinn für uns und wünschenswert wäre. Einstweilen haben wir mit Posen und Elsaß-Lothringen noch vollauf zu thun. Vor allem aber, um solche Pläne auszuführen, braucht man nicht nur äußere Machtmittel, sondern auch geniale Staatsmänner, die leisten müßten, was Bismarck nicht für erreichbar und nicht für wünschenswert gehalten hat. Haben wir diese? So ist dafür gesorgt, daß auch hier die Bäume nicht zum Himmel wachsen.

In diesem Zusammenhang ist auch des Alldeutschen Verbandes zu gedenken, der sich 1886 gebildet, aber erst seit 1894 einen entschiedenen Aufschwung genommen hat und heute etwa 16000 Mitglieder zählt. Als seine Aufgaben bezeichnet er die Belebung des vaterländischen Bewußtseins, nationale Erziehung, Unterstützung nationaler Bestrebungen im In- und Ausland und die Förderung einer kräftigen deutschen Interessenpolitik in Europa und über See. Hier verknüpfen sich jene pangermanistischen Tendenzen, das Schwärmen für „Großdeutschland" mit der weit praktischeren und erfolgreicheren Bewegung zu gunsten deutscher Kolonien. England verdankt seine Weltstellung seinen Kolonien und seiner Flotte; Deutschland kam, so schien es, wie der Dichter, als die Welt längst schon weggegeben war, zu spät. Nur in Afrika war zunächst noch etwas zu holen: und siehe da, der Bremer Kaufmann Lüderitz griff zu und legte zu der ersten deutschen Kolonie in Südwestafrika den Grund; Kamerun und Ostafrika folgten, und so ist der deutsche Kolonialbesitz in wenigen Jahren stattlich herangewachsen. Ursprünglich

war es die Absicht Bismarcks gewesen, dabei überall dem Kaufmann den Vortritt zu lassen und dem Staat nur die Rolle des Beschützers zuzuweisen. Allein der wachsenden Kolonialbegeisterung gegenüber, die sich auch in der Gründung besonderer Kolonialvereine einen sichtbaren Ausdruck schuf, konnte er daran nicht festhalten. Immerhin hat er, der im wesentlichen die Nation für „saturiert" ansah, die Begeisterung auch hier eher zu dämpfen als zu schüren gesucht, eine Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt und einen Kolonialrat giebt es erst seit seinem Sturz. Wie stark aber das in jener Kolonialbegeisterung sich äußernde Nationalbewußtsein war, zeigte der Sturm des Unwillens über den verfehlten Vertrag mit England im Jahr 1890, durch den wir das kleine und wertlose Helgoland erhielten und dafür den Löwenanteil in Ostafrika an England hingaben. Freilich fehlt es auch nicht an heftiger Opposition, deren Haupteinwand nicht nur der in der Gegenwart noch ausbleibende Gewinn, sondern vor allem auch die Zukunftssorge ist, ob diese afrikanischen Kolonien überhaupt entwickelungsfähig seien und namentlich, ob sie als Ackerbaukolonien zur Abwendung der drohenden Übervölkerungsgefahr und zur Hebung von Export und Import ein Wesentliches beitragen werden. Da klingen freilich die Zukunftspläne von Karl Jentsch verheißungsvoller: „die Erwerbung von Kolonien in Kleinasien und Syrien mit dem Hintergedanken, nördlich über das Schwarze Meer überzugreifen, das russische Zartum entweder von innen aufzulösen oder in einem Krieg zu zertrümmern, die von unserem Volkskörper grausam amputierten deutschen Provinzen Österreichs wieder mit uns zu verbinden, so dem deutschen Volke die Herrschaft über ganz Mittel- und Osteuropa und Kleinasien zu sichern und ihm in der Ausbeutung eines jetzt wüstliegenden aber höchst kulturfähigen großen Ländergebiets und in der Civilisierung seiner halb barbarischen Bewohner eine große, schöne und lohnende Aufgabe zu stellen". Mehr Anklang als solche Utopien eines unverantwortlichen Einzelnen fand ein anderer praktischer Versuch der deutschen Regierung im Osten festen Fuß zu fassen. Das durch den Krieg mit Japan tief erschütterte China hat der Welt seine Ohnmacht und Schwäche so offenkundig gemacht, daß man hier in der That an Zertrümmerung und Aufteilung

denken kann. Da galt es sich bei Zeiten einen Anteil an dem Raube zu sichern, und das geschah durch den — freilich mehr glücklichen als moralisch zu rechtfertigenden Griff der Besetzung Kiautschous, von wo wir Deutsche ebenso wie die Russen von Port Arthur, die Engländer von Wei-hai-wei aus den Zersetzungsprozeß beobachten, rechtzeitig weiter greifen und jetzt schon unsere Handelsbeziehungen zu China ausdehnen und die Ausbeutung des Hinterlandes in Angriff nehmen können. Daß diese Beutestücke von den Mächten unter der Form eines Pachtvertrags eingeheimst werden, hat soviel Komik und Humor, daß man darüber das Unmoralische und Gewaltthätige zu vergessen geneigt ist. Im großen und ganzen fand denn auch diese ostasiatische Aktion, wonach wir dort „nicht Störenfriede, aber auch nicht Aschenbrödel" sein wollen, den Beifall der Nation; nur Liebknecht übte wie an allem Deutschen so auch hieran seine saure ätzende Kritik. Daß auch draußen in unseren Kolonien der Bureaukratismus sich breit macht und den kräftig sich regenden Handel und Wandel, statt ihm die freieste Bahn zu lassen, in seine spanischen Stiefel schnürt, zeigen namentlich die Berichte unbefangener Beobachter aus Kiautschou. Weit schlimmer aber sind die Proben von „Schneidigkeit", wie sie die Leist und Wehlan in Afrika zum besten gegeben haben. Karl Peters mochte man allenfalls — ich freilich thue es nicht — mit jenen Renaissancemenschen und Konquistadoren des sechzehnten Jahrhunderts zusammenstellen und ihm mit Ernst von Wolzogen und dessen Komödie „Unjamwewe" als einem Kraftmenschen allerlei verzeihen: aber die Scheußlichkeiten und Brutalitäten jener Assessoren hatte eine solche Entschuldigung nicht, auch der „Tropenkoller" ist keine; der dagegen losbrechende Unwille war deshalb nur zu berechtigt, denn das bringt unsere Kolonien nach außen und bei uns selbst in Mißkredit und zeigt überdies, wie viel tiefinnerliche Unsittlichkeit und Unsauberheit sich hinter dieser gerühmten Schneidigkeit unserer jungen Assessoren verstecken kann.

Jene Parallelaktion Deutschlands mit Rußland und England in China war aber zugleich auch ein weithin sichtbares Zeichen dafür, wie sehr das neue Reich inzwischen in den Weltverkehr und das Weltmarktgetriebe hineingezogen war. Im Welthandel nimmt

Deutschland die zweite Stelle ein und wird nur noch von England überflügelt; aber indem es auch diesem immer mehr Konkurrenz macht, hat sich ein Gegensatz zwischen den beiden Ländern herausgebildet, der sich in der gereizten Sprache der Presse, namentlich soweit diese von Handelsinteressen beeinflußt und abhängig ist, zuweilen recht unerquicklich spürbar macht. So bildeten sich neue politische Konstellationen, und das Reich geriet ganz von selbst immer tiefer „in die politischen Gegensätze, die den Erdball umspannen, hinein". Auch dabei empfindet man freilich das Stoßweise und Wechselvolle in der politischen Leitung störend, und aus diesem mangelnden Vertrauen heraus erklärt sich dann auch ein so Seltsames, wie das, daß der „Alldeutsche Verband" einen Vertrag mit England über die Delagoabai mißbilligt, ehe er auch nur seinen Inhalt kennt.

Zum Schutz dieses sich dehnenden Handels- und Absatzgebietes, zum Schutz unserer Kolonien und zur Behauptung dieser neugewonnenen Machtstellung inmitten rivalisierender Nachbarn bedurfte es endlich auch einer starken Flotte. Schon Bismarck hatte unter Kaiser Wilhelm I. die Entwickelung der Flotte mächtig gefördert. Immerhin stand sie nicht nur hinter der von England, sondern auch hinter der Seemacht Rußlands und Frankreichs erheblich zurück. Das erscheint nun vielen wie eine Demütigung und wie ein Zeichen von Schwäche, auch im Interesse unseres Handels und unserer Kolonialpolitik auf die Dauer unhaltbar, und daher forderten sie eine starke Vermehrung von Panzerschiffen und Kreuzern; wogegen andere meinen, daß für das nicht übermäßig reiche Deutschland die doppelte Großmachtstellung zu Land und zur See eine zu schwere Belastung sei. Durch Annahme des Flottengesetzes im Frühjahr 1898, wobei bezeichnender Weise das Centrum den Ausschlag gab, ist der Streit vorläufig zu gunsten der ersteren entschieden und ein Flottengründungsplan für die nächsten sieben Jahre festgelegt. Auch hier hat die öffentliche Meinung, wenn auch nicht so stark wie bei den Septennatswahlen von 1887 für die Vermehrung des Landheeres, mitgewirkt und auf die anfänglich bedenkliche Reichstagsmehrheit den erforderlichen Druck ausgeübt, so daß es auch die Widerstrebenden nur ungern auf die Kraftprobe einer Auflösung und Neuwahl hätten ankommen lassen mögen.

Zeigt sich in diesen Kämpfen um Kolonien und Flotte das nationale Machtbewußtsein praktisch interessiert und thatgeschichtlich geschäftig, so ist dasselbe zur Aussprache wohl am lebhaftesten gekommen in Treitschkes deutscher Geschichte. Mit seinem fortreißenden Pathos, dem vollen Brustton seiner patriotischen Gesinnung, seiner lauten Stimme, aber niemals sine ira et studio, sondern als Parteigänger der preußisch hohenzollernschen Hegemonie erzählt er dem deutschen Volk seine neueste Geschichte — leider nur bis 1848, da er darüber weggestorben ist. Dabei stellt er überall voll Absicht diejenigen Momente ins Licht, die die Freude am Erreichten zu wecken, das Recht des Geschehenen zu erweisen besonders geeignet sind und beurteilt temperamentvoll und leidenschaftlich wie er war die Menschen immer nur nach ihrer Stellung zu der siegenden Sache. Daß er in diesem Eifer mehr überredet als überzeugt, die politischen Gegner ungerecht und zornig schmäht und schilt und dagegen z. B. das Bild Friedrich Wilhelms III. unhistorisch idealisiert und allerlei Legenden aufrecht hält, wird vergeblich bestritten, das thut dem Wert seiner Geschichtsdarstellung und der Würde der Geschichtschreibung überhaupt entschieden übeln Eintrag. Aber um so größer war die Wirkung, namentlich auf die deutsche Jugend. Sie fühlte, daß hinter diesem Buch ein Mann, ein ganzer Mann stehe und das gewann sie bedingungslos auch für das, was er ihr erzählte und sagte, ihr wurde er zum politischen „Erzieher". So ist unter seinem Einfluß das patriotische Empfinden der Jugend bis zu einem uns Deutschen bis dahin fremden Höhegrad gestiegen; es ist nicht ohne seine Schuld viel „Rausch und Phrase" in dasselbe hineingekommen; und nicht mit Unrecht hat daher schon Kaiser Friedrich die Königsberger Studenten vor solcher Übertreibung gewarnt, und auch in seiner letzten Rede in dem Lichthof der Straßburger Universität hat er sich noch einmal über und gegen nationale „Selbstüberhebung" ausgesprochen.

Natürlich würden wir aber Treitschke schweres Unrecht thun, auch seine Bedeutung bei weitem überschätzen, wenn wir dieses an Chauvinismus streifende oder geradezu darein übergehende nationale Bewußtsein des jungen Deutschland allein auf seine Rechnung setzen wollten. Er hat vielmehr nur dem, was da war, die Volksseele bewegte

und die Jugend erfüllte, mit seiner starken Stimme Ausdruck und Nachdruck gegeben und es namentlich dieser letzteren erst recht zum Bewußtsein gebracht.

Als 1871 unser Sehnen nach Kaiser und Reich gestillt und diese Ideale unserer Jugend verwirklicht waren, da ergriff uns etwas wie Heimweh und Sehnsucht nach verloren gegangenen Idealen. Ganz anders bei der Generation, die in diese Wirklichkeit hineinwuchs. Ihr waren das keine Ideale mehr, und daher stand sie denselben realistisch gegenüber; sie verstand daher auch nicht, wie es jemand sich beikommen lassen konnte, daran zu rütteln. Darin lag eine Sicherheit, wie sie die ältere Generation nie gefühlt hatte und sich auch nicht mehr erwerben konnte, darin aber auch eine gewisse nationale Unduldsamkeit und Ausschließlichkeit. In Bismarck und Kaiser Wilhelm I. sah sie das alles verkörpert, und daher schloß sie sich ihnen als Führern unbedingt an. Das war in den achtziger Jahren, zu einer Zeit also, in der die konservativen Mächte und Parteien, das ostelbische Junkertum und auch die Kirche auf ihrer Seite standen. Im Liberalismus dagegen sah die so heranwachsende Jugend den Gegner; was er in langjährigen Kämpfen erstritten hatte, wurde danklos als vorhanden hingenommen, was er an Ausdehnung der Freiheit noch weiter erkämpfen wollte und woran er prinzipiell und ideal festhalten zu müssen glaubte, das schätzte man gering oder sah darin sogar ein Feindliches und Trennendes. So wurde die Jugend der achtziger Jahre konservativ. Auch darin wurde Treitschke zum Wortführer für viele. An der Verschiedenheit seines Urteils über Strauß in den Jahren 1866 und 1889 kann man sehen, wie er in kirchlich-religiösen Fragen nachgedunkelt hat; und wenn er in seinen Vorlesungen über Politik nicht nur die Simultanschule, die er nicht einmal verstand, sondern auch die obligatorische Civilehe bekämpfte, so zeigt das, in welchem Maße er auch politisch konservativ geworden ist. Mit diesen konservativen Neigungen der gebildeten Jugend verband sich dann jene militaristische Schneidigkeit nach unten und ein gewisses Subordinationsbewußtsein nach oben, das aber doch noch andere tiefere Gründe hatte. Hier wirkte Bismarcks übergewaltige und übermächtige Persönlichkeit etwa ebenso ungünstig, wie diejenige Luthers auf die unter ihrem

Einfluß herangewachsene Generation gewirkt hat: sie brach vielen das Rückgrat und gewöhnte durch ihr Vorangehen auf allen Gebieten Beamte und Politiker an eine Unselbständigkeit des Urteils und an eine Fügsamkeit des Handelns, die den Charakter schädigte. Und in derselben Richtung wirkte auch das stark entwickelte monarchische Gefühl, das der ehrwürdigen Person Kaiser Wilhelms I. gegenüber etwas Innerliches und Herzliches hatte und dadurch geradezu versittlicht war. Als es nach dessen und nach Kaiser Friedrichs Tod ohne weiteres Besinnen auf den Nachfolger und Träger der Krone übertragen wurde, nahm es ganz naturgemäß den Charakter des Äußerlichen und Konventionellen, des Künstlichen und Forcierten an. Die Ausbreitung der Majestätsbeleidigungsprozesse mit ihren häßlichen Begleiterscheinungen eines gemeinen Denunziantentums und streberischer Charakterlosigkeit hängt damit zusammen, zeigt aber auch die Gefahr der Abstumpfung und der Abnahme des monarchischen Gefühls. Ein Nebeneffekt ist die Rückkehr zu jenem Stil des Anspielens und Andeutens, das die litterarische Ehrlichkeit und Tapferkeit beeinträchtigt und zu einer malitiösen und perniciösen Kritik führt, wie sie Maximilian Harden in der „Zukunft" mit ganz besonderer Virtuosität zu handhaben versteht. Nur schade, daß sie nichts hilft und nicht aufbaut, sondern nur ätzend zersetzt und schließlich auch das dickflüssigere Germanenblut in gärend Drachengift verwandelt. So hat sich in den neunziger Jahren ein gewaltiger Umschwung in der Stellung des Volkes zu seinen Fürsten vollzogen: ein reiches Erbe ist überraschend schnell verloren gegangen, viele überzeugte Monarchisten sind es heute nur noch mit dem Kopf, nicht mehr mit dem Herzen, an die Stelle des warmen echten Gefühls ist vielfach ein künstlich forcierter liebedienerischer Byzantinismus getreten, dem dann natürlich auf der anderen Seite ebenso viel offen zur Schau getragene Gleichgültigkeit und Abneigung gegenübersteht. Und doch, wo ein Volk sich soviel mit seinen Monarchen beschäftigt, an ihren Worten und Thaten soviel Interesse verrät und, wenn sie mit ihrer Persönlichkeit energisch hervortreten, an ihren Reden so eifrig Kritik übt, als wären es Thaten, da zeigt sich, wie stark dieses monarchische Bewußtsein noch immer ist und wie leicht deutsche Fürsten dasselbe für sich gewinnen und sich

einen Platz im Herzen ihres Volkes sichern können. Gestalten wie die des Großherzogs Friedrich von Baden oder des Königs Albert von Sachsen und Tage wie die Festfeier ihres siebzigsten Geburtstags beweisen das. Auf der anderen Seite haben wir freilich auch eine starke republikanische Partei, die aber doch bis tief hinein in die Reihen der Socialdemokratie dies zunächst nur ganz platonisch ist. Und so ist das kein Gegensatz, der die Geister und Gemüter bewegt und spaltet.

Der Antisemitismus.

Ganz anders zerklüftet wenigstens in einzelnen Gegenden unseres Vaterlandes die antisemitische Bewegung das Volk. Der Antisemitismus gehört fraglos zu den bedeutsamsten, aber um es gleich zu sagen, auch zu den unerfreulichsten Erscheinungen und Stimmungselementen fin de siècle. Abneigungen und Antipathien gegen die Juden hat es zu allen Zeiten gegeben, das mag jeder Einzelne mit sich ausmachen, und auch das ist jedem zu überlassen, wie er sich persönlich und gesellschaftlich zu ihnen stellen will. Von Antisemitismus reden wir erst da, wo ganze Richtungen oder Parteien gegen sie Stellung nehmen, sie von sich ausschließen und aus ihrer Antipathie ein Prinzip, aus dem Subjektiven ein Programmatisches und objektiv Geltendes machen. Auch an solchen Formen und Kundgebungen hat es das ganze Jahrhundert hindurch nicht gefehlt. Am Anfang stehen freilich Schleiermachers Freundschaft mit Henriette Herz und Fr. Schlegels Beziehungen zu Dorothea Veit und damit eine Verbindung gerade der gebildetsten Männer aus dem romantischen Kreis mit jener jüdischen Berliner Gesellschaft, die den Bemühungen von Moses Mendelssohn ihre Erfüllung mit deutscher Kultur und Bildung verdankte und vor allem für Goethe schwärmte. Allein je mehr die Romantik christlich und kirchlich wurde, desto mehr wurde sie antisemitisch. Namentlich zeigte sich das in der deutschen Burschenschaft mit ihren christlich-germanischen Anschauungen und Lebensformen, und so konnte wie heute wieder, so damals schon die Frage aufgeworfen werden, ob Juden in die Burschenschaft Aufnahme finden können. In gelegentlichen Ausbrüchen des Mob in verschiedenen deutschen Städten

zeigte sich der Unwille des Volkes über den jüdischen Besitz, der durch das geschicktere, sparsamere und nüchternere Wesen der Juden den Vorsprung gewann, bei vielen aber allerdings auch auf skrupelloserer und vor Wucher nicht zurückschreckender Geschäftsgebarung beruhte. Es hing das mit der Art zusammen, wie man, d. h. wie die Christen jahrhundertelang die Juden auf den Handel eingeschränkt und sie gezwungen hatten, den Verfolgungen und Aussaugungen gegenüber List zu brauchen und wie in einem Kriegszustand jedes Mittel für erlaubt anzusehen; die Rute des jüdischen Wuchers haben sich die Christen selbst gebunden. So traten da schon zwei Motive der antisemitischen Bewegung, das religiöse und das wirtschaftliche, deutlich zu Tag, während das nationale selbst bei der Burschenschaft mit ihren „teutschen" Tendenzen noch fast ganz ausgeschlossen blieb.

Die Romantik war antisemitisch geworden; im Mittelalter hatte man die Juden ja auch verfolgt. Um so selbstverständlicher, daß das junge Deutschland judenfreundlich dachte, wenn wir auch davon absehen, daß Börne und Heine Juden waren; das junge Deutschland im allgemeinen aber um ihretwillen als eine jüdische oder von Juden geleitete und mit jüdischem Geist erfüllte Gesellschaft und litterarische Koterie anzusehen, ist schon früher als falsch zurückgewiesen worden. Das Philosemitische in ihm hängt mit seinem Liberalismus, seinem Eintreten für alles zusammen, was Emanzipation heißt. Wer noch die Frankfurter Judengasse gesehen hat und die gesetzlichen Beschränkungen des Judentums auf allen Gebieten des staatlichen und städtischen Lebens kennt, die durch die Wiener Kongreßakte noch in letzter Stunde bestätigt oder doch nicht beseitigt wurden, wird in diesem Kampf um und für ihre Befreiung nur ein durchaus Berechtigtes, auch eine Episode in dem allgemeinen Kampf um den Einzelnen anerkennen müssen. Der Hamburger Riesser ist als einer der energischsten Führer hier besonders zu nennen. In den vierziger Jahren war aber für diese Bestrebungen wenig zu hoffen, solange in Friedrich Wilhelm IV. die Romantik auf dem Thron saß und ganz unkönigliche Schimpfworte desselben, zumal seit er durch Johann Jacoby persönlich gereizt war, von seiner Abneigung gegen die Juden offen Zeugnis ablegten. Allein das Jahr 1848 brachte ihnen doch, was sie wünschten, die volle

bürgerliche Gleichberechtigung, die nicht nur in die deutschen Grundrechte aufgenommen wurde, sondern selbst in der preußischen Verfassung eine Stelle fand. Die Versuche der reaktionären Partei in Preußen, sie ihnen in den fünfziger Jahren wieder zu entziehen, scheiterten, nur auf dem Verwaltungswege konnten ihnen die prinzipiell zugestandenen Rechte im einzelnen Fall verkümmert werden. Unter Kaiser Wilhelm I. fielen namentlich in der liberalen Ära der siebziger Jahre auch diese Beschränkungen von Fall zu Fall weg, im Parlament machte sich Laskers Einfluß nach dieser Seite hin geltend, Leonhardt als Justizminister, Falk als Kultusminister trugen kein Bedenken, Juden in ihren Ressorts anzustellen, und auch Bismarck galt, schon wegen seiner Beziehungen zu Bleichröder, für judenfreundlicher als er es vielleicht thatsächlich war. Allein die Keime zu einem neuen Umschwung reichen eben in jene Zeit zurück. Im Zusammenhang mit dem Sieg und dem Fünf-Milliarden-Segen kam der gewaltige Aufschwung der Industrie auf der einen und auf der anderen Seite das Spekulationsfieber der Gründerperiode mit ihrer wahrhaft erschreckenden Korruption. An dem Tanz um das goldene Kalb waren jüdische Bankhäuser in hervorragender Weise beteiligt, namentlich so, daß sie führten und dann freilich Christen aus allen Kreisen, auch die höchsten nicht ausgenommen, sich nur zu gerne anführen und verführen ließen. Auch die Presse geriet vielfach in schmähliche Abhängigkeit von dem Gründertum und der Börse, und auch dabei spielten jüdische Redakteure eine Hauptrolle. Auf der anderen Seite darf aber auch nicht vergessen werden, daß es im preußischen Landtag der Jude Lasker war, der 1873 in jener großen Rede zuerst mutig den Finger in diese Eiterbeule legte und den Reinigungs- und Gesundungsprozeß dadurch energisch einleitete. Allein wie nun der unausbleibliche Krach erfolgte, da schrieen nicht nur die Geschädigten, sondern heuchlerisch auch viele der Schädigenden nach einem Sündenbock, ähnlich wie die Franzosen nach ihren Niederlagen überall nach Verrätern suchten; und das waren nun — man möchte fast sagen: natürlich — die Juden. Namentlich machte sich Otto Glagau zum Sprecher dieser Anklagen mit teilweise recht perfiden Insinuationen gegen Einzelne sowohl als gegen die Judenschaft im ganzen.

So schoß aus jener giftigen Saat des Gründungsschwindels der Judenhaß langsam aber sicher ins Kraut, vor allem wurde Berlin, wo sich freilich in Börsen- und Journalistenkreisen die Juden auch besonders unangenehm breit machten, der Sitz dieser Bewegung. Und wieder war es das Schicksalsjahr 1878, in dem der Hofprediger Stöcker diese Stimmung benützte. Gegen die Fortschrittspartei und die Socialdemokratie, die dort um die Majorität rangen, gründete er eine neue, die christlich-sociale Arbeiterpartei. Als der ersten einer begriff er, daß dem Socialistengesetz eine positiv schöpferische sociale Reformthätigkeit zur Seite treten müsse, dieses Sociale suchte er durch das Bindeglied des Antisemitismus den konservativen Parteianschauungen einzuschmelzen. Das Fascinierende seiner Beredsamkeit gewann ihm zwar nicht die Massen, die in ihm vielleicht instinktiv sittliche Wahrhaftigkeit vermißten und sich durch seine kirchlich-orthodoxen Hintertreppenabsichten abgestoßen fühlten; aber viele, namentlich auch die akademische Jugend, jubelten ihm doch zu, und Bismarck, der für seine neue Politik Bundesgenossen brauchte, ließ ihn wenigstens eine Zeitlang gewähren. Daß ein auch in der Wahl seiner Mittel wenig ängstlicher, des öfteren der Doppelzüngigkeit beschuldigter und überführter Agitator in seinem Amt als Hofprediger belassen wurde, hat freilich vielfachen Anstoß erregt und läßt sich auch mit dem Alter des Kaisers nicht ganz entschuldigen.

Nun glaubte auch Treitschke seine Zeit zu verstehen und nahm sich mit seiner lauten Stimme der antisemitischen Bewegung an. Auch bei ihm war es wohl einerseits Abneigung gegen die Berliner Fortschrittspartei, die stark mit jüdischen Elementen zersetzt war und durch den sachkundigen Manchestermann Bamberger der neuen Schutzzollpolitik den entschiedensten Widerstand entgegensetzte. Es war aber doch vor allem das rein nationale Pathos und Interesse: das Judentum erschien ihm als ein Tropfen fremden Blutes im deutschen Volkskörper. Dazu kam, daß er unter dem Einfluß des siebziger Krieges religiöse Jugendeindrücke wieder belebte und legendenartig nach rückwärts, nach dem Muster von 1813, auch in dem Krieg von 1870 der Frömmigkeit eine bedeutsame Rolle zuweisen wollte. So begegnete er sich auch hier mit Stöcker: er schmähte auf den

Liberalismus und näherte sich dem antisemitischen Konservatismus. In den damals noch von ihm redigierten Preußischen Jahrbüchern, in seinen Vorlesungen und — wo es am schlimmsten ist — in seiner Deutschen Geschichte hat er in seiner temperamentvollen Weise und Form diesem Antisemitismus immer mehr die Zügel schießen lassen. Machte er anfangs noch den Unterschied zwischen Judentum und jüdischen Auswüchsen und wetterte gegen diese mit sittlichem Ernst und nationalem Pathos, so beschimpfte und verhöhnte er schließlich den Juden sogar wegen seiner krummen Nase oder wegen seiner dünnen Stimme und gewann sich dadurch im Kolleg den Beifall radaulustiger Studenten. Gelegentlich freilich graute ihm doch selber vor seinen antisemitischen Parteigenossen, aber dann dekretierte er schlankweg: „wenn wir ein unsauberes Antisemitentum emporkommen sehen, so tragen die gemäßigten Parteien die Schuld"! Das hieß die Verantwortung doch recht kavaliermäßig von sich abwälzen.

Von ganz anderen Gesichtspunkten aus verfocht der radikale und positivistische Eugen Dühring in seiner Schrift „die Judenfrage als Rassen-, Sitten- und Kulturfrage" in schroffster Weise dieselben Anschauungen, nur daß es ihm schwer wurde, dieselben mit seinem allem nationalen Egoismus abholden Kosmopolitismus in Einklang zu bringen.

So zogen sich die Wolken von allen Seiten zusammen, und die achtziger Jahre waren erfüllt von einer wachsenden antisemitischen Bewegung, die es schließlich auch zu einer besonderen, freilich mehrfach in sich gespaltenen und immer neu zerfallenden Parteibildung brachte. In den Kreisen der Studenten bildete sich unter dem Zeichen des Antisemitismus ein besonderer Verein, der voll Begeisterung an Treitschke sich anlehnte, im Sinn des alldeutschen Verbandes das Nationale stark betonte und sich als „Verein deutscher Studenten" von Chauvinismus vielfach nicht frei hielt. Aber auch die anderen studentischen Vereine nahmen in ihrer Mehrzahl eine antisemitische Haltung an und schlossen die Juden, prinzipiell oder thatsächlich, von sich aus. In den Reichstag gelangte der Antisemitismus durch Übertragung der Agitation auf ländliche Kreise, besonders in Oberhessen; aber auch sonst bearbeitete er z. B. in Baden das Landvolk

mit Eifer und Erfolg. Zunächst verband er sich dabei mit den Konservativen, bald aber wurde er diesen selbst gefährlich, da er sie an Skrupellosigkeit und Rührigkeit der Agitation doch bei weitem übertraf; durch Aufnahme agrarischer Forderungen oder der Fürsorge für die Erhaltung der Handwerker wußte er sein ursprünglich wesentlich negatives Programm positiv zu ergänzen und vielen mundgerecht zu machen. Bei den Reichstagswahlen von 1898 haben es die verschiedenen Schattierungen der Antisemiten oder, wie sie sich lieber heißen, die Deutsch-Nationalen auf 244000 Stimmen und 12 Abgeordnete gebracht.

Man wird nicht leugnen können, daß die Juden allerlei Schuld auf sich geladen und zu Haß und Mißachtung oft wirklichen Anlaß gegeben haben — durch Wucher an der Börse und auf dem Land, durch die Frechheit jüdischer Journalisten und die cliquenhafte Zudringlichkeit und Betriebsamkeit in wissenschaftlichen und akademischen Verhältnissen. Dagegen Front zu machen haben wir alles Recht. Aber so wie sie inszeniert, vergröbert und verallgemeinert wurde, ist die antisemitische Bewegung für uns Deutsche doch eine einzige große Schande: sie widerspricht unserem auf Toleranz gestellten Wesen, ist unduldsam und chauvinistisch, ist maßlos und ungerecht. Und was sie will, ist nicht abzusehen: eine Petition an den Reichstag um Aufhebung der politischen Gleichberechtigung der Juden mußte abgelehnt werden, weil sie mit den Grundlagen unserer Verfassung im Widerspruch steht; und wenn man Dührings Vorschläge zur Entjudung des Volkes liest, so erkennt man, wie unmöglich und aller unserer heutigen Anschauung vom Staat und von der Stellung der Einzelnen im und zum Staat widersprechend die von ihm geforderte Ausnahmestellung der Juden wäre. Unser moderner Staat ist nicht christlich und nicht einmal ausschließlich germanisch: an seinen Rändern gehören Polen, Dänen, Franzosen zu ihm; sollte er also die paar hunderttausend Juden nicht auch noch ertragen können? Der Gedanke, die Juden selbst durch schlechte Behandlung zum Verlassen Deutschlands zu bewegen und die daran sich anschließende Bewegung der Zionisten, die auf Gründung eines national-jüdischen Staates in Palästina ausgeht, ist völlig utopistisch und anachronistisch und stört nur den längst

schon mit Erfolg eingeleiteten Assimilationsprozeß. Und so bleibt doch nichts als Haß und Neid, darauf aber baut man keine Partei, die Bestand hat, nicht einmal einen studentischen Verein, und damit treibt man keine ersprießliche Politik. Wie unvornehm aber die ganze Bewegung ist, das zeigt schon der eine Name — Ahlwardt, dem sogar die akademische Jugend in Berlin eine Zeitlang als „dem Rektor aller Deutschen" zugejubelt hat; der Prozeß wegen der von der Firma Löwe gelieferten „Judenflinten" hat bewiesen, wie unsubstantiiert und leichtfertig antisemitische Beschuldigungen in die Welt geschleudert werden. Daß sie aber in ihrer Skrupellosigkeit auch im höchsten Grade gefährlich ist, das ließ der Mordprozeß Buschhoff in Xanten in furchtbarer Deutlichkeit erkennen: wenn die Ungarn in Tisza Eszlar an das Märchen glauben, daß Juden Kinder an sich locken und stehlen, um sie zu schlachten und ihr Blut zu rituellen Zwecken zu verwenden, so rechnen wir das billig zu „Halbasien"; wenn aber dasselbe auch in Deutschland geglaubt und dadurch deutsche Städte in Aufruhr und deutsche Gerichte in Bewegung gesetzt werden, dann verhüllt der Genius unseres doch auch an Lessing großgewordenen Volkes beschämt sein Haupt. Kommt es gar wie in dem pommerschen Neustettin zu Volksausschreitungen, so ist es an der Zeit, daß die ganze Bewegung als grober Unfug betrachtet und behandelt wird. Und wenn wir heute mit ansehen, wie in Frankreich der Antisemitismus im Bund mit den konservativen Mächten des Klerikalismus und Militarismus durch Lüge und Fälschung, durch brutale Drohungen und hochverräterische Maschenschaften die Gerechtigkeit niederschreit, das Volk in atemlose Aufregung versetzt und den Staat an den Rand des Verderbens führt, so ist auch das für uns eine Warnung, wohin wir es nicht kommen lassen dürfen. Treitschke freilich, den man für die Ausbreitung des Antisemitismus in den Kreisen der akademisch Gebildeten besonders verantwortlich machen muß, hat beim Tode Kaiser Friedrichs geglaubt es aussprechen zu dürfen: dieser habe die Fühlung mit seiner gewaltig aufstrebenden Zeit verloren, weil er für die antisemitische Bewegung nur Worte zornigen Tadels gehabt habe. Es war dies ein trauriges Zeichen dafür, daß wir uns in dieser Frage hin und

her nicht mehr verstehen; denn wir anderen rechneten diese Worte gerade zu den erfreulichsten Kundgebungen des kaiserlichen Dulders.

Aber auch auf das Judentum selbst hat der Antisemitismus ungünstig gewirkt. Was in tausend Jahren an den Juden gefehlt worden ist, konnte natürlich in dreißig und vierzig Jahren nicht mit einem Male gut werden; und doch war die Verschmelzung und Angleichung des jüdischen und deutschen Wesens auf dem besten Wege; möglich ist sie nur durch das Aufgehen der 600000 Juden unter den 52 Millionen Deutschen; dieser Prozeß aber wurde gestört und gehemmt durch die Feindseligkeit des Antisemitismus. Die obere Schicht — ich meine damit gerade die gebildetsten und edelsten Vertreter des Judentums — war auf dem besten Weg ganz deutsch zu werden und deutsch zu fühlen; auch im Übertritt zum Christentum sahen manche nur noch die äußere Besiegelung dieses Verhältnisses. Jetzt traten auch sie wieder einen Schritt zurück, fühlten sich solidarisch mit ihren verfolgten Glaubens- und Stammesgenossen, und heute ist der Übertritt eines Juden zum Christentum keine indifferente, sondern — ganz besondere Fälle abgerechnet — eine recht verächtliche Sache. So hat der Antisemitismus die Kluft, die sich langsam zu schließen anfing, aufs neue wieder aufgerissen und erweitert und damit gerade das Gegenteil von dem erreicht, was er anzustreben vorgab. Er hat bis jetzt fast nur zersetzend, fast nirgends wirklich reinigend und aufbauend gewirkt, und deshalb kann ich ihn nicht zu den gesunden, sondern nur zu den Krankheitssymptomen unserer Zeit rechnen. Was heute in Frankreich geschieht, bestätigt dieses Urteil auch für uns.

Auch das ist nicht erfreulich, daß sich durch ihn das deutsche Parteiwesen noch mehr zerklüftet und innerlich gespalten hat. Nicht weniger als drei neue Parteien haben sich aus ihm herausgebildet. Die Deutsch-Socialen haben den antisemitischen Charakter am reinsten bewahrt; das Sociale war hier ursprünglich nur der Kampf gegen Börse und jüdischen Kapitalismus, gegen Wucher und jüdische Geschäftsgebarung; mit Recht konnte die Socialdemokratie auf die Inkonsequenz und Halbheit hinweisen, womit hier der Kapitalismus nur da bekämpft werden sollte, wo er jüdisch, nicht da wo er überhaupt verwerflich war; allmählich haben sie sich

aber neben dem Schutz der bäuerlichen Kreise gegen den Wucher doch auch positiv des Mittelstandes anzunehmen gesucht, wobei es aber doch fraglich ist, ob sie sich damit nicht ganz besonders rückständig zeigen und einer durch den Großbetrieb mit dem Untergang bedrohten Mittelklasse vergebliche Dienste leisten wollen; doch giebt es auch unter den Vertretern der Staatswissenschaft einzelne wie Julius Wolf, die die Aussichten des Mittelstandes mit günstigeren Augen ansehen und sich dafür auf die Statistik berufen.

Die älteste Fraktion der antisemitischen Partei ist die von Stöcker gegründete christlich-sociale; hier war das Sociale wirklich ernsthaft gemeint, der Antisemitismus in der Berliner Bewegung mehr nur Mittel zum Zweck der Agitation. Allein die Verquickung beider Tendenzen schadete der ersteren, und der antisemitische Einschlag ließ das christliche Element doch nur in der unreinsten Erscheinungsform des Hasses und der Intoleranz zum Ausdruck kommen. So war das Positive daran mehr nur eine Wirkung des unter den Gebildeten sich ausbreitenden Socialismus und der rückläufigen Strömung, die dem Kirchlich-Religiösen auch sonst wohl zu gute kam. Allein trotzdem, wie sehr das Christliche die werbende Kraft für die Massen verloren hat, geht doch deutlich daraus hervor, daß der Führer der jüngeren Christlich-Socialen, der schon genannte Pfarrer Naumann diese von Stöcker und den Alten loslöste und bei Neugründung seines Vereins das Christliche aus dem Namen und fast gar auch aus dem Programm hat streichen müssen: es soll nur noch als „Stimmung" mitschwingen und wird auch als solche nur noch als rudimentärer Rest von der ursprünglichen Herkunft dieser Partei und als Konnivenz gegen die vielen geistlichen Mitglieder derselben weitergeführt. Aber auch das Nationale hat sich in den Kreisen dieser National-Socialen gewandelt. Es bedeutete anfangs soviel wie antisemitisch und germanisch im Sinne des Vereins deutscher Studenten. Heute trägt man kein Bedenken, sogar Juden in den Verein aufzunehmen, weil eben weder das Christliche noch das Nationale mehr im Vordergrund steht, sondern das Sociale, das in der Person Naumanns eine so wuchtige Vertretung findet.

Antisemitisch wurden aber unter dem Einfluß der weite

Kreise so oder so erfassenden Bewegung auch viele einzelnen Mitglieder der alten Parteien, so in Oberhessen und Baden in völliger Verleugnung ihres Liberalismus manche Nationalliberale, und antisemitisch wurde vor allem die ganze konservative Partei. Ihr lag der Antisemitismus allerdings schon von Alters her im Blut, die Emanzipation der Juden war ihr eine liberale, also verwerfliche Errungenschaft, der Junker sah auf den Juden mit tiefer Verachtung herab; daß sie dem Juden Stahl das geistige Kapital, womit sie wirtschafteten, zu verdanken hatten, hatten sie längst vergessen. So begrüßten und unterstützten sie die Antisemiten um so mehr als Bundesgenossen, als diese ihnen an agitatorischer und demagogischer Skrupellosigkeit und Anpassungsfähigkeit doch bei weitem überlegen waren; mit ihrer Hilfe ist einst Ahlwardt in Friedeberg-Arnswalde gewählt worden. Auf dem Tivolitag in Berlin im Februar 1893 ist diese antisemitische Stimmung der Konservativen ganz besonders energisch und unverblümt zur Aussprache gekommen. Allein die schönen Verbrüderungstage dauerten nur kurz. Die Antisemiten machten bald gerade in konservativen Wahlkreisen ihre Geschäfte, und Schützlinge wie Ahlwardt blamierten die Partei der Edelsten der Nation doch allzu offenkundig. So wirkte auch hier der Antisemitismus nur zersetzend.

Die Agrarier.

Deshalb thaten die Konservativen wohl daran, diese antisemitischen Allüren rasch wieder aufzugeben, und sie konnten dies um so mehr, als sich ihnen eine andere Bewegung zur Hilfe darbot, die agrarische. Je mehr Deutschland ein Industriestaat wurde und in den Weltverkehr eintrat, desto mehr fühlte sich die Landwirtschaft benachteiligt: nicht nur aus Österreich und Rußland, sondern bald auch aus Amerika und Indien kam Getreide oder Fleisch und drückte die Preise; der Wert des Geldes sank, die zu teuer erworbenen Güter rentierten nicht mehr in der alten Weise und erlaubten nicht mehr dasselbe sorgenlose und behagliche Leben wie früher; die Freizügigkeit und die leichte Möglichkeit des Wanderns und Reisens lockte die von ihren Gutsherrn schlecht gehaltenen ländlichen Arbeiter in Scharen in die großen Städte, deren An-

nehmlichkeiten sie auch als Soldaten kennen lernten. Das erschwerte und verteuerte den Grundbesitzern die Bewirtschaftung ihrer Güter und erzeugte wirkliche Schwierigkeiten und Notstände. Daraus ergaben sich die agrarischen Forderungen von selbst: Schutzzölle für die Landwirtschaft und deshalb Bekämpfung der besonders auf die Industrie Rücksicht nehmenden Handelsverträge, vor allem des russischen; Beseitigung der Goldwährung und Einführung der Doppelwährung als wirksamsten Schutz gegen den Rückgang des Preises der landwirtschaftlichen Erzeugnisse; Beschränkung der Freizügigkeit oder vorsichtiger gesprochen: „der Auswüchse“ derselben. Noch einen Schritt weiter ging der Graf Kanitz. Er verlangte in seinem viel genannten Antrag vom April 1894 Verstaatlichung des Ein- und Verkaufs des zum Verbrauch im Zollgebiet bestimmten ausländischen Getreides und Feststellung eines Minimalpreises, und wandte so den socialistischen Gedanken der Staatshilfe ganz direkt auf die Landwirtschaft an. Wo aber derartige große Mittel einstweilen nicht durchzusetzen waren, da begnügte man sich mit den kleinen Mitteln wie Tarifänderung, Steuererleichterung, Margarinegesetz, Erschwerung der Vieheinfuhr unter dem Vorwand der Seuchengefahr und dergleichen, bereitete sich zu neuem Sturmlauf auf die Handelsverträge vor, beseitigte den Terminhandel oder bekämpfte die im Interesse der Industrie zu erbauenden Kanäle. Alles das geschah mit viel Aufwand von Geschrei, Drohung und Agitation, und man sah mit Staunen, wie demagogisch konservative Führer hierbei zu Werke gingen. Verwunderlich war das Verhalten der Regierung, die auch hier wieder zwischen Weltmachtpolitik und dem damit unvereinbaren Liebäugeln mit den Agrariern unklar hin und her schwankte. Aber je nachgiebiger sie sich unter Miquels Führung gegen diese Forderungen zeigte, desto begehrlicher wurden die Agrarier. Gewiß haben sie ein Recht zu verlangen, daß der Staat auch der Landwirtschaft gedenke, und gewiß liegt es im Interesse des deutschen Staates, den Übergang vom Ackerbau- in den Industriestaat sich so schonend als möglich vollziehen zu lassen; aber auf Kosten der Konsumenten, zu denen doch alle Fabrikarbeiter und kleinen Leute, auch die kleinen Bauern mit gehören, den großen und vor allem

den Rittergutsbesitzern Vorteile zu verschaffen ist keine Gerechtigkeit, und alles unter den Gesichtspunkt von Teilinteressen stellen wollen heißt den Staat als Ganzes aufheben. Merkwürdigerweise begaben sich auch die Nationalliberalen, deren Stärke und Wählerkreise ganz wo anders liegen, vielfach in Abhängigkeit von dieser agrarischen Bewegung. Bei den Reichstagswahlen von 1898 erwies sich jedoch diese Rechnung für sie zum mindesten nicht gewinnbringend; und überhaupt haben diese Wahlen den Bund der Landwirte weit einflußloser erscheinen lassen, als man nach seinem lauten Wesen es sich vorgestellt hatte; nur in Bayern that er dem Centrum erheblichen Abbruch.

In dem Agrariertum steckt nicht bloß um der demagogischen Form willen, sondern auch sachlich ein socialistischer Kern, der Antrag Kanitz beweist das; und unschwer ist zu erkennen, daß dadurch vielfach nur die bäuerlichen Schichten aufgewühlt werden, um dann später, wenn sie einsehen, daß nicht für sie, sondern wesentlich nur für den ostelbischen Großgrundbesitz gesorgt wird, in das Lager der Socialdemokratie überzugehen. Denn das ist das Charakteristische für die letzten beiden Jahrzehnte des Jahrhunderts, daß sozusagen alle Wege zum Socialismus führen, unter dessen Zeichen wir stehen oder bis vor kurzem noch ausschließlich gestanden haben. Das wissen wir schon und werden es namentlich bei der Besprechung der litterarischen Bewegung noch einmal deutlich sehen. Selbst ein Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident konnte konstatieren, daß er jede Gesetzesvorlage auf ihre Wirkung auf die Socialdemokratie, d. h. also auf ihren socialpolitischen Charakter hin ansehe. Das erfreulichste daran war, daß jeder sich social bethätigen wollte, wenn dabei auch allerlei Dilettantismus mit unterlief; das schlimmste war, daß man das Wort „social" vielfach vergeblich im Munde führte und allerlei übles Scheinwesen damit trieb. Die eigentliche Gefahr lag aber tiefer.

Die Frauenfrage.

Doch ehe wir dazu übergehen, haben wir von einer Seite der socialen Frage zu reden, die, immer schon latent, jetzt erst zur vollen Entfaltung kommt, man kann sie, die selbst wieder weit-

verzweigt ist, unter dem Namen der Frauenfrage zusammenfassen. In den vorangehenden Jahrhunderten hat es eine solche nicht gegeben. In der Zeit des Absolutismus und aufgeklärten Despotismus war der Mann im Haus auch der unbeschränkte Herrscher, immer Despot, aufgeklärt nur zuweilen; auch mit der stillen Herrschaft der Frauen war es nicht weit her so wenig als mit ihrer Bildung, es waren vorwiegend männliche Zeiten; Maria Theresia und Katharina II. galten nicht nur als Ausnahmen, sie waren es auch. Auch die französische Revolution brachte darin zunächst keine Änderung, obwohl in Frankreich die Frau schon vorher in der Gesellschaft mehr zu bedeuten hatte. Wenn Fr. Schlegel recht gesehen hat, daß neben der französischen Revolution und Fichtes Wissenschaftslehre Goethes Wilhelm Meister zu den drei großen Tendenzen des ausgehenden Jahrhunderts gehöre, so dürfen wir fraglos auch für die Stellung der Frau diesen Roman und überhaupt Goethes Stellung zu den Frauen für epochemachend ansehen. Zunächst in Hermann und Dorothea das Wort:

Dienen lerne beizeiten das Weib nach ihrer Bestimmung:
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andre.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt und leben mag nur in andern!
Denn als Mutter fürwahr bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Kranke weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehn.

Dann der Gretchentypus:

Ich weiß zu gut, daß solch erfahrnen Mann
Mein arm Gespräch nicht unterhalten kann.
— — — — — — — — —
Bin doch ein arm unwissend Kind,

den ja Ausländer häufig für den deutschen Frauentypus halten. Daneben aber nun die aus Goethes persönlichstem Erleben mit

Frau von Stein herstammenden hohen, führenden Frauengestalten voll reichen inneren Lebens, mit einem dem Manne durchaus ebenbürtigen geistigen Gehalt und Eigenwert. Den Übergang bildet Iphigenie. Erst:

Wie enggebunden ist des Weibes Glück,

dann die Frage:

Hat denn zur unerhörten That der Mann
Allein das Recht?

und endlich:

— — es ziemt
Dem edeln Mann, der Frauen Wert zu achten.

Und darauf in vollem Ton das hohe Lied der Bildung in Tasso:

Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.

Der ganze Reichtum aber breitet sich in Wilhelm Meister aus — Mignon und Philine, Aurelie und die schöne Seele (Fräulein von Klettenberg), Therese und Natalie; und noch moderner weil komplizierter in den Wahlverwandtschaften Charlotte und Ottilie. Hier kommt auch das Problem der Frauenerziehung und Frauenbildung zu fast didaktischer Aussprache.

Wie arm ist dagegen in diesem Punkte Schiller! Ihm gelingt das Weib als Heroine des Handelns oder des Leidens, im Wallenstein und in der Jungfrau, in der Maria Stuart und in der Braut von Messina, und sie gelingt ihm als Hausfrau und Mutter im Tell und in der Glocke. Dagegen fehlt es seiner Amalie und Luise Millerin, seiner Thekla und Bertha an Kraft und Leben, sie haben einen Stich ins ungesund Sentimentale. Und sentimental sind auch die Frauen Jean Pauls, das Ungesunde, das er wie vor ihm Schiller im Gegensatz zu Frau von Stein bei Frau von Kalb kennen lernte, hat er nicht überwunden; den Typus der genialischen Titanide mit der hohen heißen Seele hat er von ihr und Emilie von Berlepsch.

Aber nicht an die aufgeregten Frauenzimmer, die sich um Jean Paul anbetend scharten, sondern an Goethes Dichtungen schloß sich im Leben ein Neues an. Die geistreichen Jüdinnen in Berlin, Dorothea Veit, Henriette Herz und Rahel, später Varn-

hagens Frau, waren die ersten Frauen Deutschlands, welche gebildet und geistreich zu sein für Recht und Pflicht der Frau erkannten; und daß man nicht meine, das sei nur jüdisch, füge ich gleich noch Karoline Schlegel hinzu, fraglos die geistreichste Frau, die Deutschland je besessen, aber daneben „Dame Lucifer" und mit der Monogamie doch auf allzu gespanntem Fuße lebend. Sie alle gehören dem romantischen Kreise an, das Glaubensbekenntnis desselben, soweit es sich auf die Frauen bezieht, hat Schleiermacher, der Freund von Henriette Herz in seiner Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen so zusammengefaßt: „Die zehn Gebote. 1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm: aber du sollst Freundin sein können, ohne in das Kolorit der Liebe zu spielen und zu kokettieren oder anzubeten. 2. Du sollst dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbstgeträumten oder phantasierten; sondern du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle. 3. Du sollst von den Heiligtümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn die wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht und sich hingiebt für Geschenke und Gaben, oder um nur in Ruhe und Frieden Mutter zu werden. 4. Merke auf den Sabbat deines Herzens, daß du ihn feierst, und wenn sie dich halten, so mache dich frei oder gehe zu grunde. 5. Ehre die Eigentümlichkeit und die Willkür deiner Kinder, auf daß es ihnen wohl gehe und sie kräftig leben auf Erden. 6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen. 7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden müßte. 8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo du nicht liebst. 9. Du sollst nicht falsch Zeugnis ablegen für die Männer; du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken. 10. Laß dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Wissenschaft und Ehre. — Der Glaube. 1. Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm. 2. Ich glaube, daß ich nicht lebe, um zu gehorchen oder um mich zu zerstreuen, sondern um zu sein

und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen. 3. Ich glaube an Begeisterung und Tugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterland, an vergangene Größe und künftige Veredelung".

Das Bedeutsamste an diesen Frauen aber war, daß sie wirklich nach der Männer Bildung und Kunst sich gelüsten ließen, mit ihnen die tiefsten philosophischen und ästhetischen Fragen besprachen, an ihren Arbeiten beratenden und thätigen Anteil nahmen und selbst vielfach auch als Schriftstellerinnen sich vor die Öffentlichkeit wagten. Darüber hat Rahels Bruder Ludwig Robert einmal die launigen Verse gemacht:

Soll ein Weib wohl Bücher schreiben?
Oder soll sie's lassen bleiben?
Schreiben soll sie, wenn sie kann,
Oder wenn es wünscht ihr Mann,
Und befiehlt er's gar ihr an,
Ist es eheliche Pflicht;
Aber schreiben soll sie nicht,
Wenn es ihr an Stoff gebricht,
Oder an gehör'ger Zeit,
Oder gar an Fähigkeit.
Schreiben soll sie früh und spät,
Wenn es für die Armut geht,
Wenn sie sonst was Schlechtes thät';
Aber schreiben soll sie nie,
Wenn durch ihre Phantasie
Leidet die Ökonomie.
Und nun sag ich noch zum Schluß:
Lebt in ihr der Genius,
Wird sie schreiben, weil sie muß.

Wirksamer als die Rahel aber hat keine diesem Typus der geistreichen Frau Geltung und Anerkennung verschafft: ihre Briefe und ihr Salon machten dafür Propaganda.

Allein einstweilen war das alles doch nur Episode. Die Romantik, welche in Schlegels Lucinde so frech und in Schleiermachers Vertrauten Briefen über dieses Buch so überfein für Frauenemanzipation eingetreten und sie fast nach dem Rezept:

Wir wollen unſere Weiber tauſchen
Und alles ſoll gemeinſam ſein,

ins Leben eingeführt hatte, verließ bald faſt muckeriſch engherzig dieſe Pfade. Indem ſie mit ihren Idealen zum ſechzehnten Jahrhundert und in das Mittelalter zurückging, fing ſie an Frömmigkeit und Schlichtheit, Keuſchheit und Hausmütterlichkeit an der Frau zu preiſen und verleugnete damit alles bisherige als Irrtum und Sünde. Dazu trug die religiös-katholiſierende Stimmung der ſpäteren Romantik das ihrige bei, und die Zeit der Kriegs- und Notjahre ſtellte an die Frauen ohnedies auch andere Anforderungen. Die Heldenjungfrau, die in Männerkleidern mit ins Feld zog, das deutſche Mädchen, das ſeinen Schmuck und ſeine Haare dem Vaterland zum Opfer brachte, das Wunden heilende Weib, das in Lazaretten Dienſte that und zu Haus die unſcheinbare Arbeit beſorgte und für die Helden draußen betete, — das war nun das Ideal, für ſolche deutſche Frauen ſchwärmte die chriſtgermaniſche Jugend.

Erſt in den dreißiger Jahren wurde das wieder anders. Das junge Deutſchland knüpfte gewiſſermaßen wieder an die Anfänge der Romantik an, und Rahel und Bettina bildeten ein lebendiges Band zwiſchen dieſen beiden Perioden. Als Gutzkow Schleiermachers Vertraute Briefe über die Lucinde herausgab, entwickelte er in der Vorrede dazu und im Anſchluß an ſie das Programm dafür. Die Emanzipation der Ehe von der Kirche iſt das eine, das Recht der Töchter der gebildeten Stände „ſich ihr Eheglück frei und einſichtsvoll und geſund zu geſtalten“ das andere. Schleiermacher hatte geſchrieben: „auch in der Liebe muß es vorläufige Verſuche geben, aus denen nichts Bleibendes entſteht, von denen aber jeder etwas beiträgt, um das Gefühl beſtimmter und die Ausſicht auf die Liebe größer und herrlicher zu machen. Laß dir alſo darin die unbeſchränkteſte Freiheit und ſorge nur, einen reinen Sinn und ein zartes Gefühl dafür zu behalten, was ein Verſuch iſt, damit du nicht einen ſolchen, der beſtimmt iſt Verſuch zu bleiben, durch die Hingebung feſthältſt und ſanktionierſt, die ihrer Natur nach das Ende des ſchülerhaften Verſuchens und der Anfang eines Zuſtandes wahrer und dauernder Liebe ſein ſoll“. Das erhob

nun Gutzkow, wie Prölß richtig sagt, „zur Forderung einer socialen Reform“: ein solches Festhalten an der ersten Liebe führe zu jenen schon „im Brautstand verkümmerten Ehen, jenen Wasserſuppen-hochzeiten und der ganzen Misère ordinärer Kindererzeugung und schimmlichter Broderwerbung“. Und umgekehrt verlangen die Männer, daß sie „die Liebe immer aus erster Hand bekommen, und daß ihre Wahl erst da Augen für die Männer gehabt haben soll, als er welche für sie hatte“; deshalb darf auch das Mädchen „so wenig wie möglich Biographie haben“, ehe sie sich verheiratet. Dabei verkümmere viel frisches Empfinden und der Charakter der Liebe werde schon im Keime verdorben. Dem gegenüber ruft er zu einer Reform auf mit den freilich stark mißverständlichen Worten: „Schämet euch der Leidenschaft nicht und nehmt das Sittliche nicht wie eine Institution des Staats! Vor allen Dingen aber denkt über die Methodik der Liebe nach und heiliget euren Willen dadurch, daß ihr ihn frei macht zur freien Wahl! Der einzige Priester, der die Herzen traue, sei ein entzückender Augenblick, nicht die Kirche mit ihrer Ceremonie und ihren gescheitelten Dienern. Die Sittlich-keit im Verkehr der Geschlechter, wenn ihn die Liebe heiligt, hängt am schlechtesten mit der Gewohnheit zusammen, welche auch immer das Gewöhnliche ist.“ Und seine „Wally“ konnte den schlimmsten Mißverständnissen nur neuen Vorschub leisten. Hier berührte sich in bedenklich naher Weise der Kampf des jungen Deutschland um die Emanzipation der Frauen mit der Emanzipation des Fleisches; es konnte scheinen, als handle es sich bei jener nur um diese. Und bedenklich war auch die durch Heine vermittelte Abhängigkeit vom St. Simonismus oder vielmehr von den Cynismen Enfantins, der unter der Rehabilitation des Fleisches in der That die freie Liebe und Weiber- und Männergemeinschaft verstand. Gerade hier aber haben Frauen wie Bettina und vor allem wieder Rahel ermäßigend und reinigend auf die Bewegung eingewirkt, sie wollten nicht Bruch, sondern „organische Fortentwickelung des in Sitte und Brauch gegebenen“ und verlangten nicht sowohl Emanzipation des Fleisches, sondern der Frau, für sie wie für den Mann das Recht der Selbst-bestimmung und freien Bethätigung auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Daß aber daneben jene andere sinnliche Seite doch nicht

aufhörte eine Rolle zu spielen, verdankte man im weiteren wiederum französischen Einflüssen, den Romanen der George Sand, die den Schein erweckten, als gehe es gegen die Ehe überhaupt und nicht bloß gegen eine in der Gesellschaft verkümmerte und die Rechte des Herzens beeinträchtigende Form derselben. Ida Hahn-Hahn hat sie fraglos so mißverstanden, während Fanny Lewald in den Bahnen der Rahel weiterging, nur freilich frei von aller Romantik, nüchtern und verständig, eben darum aber auch als Romanschriftstellerin nicht von der vollen Wirkung, die sie verdient.

Das Jahr 1848 hat zwar auch die Frauen mit in den Strudel seiner Bewegung hineingezogen, aber nicht um für sie besondere Rechte zu fordern, sondern nur als Teilnehmerinnen an den Kämpfen der Männer. Vor allem auf radikaler Seite thaten sich manche Frauen hervor wie Frau Struve und Frau Herwegh, und dabei zeigten sie sich vielfach heißblütiger und leidenschaftlicher, auch wohl mutiger als die Männer. Aber auch von dem Martyrium jener Jahre haben sie reichlich ihren Teil bekommen, ich nenne nur Johanna Kinkel, die große Dulderin, und Malwida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin", welche für ihren politischen und religiösen Liberalismus den Bruch mit dem Elternhaus in schwerster Form auf sich nahm. Wie die Reaktion auch die Frauen mit traf, zeigt das Verbot der Fröbelschen Kindergärten durch Herrn von Raumer in Preußen im Jahre 1851: sie galten als socialistisch und atheistisch. Nun hatte Fröbel die Frauen für besonders geeignet erklärt zur Leitung solcher Kindergärten, weil Kindheit und Frauengemüt, Kinderpflege und weibliches Herz zusammengehören; also traf auch sie, vor allem die begeisterte Frau von Marenholtz das staatliche Verbot; und ebensowenig ließ die Reaktion die von Fröbel allerdings in demokratischem Geiste gegründete und geleitete „Hochschule für das weibliche Geschlecht" zu Hamburg aufkommen. Für derartige Bestrebungen war in dieser Zeit überhaupt kein Raum, selbst Liebeswerke sollte die Frau nur im kirchlichen Rahmen üben dürfen.

Während aber so das Emanzipationsstreben der Frauen als politisch und religiös verdächtig gebrandmarkt war, regten sich in ganz anderen Regionen neue Bestrebungen zur Hebung der Frau,

auf dem Gebiet der Fabrikarbeit. In den oberen Schichten war die Frauenfrage bis dahin wesentlich eine Ehe- und Bildungsfrage gewesen, hier dagegen handelte es sich zunächst um das äußere Los der Fabrikarbeiterin. Der Mann, der eben genug für sich verdiente, war, um Frau und Kinder zu erhalten, genötigt, auch diese in die Fabrik zu schicken. Und die Folge davon war, daß der Lohn noch mehr herabgedrückt wurde und das Familienleben sich auflöste. Gewisse Arbeiten können von Frauen und Kindern ebenso gut besorgt werden als von Männern. Frauenarbeit aber war wie Kinderarbeit „selbstverständlich" billiger, daher griff der Fabrikant lieber nach diesen kleineren und schwächeren Händen; überdies ließ die größere Anstelligkeit der Frauen, ihr Schönheitssinn und Geschmack, ihre geringere Widerstandsfähigkeit und das geduldige Hinnehmen der gesteigerten Anforderungen der Unternehmer diesen die Frauenarbeit vorteilhafter erscheinen. So machten die Kinder den Eltern, die Frauen den Männern eine erfolgreiche Konkurrenz, und was zunächst diesen den Kampf ums Dasein hatte erleichtern sollen, erschwerte ihn vielmehr beiden Teilen. Die schlimmste Folge dieser immer mehr sich ausdehnenden Beschäftigung von Frauen und Kindern in fast allen Zweigen der Industrie- und Fabrikthätigkeit war aber die physische und moralische Degeneration der Bevölkerung. Durch Kindersterblichkeit und vielfaches Siechtum der Mütter rächte sich die Natur für die Vernachlässigung der ersten Familienpflichten. Und ebenso konnte von Besorgung des Hauswesens und Erziehung der heranwachsenden Kinder bei einer den ganzen Tag in der Fabrik beschäftigten Frau keine Rede sein. Das Resultat war: die Frau vor der Zeit verblüht und vergrämt, die Kinder körperlich und geistig verwahrlost, namentlich die Mädchen ohne Anleitung zur Hausarbeit und ohne Vorbild für häusliche Tugenden und Pflichten, der Mann angewidert vom Elend und der Schlamperei im eigenen Haus ein Kunde des Wirtshauses und dem Laster des Alkohols verfallen und zu Haus ein Wüterich, der in trunkener Roheit Frau und Kinder prügelte. Das war die Ehe und das Familienleben von vielen Arbeitern.

Dieser Zustand schrie nicht allein zum Himmel, er zehrte auch am Mark des Volkes, darum heischte schon die Selbsterhaltung der

Nation und ihrer Volkskraft dringend Abhilfe, der Staat mußte einschreiten. Und so werden gerade diese Verhältnisse fast überall zum Ausgangspunkt der socialpolitischen Gesetzgebung; doch wagte man sich nach der manchesterlichen Auffassung zunächst nur an Beschränkung und Verbot der Kinderarbeit, da diese sich nicht selbst zu schützen wissen. Allmählich aber drang auch hier der staatssocialistische Gedanke durch, daß auch für die Frauen im Interesse der Moral, der gefährdeten Nachkommenschaft und der zu besorgenden Hauswirtschaft besondere Schutzvorschriften von Seiten des Staates erlassen werden müssen: denn was einsichtige und wackere Fabrikanten aus eigener Initiative schon vorher gethan und was Gemeinden und die Privatwohlthätigkeit im Bunde mit ihnen, namentlich in der Wohnungsfrage und in Einrichtungen für körperliche Pflege, Bewahrung, Erziehung und Schulung der Kinder geleistet hatten, reichte doch bei weitem nicht aus.

In dieser Schutzgesetzgebung für weibliche Arbeiter, wie sie heute neben England, Österreich und der Schweiz besonders in Deutschland ausgebildet ist, kommt angesichts der auf allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit immer mehr zunehmenden Verwendung von Frauen der Gedanke zur Anerkennung, daß die Frauen eigenartige Aufgaben und Pflichten haben und daher bei bestimmten Anlässen und zu bestimmten Zwecken entlastet werden müssen, oder anders ausgedrückt: Männer und Frauen bildeten hier lange Zeit hindurch und bilden teilweise noch eine gleichartige Masse von „Händen"; da handelt es sich nun darum, diese Masse zu gliedern und zu differenzieren und die thatsächlich vorhandene und in den Geschlechtsfunktionen natürlich begründete Differenz zwischen Mann und Frau auch in der Gestaltung der Verhältnisse zum Ausdruck und zur Geltung zu bringen. Eine Reihe von Wünschen sind freilich auch nach dem Gesetz vom 1. Juni 1891 noch unbefriedigt geblieben, so vor allem fehlt noch fast überall das Institut weiblicher Fabrikinspektoren, bei denen die Arbeiterinnen auf besseres Verständnis auch in peinlichen Situationen rechnen können. Und ebenso ist ihr Koalitionsrecht mehr noch als das der männlichen Arbeiter beschränkt, wodurch sie gehindert sind ihre Standesinteressen selbst zu vertreten. Daher müssen überall da, wo es sich um gesetzlichen

Schutz und Erweiterung ihrer Rechte handelt, Männer für sie eintreten, und an solchen fehlt es auch nicht: soweit die Frauenfrage ein Stück der socialen oder Arbeiterfrage überhaupt ist, sind es natürlich in erster Linie die Socialdemokraten, die sich ihrer annehmen — ich nenne vor allem Bebel und sein Buch „die Frau und der Socialismus".

Allein eben diese Notwendigkeit sich durch Männer vertreten zu lassen, führt auf eine zweite Seite dieser Frauenfrage: die rechtlich und politisch inferiore Stellung der Frauen überhaupt, die in gewisser Beziehung bis zur vollen Rechtlosigkeit gesteigert ist. Hier sind es vor allem die gebildeten Frauen, welche dagegen angehen: so weit, das aktive und passive Wahlrecht in Staat und Reich, in Gemeinde und Kirche für sich zu begehren, wagen sich nur die wenigsten vor. Das überlassen sie einstweilen noch einzelnen besonders vorgeschrittenen Staaten Nordamerikas und Australiens und der Zukunft; Ziel bleibt es freilich. Aber neben dem Institut der weiblichen Fabrikinspektoren etwa die Beteiligung der Frauen bei den Wahlen zu lokalen Schulaufsichtsbehörden oder die Anstellung von Polizeimatronen oder ihre Mitarbeit bei Arbeiterschiedsgerichten und Verwaltung von Arbeiterkassen ihnen zu gewähren, das wäre doch wahrlich weder gefährlich noch unbillig und ist schon zur Erziehung der Frau fürs öffentliche Leben dringend notwendig. Und ebenso fühlten sich die Frauen bei den Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches über Ehe und Vermögensverwaltung benachteiligt; doch war hier ihre Agitation zur Erlangung besserer Bestimmungen vergeblich. Und vergeblich ist einstweilen auch noch das doch so berechtigte Verlangen nach gleicher Behandlung von Mann und Frau in den gesetzlichen Bestimmungen über Prostitution und geschlechtliche Krankheiten. Hier ist überhaupt einer der wundesten Punkte in unserer vielfach so miserabeln Gesellschaftsmoral.

Sind an diesem zweiten Punkt alle Frauen gleichmäßig beteiligt, wenn auch die Vorkämpferinnen für Erweiterung der politischen und bürgerlichen Rechte vornehmlich den gebildeten Ständen angehören, so sind diese fast ausschließlich die Trägerinnen der dritten, im Augenblick im Vordergrund stehenden Seite der Frauenfrage — der Forderung einer höheren, der männlichen

wesentlich gleichartigen Bildung, womit ja die Frauenbewegung in diesem Jahrhundert begonnen hat. Da lag scheinbar und zunächst ein großer Unterschied gegenüber der Frauenarbeiterfrage: dort handelt es sich darum, die Eigenart der Frau wieder zur Anerkennung zu bringen, aus der Arbeiterin wieder eine Frau zu machen; hier, wo die Frau faktisch und rechtlich von fast allen Gebieten der Arbeit und Erwerbsfähigkeit der Männer ferngehalten und ausgeschlossen war, sollte aus der Frau und dem Mädchen eine Arbeiterin gemacht und die durch Sitte und Kultur künstlich erweiterte Kluft zwischen dem gebildeten Mann und der gebildeten Frau sollte verkleinert werden. Es ist also zunächst eine Bildungsfrage, wie in den Zeiten der beginnenden Romantik und des jungen Deutschland: die Frau will teilhaben an der Bildung der Männer. Genau gesehen handelt es sich aber in unserer von materiellen Interessen beherrschten Zeit doch auch hier um eine Existenz- und Lebensfrage. Wiewohl durchschnittlich mehr Knaben als Mädchen zur Welt kommen — 106 auf 100 —, so gleicht sich schon im ersten Lebensjahr infolge der größeren Sterblichkeit der Knaben das Verhältnis nahezu aus, kehrt sich allmählich um und steigt mit zunehmendem Alter immer mehr zu Gunsten der Frauen, und so überwiegt in ganz Europa und speciell in Deutschland die Zahl der Frauen erheblich, in Deutschland beträgt das Plus etwa eine Million. Dazu kommt dann die Abneigung unserer jungen Männer gerade auch in den oberen Ständen gegen die Eingehung einer Ehe; sie ist teilweise in wirklichen socialen Notständen begründet, teilweise aber auch die Folge von sittlich verwerflichen Ansprüchen und Gewöhnungen dieser jüngeren Männerwelt. Zugleich hängt mit diesem Nichtheiraten-können und -wollen so vieler junger Männer ein anderer Notstand zusammen, die unser Volksleben physisch und moralisch durchseuchende Prostitution, die so viele Frauen aus Menschen zu bloßen Werkzeugen männlicher Wollust und das Wort vom europäischen Sklavenleben zu einer so grauenvollen Wahrheit macht. Aber die Hauptsache ist doch das, daß oben noch mehr als unten die Zahl der unverheirateten Frauen in beständiger Zunahme begriffen ist. Ihnen gilt es Existenz zu schaffen; das oft gehörte Wort „die Frau gehört ins Haus“ ist solange eine leere Phrase, als man nicht im stande ist, jeder

Frau einen Mann und ein Haus zu geben, und auch solange, als man es ganz natürlich findet, daß die Töchter des Volkes an der Arbeit ihrer Väter, Männer, Brüder ihr schweres Teil auf sich nehmen und nur den höheren Töchtern dieses Recht vorenthalten wird.

Unbestritten ist eigentlich nur ein Fach, das der Lehrerin. Nicht bloß als Erzieherinnen in Privathäusern, als Kindergärtnerinnen und Kinderschullehrerinnen, auch an Volksschulen und höheren Töchterschulen finden Frauen als Lehrerinnen Verwendung, und dafür sind — teilweise sogar von Staats wegen — Einrichtungen getroffen und Seminarien gegründet. Aber das reicht nicht aus, längst schon ist dieses Fach überfüllt; und überdies erhebt sich ganz besonders dringend das Verlangen nach weiblichen Ärzten. Bei spezifischen Frauenkrankheiten sperrt sich die weibliche Schamhaftigkeit nur zu oft gegen Untersuchung und Behandlung von Männern, und das mit Recht. Dazu bedarf es aber des Universitätsstudiums, und so ist heute ein Hauptgegenstand des Streites die Zulassung der Frau zu unseren Hochschulen. Natürlich läßt sich diese nicht auf die medizinische Fakultät beschränken: auch das für den Unterricht in den oberen Klassen von Töchterschulen geforderte Oberlehrerinzeugnis setzt akademisches Studium voraus. Und endlich, warum soll eine Frau nicht auch Jurisprudenz und Nationalökonomie, nicht Mathematik und Naturwissenschaften, nicht Philosophie und Theologie, zunächst einmal für sich, studieren dürfen?

Der Kampf, der sich um diese Forderungen erhob, war erst ein theoretischer: man wollte die Inferiorität der Frau als physiologisch und psychologisch begründet nachweisen. Allein weder die Berufung auf das Gewicht und die Struktur des Gehirns noch auf die Zusammensetzung des Blutes wollte verfangen; übrig blieb nur die Frage, ob die physische Kraft der Frau für die Anforderungen des Studiums ausreicht, und das läßt sich nur durch die Erfahrung erweisen, die denn auch bereits in vereinzelten Fällen zu ihren Gunsten entschieden hat, wogegen freilich auch das Wort, daß die Frau nur memoriere, nicht studiere, gefallen ist. Sagte man aber, daß die Frau deswegen nichts dem Manne Ebenbürtiges leisten könne, weil sie es bis jetzt nicht geleistet habe, so ist das

Thatsächliche zunächst einzuschränken: auch jetzt schon unter erheblich ungünstigen Bedingungen haben einzelne studierende Frauen Normales geleistet und stehen durchschnittlich hinter den männlichen Studenten an Leistung nicht zurück, übertreffen sie jedenfalls häufig an Fleiß. Daß es aber allerdings vielen Frauen an Sinn und Interesse für geistige Arbeit fehlt, daran ist nicht die weibliche Natur, sondern die übliche Erziehung unserer höheren Töchter schuld. Nach einer recht unvollständigen und oberflächlichen Schulbildung schleppt man sie durch das wilde Leben, die flache Unbedeutendheit unserer sogenannten Geselligkeit, läßt sie pflichtlos als Schmetterlinge in der Welt umherflattern und tanzen, sich putzen und zieren, flirten und kokettieren, und als geistige Nahrung haben sie französische, günstigeren Falls englische Romane oder die unter solchen Umständen geradezu schädliche und verweichlichende, weil lediglich spielerische Beschäftigung mit der Musik. Und da wundert man sich, daß so viele Frauen eitel und gefallsüchtig, kleinlich und für geistige Interessen stumpf, unlogisch und charakterlos sind! Statt aber dem entgegenzuarbeiten, verschließt man ihnen gewaltsam den Weg, der darüber hinausführt, den Weg ernster geistiger Arbeit. Während in anderen Staaten Frauen längst schon zum Universitätsstudium zugelassen werden, sträubt man sich in Deutschland noch immer dagegen: am hartnäckigsten waren lange Zeit die Universitätsprofessoren selbst, von denen heute noch viele ihre Hörsäle Frauen ganz verschließen; niemand ist konservativer als sie, nirgends werden Zöpfe länger getragen und Vorurteile später abgelegt als auf den Hochschulen. Die Regierungen sind vorsichtig und zögern mit prinzipieller Entscheidung, überlassen sogar ganz gegen ihre Gewohnheit in dieser Frage die Verantwortlichkeit gerne den einzelnen Professoren. Die Ärztetage sperren sich voll Sorge gegen die drohende Konkurrenz des schwächeren Geschlechts; ganz besonders rückständig zeigte sich der 1898 in Wiesbaden gehaltene. Die öffentliche Meinung ist geteilt: in den Parlamenten sitzt der Widerstand hauptsächlich bei der ultramontanen und konservativen Partei: das „taceat mulier“ des Apostels Paulus hat für sie etwas Bindendes. Dagegen sind es neben den Socialdemokraten vor allem die Freisinnigen, welche für die Sache eintreten. Übrigens ist der

Widerstand um so thörichter, von welcher Seite er auch ausgeht, als dieser Fortschritt ja fraglos doch kommt. Und wie inkonsequent er ist, sieht man daran, daß in Deutschland zwar weiblichen Ärzten die Praxis gestattet wird, das Studium der Medizin aber und vor allem die Zulassung zum Examen den Frauen noch versagt ist: sie müssen also ihre Ausbildung im Ausland suchen, und im Inland macht man dann von ihrem dort geholten Wissen und Können doch Gebrauch!

Geteilt ist aber auch die Meinung der Frauen selbst. Die Masse jener thörichten Jungfrauen, die auf den Bräutigam warten und ihn im Tanzsaal und auf den Spielplätzen zu ergattern suchen, und der vielen satten oder stumpfen Frauen will von der ganzen Bewegung nichts wissen: sie gilt es also für dieselbe zu gewinnen und aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln. Aber auch die der Bewegung geneigten Frauen sind geteilt: die einen beschränken sich grundsätzlich darauf, an der socialen Arbeit auf dem Gebiet der Krankenpflege und der Fürsorge für die Erziehung der Kinder und die bessere Ausbildung der schulentlassenen Mädchen teilzunehmen; nach dieser Seite hin sind besonders die vaterländischen Frauenvereine thätig, in denen sich übrigens leider viele nur aus Streberei und Rücksicht auf fürstliches Protektorat bereit finden lassen. Bei diesen letzteren gilt dann natürlich jedes darüber hinausgehende Streben für „unweiblich“. Dagegen hat es der von Louise Otto-Peters und Auguste Schmidt im Februar 1865 in Leipzig ins Leben gerufene Frauenbildungsverein von Anfang an als seine Aufgabe betrachtet, die Bildung der Frauen zu heben und ihre Gedanken auf ideale Ziele hinzulenken. Daran schloß sich noch im selben Jahr der erste deutsche Frauentag und die Gründung des allgemeinen deutschen Frauenvereins an. Das Programm desselben erklärte in seinem § 1 „die Arbeit, welche die Grundlage der ganzen neuen Gesellschaft sein soll, für eine Pflicht und Ehre des weiblichen Geschlechts“, nahm deshalb für die Frau auch „das Recht der Arbeit“ in Anspruch und hielt es für notwendig, „daß alle der weiblichen Arbeit im Wege stehenden Hindernisse entfernt werden“. Und den socialen Hintergrund im Geiste der sechziger Jahre enthüllte der § 2, der so lautete: „Wir halten es für ein unabweisbares Bedürfnis, die weib-

liche Arbeit von den Fesseln des Vorurteils, die sich von den verschiedensten Seiten gegen sie geltend machen, zu befreien. Wir halten in dieser Hinsicht neben der Agitation durch Frauenbildungsvereine und die Presse die Begründung von Produktiv-Assoziationen, welche den Frauen vorzugsweise empfohlen werden, die Errichtung von Industrieausstellungen für weibliche Arbeitserzeugnisse, die Gründung von Industrieschulen für Mädchen, die Errichtung von Mädchenherbergen, endlich aber auch die Pflege höherer wissenschaftlicher Bildung für geeignete Mittel, dem Ziele näher zu kommen". So enthielt dieses Programm vor allem diejenige Seite der Frauenfrage, welche als die sittliche und Bildungsfrage bezeichnet werden kann, „die Erziehung der Frauen zu freieren Persönlichkeiten", während andere Frauenvereine, allen voran der Letteverein, mehr an die Notlage der arbeitenden Frauen und an die Erweiterung ihrer Erwerbsthätigkeit dachten. Aber auf dem Frauentag zu Frankfurt a. M. im Jahr 1876 kam es zur Einigung zwischen beiden Gruppen, die Frauenbildungs- und die Erwerbsvereine vereinigten sich hier, und 1894 schlossen sich alle diese Bestrebungen zusammen in dem Bund deutscher Frauenvereine, der aus Anregungen von der Weltausstellung in Chicago hervorging. Als Zweck bezeichnet er „die Verbindung aller derjenigen deutschen Frauenvereine, die die Hebung des weiblichen Geschlechts auf geistigem, wirtschaftlichem, rechtlichem und socialem Gebiete anstreben, zur gemeinsamen Förderung". Noch vorher ermöglichte es eine größere Stiftung im Jahr 1888 dem Verein, auch Hand an die Gründung von Mädchengymnasien zu legen, damit die Forderung auf Zulassung des weiblichen Geschlechtes zum Universitätsstudium nicht mit Fug durch den Hinweis auf die mangelnde Vorbildung desselben abgewiesen werde. Das erste Mädchengymnasium in Karlsruhe litt freilich sofort unter dem Versuch, bei dieser Gelegenheit zugleich auch in aller Eile eine Gymnasialreform in Scene zu setzen; besser gelang es in Leipzig und mit den Gymnasialkursen, die Helene Lange schon vorher in Berlin für Mädchen eingerichtet hatte. Dagegen widersetzte sich das bayerische Ministerium der Gründung einer solchen Anstalt in München, und 1898 versagte der preußische Kultusminister Bosse dem Antrag des Breslauer Magistrates auf Errichtung eines Mädchengymnasiums

ohne Angabe von Gründen seine Genehmigung; auf eine Interpellation im preußischen Landtag hin erklärte er sich gegen jeden „Schritt vorwärts im Sinn der modernen Frauenbewegung; das Streben der Frauen, überall als Konkurrenten der Männer aufzutreten, sei falsch; das sei die Auffassung des ganzen preußischen Staatsministeriums". In dem durch das Dreiklassenwahlsystem zu stande gekommenen Abgeordnetenhaus fand diese Anschauung von dem Bildungskampf der modernen Frau als „bloßer Modesache" bei Konservativen und Ultramontanen lebhafte Zustimmung, und einer der letzteren konnte erklären: an Gelegenheit für Bethätigung fehle es den Frauen nicht; überall herrsche Dienstbotenmangel und höherstehende gebildete Damen sollen sich der socialen Liebesthätigkeit widmen, wenn sie nicht heiraten können. So brutal stehen gerade in den sogenannten gebildeten Kreisen noch immer viele Männer der Frauenbewegung gegenüber.

Kein Wunder, wenn sich angesichts solcher Hemmnisse und solchen Unverstandes bei den Frauen auch Verbitterung einstellt und wenn bei diesem zähen Kampfe vielen die Bewegung zu langsam scheint, so daß sie ungestüm vorwärts drängen und gleich auch das äußerste und letzte für erreichbar halten und begehren. In den Reden und Schriften dieses radikalen Flügels hört und liest man die heftigsten Ausfälle gegen die Männer im allgemeinen, als handelte es sich um einen Kampf zwischen den beiden Geschlechtern und um die Gründung einer Art von Amazonenreich: eine Emanzipation vom Mann wird, so lächerlich und aussichtslos das ist, gepredigt. Und ebenso ist es heute noch unklug und verfrüht, die politische Gleichberechtigung zu fordern; dazu bedarf es erst einer längeren Bildungs- und Erziehungsperiode. Weil sie aber dieses Durchgangsstadium nicht wollen, werfen sich manche einem utopistischen Socialismus in die Arme und hoffen von ihm mit der neuen Gesellschaft auch die Erfüllung dieser ihrer Wünsche. Andere wieder verkennen die Eigenart der Frau und gefallen sich in äußerer Nachahmung von Männersitten, bilden studentische Vereine und singen der Athene Promachos Kommerslieder. Auch der socialdemokratische Parteitag in Stuttgart (1898) hat gezeigt, wie leicht gerade die Frau im öffentlichen Auftreten extrem wird und schreit; und so

geht durch den ganzen linken Flügel dieser Frauenrechtlerinnen ein brutaler Zug, die Neigung mit dem Ellbogen sich Bahn zu brechen und nicht bloß den Gegner, sondern auch den vorsichtiger Vorwärtsschreitenden niederzuschreien. Deshalb erheben sich auch schon aus dem eigenen Lager heraus warnende Stimmen über „mißbrauchte Frauenkraft". Denn unverkennbar wird durch solches aggressive Verhalten und durch solche Voreiligkeiten, Übereilungen und Verzerrungen einer guten Sache viel Schaden gethan. Die Gegner suchen damit ihren Widerstand zu rechtfertigen, andere erschrecken und weichen zurück, und namentlich die guten Freunde der Frauenbewegung unter den Männern haben Mühe, sich dieser Bundesgenossenschaft zu erwehren und von ihr sich zu unterscheiden und müssen das Vergängliche und das Bleibende an diesen Bestrebungen sorgfältig sondern. Auch der Typus des vordringlichen, dilettantischen und schellenlauten „Litteraturweibes" gehört hierher und zeigt die Frau als Schriftstellerin oft von einer recht wenig erfreulichen und achtunggebietenden Seite.

Trotz solcher Auswüchse aber bürgt die Gerechtigkeit und Notwendigkeit der Sache, das Vorwärtsschreiten derselben in anderen Ländern und vor allem das entschiedene Wollen der Frauen selber für ihren Sieg in einer nahen Zukunft. Ein anderes Geschlecht wächst unter unseren Augen heran, Frauen voll Lust zur Arbeit und voll energischen Dranges, durch Arbeit und Beruf selbständige und freie Persönlichkeiten zu werden. Auch hier wird der Kampf um den Einzelnen mit Nachdruck geführt und der Erfolg kann nicht ausbleiben. Um so mehr handelt es sich darum, die Bewegung in ruhigem Gang zu erhalten und nicht durch Ungeduld und Übermaß schon Erreichtes wieder in Frage zu stellen oder einen, wenn auch nur vorübergehenden Stillstand herbeizuführen. Hier braucht es wirklich keiner großen Sehergabe, um vorauszusagen, daß das zwanzigste Jahrhundert den Frauen eine Reihe ihrer Forderungen erfüllen, sie ihre nächsten Ziele alle erreichen lassen wird. Wie lächerlich sich dann von diesem Punkte aus rückwärts gesehen der Widerstand unserer hohen Regierungen, unserer akademischen Senate und Fakultäten und der ärztlichen Vereine ausnehmen wird, kann man sich schon heute

lebhaft vorstellen. Aufhalten wollen, was doch kommt, hat immer etwas von Donquixoterie an sich, man blamiert sich dabei.

Das Wiedererwachen des Individualismus.

Noch auf einen Punkt dieses Kampfes der Frau um den Einzelnen ist hinzuweisen, es ist der wichtigste und tiefste. Am Socialismus tritt uns vor allem die nivellierende Tendenz entgegen: dem Fabrikarbeiter schwebt für den Zukunftsstaat das Bild der Fabrik vor, in der jeder im wesentlichen dasselbe zu leisten hat und dem andern durchaus gleich steht. Gegen diesen alles gleichmachenden Socialismus kann man in einer größeren Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben der Zukunft etwas wie eine Schutzwehr sehen; denn ihnen als den Hüterinnen und Pflegerinnen der Individualität darf man gerade hiergegen größere Widerstandskraft zutrauen als uns an das leibliche und leider auch an das geistige Uniformtragen gewöhnten Männern. In Wahrheit bedeutet freilich nur von oben angesehen der Socialismus eine solche Nivellierung; von unten aus betrachtet erstrebt auch er wie der Liberalismus Emanzipation und Herausarbeitung des Individuums: aus den „Händen“ sollen Menschen, aus den Massen sollen differenzierte Wesen werden, die an den Gütern der Kultur und Bildung ihren Anteil bekommen. Allein diese individualisierende Seite tritt nicht hervor und daher wird sie von den meisten gar nicht gesehen; deshalb gilt der Socialismus in gewissem Sinn doch mit Recht als der strikte Gegensatz zum Individualismus; in diesem erwächst dem socialen Geist der gefährlichste Gegner.

Das Sociale ist ein Gesellschaftliches; um die Wohlfahrt aller oder möglichst vieler handelt es sich, also in der That um Massenbedürfnisse, Massenbefriedigung, Massengeist; und so ist das sociale Zeitalter eine Epoche der Masseninstinkte und Massengefühle, die „Beschleunigung des Lebenstempos“ läßt sie zu Massenleidenschaften und „Rauschgefühlen“ heranwachsen; die Erleichterung der Verkehrsmöglichkeiten treibt bei allerlei Anlässen ungeheure Massen zusammen und begünstigt auch das dauerhafte Hereinfluten der Menschen vom Land in die großen Städte, die so immer mehr zu Riesenstädten werden. Die Großstadtluft aber vermehrt das Massen-

gefühl. Ganz besonders unerfreulich tritt das in dem über Nacht zur Reichshauptstadt gewordenen Berlin hervor, wo sogar in Fragen des Geschmacks Suggestionen und Herdentierinstinkte die Menge leiten und selbst die Gebildetsten mit fortreißen. Auch das Individuelle wird hier sofort wieder zur Mode und zur Sitte, zum Schlagwort und zur Parteisache oder führt gar zur Sektenbildung. Nur für äußere Dinge ist der Berliner gewitzigter als wir andern, dafür ist er mehr Oberflächenmensch; denn die Differenzierung kann nur in der Tiefe und auf dem Grunde wirken. Endlich handelt es sich im Socialismus doch vor allen Dingen um Befriedigung und Besserung der äußeren Lebensbedingungen, das giebt auch der zu, der die sociale Frage schließlich für eine sittliche Frage erklärt und darin die beste Rechtfertigung des Socialismus sieht, auf das Milieu kommt es also an und dann erst auf das Persönliche und Innerliche. Und gegen das alles erhebt der Individualismus einen geradezu leidenschaftlichen Protest.

Zu Anfang des Jahrhunderts stand derselbe mit seiner Betonung der Innerlichkeit auf seiner höchsten Höhe. Schillers ästhetische Erziehung hatte es auf schöne Individualitäten abgesehen, und Humboldt auf der klassizistischen, Schleiermacher auf der romantischen Seite waren wahrhaft virtuose Vertreter individueller Bildung. Im Staat und Staatsgedanken haben alle drei die Einseitigkeiten, welche diesen Individualismus bedrohen, überwunden: bei Schiller denke man vor allem an Wilhelm Tell, in dem der Einzelne als Held ans Vaterland sich anschließt und schließlich dem Ganzen, dem er angehört, Platz macht; bei Humboldt an seine Thätigkeit als preußischer Minister und seine Rezeption der socialistischen Pädagogik Pestalozzis; und bei Schleiermacher an seine Ethik, die als Lehre von den großen sittlichen Gütern der Menschheit der individualistischen Pflichtenlehre Kants so sieghaft gegenübertritt. Eine stark individualistische Richtung schlug dann der Liberalismus ein, der bis 1848 und nachher noch einmal das Glaubensbekenntnis des gebildeten Mittelstandes war; das junge Deutschland hatte stark ausgeprägte individualistische Züge, die Frauen, die ihm angehörten, kämpften um das Recht ihrer Individualität. Dagegen bildeten seine Beziehungen zur Hegelschen Philosophie mit

ihrer panlogistischen Betonung des Allgemeinen und der Idee und mit ihrer Vergötterung des Staates ein Gegengewicht; Feuerbach setzte dem Ich fürs praktische Handeln das Du entgegen, und auch die Götter waren ihm keine individuellen Schöpfungen, sondern das Kollektaneenbuch der Menschheit im ganzen. Feuerbach war Socialist.

Max Stirner.

Allein gerade beim ersten Regen der socialistischen Ideen in den vierziger Jahren hatte sich ihm auch sofort, der ganzen drohenden Gefahr bewußt, der Individualismus in derb plebejischer Keckheit in den Weg geworfen, Max Stirner schrieb sein Buch „Der Einzige und sein Eigentum". Das war freilich eine andere Art von Individualismus als der zu Anfang des Jahrhunderts von den Schiller und Humboldt und Schleiermacher vertretene. Dieser war ästhetisch gewesen, um die Herausbildung zu schöner Menschlichkeit war es ihm zu thun. Davon ist bei Stirner keine Rede, der sich schon persönlich am wohlsten fühlte in dem Kreise der „Freien" bei Hippel, wo es milde ausgedrückt für „feingestimmte Seelen" recht wüst und derb zuging. Der Standpunkt seines Buches war der radikalste, ein extremer Nominalismus, der alle Ideen wegwarf und für Spuk und Sparren erklärte, ein gründlicher Atheismus, der schon von weitem allem Göttlichen und Geistigen aus dem Wege ging und diese gespenstische Welt in das Reich des Spukes und Aberglaubens verwies, und endlich und vor allem ein entschlossener Egoismus und Individualismus, der sein' Sach' auf nichts stellte, die Einzigkeit und Souveränetät des Ich proklamierte und diesem alle Macht und alles Recht und alles zum Eigentum und zum Selbstgenuß zusprach, dagegen alle Pflichten wegnahm und aufhob. In diesem Zusammenhang aber ist vor allem von Interesse, daß Stirner unter den Neuesten der Neuen neben den politisch Liberalen und den Humanen im Sinne Bruno Bauers auch den socialen Liberalismus aufführt und als dessen Vertreter Proudhon und Weitling ausdrücklich bekämpft. Das Glaubensbekenntnis des Kommunismus läßt er einen dieser Socialisten so formulieren: „Wir sind freigeborene Menschen, und wohin Wir blicken, sehen Wir Uns zu Dienern von Egoisten gemacht! Sollen Wir darum auch

Egoisten werden? Bewahre der Himmel, Wir wollen lieber die Egoisten unmöglich machen! Wir wollen sie alle zu „Lumpen“ machen, wollen, daß Alle nichts haben, damit „Alle“ haben“; oder: „Was er hat, das macht den Mann. Und im Haben und an Habe sind die Leute ungleich. Folglich muß Keiner haben, wie dem politischen Liberalismus zufolge Keiner befehlen sollte, d. h. wie hier der Staat allein den Befehl erhielt, so nun die Gesellschaft allein die Habe.“ Zu dem Zweck machen es sich diese Socialen zur Aufgabe, „die rechte Gesellschaft zu entdecken“. Allein frei machen sie damit den Menschen auch nicht: sie zwingen ihn zur Arbeit, legen ihm eine Socialpflicht auf, unterwerfen ihn der Oberhoheit einer Arbeitergesellschaft. Damit haben sie nur den Herrn vertauscht, statt des Staates die Gesellschaft, und das ist „ein neuer Spuk, ein neues höchstes Wesen, das Uns in Dienst und Pflicht nimmt“. Positiv aber setzt Stirner dem Staat der Liberalen, der Arbeitergesellschaft der Socialen und der menschlichen Gesellschaft der Humanen einfach — das Ich entgegen. Dieses ist dem Staat gegenüber ein Verbrecher und hat der Gesellschaft gegenüber die Befugnis zuzugreifen und zu nehmen, was es braucht. „Nach der Meinung der Kommunisten soll die Gemeinde Eigentümerin sein. Umgekehrt Ich bin Eigentümer, und verständige Mich nur mit Andern über mein Eigentum. Macht Mir's die Gemeinde nicht recht, so empöre Ich Mich gegen sie und verteidige mein Eigentum. Ich bin Eigentümer, aber das Eigentum ist nicht heilig.“ An die Stelle des Staates und der Gesellschaft aber setzt Stirner den freien Verein von Egoisten, den weder ein natürliches noch ein geistiges Band zusammenhält und der kein natürlicher und kein geistiger Bund ist. „Der Verein besitzt nicht Dich, sondern Du besitzest ihn oder machst ihn Dir zu nutze“; hier wird das Eigentum anerkannt, in ihn bringst Du Deine ganze Macht und Dein Vermögen und machst Dich geltend, in ihm lebst Du egoistisch und — was die Hauptsache ist — „Du giebst ihn pflicht- und treulos auf, wenn Du weiter keinen Nutzen aus ihm zu ziehen weißt.“ „Der Verein ist nur Dein Werkzeug oder das Schwert, wodurch Du Deine natürliche Kraft verschärfst und vergrößerst, der Verein ist für Dich und durch Dich da; die Gesellschaft ist heilig, der

Verein Dein eigen; die Gesellschaft verbraucht Dich, den Verein verbrauchst Du."

Angesichts dessen ist es nicht zu verwundern, daß, wie von humaner Seite Feuerbach, so auch von socialistischer Seite ein Kritiker sofort Einspruch gegen das Buch erhob: Moses Heß, neben Karl Grün einer der ernsthaften Kommunisten der vierziger Jahre, Mitarbeiter der Rheinischen Zeitung, so lange sie bestand, that das in einer Broschüre „Die letzten Philosophen", worin er neben Bruno Bauer ganz besonders Stirner und sein Princip des Egoismus angreift, das ihm, dem Socialisten, die Sünde selber ist, und nicht ohne Grund über den Verein von Egoisten spottet, den Stirner als eine Art von rudimentärem Gebilde doch noch habe bestehen lassen und bestehen lassen müssen.

Im allgemeinen aber blieb Stirners Buch zunächst doch ohne viel Beachtung und jedenfalls ohne alle Wirkung, und ich vermute, daß es trotz seiner Aufnahme in die Reclam-Sammlung und seiner häufigen Erwähnung in der Litteratur auch heute noch recht wenig — gelesen wird. Das Jahr 1848 ließ den politischen Liberalismus oben auf kommen, und nachher hatte Stirner selber noch Gelegenheit, die Reaktion an der Arbeit zu sehen, der darum auch 1852 sein letztes Werk, eine „Geschichte der Reaktion" gegolten hat. Und es kam dann in den sechziger Jahren der Staat im Gegensatz zu Stirners Idealen erst recht zur Entfaltung seines Wesens und zu voller Macht; und neben ihm wuchs der Socialismus heran, und beide bedrohten das Individuum, den Einzigen und sein Eigentum, der Staat, indem er das Individuum seinen allgemeinen Gesetzen unterwarf und in die „Uniform" steckte, der Socialismus, indem er das Eigentum aufzuheben sich anschickte und den Einzelnen einer Arbeitsgemeinschaft einfügte, so sehr, daß viele in diesem Zukunftsstaat etwas wie ein alle Freiheit des Individuums ertötendes Arbeits- und Zuchthaus sehen wollen; und als Staatssocialismus erschienen beide Anschauungen vereint und damit die Sphäre des Individuums erst recht von Eingriffen aller Art bedroht.

Der Anarchismus.

Dagegen mußte sich nun der Individualismus zur Wehre setzen, wenn er nicht ganz unterliegen und erdrückt werden wollte.

Als Vertreter dieser individualistischen Strömung seit den siebziger Jahren steht natürlich Nietzsche oben an; und historisch nicht ohne Grund sieht man in seinen Anschauungen etwas wie eine Fortsetzung der Stirnerschen Ideen. Allein die beiden sind doch auch wieder zu verschieden — nicht etwa nur wie Plebejer und Aristokrat —, als daß sie so unmittelbar aneinandergereiht werden dürften; und daher ist hier ein Zwischenglied einzuschieben, das in seinen verschiedenen Erscheinungsformen den Übergang auch für uns leichter machen und vermitteln dürfte — es ist der Anarchismus. Den Zusammenhang desselben mit Stirner zeigt besonders John Henry Mackay, der sich durch seinen 1891 erschienenen Roman „die Anarchisten" erst selber als Anarchist, dann durch seine Bemühungen um das Andenken Stirners und die Herausgabe seiner Lebensgeschichte und seiner kleinen Schriften (beides 1898) als enragierten Anhänger des „Einzigen" bekannt und ausgewiesen hat.

In den vierziger Jahren, wo alles noch unklar durcheinander wogte und gärte, verknüpften sich in engem Anschluß an die Gedanken Proudhons und an dessen eigene Unklarheit Kommunismus und Anarchismus: der schon genannte Moses Heß war Socialist und Anarchist zugleich. Aus diesen Anfangsstadien heraus, wo schroffe Gegensätze noch ungeschieden beisammen lagen, hat sich die Meinung von dem inneren Zusammenhang der beiden Anschauungen gebildet, die doch in Wahrheit einander diametral entgegengesetzt sind; denn die eine bedeutet Organisation, die andere Auflösung aller Organisation. Daher kam selbst auf russischem Boden, wo unter Nikolaus I. der Staat in seiner abschreckendsten Gestalt als Last und Zwang erschien, der Anarchismus nicht sofort als „reine Zerstörung" zur Welt; auch Bakunin war noch von Proudhon, daneben freilich auch von Stirner beeinflußt, sein Beruf mehr der eines „commis voyageur" der Revolution um jeden Preis und in jeder Form, und aussichtsvoll schien ihm diese nur, wenn die Arbeiter in ihrem Kampf gegen das Kapital dafür gewonnen würden. Daher suchte er für die von ihm begründete Alliance de la démocratie socialiste Anschluß bei der marxistischen internationalen Arbeiterassociation. Dies gelang auch 1869, aber schon auf dem Baseler Kongreß im

Herbst dieses Jahres zeigten sich die unversöhnbaren Gegensätze zwischen Marxisten und Bakunisten, und so wurde Bakunin bereits 1872 von der Internationale wieder ausgeschlossen; und nun erst begründete er einen eigenen internationalen Arbeiterkongreß, der die Vernichtung jeder politischen Macht für die erste Pflicht des Proletariats erklärte.

Damit hatte sich die Scheidung definitiv vollzogen, der Zusammenhang des Anarchismus mit dem Socialismus war gelöst, dieser hatte seine Kinderschuhe vertreten. Wo es daher eine starke und geschlossene Socialdemokratie giebt wie in Deutschland, ist für den Anarchismus kein Raum, der mit seiner Neigung zu Putschen, Verschwörungen und Mordthaten auch besser nach Rußland oder in die romanischen Länder paßt. Und doch kam gerade von Deutschland her ein neuer Anstoß. Als durch das Socialistengesetz die auf dem Boden des Gesetzes sich bewegende Agitation für die Socialdemokratie in Deutschland unmöglich geworden zu sein schien, fand der Gedanke Johann Mosts, daß nun die Zeit zu revolutionären Thaten gekommen sei, in den radikalen Kreisen der Arbeiterwelt vielfach Anklang und Anhänger. Sein Organ „Die Freiheit" machte dafür lärmend und demagogisch geschickt Propaganda, und auf einem Kongreß zu London im Juli 1881 wurde beschlossen, daß zur Vernichtung aller Fürsten, Minister, Adeligen, Geistlichen, hervorragenden Kapitalisten und sonstigen Ausbeuter jedes Mittel erlaubt und deshalb vornehmlich dem Studium der Chemie und der Anfertigung von Sprengstoffen, als den wirksamsten Waffen, volle Aufmerksamkeit zuzuwenden sei. In Frankreich und Spanien, in der Schweiz und in Österreich nahm nun die Bewegung einen rapiden Aufschwung, um freilich bald wieder zurückzugehen oder zu erlöschen. Eine Reihe von historischen Mordthaten sind auf diesen Aktionsanarchismus Mostscher Observanz zurückzuführen und beweisen, wie es auf dem untersten Grunde des Kessels brodelt und gärt. Die letzte scheußlichste, die Ermordung der Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf durch einen Italiener, hat die ganze Welt gegen diese Propagandisten der That in Aufruhr versetzt; ein Anschlag auf den deutschen Kaiser bewies gleich hinterdrein aufs neue die Frechheit der Bande. In Deutschland

selbst konnte er freilich nicht aufkommen; Most und Hasselmann, obgleich selbst Deutsche, haben in ihrer Heimat am wenigsten Anhänger gefunden, und die Socialdemokratie, aus deren Schoß sie allerdings hervorgegangen waren, hat sie sofort, als sie sich offen als Anarchisten bekannten, aus ihren Reihen ausgeschlossen, Bebel ist auf allen internationalen Kongressen, wo sich der Anarchismus eindrängen wollte, demselben aufs schärfste und unzweideutigste entgegengetreten. In Deutschland verurteilt die festgefügte Socialdemokratie den Anarchismus zur absoluten Bedeutungslosigkeit; wenn gelegentlich in Berlin Anarchisten eine Versammlung halten, so hat das keine Bedeutung. Internationalen Abmachungen zur Bekämpfung und Ausrottung dieser Propagandisten der That braucht sich Deutschland darum doch nicht zu entziehen; nützlicher als sie werden freilich Maßregeln zur Gesundung der Verhältnisse in allen den Ländern sein, wo diese Sumpfpflanze gedeiht.

Dagegen fehlt es gerade unter den Deutschen mit ihrem stark ausgeprägten Sinn für alle Eigenart und für das Recht der eigenen Meinung um jeden Preis nicht an theoretischen Anarchisten. Der zum Deutschen gewordene John Henry Mackay als Anhänger Stirners ist schon genannt. Ein seltsamer Schwärmer anderer Art ist Moriz von Egidy. Er spricht gelegentlich ganz wie ein Anarchist, nur daß er den Namen nicht schön findet: „der größte Fehler am Anarchismus ist, gegenüber dem Gegner, den er zu überwinden hat, — sein Name. Das geschieht den Vertretern dieser Ideen aber eigentlich ganz recht; warum muß denn alles genannt werden, und warum müssen gerade Namen gesucht werden, die das Bestehende vernichten, statt Namen zu wählen, die den höchsten Grad der schon anerkannten Werte andeuten?“ Warum ‚ohne Herrschaft‘, warum nicht lieber ‚Selbstzucht‘, ‚Selbstbeherrschung‘? Zucht und Herrschaft sind Werte, ohne die wir uns ein menschliches Dasein gar nicht vorstellen können. Es kommt eben nur darauf an, wer die Herrschaft über uns ausübt und wer die Zuchtrute über uns schwingt, ob andere oder wir selber.“ Ausdrücklich erklärt er sich im Gegensatz zu den Blut-Anarchisten für einen „Edel-Anarchisten“. Wie so vieles ist übrigens auch diese Unterscheidung nur ein Zeichen für die unentwirrbare Konfusion dieses Verkündigers eines „einigen Christen-

tums", der im Handumdrehen die Religion und die Erziehung reformiert und Socialist und Anarchist, Anarchist und Monarchist zugleich sein will, über alles aber doch ein mutiger und ehrenwerter Mann ist. Auch mit der Gesellschaft für ethische Kultur steht er im Zusammenhang, in der sich ja auch unklar allerlei zusammenfindet, darunter auch anarchistische Tendenzen. Wenn er aber die Selbständigkeit und Unabhängigkeit in seinem „einigen Christentum" besonders betont, so berührt er sich darin mit den Anschauungen eines so scharfen Denkers wie Christoph Schrempf, der mit allem Nachdruck den Kampf um die Persönlichkeit kämpft und dadurch zur Verwerfung der Kirche, also zu einem religiösem Anarchismus geführt wird; eben deswegen glaubt er sich auch auf politischem Gebiet den Konsequenzen eines den Staat negierenden theoretischen Anarchismus nicht ganz entziehen zu können.

Friedrich Nietzsche.

Unsere Jugend aber, soweit sie anarchistisch denkt, steht darin vor allem unter dem Einfluß von Friedrich Nietzsche, diesem Wortführer des Individualismus am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie in der Renaissance das Individuum sich frei macht von mittelalterlicher Gebundenheit auf allen Gebieten des Lebens und sich in Selbstmacht und Selbstgewißheit auf eigene Füße stellt, so wendet sich Nietzsche, im Gegensatz zu Stirner eine vornehm aristokratische, fein veranlagte, nervös-reizbare, schönheitstrunkene Natur, gegen die Massen und ihre Instinkte. Er hat den Mut ganz er zu sein und fordert von der Welt für sich das Recht, sich ganz ausleben zu dürfen. Aber obgleich klassischer Philologe und griechenbegeistert, obgleich mit Bewußtsein zurückgreifend auf die Renaissancestimmung und den von ihr erfüllten uomo singolare, ist er doch — ausgegangen von Schopenhauer und Wagner — zugleich durch und durch modern-romantisch. Neben dem apollinisch Klaren findet er schon im Griechentum den dunkel-düsteren Hintergrund des Dionysischen, dementsprechend wird sein Individualismus vielmehr zum Kultus des Genies, in dem allein der Wille zum Leben zum gewaltigen Willen zur Macht heranwächst. Dabei

stößt er aber auf die Schranken der Überlieferung und der Moral, zunächst in der Geschichte; darum handelt eine seiner ersten Schriften vom Nachteil der Historie für das Leben. Wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts leiden an einem Übermaß und an Übersättigung von Geschichte; Geschichte aber macht objektiv d. h. subjektlos und schwächt die Persönlichkeit; sie stört durch ihre Secierübungen die Instinkte des Volkes und verhindert den Einzelnen wie das Ganze am Reifwerden, macht harmonische Persönlichkeiten unmöglich; sie pflanzt und pflegt den Glauben, Spätling, Epigone zu sein, ist somit eine greisenhafte Beschäftigung, eine Art von angeborener Grauhaarigkeitt, in der noch etwas vom mittelalterlichen memento mori steckt, während sich das viel notwendigere memento vivere erst schüchtern hervorwagt. Auch findet sich in ihr allzuviel von jener Hegelschen Bewunderung für die Vernünftigkeit und Macht des Wirklichen: wer gelernt hat, vor diesem als dem Erfolgreichen den Rücken zu krümmen und den Kopf zu beugen, der nickt zuletzt chinesenhaft-mechanisch sein Ja zu jeder Macht; und doch ist der Erfolg, das Faktum immer dumm, der Geschichte mit ihrem „Es war einmal" tritt daher die Moral gegenüber und ruft: „aber es sollte nicht so sein", denn die Moral ist die Auflehnung gegen die Geschichte als die blinde Macht der Fakta. Das Gefährlichste aber ist, die Geschichte vom Standpunkt der Massen aus zu schreiben; in Wahrheit verdienen diese Beachtung nur „als verschwimmende Kopien der großen Männer auf schlechtem Papier und mit abgenutzten Platten hergestellt, als Widerstand gegen die Großen und als Werkzeuge der Großen; im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik"! Dem tritt sein Gedanke gegenüber, daß „das Ziel der Menschheit nicht am Ende liegen könne, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren": das ist hinfort das Prinzip seiner Geschichts- und Kulturbetrachtung.

Und von demselben Geist ist seine Streitschrift gegen D. Fr. Strauß erfüllt. Der Verfasser des alten und des neuen Glaubens ist ihm der Typus des „Bildungsphilisters"; dieser aber ist „das Hindernis aller Kräftigen und Schaffenden, das Labyrinth aller Zweifelnden und Verirrten, der Morast aller Ermatteten, die Fußfessel aller nach hohen Zielen Laufenden, der giftige Nebel aller

frischen Keime, die ausdorrende Sandwüste des suchenden und nach neuem Leben lechzenden deutschen Geistes; denn er sucht, dieser deutsche Geist, die Bildungsphilister hassen ihn deshalb, weil er sucht und weil er ihnen nicht glauben will, daß sie schon gefunden haben, wonach er sucht". Und ruchlos erschien ihm, dem Jünger Schopenhauers und dem Freund Wagners, an diesem „Philisterhäuptling" zweierlei: der Optimismus seiner Weltanschauung, der ihn Schopenhauer mit seinem Pessimismus freilich allzu leichthin abthun ließ, und der puristische Klassizismus seines musikalischen Geschmacks. „Unzeitgemäß" aber nennt er selbst diese Streitschrift, weil in der That damals Strauß nicht der einzige Optimist war. Aus der freudigen politischen Stimmung zu Anfang der siebziger Jahre ist „der alte und der neue Glaube" herausgeschrieben; Großes war für die Deutschen erreicht, der Sieg und mit ihm die Einheit war erstritten, wir hatten Kaiser und Reich. Damals ging uns, die wir die kaiserlose, die schreckliche Zeit durchlebt hatten, das Herz weit auf und ein Glücksgefühl erfüllte uns, wie seitdem nie wieder. Es war aber nicht bloß der Triumph des Erreichthabens, sondern auch ein Gefühl der Erwartung und der Hoffnung: wie nach den Perserkriegen, meinten wir, müsse nun auch bei uns die Ära eines perikleischen Kulturzeitalters anbrechen. Nietzsche war kein Politiker und lebte in der Schweiz, wo man damals den Deutschen ihr patriotisches Hochgefühl nicht eben leicht gemacht hat; und daher fehlt es ihm oder hat sich doch nicht groß und frei in ihm entwickelt, an die Stelle der Hoffnung tritt bei ihm vielmehr sofort die Sorge, ob sich aus dem deutschen Siege und der politischen Einigung auch eine sieghafte und einheitliche deutsche Kultur herausentwickeln werde. Und die Gründerzeit und der darauf folgende Katzenjammer hat ja auch die Optimisten noch einmal ad absurdum geführt und den Mehltau der Ernüchterung und Enttäuschung alsbald wieder auf jene hoffnungsvollen Frühlingssaaten fallen lassen.

Was Nietzsche aber an der bestehenden deutschen Kultur mißfiel, das hat er am klarsten in seinen Basler Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten ausgesprochen. Unsere Gymnasien erziehen nicht für die Bildung, sondern für die Gelehrsam-

keit, und sie leiden an Über- und Massenproduktion. Schuld daran aber ist der Staat. Dieser war dem Griechen der derbe, muskulöse, zum Kampf gerüstete Kamerad und Weggenosse, der dem edleren und gleichsam überirdischen Freund — der Kultur — das Geleite gab durch rauhe Wirklichkeiten; uns dagegen ist der Staat „Kulturstaat", mit den Staatstendenzen aber steht die wahre Kultur und der Geist der Bildung, der Geist, der aus dem innersten Kern der deutschen Reformation, der deutschen Musik und der deutschen Philosophie so wunderbar zu uns redet, in offenem Widerspruch. Der Staat steht aber ebenso auch hinter den Universitäten mit ihrer viel gerühmten Lehrfreiheit in bescheidener Entfernung mit seiner Aufsehermiene; und daher geben auch sie keine Bildung. Wenn man diese an drei Gradmessern mißt, dem Bedürfnis nach Philosophie, dem Instinkt für Kunst und dem Verhältnis zum griechischen und römischen Altertum als dem leibhaftigen kategorischen Imperativ aller Kultur, wie steht es dann um die Bildung unserer Studenten? Auf den Hochschulen ist an die Stelle der Philosophie historische Bildung getreten, zur Kunst verhalten sie sich gar nicht, und um klassische Bildung kümmern sich nur die Philologen; darum bleibt der Student ungeeignet und unvorbereitet für Philosophie, instinktlos für wahre Kunst und ein als frei sich dünkender Barbar den Griechen gegenüber. Zu all dem fehlt es ihm an Führern; denn sachlich fängt wahre Bildung mit dem Gegenteil alles dessen an, was man jetzt als akademische Freiheit preist, mit dem Gehorsam, der Unterordnung, der Zucht, der Dienstbarkeit.

Einen solchen Führer stellt Nietzsche der Zeit in seiner Schrift „Schopenhauer als Erzieher" vor Augen. Was ihn an Schopenhauer anzog, das war nicht sowohl der Inhalt seiner Philosophie, als vielmehr der Mensch selber, so wie ihn Kuno Fischer uns später so meisterlich geschildert hat — der Philosoph als Künstler mit genialer Geistesart und ästhetischem Widerwillen gegen die Kultur der Gegenwart. An ihm geht ihm das Ziel aller Kultur auf, und dieses heißt: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen, und dies und nichts anderes ist ihre Aufgabe." Daraus dann die Frage an den Einzelnen: „wie erhält dein Leben den höchsten Wert, die tiefste Be-

deutung? wie ist es am wenigsten verschwendet?" und die Antwort darauf: „gewiß nur dadurch, daß du zum Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der meisten, d. h. der einzeln genommen wertlosesten Exemplare." Eben deshalb verurteilt Nietzsche unsere Kultur, weil sie diese ihre Aufgabe, den Genius zu erzeugen, nicht erkennt. Schuld daran ist die Selbstsucht der Erwerbenden, der Wissenschaft und ihrer Diener und vor allem des Staates mit seinem Streben nach möglichster Ausbreitung und Verallgemeinerung der Kultur; denn nicht auf die Masse und die Allgemeinheit, sondern auf den Einzelnen kommt es an. Positiv aber gilt es nun, diesen Genius als das zu erzeugende Ziel der Kultur in plastischer Anschaulichkeit vorzuführen. Er schildert den Menschen Rousseaus mit seinem revolutionären Drang zur Natur und der Gefahr Katilinarier zu werden, den Menschen Goethes, den beschaulichen Menschen im hohen Stil, eine erhaltende und verträgliche Kraft, aber mit der Gefahr zum Philister zu entarten; und nun zum Dritten — nicht, wie man erwartet, den homme d'action, wobei es in den siebziger Jahren nahe lag an einen ganz bestimmten zu denken, sondern, nach seinen subjektiven Bedürfnissen und Neigungen zurecht gemacht, den Menschen Schopenhauers, der ein Denker, ein Künstler und, weil er am Leben leidet und vom Leben erlösen soll, ein Heiliger sein muß. Damit ist uns der Weg zur wahren Kultur gewiesen, er heißt: „die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers und des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten".

Der andere „Erzieher" war Richard Wagner. Aber in dem Augenblick, wo Nietzsche den Hymnus auf diesen fertig hatte, kam der Bruch, die Schrift auf ihn war zugleich auch die Absage an ihn und der Abschied von ihm. In diesen Sturz wird auch Schopenhauer mit hineingezogen, und nun folgt jählings die positivistische Umkippung Nietzsches. Der früher als Mörder der Tragödie und als Plebejer hart gescholtene Sokrates steigt mit einem Mal im Werte, selbst die Geschichte und mit ihr die Tugend der Bescheidung und der Besonnenheit wird gepriesen, dagegen treten Genie und Kunst als minderwertig zurück. Der tüchtige

Handwerkerernst ist mehr wert als natürliche Begabung und angeborenes Talent, Fleiß mehr wert als Genie. An solche große und überlegene Geister zu glauben ist nicht notwendig und hat etwas von Aberglauben an sich, und wer gar an sein eigenes Genie glaubt, verfällt wie Napoleon I. einem fast wahnsinnigen Fatalismus, der ihn seines Schnell- und Scharfblicks beraubte und die Ursache seines Untergangs wurde. Und höher als die Kunst und als alles Dionysische stellt er nun die gemäßigte Zone der Wissenschaft: „man hat dem Christentum, den Philosophen, Dichtern, Musikern eine Überfülle tief erregter Empfindungen zu danken: damit diese uns nicht überwuchern, müssen wir den Geist der Wissenschaft beschwören, welcher im ganzen etwas kälter und skeptischer macht und namentlich den Glutstrom des Glaubens an letzte endgültige Wahrheiten abkühlt". Darum ist ihm das Ziel der Kultur nicht mehr die Erzeugung des künstlerischen Genies, sondern die Erkenntnis der Wahrheit.

Doch das war für Nietzsche nur Vordergrundsphilosophie, Übergang, nichts als Übergang; und so ist mitten in dieser zweiten Periode die dritte schon im Anzug. Dabei hilft ihm der Positivismus selbst über sich hinaus: alles Erkennen ist individuell und relativ, die Welt ist nur Vorstellung; also giebt es keine Wahrheit und kein wirkliches Wissen. Damit erwehrt er sich der Tyrannei des Wahren, und bald hat ihm das Erkennen nur wieder Wert, soweit es die Schönheit der Welt mehrt und alles, was da ist, sonniger macht. Damit sind wir wieder bei dem künstlerischen Thun und der Kunst. Nach den Dichtern sehnt er sich als den „Astronomen des Ideals" und den Sehern, die uns von „purpurglühenden Sternbildern und ganzen Milchstraßen des Schönen" zu erzählen wissen; und mit Gefühl und Affekt, Trieb und Instinkt kommt auch das Genie wieder oben auf. So vollzieht sich eine neue Umkippung, die zugleich etwas wie Rückkehr ist, diese Zarathustraperiode steht der ersten dionysischen näher als der zweiten positivistischen.

Zarathustra war der Stifter einer Religion der Lebensförderung und der Thatkraft. Das ist er auch in der unvollendet gebliebenen Dichtung Nietzsches „Also sprach Zarathustra". Verkündigen soll

er die uralte, nun aber neu gewordene Lehre von der Wiederkunft des Gleichen: „dieſes Leben, wie du es jetzt lebſt und gelebt haſt, wirſt du noch einmal und noch unzählige Male leben müſſen; und es wird nichts Neues daran ſein, ſondern jeder Schmerz und jede Luſt und jeder Gedanke und Seufzer und alles unſäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derſelben Reihe und Folge — und ebenſo dieſe Spinne und dieſes Mondlicht zwiſchen den Bäumen, und ebenſo dieſer Augenblick und ich ſelber. Die ewige Sanduhr des Daſeins wird immer wieder umgedreht — und du mit ihr, Stäubchen vom Staube“. Vor einer ſolchen Wiederkehr und Wiederholung ſeines Lebens graute aber Nietzſche, dieſem Mann der Schmerzen und des Leidens; gerade für die Edleren und Feinempfindenden, die am Leben leiden, iſt der Gedanke „zunächſt zerdrückend“; denn um dieſes Leben wieder leben zu wollen, muß man es ſchon ganz beſonders lieb haben und hochhalten, und das iſt Sache des „Geſindels, das kalt und ohne viel innere Not“ iſt. Und es iſt Sache der Geſunden und Robuſten, der Lebensfrohen und Glücklichen. Nietzſche aber war nicht geſund und ſtark, er litt am Leben. Aber eben deswegen thut er ſich Gewalt an, als eine Feigheit muß es ihm erſcheinen, an dieſe Lehre nicht glauben zu wollen; er glaubt hinfort mit Leidenſchaft an das, was ihm Leiden ſchafft. Allein um das zu können, um wieder leben zu wollen, nicht bloß wieder leben zu müſſen, muß er dieſes Leben erſt umſchaffen; und wie er iſt und nichts halb thut, ſo macht er das Menſchenleben nicht nur lebenswert, ſondern göttlich, die Apotheoſe des Lebens und des Menſchen iſt ihm Bedürfnis.

Hier ſetzt die Lehre vom Übermenſchen ein, die alſo für ihn zunächſt nur Auskunftsmittel und Troſt, eine Art Hilfshypotheſe war und erſt allmählich mit ſeinem Eigenſten erfüllt zu ſelbſtändiger Bedeutung heranwuchs. Zwei oder gar drei Auffaſſungen des Übermenſchen finden ſich bei Nietzſche: eine darwiniſtiſch-naturaliſtiſche — der Ubermenſch als Überart; hier gilt das Wort „der Menſch iſt kein Ende“; dann aber eine zweite mehr perſönliche, die der Denkweiſe Nietzſches, ſeinem Ariſtokratismus und — ſeiner Ungeduld beſſer entſpricht und an den früheren Gedanken, daß das Genie

Friedrich Nietzsche

C. Stoeving pinx. Pan ed.

und seine Hervorbringung das Ziel der Kulturentwickelung sei, anknüpft. Nicht um die Überart handelt es sich hier, sondern um den exceptionellen und genialen Ausnahme- und Einzelmenschen inmitten der bestehen bleibenden Menschenart und um die Züchtung und Schöpfung solcher Menschen aus unserer Menschenart heraus. Hier gilt das Wort: „der Mensch ist ein Ende"; „nicht was die Menschheit ablösen soll in der Reihenfolge der Wesen, ist das Problem, das ich hiermit stelle, sondern welchen Typus Mensch man züchten soll, wollen soll, als den höherwertigen, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren".

Aber noch einmal eine Verschiedenheit. Zunächst handelt es sich auch hier wieder ganz naturalistisch um Züchtung eines neuen Adels, eines adeligen Menschenschlags, die Ehe wird dafür in Anspruch genommen: „nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf: dazu helfe dir der Garten der Ehe"; dieser neue Adel bildet eine Kaste, auf Blut und Abstammung kommt es dabei an. Solche Edelmenschen waren im Altertum die Adeligen in Megara, die Theognis als die „Guten" verherrlicht, in der Neuzeit sind es gewisse Herrschergeschlechter wie Napoleon I. als Abkömmling von Herrschernaturen der Renaissance auf Korsika, oder wie die Herrengeschlechter in der Mark, in denen die blonde Bestie gelegentlich zu Tage tritt, die sich aber dadurch als die von Natur Vornehmeren und Besseren ausweisen. Allein schließlich streift er auch diesen Rest von Naturalismus vollends ab. „Gezüchtet, gewollt, erreicht ist vielmehr das Haustier, das Herdentier, das kranke Tier Mensch, der Christ"; der Übermensch dagegen ist ein Glücksfall, „ein fortwährendes Gelingen einzelner Fälle an den verschiedensten Stellen der Erde und aus den verschiedensten Kulturen heraus"; und gemeint sind damit weit weniger ganze Geschlechter, Stämme und Völker, als vielmehr große Einzelne, Ausnahmemenschen, Genies. Von diesen heißt es in der Götzendämmerung: „große Männer sind wie große Zeiten Explosivstoffe, in denen eine ungeheure Kraft aufgehäuft ist; ihre Voraussetzung ist immer, historisch und physiologisch, daß lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart und bewahrt worden ist, — daß lange keine Explosion stattfand. Ist die Spannung in der Masse zu groß geworden, so genügt der

zufälligste Reiz, das Genie, die That, das große Schicksal in die Welt zu rufen. Was liegt dann an Umgebung, an Zeitalter, an Zeitgeist, an öffentlicher Meinung"! Und nun wieder: „der große Mensch ist ein Ende; die große Zeit, die Renaissance z. B. ist ein Ende. Das Genie — in Wort, in That — ist notwendig ein Verschwender: daß es sich ausgiebt, ist seine Größe".

Doch noch fehlt die Hauptsache, der Inhalt dieses Begriffs vom Übermenschen. Ihn bestimmt der Philosoph, der kein Mann der Wissenschaft und der Gelehrsamkeit, kein historischer Mensch, sondern ein Künstler und ein Schaffender ist. Schon in seiner ersten Periode hatte Nietzsche dem Philosophen die Aufgabe zugewiesen, „auf die Verbesserung der als unveränderlich erkannten Seite der Welt loszugehen"; jetzt bezeichnet er es als seine Aufgabe Werte zu schaffen: „die eigentlichen Philosophen sind Befehlende und Gesetzgeber, sie sagen: so soll es sein, sie bestimmen erst das Wohin und Wozu des Menschen, sie greifen mit schöpferischer Hand nach der Zukunft, ihr Erkennen ist Schaffen, ihr Schaffen ist eine Gesetzgebung, ihr Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht". Hier liegt der tiefste Gegensatz Nietzsches gegen Hegel und dessen bescheidene theoretische und historische Auffassung der Philosophie und ihrer Aufgabe.

Jene Schöpfermacht soll sich nun vor allem auf moralischem Gebiet bewähren. Die Philosophen sind Psychologen und sind Moralisten — oder vielmehr „Immoralisten", denn die Wertschätzungen der freien Geister sind denen entgegengesetzt, die heute Maß und Gewicht sind. Also Immoralist, aber nicht in dem Sinn, als ob er alle moralischen Werte abschaffen wollte, im Gegenteil — der alten asketischen Moral stellt er eine neue und vornehmere, die Moral des Willens zum Leben und zur Macht entgegen. Darin zeigt sich der ganz unhistorische, an die Aufklärung des vorigen Jahrhunderts erinnernde Zug in Nietzsche. Sitte, Sittlichkeit, Recht, Staat, Religion sind ihm nicht die Produkte einer vieltausendjährigen Entwickelung, sondern Werke der Willkür Einzelner — die alte Moral mit ihren asketischen Idealen ist das Werk der Priester, der Philosoph im Gegensatz zu ihnen der Schöpfer neuer Ideale. Ein völliger Bruch mit dem Alten ist möglich, ein völlig neuer Anfang ist nötig; dazu

bedarf es eines „cäsarischen Züchters und Gewaltmenschen der Kultur“, und das ist der Philosoph, ist Zarathustra-Nietzsche selbst. So wächst ihm der Philosoph zum Übermenschen heran, und die Rolle, die er sich als Philosophen zuweist, entspricht durchaus dem Größen- und Höhengefühl, das sich an der Zarathustrafigur berauscht und schließlich ins Ungemessene gesteigert hat.

Kraft dieses philosophischen Schöpferrechtes nimmt er nun die Umwandlung aller Werte vor. Das Moralproblem hatte ihn schon in seiner zweiten positivistischen Periode lebhaft beschäftigt; damals hatte er im Zusammenarbeiten mit seinem Freund Paul Rée der Geschichte der moralischen Empfindungen im Sinne der englischen Moralisten nachgespürt und eine Zeitlang dem Utilitarismus in der Ethik das Wort geredet. Aber diese englische Moralphilosophie war ihm rasch zu zeitgemäß, sie fand eben damals auch in Deutschland mit ihrem Prinzip des größtmöglichen Nutzens möglichst vieler zahlreiche Anhänger; sie war ihm auch als Socialeudämonismus zu altruistisch und socialistisch, zu sehr auf die Masse, auf die Vielzuvielen zugeschnitten, zu demokratisch. Nicht um alle oder viele, sondern um den Einzelnen war es ihm zu thun, er kämpfte den Kampf um den Einzelnen und den Kampf gegen das Herdentier. Und dabei ist der erste Gegner, auf den er trifft, der Socialismus. In diesem Gegensatz ist sich Nietzsche — bei ihm eine Seltenheit — immer gleichgeblieben; und was er an ihm bekämpft, ist auch immer dasselbe, die Gleichmacherei. Sein Kampf gilt also dem Demokratischen und Liberalen daran — dagegen ist er „antiliberal bis zur Bosheit“. Im Zarathustra kommen die Prediger der Gleichheit als „Taranteln“ besonders schlecht weg: „die Menschen sind nicht gleich, so redet ihm die Gerechtigkeit“; „Pöbel-Mischmasch“ nennt er das Ideal des Socialismus; ihm, der sich als höherer Mensch fühlte, mußte die Nichtanerkennung der geistigen Arbeit, die Abweisung der Ansprüche des Individuellen im Menschen besonders unsympathisch sein. Für alles andere an dieser Bewegung hat er dagegen kein Auge: weder ihre Ursachen noch ihre Ziele kennt er wirklich oder bemüht er sich zu kennen, und so entgeht ihm auch völlig, wieviel Kampf um den Einzelnen, wieviel „Pathos der Distanz“ von unten angesehen auch in ihr steckt.

Wahrhaft grotesk aber wird das Mißverstehen dadurch, daß ihm Socialismus und Anarchismus zusammen fallen und er sich über den letzteren ganz besonders erbost. Denn genau soweit als er vom Socialismus abrückt, so nahe kommt er selber dem Anarchismus. Für den Staat von heute hat Nietzsche kaum ein gutes Wort, das neue deutsche Reich überhäuft er mit Bosheit, Hohn und Spott; „wir guten Europäer“ wollen nichts von nationalen Unterschieden mehr wissen, und an Königen — „was liegt noch an Königen“! Die Verbrecher, die ihm anfangs als ataviſtische Menschen erschienen waren, werden ihm zu krank gemachten starken Menschen oder zu starken Menschen unter ungünstigen Bedingungen, ihre Tugenden sind von der Gesellschaft als Verbrechen gestempelt. Das trifft doch genau auf das Anarchistenbewußtsein zu, und dennoch sind ihm diese eine üble Rotte und hassenswerte Gesellen. Hier liegt ein Widerspruch. Dem gegenwärtigen Staat mit seinem demokratischen Tropfen Öls gegenüber mußte Nietzsche auf die Seite des Anarchismus, der kühnen Katilinarier treten und ihn durch sie regieren lassen; allein dem widerstrebte seine vornehme Natur, ihm graute vor diesen „Kanaillen“, das auch im Anarchismus steckende Prinzip der Gleichmacherei widerte ihn an. Und letzten Endes war nicht die Anarchie, sondern die Herrschaft (ἀρχή) der Starken und Mächtigen sei es in der Form einer Aristokratie und herrschenden Kaste von höheren Menschen oder als Tyrannis, als Kraft- und Gewaltsherrschaft eines Cesare Borgia oder Napoleon I. das Ziel seiner Gedanken. Dem entspricht denn nun auch die Moral dieses Immoralisten. Im Gegensatz zur Schopenhauerschen Mitleidsmoral und zum englischen Utilitarismus erklärt er, das Urteil „gut“ rühre nicht von denen her, denen Güte erwiesen werde und nützlich sei; vielmehr seien es die Guten selbst gewesen, d. h. die Vornehmen und Starken, die Mächtigen und Höheren, welche sich selbst, ihre Art und ihr Thun als gut, als ersten Ranges ansetzten im Gegensatz zu allem Niedrigen, Niedriggesinnten, Gemeinen und Pöbelhaften. Der Instinkt für den Rang, das Pathos der Vornehmheit und der Distanz hat also die Werte bestimmt und den Gegensatz von gut und schlecht aus sich hervorquellen lassen. Der Grundtrieb der Moral ist der Wille zur Macht. Diese Mächtigen

aber und zum Herrschen Geborenen sind ihm bald eine ganze Rasse — die Griechen im Gegensatz zu den Barbaren, die Römer im Gegensatz zu den Semiten, die Germanen im Gegensatz zu einer prähistorischen Urbevölkerung Europas, auf deren Grunde das Raubtier, die blonde Bestie nicht zu verkennen ist; bald der herrschende Einzelne, der geniale Mensch, Napoleon I. z. B., „dieses fleischgewordene Problem des vornehmsten Ideals an sich, Synthesis von Unmensch und Übermensch", bei dem für Mitleid kein Platz ist. Daneben steht, namentlich im Zarathustra, freilich auch ein feinerer und geistigerer Typus. Macht gewinnt nur, wer seiner selbst mächtig ist, Härte und Strenge gegen sich übt, durch fortgesetzte Selbstüberwindung, also durch Leiden hindurchgegangen ist; die Grausamkeit ist hier nur eine besondere Art von Mitleid: „was fällt, das soll man auch noch stoßen".

Allein gegen diese Kraft- und Gewaltmenschen erheben sich die Vielen, das ist der Sklavenaufstand der Moral, der mit den Juden seinen Anfang genommen und im Christentum sich siegreich fortgesetzt hat. Auch hier sind die Träger entweder besondere Stämme oder Rassen wie die Juden oder eine besondere freilich teilweise auch auf Rassenunterschiede zurückzuführende Kaste wie die Tschandalas in Indien oder endlich wie die ersten Christen die kleinen Leute, die social Geringen und Minderwertigen, auch der Bauernsohn und Plebejer Luther gehört hierher. Und noch ein Gesichtspunkt spielt herein: die Vornehmen sind auch die physisch Starken, die Kräftigen und Gesunden; folglich erscheinen gegen sie die Schlechten als die Schwächlichen und Kranken, als die physisch und psychisch Entarteten, als Dekadenten. Während diese Unvornehmen alle den Aristokraten oder Guten als „die Schlechten" gegenüberstehen, gelten ihnen jene kräftig Wollenden und sich Durchsetzenden als „die Bösen". Die Kleine-Leute-Moral hat erst den Gegensatz von gut und böse geschaffen und in die Welt gebracht. Böse ist im Sinne dieser Moral „eben der Gute der andern Moral, der Vornehme, der Mächtige, der Herrschende, nur umgefärbt, nur umgedeutet, nur umgesehen durch das Giftauge des Ressentiment". Das ist die große Umwertung der moralischen Werte, wie sie durch den Sieg des Pöbels, der Herde, der Sklaven vollzogen wurde; gut ist jetzt,

was der Herde nützlich ist, und ist das Mittelmaß, als böse gilt, was die Einzelnen über die Herde hinaushebt. Diese Verkehrung der moralischen Welt gilt es aufzuheben; und es ist höchste Zeit, denn durch den Staat und sein Strafsystem, durch das Christentum und seine asketischen Ideale werden nicht nur die Starken als Verbrecher behandelt und angesehen, sondern sie selbst verkümmern und ersticken in dieser schlechten Luft, in der drückenden Enge und Regelmäßigkeit der Sitte, sie stoßen sich wund an den Gitterstangen ihres Käfigs, sie werden schwach und krank und dekadent. Die Kultur macht krank — das ist der Rousseausche Zug in Nietzsche; und diese Kultur ist eine wesentlich christliche; darum Écrasez l'infâme! weg mit der asketischen Moral des Christentums! — das ist die Voltairesche Stimmung, aus der heraus sein letztes schon ganz krankhaftes Werk „der Antichrist" geschrieben ist. Als glänzender Gegensatz dazu aber erscheint ihm die Renaissance, — darin zeigt sich der ästhetische Aristokratismus Nietzsches. Und über allem schwebt der Geist Zarathustras, der ganz persönliche, singuläre, individuelle Geist Nietzsches, der erst selbst ein Dekadent nach jener Zeit der starken und vornehmen Adelsmenschen sich sehnt und für die Zukunft den Übermenschen verkündigt, dann aber in nervöser Ungeduld und grandiosem Größenwahn das alles dichterisch antezipiert und sich selbst als diesen alles neu schaffenden Philosophen und Übermenschen fühlt.

Die Wirkung Nietzsches.

Daß das einschlagen und wirken, daß diese Lehre vor allem die Jugend mit sich fortreißen mußte, versteht sich von selber. Im Staat, vor allem im deutschen Beamten- und Militärstaat liegt die Neigung zu uniformieren; je stärker also der deutsche Staat seit 1866 und 1870 und in ihm der Geist des Militarismus und der Beamtenhierarchie und je stärker das Staatsbewußtsein in Deutschland wurde, desto mehr wurde die Eigenart und das Recht der freien Bewegung des Einzelnen gefährdet; Polizei und Staatsgewalt erdrücken bei uns die eigene Initiative, zur Selbsthilfe sind wir wenig geschickt, wir rufen sofort nach dem Staat. Und auch im politischen Liberalismus steckt eine stark antiindividualistische

Tendenz: er ist der Hauptträger der demokratischen Strömung unseres Jahrhunderts, diese hat aber entschieden die Neigung zu nivellieren, neben der Freiheit steht die demokratische Gleichheit, das allgemeine Stimmrecht begründet, wo ihm keine andere Gewalt entgegenwirkt, Massenherrschaft und erdrückt das Recht der Minoritäten und noch mehr das der selbständigen Einzelnen. Und nun gar der Socialismus: ich verkenne ja das Organisierende, Gliedernde, Differenzierende an ihm gewiß nicht; aber dem Einzelnen als einem sich Isolierenden wirkt er doch fraglos entgegen, mit seiner altruistischen Anschauungsweise verlangt er von ihm Unterordnung unter das Ganze und Dienst am Ganzen. In der Socialdemokratie verschmilzt sich damit noch das Prinzip der demokratischen Gleichheit, und in den in Arbeiterkreisen gemalten und für sie bestimmten Zukunftsbildern erscheint die socialistische Gesellschaft wie ein großer gemeinsamer Arbeits- und Speisesaal, das Geistige und Innerliche, auf dem alle Eigenart ruht, kommt nicht zu seinem Recht. Und nach der gleichen Richtung hin wirkt die Kirche mit ihrem Traditionalismus, und der geschichtliche Sinn des Jahrhunderts, der den Einzelnen als Glied einer Kette betrachtet und in sie einfügt. Dazu nehme man noch die Massenanhäufung von Menschen in den tonangebenden Großstädten, die leichte Möglichkeit des Zusammenströmens der Menschen bei allen möglichen Anlässen durch die modernen Verkehrsmittel und die dadurch angebahnte Ausgleichung der Verschiedenheiten und Gegensätze, die Verdrängung der Handarbeit durch die individualloſe Fabrikware, der originellen Tracht durch die zwar ewig wechselnde aber immer wieder alle Klassen und Stände gleichmachende Mode, und man wird die Klagen über das Individualloſe und Schablonenhafte, das Uniforme und Monotone in unserer modernen Welt verstehen: es giebt keine Originale mehr, und was noch schlimmer ist, es giebt so wenig Individualitäten und individuelle Persönlichkeiten; die Schopenhauersche Fabrikware der Natur, die Nietzscheschen Bildungsphilister, die Dutzendmenschen sind da und sie sind keine erfreuliche Gesellschaft.

Und auch in der Theorie hat sich das niedergeschlagen und spiegelt sich wieder — als die weitverbreitete und vielgepriesene Lehre vom Milieu. Das Thema dazu giebt uns, verwunderlich

für die vielen, die ihn nicht mehr verstehen, der Individualist Schiller, wenn er im Prolog zum Wallenstein von diesem sagt:

Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.

Er selbst freilich hat uns im gleichen Stück auch gezeigt, wie man Milieu und Individualität, den Notzwang der Begebenheiten mit der Freiheit des handelnden Einzelnen verknüpfen kann.

Was Ein Mann kann wert sein, habt ihr nun erfahren

steht auch im Wallenstein. Und so war es erst das moderne Frankreich, wo aus dem romanischen Geiste heraus nicht nur die unbestreitbare Bedeutung des Milieus erkannt, sondern auch seine Allwirksamkeit verkündigt und das Individuum von ihm erdrückt und verschlungen wurde. Der Historiker Taine hat dem den schärfsten Ausdruck gegeben, in der schönen Litteratur ist Zola sein Hauptvertreter. Und wie in Schillers Wallenstein hängt diese Betonung des Milieu auch hier zusammen mit dem Determinismus: vom Milieu bestimmt und aus dem Milieu heraus soll der Einzelne erklärt werden; ist er ganz bestimmt und ganz erklärt, so bleibt für sein Eigenes nichts mehr übrig. Diese deterministische Stimmung ist aber auch von wissenschaftlicher Seite her genährt und bestärkt worden: die Statistik ist recht eigentlich die antiindividualistische Wissenschaft und Methode, mit Massen und großen Zahlen operiert sie, Durchschnittszahlen gewinnt sie; und da sie vor allem Menschenmassen ins Auge faßt und „die Wissenschaft von den socialen Massen“ ist, wobei sie gerade von den individuellen Differenzen der die socialen Massen konstituierenden Atome absehen muß, so ist sie recht eigentlich die Methode der modernsten aller Wissenschaften, der Sociologie. Nun beweist die statistische Regelmäßigkeit auch in Fällen wie Selbstmord und Verbrechen den Determinismus freilich nicht, aber überraschend und erschreckend wie sie ist, verstärkt sie den deterministischen Zug, der vor allem von naturwissenschaftlicher Seite her in unser Denken gekommen ist. Und auch der Philosoph glaubt seinem Kant und seinem Schopenhauer, daß in der Welt der Erscheinungen alles, auch jede einzelne menschliche Handlung determiniert sei; der Freiheit daneben noch im Reich des Intelligibeln, in einer Hinterwelt also, eine Stelle zu lassen, erscheint dagegen den meisten als überflüssiger Luxus oder bedenklicher Mystizismus.

Aber gerade, weil sich dieser Determinismus vor allem auf die naturwissenschaftliche Betrachtung der Welt und des Menschen stützt, kommt ihm aus dem Darwinismus der Begriff der Vererbung eben recht, für den man sich ebenfalls auf Schiller, diesmal auf seine Braut von Messina berufen kann. Was das Milieu als unmittelbar Gegenwärtiges nicht zu leisten und zu erklären vermag, das schreibt man nun auf Rechnung der Vergangenheit: zum Notzwang der Begebenheiten kommt das Schicksal der Vererbung, die auch den letzten irrationalen Rest des Individuellen beseitigt, indem sie es aus dem Milieu der Vergangenheit erklärt und ableitet. Milieu und Vererbung sind keine sich widersprechenden, sondern es sind sich ergänzende Faktoren. Die Anwendung von allem diesem auf Sociologie, Geschichte, Kriminalistik — hierfür nenne ich neben dem Italiener Lombroso nur den Deutschen v. Liszt — ist ja klar; von seinem Einfluß auf die poetische Litteratur wird alsbald die Rede sein, doch sei neben dem Namen Zolas auch hier schon der von Ibsen genannt.

Unter dem Zeichen dieser Lehre vom Milieu und von der Vererbung stand im Zeitalter des Socialismus und Darwinismus die Welt, als Nietzsche kam und das hohe Lied vom Einzelnen sang. Freilich Determinist war auch er, von Rasse und Abstammung redete er nur zu viel; aber das stand nicht im Vordergrund, als Hauptsache hörte man doch mit Recht nur jenes sein Eintreten für das Individuum heraus. Nun sagen heute viele namentlich der älteren: das braucht es gar nicht; einmal haben wir das schon von Schiller und Humboldt, von Goethe und Schleiermacher her gewußt; und zum zweiten liegt der Individualismus als Egoismus, als Wille sich durchzusetzen ganz von selbst schon in der Natur des Menschen und ist eher zu dämpfen als aufzurufen und zu stärken. Beides ist richtig. Aber jener ästhetische Individualismus unserer klassischen und romantische Periode war untergegangen und verschüttet von dem Massenbewußtsein und Massengefühl der sechziger und siebziger Jahre, übertönt von den demokratischen Gleichheitsforderungen und den socialistischen und kommunistischen Zukunftserwartungen. Und wenn sich auch das Ego nur zu sehr durchzusetzen pflegt im Leben, so handelt es sich eben nicht um das

beliebige Ego, sondern um das eigenartige Individuum und um das seiner selbst mächtige Ich. Hier hat nun freilich Nietzsche des Guten bald zu wenig und bald zu viel gethan: zu wenig, indem er diesen Einzelnen allzu naturalistisch faßt und sich an der blonden Bestie und ihrer Raubtiernatur ohne weiteres freut; zu viel, indem er nur das geniale und starke Ich, den höheren Menschen, den Übermenschen anerkennt und alle andern souverän als Sklaven seiner Herrschaft unterwirft. Dagegen gilt doch das prophetische Wort Goethes gegen alles Übermenschentum:

Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt in Frieden!

Aber selbstverständlich, daß nun das klingende Wort vom Übermenschen namentlich die Jugend, die ja nie an einem Übermaß von Bescheidenheit leidet, wie ein Taumel und Rausch erfaßte, jeder Jüngling sich für ein Genie und damit für berechtigt hielt, den Herrn zu spielen und nach den Prinzipien der Herrenmoral zu leben. Allein dieser Taumel wäre nicht so allgemein, die Nietzschebegeisterung nicht so epidemisch geworden, wenn nicht doch ein ganz Berechtigtes und Zeitgemäßes darin steckte, und das ist eben der Anspruch des Individuums auf sich selber und die Notwendigkeit dieses zu schützen und vor Vergewaltigung zu bewahren. Der Kampf um den Einzelnen war historisch berechtigt und notwendig geworden. Es war eine Auflehnung der Jugend — im Namen der Jugend hatte Nietzsche dereinst gegen den Historismus der Zeit Protest erhoben — gegen das Netz, das man ihr mit Milieu und Vererbung, mit Tradition und Sitte vom ersten Tag an über den Kopf werfen wollte; und es war ein Protest der Romantik gegen die Prosa und Nüchternheit der statistischen Massenbeobachtungen und der Durchschnittszahlen; und endlich ein Protest des Lebens und der Lebenden gegen die vielfach wirklich zur Unwahrheit gewordenen asketischen Ideale unserer traditionellen christlichen Moral. Und es schlug ein in einer Zeit, die einen Großen an der Arbeit gesehen und erfahren hatte, was Ein Mann kann wert sein. Daß hier selbst wieder Gegensätze und Widersprüche zusammentrafen und gegeneinander rangen, dafür war in erster Linie doch das Leben selber verantwortlich zu machen.

Daß aber Nietzsche der große Rattenfänger von Hameln wurde für die Jugend und für die Frauen fin de siècle, das hatte noch einen andern Grund. Der Materialismus und der Positivismus hatten unser Denken verflacht, die naturwissenschaftliche Methode, so überaus geschickt und fein zur Erforschung äußerer Beziehungen, versagte dem geistigen Leben gegenüber vielfach den Dienst und kam nicht in seine Tiefe. Das zeigt namentlich der Laboratoriumsbetrieb der experimentellen Psychologie. Auch die Philosophie mit ihren subtilen erkenntnistheoretischen Haarspaltereien behandelte den Menschen, als ob in seinen Adern nur „der verdünnte Saft von Vernunft als bloßer Denkthätigkeit" rinne und vergaß nur allzulange Instinkt und Trieb, Gefühl und Willen; ein Ganzes fand und gab sie nicht, sie suchte es nicht einmal. Da kam Nietzsche, der große Psychologist und Symbolist, dem alles immer wieder nur Vordergrund ist und ließ Hintergründe und Abgründe, ließ Rätsel und Geheimnisse in Hülle und Fülle darunter und dahinter ahnen; als symbolistisches Werk hat der Zarathustra seinen größten Reiz. Und wie in die Tiefe, so führte er auch hinaus in die Weite: nicht rückwärts, sondern vorwärts ließ er Blicke thun in unserer Kinder Land, auf neue Entwickelungsmöglichkeiten; auch damit kam er einem im Socialismus groß gewordenen Zug, der Vorliebe für utopistische Zukunftsbilder, der modernen Parusieerwartung entgegen, und befriedigte überhaupt als Seher und Prophet jenes große Sehnen und Ahnen, von dem die in sich zerrissene und mit sich unzufrieden gewordene Zeit erfüllt war. Ob dabei die Tiefe immer auch tief, die gewollte Entwickelungsmöglichkeit immer auch möglich war, darauf kam nicht so viel an, wenn die Menschen nur daran glaubten.

Endlich aber, Nietzsche war auch Dichter und Künstler. Philosophie in Form eines symbolistischen Dichterwerks, in das man soviel hineindeuten und hineinlesen, von dem man auch soviel nicht verstehen darf, das war ein Neues und Interessantes. Daher auch die Sprache des Zarathustrabuches — er selbst sagt darüber: „die Sprache Luthers und die poetische Form der Bibel als Grundlage einer neuen deutschen Prosa, das ist meine Erfindung"; aber wenn sie auch zuweilen an das Buch Hiob oder ans hohe Lied anklingt, so ist sie doch wieder himmelweit davon verschieden, weil sie ganz

modern ist, Nietzsche ist ein Böcklin in Worten. Aber darauf kommt es hier nicht an, sondern nur überhaupt darauf, daß Nietzsche der schlottrigen Prosa gerade auch unserer Jungdeutschen das Gegenbild eines wirklichen „Stils" entgegengestellt hat. Er ist der Künstler der deutschen Prosa im guten, freilich auch im schlimmen Sinn des allzu Künstlichen und Raffinierten. Und dieses souveräne Sprachgefühl, es mußte fascinieren und hinreißen, das Raffinierte und Pikante namentlich dort imponieren, wo dem überreizten Gaumen alles Einfache als langweilig und fad erscheint und deshalb auch das Einfachste in pikanter Sauce serviert werden soll. Und Nietzsche ist Aphorist, in der Art eines Montaigne und Larochefoucauld, eines Labruyère und Fontenelle, eines Vauvenargues und Chamfort: das war noch einmal etwas Neues und etwas ganz Zeitgemäßes. Unsere überhastige Zeit hat zum Durchlesen ernsthafter Bücher keine Zeit und keine Ruhe; da kamen ihr wie gerufen ganze Bände voll feingeschliffener Aphorismen, die man nur aufzuschlagen brauchte, um immer ein Ganzes zu finden und sie jeden Augenblick weglegen, auch jeden Augenblick in ihnen blättern zu können. Endlich aber hinter dem allem eine interessante und eine durch ihr Schicksal geradezu tragische Persönlichkeit, die dadurch besonders reizte, weil sie sich in immer neue Masken hüllt und voll von Widersprüchen auch zum Widersprechen herausfordert; er selbst somit ein Stück Menschliches allzu Menschliches, er selbst eine problematische Natur und interessanter noch als alle seine Bücher.

Ein Wunder wär's zu nennen, wenn der Unzeitgemäße nicht zeitgemäß geworden wäre und nicht alle Welt hinter ihm drein liefe! Die Jugend und die Frauen, die immer ganz besonders gern nach dem Neuesten und nach dem Paradoxen greifen und denen das Evangelium der Eigenmacht und der Kraft imponiert, heben ihn auf den Schild, begeisterte Verehrer und Verehrerinnen nehmen leidenschaftlich für ihn Partei und schreiben Bücher zu seinem Ruhm, eine Frau, Lou Andreas-Salomé hat ihn bis jetzt am besten verstanden, Reiseprediger voll Pathos und Weihe tragen seine Worte und Lehren weiter und unduldsame Nietzschepfaffen brüskieren die öffentliche Meinung, die sich ihm nicht mit Haut und Haaren gefangen giebt. So ist der Einsame, dem vor seinen ersten

Jüngern graute und der am liebsten gegen den Strom schwamm, selbst ergriffen worden vom breiten Strom der Mode und der Masse, und sein vom Größenwahn verzerrtes Bild nur immer verzerrter geworden. Erst wenn dieser Strom abgelaufen ist, wird sich bestimmen lassen, ob er ein vorübereilendes Meteor und Irrlicht war, oder ein Gestirn, das leuchtet, schwerlich wärmt. Heute schwankt dieses Bild noch allzusehr von Gunst und Mißgunst aller Art verwirrt, und der Betrachter steht ihm noch zu nah.

Andere Vertreter des Individualismus.

Aber wie nun diese individualistische Reaktion gegen den Socialismus erfolgte, da erinnerte man sich, daß Nietzsche nicht ihr einziger Bannerträger war, sondern daß sie vor ihm und neben ihm auch andere Vertreter gefunden habe. Auf den Engländer Carlyle wies man hin, den Nietzsche selbst, wie schon erwähnt, einen „genialen Wirrkopf" genannt hatte; schon daß er sich unter den Deutschen gerade Jean Paul zum Muster nahm, spricht dafür. Auch Romantiker war er, zu Novalis hat er Beziehungen und unter Fichtes Schriften zogen ihn die späteren seines stark romantisch und religiös gefärbten Idealismus am meisten an; aber gleichwohl geht ihm für die Größe Friedrichs des Großen das Verständnis auf, weil Friedrich inmitten des nivellierenden Zuges seines rationalistischen Zeitalters ein Einzelner, ein Held war; Carlyle aber predigt — Heldenverehrung. Und auch ein Socialist ist er gewesen, für viele auch unter uns darum selbst einer der Führer auf dem Weg zu dieser Weltanschauung; aber am Socialismus ist ihm wie keinem die individualisierende Tendenz aufgegangen, derselbe ist von ihm wirklich als ein Kampf um den Einzelnen aufgefaßt worden. Gerade deshalb verwirft er das heutige unpersönliche Verhältnis zwischen Arbeitern und Arbeitgebern und fordert, daß diese zu Führern werden und so die Gesellschaft sich organisiere: auch an ein starkes soziales Königtum hat er gedacht. Die Hauptrolle aber fällt dabei den Helden zu, und das sind in unserer Zeit Schriftsteller und Dichter, die der Welt die ewigen Wahrheiten in immer neuen Symbolen und Formen zu verkündigen haben; für sich selbst hat er dabei nur an die bescheidene Rolle eines Heldenverehrers gedacht.

Ebenso wie von England her Carlyle, gewinnt in neuester Zeit unter uns auch der Däne Sören Kierkegaard Einfluß. Mit Nietzsche zeigte er sich darin verwandt, daß ihm die Wahrheit nicht an sich wertvoll und überhaupt nur soweit wahr ist, als sie Anweisung giebt für die Gestaltung des eigenen Denkens und Lebens. Ihm soll sie Antwort geben auf die Frage: wie kann ich als sittliche Persönlichkeit bestehen? „Feine Sensibilität für subjektive Wahrheit und ein brennendes Verlangen nach intensivem Leben" schreibt ihm daher sein Übersetzer Schrempf zu und bezeichnet seinen Egoismus in kühner Paradoxie als das Großartigste und Bedeutendste an ihm.

Von Deutschen aber nenne ich hier zunächst die beiden Dühring und Lagarde. Jener ist Positivist, die Wirklichkeit ist ihm allein real und vernünftig. Und auch Socialist ist er, so sehr, daß er auf die Berliner Socialdemokraten Einfluß gewann und Engels ihm im Parteiorgan ausführlich entgegentreten und ihn widerlegen mußte. Aber für sich selbst war er Individualist: das Recht des individuellen Denkens und des rücksichtslosen Aussprechens ließ er sich nicht verkümmern, mit Energie wachte er über das Eigentum seiner Gedanken und hielt so viel auf sie, daß er darin an Nietzsches Größenwahn erinnert. Das führte ihn in Konflikt mit allem Offiziellen, mit seinen Kollegen an der Universität und mit den Parteiführern der Socialdemokratie; dagegen sahen viele Studenten zu ihm als zu ihrem „Führer" auf, und ebenso wurde er für eine Anzahl Arbeiter etwas wie der Stifter einer socialistischen Sekte. Damit blieb er zugleich dem Grundsatz treu, daß der Philosoph seine Philosophie darleben, durch seine Persönlichkeit bewahrheiten müsse.

Dühring ist aus seinen persönlichen Erlebnissen heraus zum Kulturkritiker geworden, obwohl er den Pessimismus bekämpft, kann man doch bei ihm selber von Entrüstungspessimismus reden. Darin und ebenso in seinem starken Selbstgefühl und in seinen antisemitischen Antipathien berührt er sich mit Lagarde, der Staat und Politik, Kirche und Schule und vor allem unsere deutsche Bildung schlecht und deshalb so flach findet, weil sie Massenbildung ist. Auch er geht gern seine eigenen Wege und schwimmt energisch

gegen den Strom. In der äußeren Politik erinnert sein Eintreten für eine „organische“ Verbindung mit Österreich und für die Erwerbung eines erheblichen Kolonielandes im Osten Europas oder in Vorderasien an die Phantasien von Karl Jentsch. Im Innern verlangt er Befreiung von dem unwürdigen Possenspiel unserer Wahlen und unserer Volksvertretungen und einen Kaiser, der wirklich Kaiser ist; für die Kirche Organisierung der nicht-katholischen Religiösen zu vier deutsch-österreichischen freien Kirchen und eine Theologie, die wirklich Pfadfinderin der deutschen Religion sei; und endlich eine Neugestaltung des Unterrichtswesens in dem Sinn, daß Gymnasien und Universitäten zu Anstalten werden, an denen ernstlich unterrichtet wird und unterrichtet werden kann. Und dabei wendet er sich bald gegen Liberale und Juden, bald gegen die Stubengelehrten und ihren „Verschwörungsapparat“, die Presse, oder gegen unsere Verwaltungsbeamten, „welche als Studenten statt der Hörsäle Kneipen und Fechtböden besuchten und allerhand unseren Anschauungen widerlichen Sport betrieben, darnach sich von irgend einem oft wenig empfehlenswerten Zubläser für ihr Examen dressieren ließen, und schließlich durch ihre Familienverbindungen an Plätze gebracht wurden, auf denen sie sich nur durch die versteckte Hilfe der von ihnen verachteten Rotüre zu halten im stande sind“. So weist er überall auf Schäden in unserem Volksleben hin, wir stehen nach ihm vor dem Bankerott, das geistige Kapital ist nahezu aufgebraucht; dagegen kann nur eines helfen, auf allen Gebieten „Ernst zu machen“ und als Einzelner sich für die Existenz, das Glück, die Zukunft des Ganzen in jedem Augenblick seines Lebens verantwortlich zu erachten.

Hierher gehört endlich auch Christoph Schrempf, der von Kierkegaard ausgegangen ist und an diesem wie eben gesagt vor allem den „Egoismus“ groß findet. Als Pfarrer leidet er Schiffbruch daran, daß ihm, ganz im Gegensatz zu einer früher citierten Äußerung von Strauß, nichts an der Gemeinde, alles nur an seiner eigenen sittlichen Persönlichkeit gelegen ist. Diese aber findet er durch das Amt und das kirchliche Bekenntnis und die damit verknüpfte Unwahrhaftigkeit gefährdet; „das Opfer der Persönlichkeit zu bringen dafür giebt es niemals einen zureichenden Grund“;

„der wirkliche Dienst gegen die Gemeinschaft besteht immer nur darin, daß der Einzelne sich als Persönlichkeit behauptet, vertieft, ausweitet". Darum tritt er in seiner Zeitschrift „Die Wahrheit" immer aufs neue für die Persönlichkeit und den Einzelnen ein, und giebt schließlich lieber die Redaktion auf, da er sieht, daß er auch als Redakteur so wenig wie als Pfarrer solus ipse bleiben kann und dadurch in Gefahr gerät, wenn auch nur den Schein seiner „Einzigkeit", seiner Subjektivität und Eigenart preisgeben zu müssen. Im Schrempfschen Handel tritt uns somit wirklich die große Frage des Jahrhunderts, der Kampf um den Einzelnen entgegen, während der davon ausgehende Harnackſche Apostolikumsstreit nur die Orthodoxie wieder einmal an der Arbeit zeigte und darum ganz interesse- und belanglos war.

Um alle diese Männer aber bildeten sich Kreise von Verehrern und Anhängern, Schrempf namentlich hat etwas vom schwäbischen Sektenstifter an sich; und in allen diesen Kreisen pocht man dann dem Staat oder der Kirche, der Gesellschaft oder der Tradition gegenüber auf das Recht der Individualität und fühlt sich der Masse gegenüber als eigenartige und eben darum als höhere Persönlichkeit.

Die Fragen der Schulreform.

Am meisten leistet immer die Jugend solchem individualistischen Aufgebot Heeresfolge. So schwärmte sie in ehrlicher Heroenbegeisterung für Bismarck und brachte ihm am 1. April 1895 jene große schöne Huldigung dar. Aber auch in Nietzsche glaubt sie ihren „Erzieher" zu finden.

Ein Kritiker der Kultur ist dieser gewesen, die Bildung und die Zukunft unserer Bildungsanstalten lag ihm am Herzen. Erziehungsfragen beschäftigten aber gleichzeitig mit ihm auch schon Lagarde und werden dann zu Ende der achtziger und bei Beginn der neunziger Jahre einen Augenblick zu der brennenden Frage des Tages überhaupt. Dabei war es weit weniger die Massenbildung in den Volksschulen, ihre Leistungen erschienen befriedigend. Und doch läßt auch hier die Lehrerbildung zu wünschen und eine Erhöhung derselben wird von den Lehrern selbst aufs dringendste

gefordert und teilweise von der sogenannten Universitätsausdehnungsbewegung erhofft; ebenso führt man zwar vielfach das Wort „sociale Pädagogik“ im Munde, aber man weiß noch nicht, welchen Inhalt man ihr geben soll und was es bedeutet; und die Lehrer ließ man ohnedies weiterhungern, wo etwas Weniges für sie geschah, da gab man es widerwillig oder gar nur halb, wie in Berlin oder in dem reichen Elsaß-Lothringen. Nur für die vor- und nachschulpflichtige Jugend fing man langsam an besser zu sorgen, die freiwillige Erziehungsthätigkeit leistete in den Kinderhorten manches Erfreuliche. Aber nicht um diese Kinder des Volkes, sondern um die der oberen Stände in den höheren Schulen handelte es sich diesmal.

Das deutsche Gymnasium in seiner heutigen Gestalt ist aus der neuhumanistischen Bewegung hervorgegangen, in Preußen ein Kind der allgemeinen großen Bewegung von 1808, Johannes Schulze der, der ihm die feste Form gegeben hat. Aber noch bei seinen Lebzeiten erfolgten heftige Angriffe auf dieses sein Werk. Vom Süden her erklärte sich schon in den zwanziger Jahren der Bayer Fr. Thiersch gegen „die neue Lehrweisheit in Preußen oder die gleichmäßige Steigerung des klassischen und realistischen Unterrichts“ und tadelte daran zweierlei: einmal den Zweck, wonach die Schule „als Teil der Staatsmaschine betrachtet und darauf beschränkt werde, dem Staat die nötige Anzahl Diener des Altars sowie der Gesetz- und Heilkundigen und dergleichen zu liefern“, andererseits die Gefahr der Überladung, Überspannung und Überbietung „bei der alle Glieder der Schule durchdringenden Aufregung und Anspannung, welche durch eine ununterbrochene und das Einzelne der Schule umfassende Oberaufsicht getrieben und durch die strengste Kontrolle der Abiturientenprüfungen im Schwunge gehalten werde“; in diesem „dampfmaschinenähnlichen Getriebe“, in dem die realistischen Fächer mit den klassischen Sprachen „in gleicher Linie, Stärke, Bedeutsamkeit“ erscheinen, sei Preußen im Begriff die wahre Bildung zu verlieren. Kurz darauf erfolgte dann auch von medizinischer Seite derselbe Angriff, Lorinsers Aufsatz „zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“ vom Jahre 1836 bezeichnete die Vielheit der Unterrichtsgegenstände und der Unterrichtsstunden als eine große Gefahr für die in unserem modernen Leben ohnedies gefährdete Gesundheit der Jugend.

Noch wurde diesmal der Sturm abgeschlagen; aber schon 1848 kam ein neuer. Hermann Köchly fand, wie schon erzählt, noch zu wenig Realistisches und zu viel lateinischen Formalismus in unseren Gymnasien, das Gymnasium müsse mit den Bedürfnissen der Zeit in Einklang gebracht werden. Da er zu dem klassischen Altertum nicht mehr so intim stand wie die Neuhumanisten, sondern dem Geiste des Jahrhunderts entsprechend sich lediglich historisch dazu verhielt, so wollte er im Jahre der großen deutschen Nationalerhebung das Deutsche in den Mittelpunkt gestellt wissen und davon die andern Bildungsmittel in zwei Gruppen, der historisch-ethischen und der mathematisch-naturwissenschaftlichen, sich anschließen lassen; so nur komme man zu einem modern-universellen Bildungsprinzip. Allein wie so vieles aus diesem Jahr der Anläufe und Ansätze blieb auch das zunächst pro nihilo, die Reaktion ließ im allgemeinen alles beim alten. Dagegen erhielten alsbald nach Beginn der neuen Ära unter der Regentschaft des Prinzen Wilhelm die Realschulen, über die in den Reaktionsjahren die Sonne der Gnade nicht geleuchtet, die man vielmehr wegen ihres Zusammenhangs mit den Naturwissenschaften des Materialismus verdächtigt hatte, eine feste staatliche Organisation. Da aber im preußischen Beamtenstaat die Berechtigung zum Eintritt auch in den niederen Staatsdienst fast durchweg an einige Kenntnis des Lateinischen geknüpft war, so enstand eine zweite lateinische Anstalt — das Realgymnasium. Damit schien eines erreicht: Naturwissenschafter und Mediziner klagten über Vernachlässigung und Verkürzung der Realien auf den humanistischen Gymnasien: nun hatte man neben den alten diese neuen Anstalten, auf denen jener Forderung Rechnung getragen wurde. Und wirklich schien Ruhe einzukehren: die große Aufgabe nach 1866, in den neu erworbenen Provinzen unter möglichster Schonung des Bestehenden auch auf dem Gebiete des Schulwesens die Assimilation an das in Preußen Geltende herbeizuführen und ebenso nach 1871 in Elaß-Lothringen das französische durch das deutsche Unterrichtssystem zu ersetzen gelang über Erwarten gut, und das freilich kaum halbwahre Wort vom Schulmeister, der bei Sadowa gesiegt habe, warf einen bescheidenen Strahl vom Glanz der politischen Erfolge auch auf die Schulen und ihre Lehrer.

Der Kulturkampf der siebziger Jahre machte sich auch im Schulwesen spürbar, aber er und der große Umschwung am Ende derselben und zu Anfang der achtziger Jahre hielt die öffentliche Meinung so sehr in Atem, daß das nur wenig beachtet wurde und in verhältnismäßiger Stille Änderungen im Lehrplan und Prüfungswesen vorgenommen werden konnten.

Aber es war nur eine Stille vor dem Sturm. Der Boden, auf dem das deutsche Gymnasium stand, war unterwühlt und die Frage nur die, ob das Gebäude selbst morsch geworden sei und des Abbruchs bedürfe. Im eigenen Haus waren die Gymnasiallehrer selbst unzufrieden und sind es fast überall noch heute. Die Verstaatlichung der höheren Schulen hatte auch sie zu Staatsbeamten gemacht, ihr Dienst war ein mühevoller, ihre Aufgabe, dem Staat seine Beamten vorzubilden und überhaupt die leitenden Kreise heranzuziehen, die wichtigste; und jenes Wort vom Sieg des preußischen Schulmeisters bei Sadowa und Sedan hatte ihr Selbstbewußtsein mächtig gesteigert. Dazu stand aber weder ihr Gehalt noch ihr Rang noch ihre Wertschätzung in den Augen des Publikums im richtigen Verhältnis; noch lastete auf ihnen in allen diesen Beziehungen etwas von der alten Mißachtung der Schulmeister während dreier Jahrhunderte, und die anmaßliche Vorherrschaft des Juristenstandes, der in Deutschland überall regiert und bei seinem Mangel an Fachkenntnissen doch immer den Technikern die eigentliche Arbeit zuweisen muß, empörte auch sie. So entstand erst eine dumpfe Gärung, dann bildeten sich Vereine zur Hebung des Standes und es begann ein zäher Kampf gegen die Sparsamkeit der Finanzminister, den Mangel an gutem Willen bei den juristischen Vorgesetzten und die Vorurteile des Publikums. Daß hierbei viel Kraft auf Äußerliches verwendet wurde, die sachlichen Interessen der Schule darüber zurücktraten, hohle Agitatoren an die Spitze kamen und das Publikum von den oft ins Kleine und Kleinliche sich verlaufenden Bestrebungen keinen günstigen Eindruck gewinnen konnte, ist nicht eigentlich die Schuld derer, die sich erzwingen mußten, was ihnen freiwillig zu geben längst schon billig gewesen wäre, als vielmehr Schuld des Staates, der das versäumte.

Allein es trug doch das Seinige bei zu der allgemeinen Miß-

stimmung, die in den achtziger Jahren das Gymnasium traf und das ganze höhere Schulwesen erschütterte. Noch einmal war es ein Internum, ein Streit der Schulen unter sich. Das Berechtigungswesen beherrscht das preußische, seit 1873 das ganze deutsche Schulwesen, somit hängt das Gedeihen einer Schulgattung wesentlich ab von der Fülle der ihr staatlich zuerkannten Berechtigungen. Da war nun fraglos das humanistische vor dem Realgymnasium und der Realschule bevorzugt; namentlich dem ersteren blieben mit einer kleinen Ausnahme die Pforten zum Universitätsstudium verschlossen, speciell die Bitte um Zulassung seiner Abiturienten zum medizinischen Studium wurde immer wieder abgewiesen. Das empörte die Realschulmänner mit Recht, zumal da die Mediziner selbst schließlich die Ablehnung nur noch mit dem schlechten äußerlichen Grund, das alte Gymnasium sei das vornehmere, motivieren konnten; und da sich die „Humanisten" unnötigerweise an dem Streit beteiligten und sich anstellten, als ob ihre Sache durch jenes Verlangen gefährdet sei, so entstand zwischen ihnen und den Realschulmännern ein erbitterter Kampf um das „Gymnasialmonopol", der ebenfalls heute noch fortdauert und unter dem die Schule selbst und vor allem die klassische Bildung am meisten leidet.

Denn bereits hatte sich fast plötzlich gegen diese ein Sturm von ungewöhnlicher Heftigkeit erhoben. Zuerst kamen an den Hochschulen Naturwissenschafter und Mediziner und erklärten, daß die auf dem Gymnasium erworbene Vorbildung für ihre Zwecke nicht genüge. Da sie aber aus dem schon angegebenen Grunde sich nicht auf das Realgymnasium verweisen lassen wollten, so verlangten sie Verkürzung des Unterrichts in den alten Sprachen und dafür eine weit stärkere Berücksichtigung der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer. „Kegelschnitte, kein griechisches Skriptum mehr"! so hat einer von ihnen diese Forderung formuliert. Dieselben Mediziner aber klagten im Bund mit Müttern und Vätern namentlich der oberen Stände über Überbürdung der Schüler und gaben in einer von Waffen starrenden Welt durch den Hinweis auf die Gefährdung der Wehrhaftigkeit des deutschen Volkes diesen Klagen weit größeren Nachdruck, als dies vierzig Jahre zuvor Lorinser hatte erreichen können. Und so rapid nahmen diese Über-

bürdungsklagen zu, daß die Regierungen — allen voran den mit der deutschen Schule unzufriedenen Elsässern zulieb der Freiherr von Manteuffel als Statthalter von Elsaß-Lothringen — Kommissionen einsetzten, medizinische Gutachten von ihnen einholten und auf Grund derselben sich beeilten, Minderung der Arbeit eintreten zu lassen; und auch dabei traf Anklage und Abminderung vor allem die alten Sprachen. Fraglos lag diesem Überbürdungsgeschrei viel Übertreibung und elterliche Weichlichkeit zu Grunde, und die medizinischen Gutachten zeigten vielfach ein erstaunliches Maß von Unfähigkeit, gerade die Punkte zu entdecken, auf die es in Klage und Abhilfe eigentlich ankam; das konnte nur von pädagogischer Seite aus geschehen. Denn ganz aus der Luft gegriffen war die Sache allerdings nicht. Die realistische Seite des utraquistischen Systems hatte sich allmählich zu einer der sprachlich-historischen gleichwertigen Hälfte ausgewachsen, und da auch die Lehrer dieser Fächer ihren philologischen Kollegen nicht nur an Wissen, sondern auch an Können mehr und mehr ebenbürtig geworden waren, so hatten sich allerdings die Anforderungen und hatte sich die Last des Lernens in gewissem Sinn verdoppelt.

Angesichts solcher Schwierigkeit fehlte es nicht an radikalen Geistern, die dieselbe einfach und kurz dadurch zu heben suchten, daß sie für alle oder doch für die Mehrzahl der höhere Bildung suchenden Jugend schlankweg die völlige Beseitigung des altsprachlichen Unterrichts forderten. Und diesem Verlangen kam die geistige Strömung, wie sie in den achtziger Jahren sich vorzubereiten begann, zu Hilfe. So vor allem die nationale: 1870 war das Ideal, für das man schwärmte, zur Wirklichkeit geworden, man hatte Kaiser und Reich; nun suchte man für sein nationales Empfinden nach neuen Bethätigungsgebieten, und eines davon war die Schule. Fast als ob die im Lateinischen und Griechischen unterrichtete Jugend bis 1870 nicht national gefühlt und wie 1813 und 14 so auch 1870 ihre Pflicht nicht gethan hätte, verlangte man an Stelle der Beschäftigung mit fremder Litteratur und Geschichte im Sprachlichen mehr Deutsch, im Historischen ausschließlich „vaterländische“ und namentlich auch moderne Geschichte. Steckte hier auch manches Körnlein Wahrheit und war in der That Versäumtes

gut zu machen und nachzuholen, so war doch der großwortige Chauvinismus erschreckend, der sich hierbei offenbarte und kläglich die Verständnislosigkeit dieser Patrioten für das, was das Altertum in seiner stillen Größe zur Weckung wahrer Vaterlandsliebe und was die Eingliederung des Knaben in das Ganze eines Schulorganismus wie zur Bildung des Charakters überhaupt so speciell auch zur staatsbürgerlichen und socialen Erziehung beiträgt.

Dazu kam fürs zweite der Realismus in der Kunst, wie wir ihn alsbald kennen lernen werden. Banausen und Philister hat es natürlich zu allen Zeiten gegeben und sie sind niemals Freunde des klassischen Altertums und des klassischen Unterrichts gewesen; denn sie vermögen den Nutzen desselben nicht einzusehen und der ideale Hauch der Freiheit und der Schönheit, der das Griechentum durchzieht, ist ihnen unbequem und stört sie in ihrem satten Behagen. Jetzt aber kam ihnen ein wirklich und prinzipiell Neues, die moderne Kunstrichtung zu Hilfe, die dem idealistischen Schönmachen einer altgewordenen Poesie und Kunst gegenüber auf Natürlichkeit und Wahrheit dringt und das Charakteristische und Bedeutende höher stellt als das Typische und Schöne. Sie schließt eben damit die Abwendung vom klassischen Kunstideal ein, und so konnten sich mit Recht und Unrecht alle auf sie berufen, welche für dieses Ideal kein Verständnis und zu ihm kein Verhältnis mehr hatten.

Und endlich hat — teilweise als Nachklang der materialistischen Ära der fünfziger Jahre und des philosophischen Tiefstands in Deutschland — die berechtigte Bewunderung für die gewaltigen Errungenschaften der Naturwissenschaften, der Medizin und der Technik die Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften überhaupt und speciell mit der Altertumswissenschaft als ein dem modernen und praktischen Leben ganz besonders abgekehrtes Thun in der Schätzung der Zeit zurücktreten lassen, was sich bei manchen zu völliger Mißachtung steigert. Dabei war vielfach die Philologie mit ihrem sich Verlieren in Kleinigkeiten und ihrer Vorliebe für Entlegenes und sachlich Wertloses selbst nicht ohne Schuld. Auch einzelne hervorragende Philologen haben durch absprechendes Wesen und hochmütiges Herabsehen auf andere vielfach den Unmut gegen

sich herausgefordert. Eine Erklärung wie die von Wilamowitz-Moellendorff, daß der philologische Professor unter seinen Zuhörern keine Schulamtskandidaten, sondern nur Studierende der Philologie kenne und darüber, wie er seines Amtes walte, vor keinem irdischen Tribunal Rechenschaft abzulegen habe, gab doch wohl einer längst vorhandenen Anschauung und Übung Ausdruck und erregte darum auch bei Freunden humanistischer Bildung schwersten Anstoß. Und endlich mußte ein Universitätsskandal wie in den sechziger Jahren der zwischen den beiden Philologen Ritschl und Jahn in Bonn an dem erziehenden Einfluß der Humaniora allerlei berechtigte Zweifel aufsteigen lassen. So erschien jene Abkehr der Zeit von den Altertumsstudien zugleich auch fast wie ein persönliches Gericht über ihre Vertreter, das natürlich ohne Wahl Schuldige und Unschuldige, Gerechte und Ungerechte traf.

Das Schlimme aber war, daß das alles in erster Linie die Gymnasien als die Pflegstätten der klassischen Studien zu büßen hatten. Von allen Seiten erfolgten Angriffe, der Bestand unseres ganzen höheren Unterrichtswesens wurde in Frage gestellt, Petitionen um Abänderung desselben bedeckten sich mit tausenden von Unterschriften und eine Flut von meist wertlosen Reformvorschlägen — der Minister von Goßler gab 1889 die Zahl derselben auf 344 an! — vermehrte das Chaos. In dieses Ordnung zu bringen, das Alte neu zu stützen oder an seiner Statt ein Neues zu bauen, dazu wurde im Dezember 1890 die Berliner Schulkonferenz berufen und alles blickte in jenen Tagen gespannt auf sie hin, als sollte das Heil für unsere Bildung von ihr kommen. Das Eingreifen des Kaisers, der sich in Erinnerung an seine eigenen Kasseler Schuljahre zum Anwalt der Überbürdungsklagen und des Vorwurfs wegen mangelnder nationaler Erziehung durch die Gymnasien machte, gab der ganzen Aktion noch mehr Schwung und Ansehen nach außen. Aber damit war auch das Interesse im wesentlichen erschöpft. Schon die Zusammensetzung der Konferenz ließ erkennen, daß es sich mehr um Erhaltung des Bestehenden als um einen Neubau handle; der einzige Vertreter eines pädagogisch Neuen war ein Unfähiger. Direkt aber ab imperatore male informato ad melius informandum zu appellieren fand auf der Konferenz keiner den Mut, und

so trugen die Beschlüsse der Versammlung einen prinziplosen Kompromiß- und Majoritätscharakter an sich, und die Hauptsache wurde der preußischen Schulverwaltung überlassen. Mit ihren Entschließungen, wie sie 1892 in neuen Lehrplänen zu Tage traten, war dann freilich fast niemand zufrieden. Denen, die eine radikale Änderung begehrt hatten, waren die doch recht erheblichen Konzessionen viel zu wenig weitgehend, und die Führer der konservativen Humanisten riefen wie nach der Schlacht bei Cannä: magna pugna victi sumus! und so sehen beide Teile in der Neuordnung nur ein Provisorium, eine Abschlagszahlung die einen, der bald mehr folgen müsse, einen Schritt vom Wege die andern, der so rasch als möglich wieder zurückzunehmen sei. Einverstanden waren doch nur wenige. So glaubt niemand an den Bestand einer Schulreform, die nur das eine wieder einmal ganz klar gemacht hat, daß die Bureaukratie von sich aus zu schöpferischen Gedanken und Thaten auf pädagogischem Gebiet am wenigsten die Kraft hat. Aus Verhandlungen, wie denen auf der Naturforscherversammlung des Jahres 1898 geht hervor, daß die Sache einstweilen nur vertagt und ein neuer Sturm im Anzug ist. Aber für das große Publikum haben nach jenem Anlauf ohne definitiven Abschluß in unserer rasch lebenden Zeit die Schulfragen doch ihr Interesse verloren, und selbst die große Reklame, die für die sogenannten Reformgymnasien gemacht wird, läßt weitere Kreise gänzlich kalt; sonst würde man doch die Komik der Sache nicht so ganz übersehen, daß man im Namen einer nationalen Erziehung einen Reformfeldzug unternimmt, den Weg über Cannä und Thermopylä für einen Umweg erklärt und nun Schulen auf den Schild hebt, die statt des Lateinischen — das Französische zum Ausgangspunkt und zur Grundlage dieses neudeutschen Unterrichtssystems machen.

Daß es sich überhaupt um die Bildungsfrage des deutschen Volkes im ganzen handelt, dessen war man sich während der ganzen Bewegung kaum bewußt geworden, und auch heute sind sich unsere Spielmeister aus Görlitz dessen nicht bewußt. Und doch hatte das Nietzsche in seinen Basler Vorträgen über die Zukunft unserer Bildungsanstalten schon längst betont, ohne daß freilich auch er an die Stelle des Kritisierten und Verworfenen ein besseres Neues

zu setzen gewußt hätte: der letzte Vortrag mit den positiven Vorschlägen blieb ungehalten! Und ebenso hat Lagarde in den siebziger Jahren wiederholt darauf hingewiesen. Denkt man sich aber den Kampf um die Schulreform eingerahmt von jenen Vorträgen Nietzsches vom Jahre 1872 und dem 1893 in 43. Auflage erschienenen thörichten Buche Langbehns „Rembrandt als Erzieher", auf das sich das deutsche Publikum wie von der Tarantel gestochen in wilder Begeisterung stürzte, so sehen wir, wie zwar diese Bildungsfrage hinter allen jenen Schulreformfragen verborgen und wirksam war, wie aber gerade über sie fortschreitende Klarheit und Klärung nicht erzielt worden ist. Denn was dieses geistreich sein sollende Geschwätz wollte, das schließlich auch in den Ruf nach Individualismus und Aristokratismus ausklang, wußten weder der Verfasser noch die Leser desselben mit Bestimmtheit zu sagen.

Nietzsches Kritik unserer Bildungsanstalten hatte neben der Schule vor allem auch der Universität gegolten. Ebenso sagte Lagarde seinen Hochschulkollegen recht viel Böses nach und der „Rembrandtdeutsche" erklärte geradezu: „der Professor ist die deutsche Nationalkrankheit". Das letztere war jedenfalls ein Anachronismus; denn fraglos hatte sich schon längere Zeit zuvor die öffentliche Meinung von den Universitäten ab, zum Teil geradezu gegen sie gewendet. Das nationale Leben mit seiner stärkeren Betonung der materiellen Interessen des Handels und der Technik hatte auch andere Bildungswege und Bildungsweisen kennen gelernt, und auf der andern Seite folgten die Gelehrten diesem Leben nicht rasch genug und entfremdeten sich ihm daher immer mehr. Dazu kam das Überwuchern eines gelehrten Specialistentums, das sich in Einzelheiten verlor und die Bedeutung derselben für das Ganze selbst verkannte und unterschätzte; für diese Detailarbeit aber kann der Laie kein Verständnis haben, wenn ihm ihre Beziehung auf den großen Zweck nirgends mehr zum Bewußtsein gebracht wird.

Die Wissenschaft.

Aber neben solchen Differenzpunkten zwischen Theorie und Leben waren doch auch Berührungspunkte da, und gerade wissenschaftliche Großthaten sind kaum jemals mehr gefeiert worden als

in unſerer Zeit. Allen voran war es Medizin und Naturwiſſenſchaft, deren Nutzen für das Leben freilich auch am leichteſten einleuchtend gemacht werden kann. Die Wiſſenſchaft der Hygiene griff mächtig in das öffentliche Leben ein und berührte ſich durch ihre Forderung von Licht und Luft und Waſſer gerade auch für die armen Klaſſen der Bevölkerung in den großen Städten oder von Volksbädern und Lungenheilſtätten mit den übrigen Bemühungen um die Löſung ſocialer Aufgaben. Von dieſer Seite war ja auch ein Anſtoß zur Schulreformbewegung ausgegangen, indem allerlei Übel wie Kurzſichtigkeit oder gar die Zunahme des Wahnſinns vor allem den höheren Schulen zur Laſt gelegt wurden. Namentlich bedeutſam wurde die Bakteriologie mit ihrer Lehre von der Übertragung der Krankheiten durch Pilze; doch hat die Therapie aus dieſer neuen Theorie noch nicht allzuviel Gewinn gezogen; wir kennen den Cholerabacillus und andere gefährliche Mikroben, aber ſie im Kranken zu töten, haben wir noch nicht gelernt. Nur das von Behring gefundene Serum gegen die Diphtherie hat ſich als erfolgreich praktiſch bewährt. Dagegen war die Art und Weiſe, wie Kochs Tuberkulin verfrüht in die Öffentlichkeit hinausgegeben, mit wahren Triumphtrompetenſtößen angeprieſen und mit wildem Taumel des Entzückens vom Publikum begrüßt wurde, ein Zeichen, wie auch die Wiſſenſchaft dem allgemeinen Maſſen- und Reklamegeiſt des zu Ende gehenden Jahrhunderts ihren Tribut bezahlt. Und wenn wir ſehen, wie eine auf die Senſationsluſt berechnete Theorie wie die von Schenk über die Vorausbeſtimmung des Geſchlechts der Kinder völlig unreif und haltlos ins Publikum hineingeworfen wird, nur um die flüchtige Aufmerkſamkeit einer Stunde auf ſich zu ziehen, ſo können wir es wohl begreifen, wie mißtrauiſch dasſelbe vielfach dem mediziniſchen Können und Wiſſen gegenüberſteht und entweder Schwenningers witzig vorgetragenem Skeptizismus verfällt oder ſich an den nächſten beſten Kurpfuſcher hält, der günſtigeren Falles wie Kneipp längſt Bekanntes und Bewährtes in origineller Form und mit einer von Wiſſen nicht getrübten Einſeitigkeit keck und kühn auf jeden Fall zur Anwendung bringt. Vollauf berechtigt war dagegen das Aufſehen, welches die Entdeckung der Röntgenſtrahlen machte; hier lag die wiſſenſchaftliche Bedeutſam-

keit dieser elektrisch-optischen Erscheinung für die Theorie ebenso wie für die Anwendung auf die Chirurgie allen sichtbar vor Augen; und doch konnte man auch hier an der Art und Weise, wie sich die Presse der Sache bemächtigte, Anstoß nehmen: es liegt in solchem Triumphe etwas Verführerisches und etwas Abstumpfendes zugleich und thut auf die Dauer der Wissenschaft nicht gut, welche Stille braucht und den Lohn ihrer Arbeit allein in sich selber suchen muß.

Davor sind die Vertreter der Geisteswissenschaften im wesentlichen geschützt: ihre Arbeiten und Ergebnisse machen selten das große Aufsehen wie die ihrer begünstigteren Schwestern; aber eben deswegen sind sie es auch, die vor allem jene Minderschätzung der Zeit getroffen hat. Und doch fehlt selbst der weltfremdesten von ihnen, der klassischen Philologie, dieser moderne Zusatz des Sensationellen nicht, wenn sie die verlorene Schrift des Aristoteles über den Staat der Athener oder Gedichte von Bacchylides aus dem Trockenboden Ägyptens hervorholt. Bedeutsamer sind solche Erscheinungen im Kreise der Geisteswissenschaften, wo diese sich mit den allgemeinen Strömungen im Leben der Gegenwart näher berühren und wie sie von ihnen abhängen, so sie ihrerseits beeinflussen. Von der Theologie und Nationalökonomie sehen wir dabei ab, von ihnen war in anderem Zusammenhang schon die Rede. Bei der Jurisprudenz bedarf es nur des Hinweises darauf, wie ihr durch die großen gesetzgeberischen Arbeiten der letzten Jahre und durch die socialen Bestrebungen immer neue Aufgaben gestellt werden und wie sie sich infolge davon auch wissenschaftlich wandelt und an ihrem ganzen Betriebe Änderungen vorzunehmen hat. Eigentümlicher gestaltet sich dagegen die Sache auf dem Gebiete der Geschichte. Daß unser Jahrhundert ein historisches ist und demgemäß auch das Studium der Geschichte und die Geschichtschreibung besonders eifrig geübt und gepflegt wurde, ist schon oft genug gesagt. Im Vordergrund stand dabei die politische Geschichte, neben der das andere entweder wie bei Sybel völlig zurücktrat oder der es wie bei Treitschke eingefügt und untergeordnet, so sehr untergeordnet wurde, daß er auch Dichter, Schriftsteller und Gelehrte nach ihrem Nutzen für den politischen Erfolg oder gar nach ihrer eigenen

politischen Parteistellung und Nationalität beurteilte und nur selten einmal von dem sachlichen Werte überwältigt seinen falschen Maßstab aus der Hand legte und vergaß. Dabei standen immer Einzelne im Vordergrund, ein Held, ein Individuum, weshalb denn auch die historische Biographie einen so großen Aufschwung genommen hat; und wohl ihr, wenn dann Helden wie Friedrich der Große oder Bismarck ihr würdiger Gegenstand sind. Auch die Denkmalswut unserer Zeit hängt damit zusammen, sie ist nicht bloß ein Zeichen von Dankbarkeit des Volkes gegen seine Führer, sondern auch eine Verfallserscheinung, wie in Athen die 360 dem Demetrius Phalereus errichteten Bildsäulen.

Die Hegelsche Schule hatte eigentlich andere Ideen von Geschichte und Geschichtschreibung: das Individuum wurde von ihr nicht übersehen, aber es stand ihr nicht im Vordergrund des Interesses. Sie suchte auch in der Geschichte Ideen und Gesetze, die Philosophie der Geschichte war ihr wichtiger als die einzelnen Thatsachen. Das war nun freilich rasch genug überwunden, man streitet heute sogar darüber, ob es in der Geschichte überhaupt ein Allgemeines und ob es also eine Philosophie der Geschichte gebe; jedenfalls die Geschichte selbst habe es mit der Erforschung der Einzelthatsachen zu thun. Allein wenn wir an Rankes Weltgeschichte denken, finden wir ja auch hier „die Ideen", wenn auch etwas anders gewendet und gedeutet, als die großen weltgeschichtlichen Tendenzen, Gegensätze und treibenden Kräfte, deren Ursprung von dem Romantiker auf die göttliche Wirksamkeit zurückgeführt, also ins Transcendente verlegt wird; in der Welt des Scheins aber hat auch er sie ganz empirisch aufgesucht, und ihre Träger waren dann die großen historischen Einzelpersönlichkeiten, die er gelegentlich so meisterhaft zu schildern verstand.

Rein empiristisch war dagegen die Lehre vom Milieu und seiner Bedeutung, wie sie doch auch Sybel in seiner französischen Revolutionsgeschichte so entschieden anerkannte, empiristisch und kollektivistisch zugleich. Aber der specifische Kollektivismus war doch noch etwas anderes, war das, was Marx vertrat und was deshalb heute als marxistische oder materialistische Geschichtsauffassung bezeichnet wird. Charakteristisch dafür ist der ausgesprochene Deter-

minismus, der überall die kausalen Zusammenhänge aufsucht und sie allein gelten läßt; nicht die Ideen bestimmen die Menschen, sondern der Mensch schafft die Ideen. Da es aber im Sinne Feuerbachs der sinnliche Mensch ist, der sie schafft, so sind es auch ausschließlich wirtschaftliche Tendenzen, die ihn in Bewegung setzen und leiten; und zwar ist es genauer die Gesamtheit der Produktionsverhältnisse und der jeweilige Stand der Technik, der die ökonomische Struktur der Gesellschaft, die bestimmte Eigentumsordnung hervorbringt und dann des weiteren den juristischen und politischen Überbau und den ganzen geistigen Lebensprozeß bedingt. Die Ideen, die geistigen und ideologischen Formen sollen nichts anderes sein als die Art und Weise, wie sich die Menschen der Veränderungen der ökonomischen Grundlage bewußt werden, sich dieselben zurechtlegen und den Kampf um eine solche auskämpfen. In ihrer Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Veränderungen besteht also der „Materialismus" dieser Geschichtsauffassung. Es ist klar, wie wenig dabei auf das Individuum ankommt und wie wertvoll hierbei die statistische Massenbeobachtung wird.

Damit hängt dann weiter auch die Frage: Kulturgeschichte oder politische Geschichte? zusammen, da bei jener das generische und kollektivistische, bei dieser das persönliche und individualistische Moment vorherrscht. Eben darin zeigt sich aber auch die Einseitigkeit beider Standpunkte besonders deutlich. Und so hat neuerdings K. Lamprecht versucht, einen vermittelnden Standpunkt zu gewinnen, er nennt ihn den „universalistischen" und beschreibt ihn so: von jenen beiden Extremen ist dieser Standpunkt „gleicherweise entfernt: er erkennt das Walten sowohl individualer als generischer Kräfte in der Geschichte an, nur mit dem Zusatz, daß die größten generischen Zusammenhänge erfahrungsgemäß die Gewalt auch der stärksten individualen Kräfte überragen und diese darum in sich schließen: so daß der Gesamtverlauf der Geschichte nicht nach dem Wirken, und sei es auch noch so großer individualer Kräfte, sondern vielmehr nach dem stillen Verlauf der generischen Wandlungen, d. h. nach Kulturzeitaltern zu periodisieren ist. Ein solcher Standpunkt kann selbstverständlich weder als rein individual noch als rein kollektivistisch charakterisiert werden, vielmehr ist für ihn die

richtige Bezeichnung universalistisch, insofern er den individualistischen und den kollektivistischen Standpunkt in sich vereinigt und die Geschichte zugleich von der Anschauung her aufbaut, daß alles Gegeschehene in einer bestimmten Zeit eins sei, also ein simultanes Universum darstelle und demzufolge auch im Einzelnen nur aus einer gleichmäßigen, universalen Betrachtung des Ganzen begriffen werden könne".

So einleuchtend eine solche die beiden Gesichtspunkte verbindende Anschauung ist, so bleibt natürlich doch die Frage offen, ob Lamprecht nicht dem einen zu viel und dem anderen, individualistischen zu wenig gebe und wie es ihm selber in seiner „Deutschen Geschichte" mit der Ausführung gelungen sei; und auch das Prinzipielle bleibt im Streit, ob der Kollektivismus nicht dadurch schon den Individualismus ausschließe, daß er durch seine Leugnung der menschlichen Freiheit die Macht der Einzelpersönlichkeit noch weiterhin in Frage stelle. Deshalb kann man die Leidenschaftlichkeit, mit der die Historiker diesen Streit führen, wohl begreiflich finden, zumal da sie sich auf dem ihnen fremden Gebiet der philosophischen Betrachtung unsicher bewegen und sich daher hin und her vielfach mißverstehen. Charakteristisch ist er aber deshalb, weil sich in ihm nur der allgemeine Gegensatz der Zeit zwischen Socialismus und Individualismus widerspiegelt.

Auffallend frei davon hat sich dagegen die Philosophie gehalten. In der Ethik greift er natürlich auch ein. Diese hat etwa seit Beginn der achtziger Jahre einen energischen Aufschwung genommen; unter englischem Einfluß entwickelte sich eine sociale Ethik, die dem Egoismus den Altruismus als das Höhere und Sittlichere gegenüber stellt und die Wohlfahrt aller oder möglichst vieler zum Prinzip erhebt; sie war utilitaristisch, man gab ihr auch wohl den Namen des Social-Eudämonismus. Konnte sich diese Richtung auf Schleiermachers Güterlehre und in gewissem Sinn auch auf Hegel berufen und hatte sie den socialistischen Zug der Zeit für sich, so schlossen sich andere an Kant und Fichte an, von denen jedenfalls der erstere trotz der allgemein gültigen Form des Sittengesetzes mit seiner Betonung des guten Willens eine Individualethik aufgestellt hatte. Das entsprach zunächst der neu er-

wachten Wertschätzung Kants und dem großen Eindruck, dessen die Moralpredigt des kategorischen Imperativs immer sicher ist; aber daß es für die Weiterentwickelung der wissenschaftlichen Ethik kein Gewinn wäre, wenn diese aus Respekt vor Kant die englischen Moralisten unterschätzte und ungenützt ließe, steht für mich fest. Noch ganz anders individualistisch als diese Kantianer sind natürlich die um Nietzsche, dessen ethische Gedanken aber einstweilen auf die Wissenschaft der Moral noch wenig Eindruck gemacht haben. Da aber durch Nietzsche der Individualismus einen so energischen Vorstoß gemacht hat, so werden auch in der wissenschaftlichen Ethik die Individualisten wieder an die Reihe kommen und versuchen müssen, ihren Standpunkt unabhängig und abweichend von Kant zu begründen. Indem Nietzsche sich auch historisch um die Herleitung des Sittlichen bemüht, trifft er dabei mit Ihering und Wundt zusammen, die dies unbeeinflußt von ihm ebenfalls gethan haben und die eigentlichen Vertreter einer evolutionistischen Ethik sind; namentlich Iherings „Zweck im Recht" hat auch dem Moralisten reichste Anregung und Belehrung zu teil werden lassen. Wundts Ethik könnte man dagegen in Parallele zu Lamprechts historischem Universalismus stellen, da er neben dem Individualwillen einen Gesamtwillen statuiert und diesem genau soviel Realität und Wirklichkeit zuschreibt wie jenem und beide in Wechselwirkung zu einander treten läßt. Aber die Gegensätze sind hier viel weniger schroff; jede Ethik ist individuell und generisch zugleich, es handelt sich nur um ein Abschätzen der beiderseitigen Ansprüche, nicht um Alleinherrschaft. Und so sind auch die Formen, in denen sich der Streit bewegt, weit urbaner als bei den Historikern.

Und noch viel weniger akut tritt derselbe Gegensatz auf dem Gebiet der Psychologie zu Tage. Auch hier giebt es neben der Lehre von der individuellen Seele eine Völkerpsychologie, dieselbe hat sogar schon längst eine eigene Zeitschrift; neben Lazarus und Steinthal ist hier ganz besonders Waitz zu nennen. Und langsam beginnt auch der Gedanke an eine Gesellschafts- und Kollektivpsychologie aufzudämmern, die Einsicht, daß die hier geltenden Gesetze nicht ohne weiteres mit den für das Seelenleben des Einzelnen gefundenen zusammenfallen und noch weniger als atomistisch

äußerlich aus ihnen zusammengesetzt anzusehen sind. Darauf wird sich dann erst eine Socialphilosophie bauen lassen, zu der uns trotz Stammler und Stein noch so gut wie alles fehlt; die besten Ansätze dazu finden sich bei Simmel. Übrigens wird sich auch zwischen der alten Seelenlehre und dieser neuen Gesellschafts-psychologie kein Gegensatz herausbilden, es sind das nur zwei Teile einer und derselben Gesamtdisciplin, die sich gegenseitig ergänzen und doch nicht unabhängig voneinander gedeihen können.

Daß es überhaupt auf philosophischem Gebiet friedlich aussieht, hängt aber auch damit zusammen, daß zur Zeit keine führenden Geister vorhanden sind. Weder Fechner, der der „Nachtansicht" des exakten Forschens eine phantastische „Tagesansicht" von der Allbeseelung der Welt zur Seite stellt, noch der Filigranarbeiter und „Schwierigkeitenmacher" Lotze, der ebenfalls mit der mechanischen Welterklärung eine idealistische Weltdeutung verbindet, aber doch nur zu jener durch seine Lokalzeichentheorie etwas bleibend Wertvolles beigetragen hat, sind als solche anzusehen. Statt dessen wird überall fleißig gearbeitet: in der Psychologie durch Wundt und seine Schule in der exakt-experimentellen Weise der Naturwissenschaft und im engsten Anschluß an sie und ihre Ergebnisse und Methoden. Die Logik als Methodenlehre hat er und noch vor ihm Sigwart in Verbindung mit den übrigen Wissensgebieten gesetzt; und die geschichtlichen Darstellungen des Ganzen oder einzelner Teile und Vertreter der Philosophie versäumen es ohnedies nicht, diesen Zusammenhang aufzusuchen und nachzuweisen.

Ganz besonders aber zeigt sich der Zusammenhang zwischen der Wissenschaft und dem sie umflutenden Leben darin, daß der Voluntarismus immer mehr Schule macht. Daß Kuno Fischer das Kantsche Ding an sich voluntaristisch deutet, ist schon erwähnt. Ganz besonders hierher gehören aber Wundt und Paulsen, von denen der erstere die Welt geradezu als „die Gesamtheit der Willensthätigkeiten" bestimmt, der andere den Willen als die Urform seelischer Vorgänge ansieht und ihn mit Schopenhauer nicht nur der ganzen organischen Welt, sondern auch „den spontanen Regungen der unorganischen Körper" als Naturkraft zu Grunde legt. Darin zeigt sich wieder einmal, wie wahr das Wort Hegels

ist, daß die Eule der Minerva immer erst mit der einbrechenden Dämmerung ihren Flug beginne und eine Gestalt des Lebens alt geworden sei, wenn die Philosophie ihr Grau in Grau male. Alt geworden ist die Bismarcksche Ära, die Philosophie aber faßt ihren Gehalt jetzt erst in Begriffe, der große Mann des Willens hat sie gelehrt, den Primat des Willens im Individuum nicht nur sondern in der Welt als solcher anzuerkennen; die socialistische Ära und ihr Ringen mit dem widerstrebenden und wieder aufstrebenden Individualismus steht dagegen für die Wissenschaft noch an der Peripherie. Dasselbe gilt auch von der Geschichte, nur daß diese schon um einen Schritt weiter bereits die methodologischen Vorfragen auf diesen Gegensatz hin erörtert und damit doch auch der Philosophie den Dienst leistet, daß diese sich zu einer Philosophie der Geschichte wieder ein Herz faßt und sich dabei ihres Zusammenhangs mit Hegels großen Gedanken bewußt wird. Auch darum ist es kein Zufall, daß Kuno Fischer in diesem Augenblick sich anschickt, den lange zurückgestellten „Hegel" seiner Geschichte der neueren Philosophie einzufügen: er kommt im richtigen Moment, — als die Zeit erfüllet war.

Durch den Voluntarismus soll endlich auch noch der Gegensatz zwischen Kausalität und Finalität aufgelöst werden, den manche geradezu als den fundamentalen in der Anschauung unseres Jahrhunderts ansehen. In gewissem Sinn ist das richtig. Geblendet von den Triumphen der Naturwissenschaft schienen eine Zeitlang auch die Geisteswissenschaften ihren Spuren folgen und vor ihrer Methode kapitulieren zu wollen, und die Naturwissenschaft litt an entschiedener Teleophobie. Aber dabei blieb es nicht. Der Darwinismus entnahm den Gedanken der Entwickelung der Geisteswissenschaft der Geschichte, und in Hegels Philosophie stand derselbe ja ohnedies im Vordergrund; das Zweckmäßige in der organischen Welt erklärte er dagegen mechanisch. Der Voluntarismus dreht die Sache um, indem er von Willensvorgängen ausgeht, diese durch Wiederholung zu automatischen und Reflexbewegungen werden läßt und so den zweckmäßigen Charakter dieser letzteren begreiflich zu machen sucht. Auf diese Weise findet eine Annäherung von beiden Seiten her statt. Aber doch nur eine An-

näherung, keine Ausgleichung. Es bleibt der Gegensatz zwischen außen und innen; wenn man unserer Zeit den Vorwurf des Mechanischen macht, so meint man damit, daß es ihr an Innenleben und an Schätzung des Inneren fehle. Und als zweites bleibt der Gegensatz zwischen Naturgesetz und sittlichem Gesetz. Allzu rasch hatte ihn dereinst Schleiermacher beseitigen wollen; er bleibt deshalb, weil der Streit um die Freiheit unausgetragen ist. Das ist der Punkt, um den sich schließlich alles dreht: gilt auch für die Menschenwelt und das Menschenthun mit allen seinen Normen und Werten und mit all seiner Innerlichkeit die Unerbittlichkeit des Gesetzes, oder bleibt hier irgendwie und irgendwo Raum für das Schöpfungswunder der Freiheit, für die Selbstmacht der Persönlichkeit? Dieser Streit wird bleiben, weil es sich hier um Deutung und Interpretation derselben Thatsachen handelt; und welche Deutung, welche Philosophie man wähle, hängt nach einem bekannten Wort von Fichte „davon ab, was für ein Mensch man ist; denn ein philosophisches System ist nicht ein toter Hausrat, den man ablegen oder annehmen könnte, wie es uns beliebt, sondern es ist beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat". Und so wird es auch im zwanzigsten Jahrhundert noch Deterministen und Indeterministen geben, Menschen, die zufrieden sind die Welt zu erklären und dieser Erklärung Sandkorn um Sandkorn hinzuzufügen, und andere, die es sich herausnehmen, nach dem Wozu dieser Welt zu fragen und phantasievoll in das Spiel des natürlichen und des geistigen Geschehens einen Sinn hinein zu interpretieren.

Nicht unerwähnt darf übrigens zum Schlusse bleiben, daß die Wissenschaft auch in der ganzen Art ihres Betriebs sich als Kind ihrer Zeit erweist. Der rastlosen Thätigkeit in Gewerbe und Industrie entspricht auch hier der Fleiß und die Betriebsamkeit unserer Gelehrten, dem Welthandel dort die internationale Organisation ihrer Arbeit, der Aufhäufung von Kapital die Ansammlung früher geleisteter wissenschaftlicher Arbeit, deren Verwertung ohnedies von dem historisch-traditionalistischen Zuge unseres Jahrhunderts gefordert wird. Die Technik steht auch bei ihr in der immer feineren und geistreicheren Ausbildung und Handhabung der Methode im Vordergrund. Nimmt man dazu noch die Bildung von gelehrten

Kollektivpersönlichkeiten, denen sich der Einzelne in seiner Arbeit einzufügen und unterzuordnen, denen er zu dienen hat, so erinnert auch das an den Großbetrieb unserer Industrie. Großartige wissenschaftliche Expeditionen, Netze von Beobachtungsstationen, riesige Sammelwerke, ständige Commissionen zur Erforschung bestimmter Gebiete sind dadurch erst möglich. Der Gewinn dieser Centralisation ist klar. Aber sie hat auch ihre Bedenken; die Gefahr eines solchen Maschinenbetriebs liegt allerdings, damit hat R. M. Meyer ganz recht, nicht darin, daß dadurch genialen Individualitäten der Raum versperrt würde: gerade sie braucht man, daß sie an die Spitze treten. Aber daß die nicht-genialen Mitarbeiter durch diese weitgehende Arbeitsteilung immer mehr zu Handwerkern und „Händen" ohne allgemeine Bildung herabsinken und daß dazu auch „die Methode", die so häufig den Geist ersetzen muß, das Ihrige beiträgt, ist doch nicht zu verkennen. Und wie auf dem Gebiet der Industrie hat auch hier die Konkurrenz allerlei häßliche Begleiterscheinungen. Die Schilderung Lagardes ist bekannt, wie die gelehrte Presse die einem großen Clanhaupt „unbequemen, unsympathischen, hinderlichen Menschen und Thatsachen je nach Lage der Umstände mit Kot bewirft, vorsichtig immer von neuem bewitzelt oder ein für allemal tot schweigt". Wenn man der akademischen Jugend Mangel an Idealismus vorwirft, so sollte man dabei auch ihre akademischen Lehrer nicht ganz vergessen. So steht neben dem Großen viel Kleines und Kleinliches. Aber dieses Menschliche, allzu Menschliche darf uns die Anerkennung und die Freude am Geleisteten und an dem rüstigen Vorwärtsschreiten der wissenschaftlichen Arbeit nicht rauben und trüben. Wie in unseren Fabrikbezirken die Essen rauchen und die Hämmer schwingen, so pulsiert auch in der Wissenschaft rastlos das Leben, und eine Freude ist es mitzuleben und mitzuarbeiten.

Kunst und Poesie: Die Musik.

Ganz anders als die Geisteswissenschaft, die mühsam und vorsichtig tastend erst Fühlung sucht mit dem Leben und dem, was neu sich regt in demselben, zeigt sich zu Ende des Jahrhunderts die Kunst und Poesie berührt von den Schwingungen des „Gesamt-

geistes". Dabei müssen wir freilich weiter ausholen und vielfach zurückgreifen, an Nietzsche läßt sich anknüpfen. Dieser war von Schopenhauer ausgegangen, aber direkter, persönlicher noch von Richard Wagner. So wie Nietzsche heute umstritten ist, so war es vor zwanzig und dreißig Jahren Wagner. Dabei kann es sich natürlich hier nicht um das spezifisch Musikalische, um seine Leistungen und Neuerungen für die Kunst im Einzelnen handeln, sondern nur um die Tendenzen, die darin stecken und um ihren Beitrag zum allgemeinen Gang des deutschen Geisteslebens.

Epoche macht hier gleich zu Anfang des Jahrhunderts Beethoven. Er ist es, der die Musik mit gewaltiger Hand herausführt aus der Isolierung, in der sie — den einzigen Bach ausgenommen — bis dahin vom übrigen Geistesleben der Zeit losgelöst dagestanden. Er selbst sucht Fühlung mit demselben und im Streben, in seinen Sinfonien einen einheitlichen Gedanken zum Ausdruck zu bringen, gewinnt er den Anschluß an die Gedankenwelt seiner großen Zeitgenossen, an Goethe vor allem und an Schiller. Für seinen Übergang von der Instrumentalmusik zur Menschenstimme in der neunten Sinfonie wählt er Schillers „Seid umschlungen Millionen", und in der Musik zum „Egmont" kommt sein Freiheitsgefühl zum herrlichsten Ausdruck. Seine Kunst atmet Erhabenheit, daher imponierte ihm die Riesengestalt Napoleons I. und so schrieb er seine Eroica „auf Bonaparte". Aber bei dem weiten Gewissen jedes musikalischen Motivs war es möglich und dem Sinne Beethovens auch durchaus entsprechend, daß Hans von Bülow im Jahre 1892 sie umtaufte: „die Quintessenz der Beethovenschen Gedanken ist der Held gewesen; deshalb widme ich die Eroica dem deutschen Helden, dem Fürsten Bismarck". Nehmen wir dazu endlich noch die Entwickelung des Orchesters durch ihn, in dem nun jedes Instrument seinen individuellen Beitrag zu leisten hat und das Ganze die Totalität solcher Individualleistungen darstellt, und sein Bemühen, Wort und musikalischen Ausdruck zur Einheit zu verschmelzen, so sehen wir in ihm allerdings kühn und groß den Schöpfer eines Neuen, an ihn knüpft Richard Wagner an. Nicht nur in dem Großen und Erhabenen seines Schaffens, auch in dem tragischen Geschick der Vereinsamung und des sich einsam Fühlens liegt die Ähnlichkeit Beethovens mit Michelangelo.

Gerade jene Beziehung der Musik zum Gesamtleben der Nation mußte aber dieser erst in leichterer und verständlicherer Weise zum Bewußtsein gebracht werden, und das geschah durch Karl Maria von Weber. Als am 18. Juni 1821 der „Freischütz" zum erstenmal in Berlin aufgeführt wurde, da entzückte er die „deutschen Studenten, die Männer, die für Vaterland und Herd gelitten und gekämpft hatten, und die nun gegen Fremdländisches mit Waffen des Geistes auf der Wacht standen, alle jene begeisterten Seelen, die in vaterländischem Ruhm und Größe glücklich waren;" er war ganz deutsch und im besten Sinn des Wortes auch romantisch. Doch war Weber, wenn er auch als fahrender Spielmann, wie diesen Brentano und Eichendorff schilderten, seine Lieder sang, zugleich zu Schillerisch und zu dramatisch, um sich von der romantischen Schule ausschließlich beeinflussen und durch sie beengen zu lassen und alles mit ihr in Stimmung zu verflüchtigen. Was romantisch an ihm war, ist im wesentlichen dreierlei: daß er wie die Freiheitskämpfer deutsch und religiös fühlte, daß er sich mit der Natur zusammen und in sie hineinfühlte und ihr, der Stummen, eine Sprache lieh, und endlich, daß er im Sinne Herders Zeiten, Völker, Gegenden, Stände musikalisch zu charakterisieren und so die Stimmen der Völker im Lied wiederzugeben verstand. Darum nennt ihn Philipp Spitta, der diese Momente hervorhebt, einen modernen Menschen und meint, daß „Jugend" das Wort sei, welches Weber und sein Wesen am erschöpfendsten bezeichne.

Besonders bedeutsam aber ist Weber für diesen Zusammenhang der Musik mit dem Leben der deutschen Nation durch seinen Einfluß auf die Männergesangvereine geworden, welche recht ausschließlich unserem Jahrhundert angehören. Zwar ist die Zelterische Liedertafel in Berlin 1808 unabhängig von ihm entstanden — als ein Protest gegen die verwelschte Hofmusik, mit dem ausgesprochenen Zweck zu „singen dem Könige, dem Vaterlande, dem allgemeinen Wohle, dem teutschen Sinn, der teutschen Treue". Aber 1814 hat Weber für sie sechs Lieder aus Körners „Leyer und Schwert" komponiert, und diese „genialen, in der Glut der Begeisterung gleichsam hingeblitzten Schöpfungen trugen einen Brand hinaus in alles deutsche Land, der am norddeutschen Herd entzündet war". Und

ebenso kommt von der Schweiz herüber, wo Nägeli sein Begründer war, der Männergesang nach Schwaben, hier ist der Stuttgarter Liederkranz direkt aus der Begeisterung für die Körner-Weberschen Vaterlandslieder heraus gegründet worden; und als Komponisten haben der Schwabe Silcher und der Badener Kreutzer mit ihren sangbaren Liederkompositionen dem Männer- und Studentengesang ein erfreuliches Material geliefert. Überall entstanden Sängervereine und an vielen Orten wurden erst lokale, dann große Massensängerfeste gefeiert, die die vaterländische Gesinnung weckten und hoben und den patriotischen Aufschwung verbreiten halfen. Es waren nicht rein musikalische Faktoren, über deren Wert konnte man sogar streiten, sondern außerkünstlerische Tendenzen, die auch auf den Schwingen des Gesangs zu ihrem Rechte kommen wollten, neben dem geselligen, die deutschen Stämme verbindenden Bedürfnis fand hier das ganze nationale Empfinden unseres Volkes seinen elementarsten und populärsten Ausdruck, hier drang das alles am tiefsten hinab auch zu den unteren Schichten und am tiefsten hinein auch in politisch sonst nicht leicht bewegbare Herzen. Und so ist es denn kein Zufall, daß im Jahre 1862, als Deutschland eben von neuen Hoffnungen und Wünschen erfüllt war, der allgemeine deutsche Sängerbund gegründet wurde.

Haben wir es hier mit einer spezifisch volkstümlichen Entwickelung und Pflege der Musik zu thun, so war es Mendelssohn-Bartholdy, der in Leipzig und Berlin die Musik als reine und hohe Kunst durch Aufführung eigener und Zurückgreifen auf fremde Werke in den Kreisen der Gebildeten zur Anerkennung brachte, Schubert und Schumann waren die fruchtbaren Tonsetzer, die dem Klavier und dem Gesang in unerschöpflicher Fülle ihre herrlichsten Gaben spendeten. Hier wie dort war ein reiches Feld geöffnet für den Dilettantismus, der auf keinem Gebiet notwendiger, auf keinem freilich auch gefährlicher und lästiger ist als auf dem der Musik. Jedenfalls aber wurde die Musik nicht nur als Pflegstätte nationaler Gesinnung, sondern auch rein als Kunst für sich eine Macht im deutschen Volksleben, die bewies, daß dieses unser Volk von Grund aus musikalisch begabt ist und musikalisch empfindet. Unsere Geselligkeit ist vielfach durch sie bestimmt und gefärbt, das einzig tief-

gehende Kunstinteresse ist das musikalische, das Kunstleben beschränkt sich an vielen Orten auf Konzertbesuch und Teilnahme an musikalischen Vereinen, und als „Hausmusik" trägt es bald anspruchslos zur Verschönerung und Verfeinerung des Familienlebens bei, bald macht es sich anspruchsvoll breit und überwuchert und verdrängt mit seinem Dilettantismus jedes andere höhere Interesse. Wie sehr es endlich auch mit den religiösen Bedürfnissen und Interessen zusammenhängt, das zeigen nicht nur die religiösen Kompositionen der modernen Tonkünstler von Beethovens herrlicher Missa solemnis bis herab zu Brahms' deutschem Requiem, sondern vor allem auch der von kirchlich protestantischer Seite her unternommene, freilich ebenso verfehlte als bedenkliche Versuch, dem schwach gewordenen religiösen Leben durch Aufputzung des Gottesdienstes mit Kunstgesang zu Hilfe zu kommen.

In der Oper standen sich zunächst zwei Parteien gegenüber, unter Friedrich Wilhelm III. hielt es der Hof mit Spontini, das national empfindende Volk war für Weber; auch die Wahl eines nationalen Stoffes, „Agnes von Hohenstaufen", vermochte die Berliner nicht mit dem Ausländer auszusöhnen, nach Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung mußte er dem Haß der vox populi weichen. War die Vorliebe des Hofes für den Italiener ein Zeichen konservativer Rückständigkeit des Geschmacks, so entsprach Webers Musik der aktuellen Zeitströmung der Romantik und Meyerbeers auf starke Effekte berechnete und dem Geschmack dreier Nationen entgegenkommende Opern dem kosmopolitischen Wesen des jungen Deutschland und der klirrenden Phrase seiner Poesie. Hier knüpft auch Richard Wagner an. Mit einem heftigen Willen begabt, der „gleichsam auf allen Wegen, Höhlen und Schluchten ans Licht will und nach Macht verlangt", will er zunächst nichts als wirken, siegen, erobern, vom Theater aus eine unvergleichliche Wirkung ausüben. Darin schien ihm Meyerbeer Führer werden zu können, „Rienzi" zeigt diesen Einfluß, und durch seine Hilfe hoffte Wagner damit an der großen Oper zu Paris anzukommen. Allein als Drama hat „Rienzi" große Schwächen, und auf Effekte verstand sich Meyerbeer doch noch besser, und so wurde sich Wagner im Gegensatz zu ihm und dem „Judentum in der Musik" über seinen Irrtum und damit über

den modernen Erfolg, das moderne Publikum und das ganze moderne „Kunstlügenwesen“ klar, er wurde zum Kritiker des Effekts als der „Wirkung ohne Ursache“ und zum gesellschaftlichen Revolutionär. Die revolutionäre Stimmung der vierziger Jahre, die ja auch schon im Rienzi zum Ausdruck kommt, verknüpfte sich aber zugleich auch mit der nationalen Strömung, wie sie in der Musik durch Weber bereits ihren Einzug gehalten hatte, und so war Wagner noch vorher Romantiker, Weber wurde der, dem er am meisten verdankt. Und auch darin zeigt sich die Romantik, daß ihm die Musik als die tiefste Kunst das Innerste der Natur und der Menschenbrust erschließt und er durch sie alles Jauchzen und Schluchzen, alles Ahnen und Sehnen, alles Fühlen und Wollen der Seele zum Erklingen und zur Aussprache zu bringen sucht. Das tritt schon im „Fliegenden Holländer“ hervor, diesem Gegenstück zu Ibsens Frau vom Meere, mit seiner Balladenstimmung, welche das Herz mit Grauen und geheimem Beben erfüllt. Romantisch im engeren Sinn waren „Tannhäuser“ und „Lohengrin“, aber zugleich auch musikalisch revolutionär. Doch erst der „Nibelungenring“ mit der Sigfriedgestalt sollte das Revolutionsstück selbst werden. In diese revolutionäre Stimmung kam Wagner auch durch persönliches Erleben, durch den vollständigen Mißerfolg seiner Opern; dieser aber hing damit zusammen, daß seine Opern selbst schon durch und durch revolutionär waren, eine völlige Umwälzung des Opern- und des Theaterwesens überhaupt zur Voraussetzung hatten und zur Folge haben mußten. Sie waren wirklich etwas neues, Musikdramen, in denen der dramatische Vorgang die Hauptsache war, in dreifacher Verdeutlichung sich darstellend, durch Musik, Gebärde und Wort: „die Musik überträgt die Grundregungen im Innern der darstellenden Personen unmittelbar auf die Seelen der Zuhörer, welche jetzt in den Gebärden derselben Personen die erste Sichtbarkeit jener inneren Vorgänge und in der Wortsprache noch eine zweite abgeblaßtere Erscheinung derselben, übersetzt in das bewußte Wollen, wahrnehmen“. Und in dem engen Zusammenpassen und sich Anschmiegen des einen an das andere besteht dann vor allem die Kunst; darum ist Wagner nicht nur Tonkünstler, sondern auch Dichter und Regisseur. Dazu bedurfte es aber eines

neuen Theaters, diesem wahre Würde zu geben war für ihn ein „Kulturgedanke"; denn seither war es ja doch nur Luxus, diente nur zur Befriedigung von Scheinbedürfnissen. Wie er aber nun vor das Volk hintritt mit dem „Tannhäuser" und mit „Lohengrin" und frägt: „wo seid ihr, welche ihr gleich leidet und bedürft wie ich"? da bleibt die Antwort und das Echo aus, und nun erfüllt ihn Ekel und Wut gegen eine Gesellschaft, der die Kunst nur zur Einschläferung und zur Betäubung dient, und er wird zum wirklichen Revolutionär. „So war ich", schreibt er selbst, „von meinem künstlerischen Standpunkt aus, auf dem Wege des Sinnens über die Umgestaltung des Theaters, bis dahin gelangt, daß ich die Notwendigkeit der hereinbrechenden Revolution von 1848 vollkommen zu erkennen im stande war".

In dieser Stimmung hat er im Mai 1849 auf den Barrikaden in Dresden mitgekämpft, und aus ihr heraus hat er an seinem „Jung Siegfrid" gearbeitet; sein Führer war damals Feuerbach. Aber es war böse Zeit, die Reaktionszeit der fünfziger Jahre, und so tritt an die Stelle des Nibelungenrings und ihm voran die Arbeit an „Tristan und Isolde", jenem „eigentlichen opus metaphysicum, auf dem der gebrochene Blick eines Sterbenden liegt, mit seiner unersättlichen süßesten Sehnsucht nach den Geheimnissen der Nacht und des Todes, fern weg von dem Leben, welches als das Trennende in einer grausenhaften, gespenstischen Morgenhelle und Schärfe leuchtet". Der neueste Biograph Wagners, Finck, findet in dieser Sehnsucht der Liebenden nach Vereinigung im Tod freilich nur den „überall wiederkehrenden pantheistischen Gedanken" und sucht dadurch den Einfluß Schopenhauers auf dieses Werk als weniger groß darzustellen. Das ist falsch, trotz der Schlußworte, die so gedeutet werden können:

In des Wonnemeeres
wogendem Schwall,
in der Duft-Wellen
tönendem Schall,
in des Welt-Atems
wehendem All —
ertrinken —
versinken —
unbewußt —
höchste Lust!

Dreierlei hat Wagner um diese Zeit von Schopenhauer angenommen: den Pessimismus, der dem über das Mißlingen der Revolution, der künstlerischen sowohl als der politischen, schwer Verstimmten in dieser Reaktionszeit so nahe lag; die Theorie des Philosophen von der Musik als der unmittelbarsten Objektivation des Willens: sie schmeichelte dem Musiker, der sich dadurch zugleich zum großen Deuter des Welträtsels emporgehoben sah; und endlich die Schopenhauersche Moral, wonach in der Durchbrechung der Egoität nicht bloß das Gute, sondern auch die Erlösung, die „höchste Lust" bestehe. So ist Tristan und Isolde mit seiner Liebes- und Todessehnsucht, die ja beide, Liebe und Tod, das Ich durchbrechen und die trennenden Schranken der Individualität aufheben, erfüllt und durchtränkt vom Geiste Schopenhauers.

Und dieser Geist macht dann auch aus dem Nibelungenring ein anderes, als was er ursprünglich hatte werden sollen: das Musikdrama der Revolution gegen alles Bestehende, gegen trüber Verträge trügenden Bund und heuchelnder Sitte hartes Gesetz, das Triumphlied einer siegreichen Revolution durch einen sieghaften Helden — so war es ursprünglich geplant. Das Ende aber war die Götterdämmerung, in der nicht nur das Alte und Veraltete, sondern auch das sieghaft Neue zu Grunde geht. Es war wirklich Schopenhauer, der ihm das Konzept verrückte, dessen Pessimismus und Atheismus klingt uns aus den freilich nichtkomponierten Textesworten entgegen:

Verging wie Hauch
der Götter Geschlecht,
lass' ohne Walter
die Welt ich zurück.

Und schopenhauerisch als Durchbrechung der Egoität ist auch hier wie in Tristan und Isolde die Liebe gedacht, die an die Stelle des Nirwana tritt und von der es heißt:

Nicht Gut, nicht Gold,
noch göttliche Pracht;
nicht Haus, nicht Hof,
noch herrischer Prunk:
nicht trüber Verträge
trügender Bund,

noch heuchelnder Sitte
hartes Gesetz:
selig in Lust und Leid
läßt — die Liebe nur sein!

An die Stelle des Sieges aber tritt mehr und mehr der Gedanke der Erlösung, der dann im „Parsifal" eine durchaus christliche Wendung nimmt. Es ist auch hier nichts neues, die in „Tristan und Isolde" eingeschlagene Richtung wird nur konsequent fortgesetzt: der reine Thor überwindet die sinnliche Liebe, die doch nur das Dasein verlängert, und wird durch Mitleid wissend zum Erlöser im christlichen Sinne des Wortes, durch Taufe, Fußwaschung und Abendmahl wird das veranschaulicht. Wirklich ist Wagner hier „vor dem christlichen Kreuze niedergesunken"; aber weder fehlt es an den alten schopenhauerschen und buddhistischen Elementen noch wird das Christliche in seiner historisch-sinnlichen Auffassung hingenommen, sondern alles wird mystisch vertieft und vergeistigt. Erst der Parsifal ist das echte „Bühnenweihfestspiel".

So steckt in Wagner ein Revolutionäres und ein Romantisches zugleich, ein Widerspruchsvolles also und ein Dissonantes. Revolutionär ist seine Kunst gegen alles bisher Bestehende und Geltende, sie bedeutet den Bruch mit dem alten Opernstil, den auch Beethovens Fidelio noch nicht vollzogen hatte. Romantisch aber ist er wie in dem der Musik so besonders gemäßen Wogen und Weben unbestimmter Tonmassen mit mächtigster Gefühlswirkung so vor allem durch die mit vollem Bewußtsein erstrebte Vereinigung aller Künste zu einer Allkunst und die von ihm proklamierte Vermählung dieser seiner Kunst mit Philosophie und Religion: in dem Ocean seines Musikdramas sollte das alles zusammenfließen, wie es einst der Romantiker Schelling geahnt und gefordert hatte. Und der Romantik entstammt auch das specifisch-germanische seiner Kunst: es stellt sich dar als Gegensatz gegen das Judentum in der Musik — Wagner war überzeugter Antisemit —, dann aber positiv sowohl im Stoff — nirgends vielleicht reiner und erfreulicher als in den „Meistersingern" und in der Gestalt von Hans Sachs — als in der Form, die freilich weder in der Handhabung des wieder zu Ehren gebrachten Stabreims noch in der Wahl des Ausdrucks und Wortes einwand-

frei ist. Endlich kam der ebenfalls in der Romantik wurzelnde Schopenhauer dazu — mit seinem Pessimismus, seiner Mitleidsmoral, die die Schranken der Individuation durchbricht, und seiner Theorie von der Einzigkeit und Einzigartigkeit der Musik. Die Mitleidsmoral aber wurde schließlich von Wagner als identisch oder doch als wesensverwandt angesehen mit der christlichen Philosophie des Duldens und Leidens; und daher erscheint im Parsifal der echt germanische reine Thor im Milieu des Schopenhauer-buddhistischen Mitleids und des tiefsinnigen christlichen Erlösungs- und Erlösergedankens, er ist der Abschluß und die Zusammenfassung der ganzen Entwickelungsreihe.

So war Wagner bei aller Romantik zugleich durchaus modern und deshalb ist für ihn einerseits der seltsame Bund mit dem unglücklichen Romantiker auf Bayerns Königsthron andererseits die eine Zeitlang so intime Freundschaft mit Nietzsche charakteristisch. Um so auffallender könnte es darum scheinen, daß er solange nicht anerkannt und verstanden, solange ignoriert und darauf nicht minder lange aufs entschiedenste abgelehnt und aufs leidenschaftlichste bekämpft wurde. Hier wäre natürlich vor allem auf die vielen musikalischen Neuerungen seiner Kunst hinzuweisen, die es den Menschen zuerst schwer machten, ihr Ohr von der Melodie ab und an sie zu gewöhnen. Dazu kamen die großen Anforderungen, die er wie an die Sänger so auch an das musikalische Verständnis der Hörer stellte und die von den Zeitgenossen nicht sofort erfüllt werden konnten. Erst in den sechziger und siebziger Jahren ist langsam seine Zeit gekommen: in jenen vermittelte das Modewerden des Schopenhauerschen Pessimismus, in diesen das Erstarken des national-deutschen Empfindens das Verhältnis zu diesen Schopenhauerisch gedachten und in germanischem Geiste ausgeführten Kunstwerken. Zunächst kam freilich von anderer Seite die Hilfe, die ihn aus dem Nichts emporzog: der junge Bayernkönig Ludwig II., der enthusiastisch für ihn schwärmte, berief ihn 1864 nach München, ließ dort seine Opern aufführen und plante, für den Nibelungenring ein eigenes Theatergebäude nach Semperschen Entwürfen zu errichten. Allein nicht ohne Schuld Wagners selbst, der sich von Einmischung in die Politik nicht ganz frei hielt, regte sich erst der

Verdacht und der Neid und bald der Haß namentlich seitens der Ultramontanen, und so mußte der König, der damals noch die Liebe und das Vertrauen seines Volkes über alles stellte, Wagner bitten, München wieder zu verlassen. Doch die Aufmerksamkeit war dadurch in weiten Kreisen erregt, und der Gedanke ein besonderes Theater für das Nibelungenfestspiel zu bauen blieb bestehen. Ein nationales Unternehmen sollte das ermöglichen, und dazu wurden — es war inzwischen das Jahr 1871 herangekommen — die ersten Wagnervereine gegründet. Und nun begann eine wilde Agitation, durch den Widerstand der stumpfen Masse empört gebärdeten sich Wagnerianer wie Richard Pohl oder Wolzogen fanatisch bis zum Überschlagen ins Lächerliche, während auf der andern Seite Kritiker wie Hanslick sich im Ablehnen versteiften und sich im Schelten und Verwerfen nicht genug thun konnten. Einen Höhepunkt erreichte dieses Kampfeswogen hin und her im Sommer 1876, als endlich das Theater in Bayreuth gebaut war und durch die erstmalige Aufführung der Nibelungentetralogie eingeweiht wurde. Es war ein europäisches Ereignis, dem ja auch der deutsche Kaiser durch sein Erscheinen den Stempel eines solchen aufdrückte. Die kurze Ansprache Wagners am Schluß der Götterdämmerung: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können. Wollen Sie jetzt! Und wenn Sie wollen, werden wir eine Kunst haben" erfüllte die einen mit wilder Begeisterung über den Beginn einer neuen deutschen Kunstära, die andern schrieen Zeter über diese Eitelkeit und Anmaßung. Wir wissen, daß aber auch umgekehrt über Wagnerianer wie Nietzsche gerade bei diesem Bayreuther Bühnenfestspiel eine große Enttäuschung kam, nicht nur weil manches noch recht unvollkommen war, sondern weil diese Allkunst schließlich doch nicht das Wunder, doch nicht mehr war als — eine große Oper.

Aber das Eis war gebrochen, Wagner hatte gesiegt — trotz der Bayreuther Blätter, in denen der Meister selbst und seine Anhänger doch mehr Thörichtes als Wertvolles und Wirksames haben drucken lassen. Nicht die Reklame, sondern die wirkliche Kunst und die in Wagners Opern zur Aussprache kommenden ganz modernen Tendenzen haben diesen Umschwung herbeigeführt. Der Kampf, der noch Jahrelang weitergesponnen wurde, ist verstummt, die Zahl der

ablehnend sich Verhaltenden ist kleiner und immer kleiner geworden, viele von ihnen gehören heute zu den Verehrern dieser neuen Kunst, und die Jugend wächst ohnedies fraglos in sie hinein. Die Wagneropern sind von allen die am häufigsten aufgeführten, sie füllen die Häuser und die Kassen, und das Entzücken und der Jubel ist allgemein.

Nur eines läßt darauf schließen, daß nicht alles ganz in Ordnung ist. Wo wie in Karlsruhe ein so trefflicher Interpret Wagners wie Felix Mottl den Dirigentenstab schwingt, da klagt man über eine gewisse Vernachlässigung der älteren „klassischen" Werke. In dieser Ausschließlichkeit, die teilweise auf den „Meister" selbst und sein eitles und unvornehmes Verhalten andern Meistern gegenüber zurückgeht, zeigt sich doch noch etwas wie Künstlichkeit und Gewaltsamkeit in diesem ganzen Wagnerkultus; und zugleich legt sich der Gedanke nahe, ob nicht durch die überreichen Kunstmittel Wagners unser Sinn für das Einfach-Schöne abgestumpft und unser Geschmack überreizt worden sei. In diesem Falle würde sich die Vorliebe für ihn schwerlich auf ihrer jetzigen Höhe behaupten können, wenn auch sicherlich, sei es nun alle oder einzelne seiner großen Opern nicht aufhören werden die Welt zu entzücken. Einstweilen ist Wagner der letzte große Musiker. Das wird man sagen können, ohne Johannes Brahms Unrecht zu thun, dessen stille keusche Art und dessen herbe Männlichkeit nie eine Popularität in weiten Kreisen aufkommen lassen wird und dessen künstlerische Eigenart und Selbständigkeit doch einigermaßen beeinträchtigt ist durch das epigonenhafte „Zusamenfassen aller Formen und Ausdrucksmittel der letzten Jahrhunderte".

Die Malerei.

Wagner hat das Revolutionäre seines eigenen Wesens auch in seine Kunst hineingetragen und sie machtvoll umgestaltet. In anderen Künsten tritt uns dieses Revolutionäre nicht weniger gewaltig und weil nicht ebenso stark mit Romantik verquickt und von ihr verdeckt, fast noch energischer und reiner entgegen, nur daß die Wirkung hier extensiv und intensiv keine so große ist, weil sie nicht in dem Maße wie die Musik die menschlichen Tiefen aufwühlen und den Wurzeln der Leidenschaft und des Willens nicht so nahe liegen.

Auf die Malerei und ihre Entwickelung durch Klassizismus, Nazarenertum und Romantik hindurch zu Menzels Realismus habe ich schon hingewiesen. Den Übergang zur Moderne bezeichnet aber ein anderer, Anselm Feuerbach, ein einsamer Mensch, der schon an sich selber schwer zu tragen, dann aber vor allem unter den Widersprüchen und Gegensätzen unseres Jahrhunderts zu leiden hatte und diese müde, über die Schranken unseres Daseins sich hinaussehnende Stimmung seinen Iphigenien und seiner Medea so seelenvoll einzuhauchen wußte. Von den Franzosen hat er malen gelernt, an den Alten begriff er ihre stille Größe und so verband er den stilvollen Klassizismus mit moderner Innerlichkeit und Feinfühligkeit, ein Melancholisches und Dekadentes war der Zusatz seiner eigenen Persönlichkeit. Über den geistigen Gehalt, wie er vielleicht nirgends voller und tieferdringend zum Ausdruck kommt als in seinem „Gastmahl des Plato", vergessen wir heute die fast „unheimliche Bewegungslosigkeit seiner Gestalten" und die kalten grauen Töne seiner Bilder. Anfangs aber sah man gerade in diesem Mangel an Farbe etwas wie einen Rückfall in das alte Nazarenertum, und so konnte ihm in der Gunst der Zeitgenossen der geistig so unvergleichlich tief unter ihm stehende Hans Makart den Rang ablaufen: der Farbenrausch seiner Bilder sprach zu den Sinnen der Gründerzeit, und ihr sagte auch die beigemischte Dosis Sinnlichkeit und die müde Blasiertheit z. B. auf dem Gesichte seiner Kleopatra zu. Der Mode und dem Kunstgewerbe kam die Vorliebe für Makartbouquets und Makarthüte und die an dieser Kunst erwachende Farbenfreudigkeit zunächst zu gute.

Aber noch eine andere Strömung bildet so recht eigentlich den Gegensatz zu Feuerbach — die realistische. In dem realistischen, naturwissenschaftlich beobachtenden Zeitalter hatte sich auch in der Kunst allmählich ein Wirklichkeitssinn entwickelt, der zunächst nicht auf deutschem Boden gewachsen war, sondern demselben Einfluß entstammte wie Feuerbachs Klassizismus, dem französischen und seinen Sieg dem mächtigen Eindruck verdankte, den die 1879 auf der Münchner Kunstausstellung so überlegen auftretende Kunst der Franzosen machte. Von dem spezifisch Malerischen, den neuen Beleuchtungsaufgaben, die namentlich die Freilichtmalerei dem alten

künstlich hergestellten Atelierlicht gegenüber in sich barg, sehe ich auch hier wieder ab und rede nur von der ganzen naturalistischen Tendenz mit ihrer Betonung des Milieus. Daneben rangen die pessimistischen und weiterhin noch stärker auch die socialistischen Tendenzen der Zeit nach Ausdruck und Darstellung.

Die frommen Nazarener hatten überhaupt nicht malen können, sie konnten noch vorher nicht sehen: vor lauter Ideenfülle hatten sie keine Zeit für die Technik ihrer Kunst, aus dem erhabenen Reich ihrer Ideen wollten sie nicht herabsteigen auf den Boden der gemeinen Wirklichkeit und hatten keinen Sinn für diese. Darum mußten die deutschen Maler erst wieder sehen lernen, wie es die Franzosen damals schon so meisterlich verstanden, und ihnen haben sie es denn auch abgelernt. Die idealistische Kunst hatte aus Prinzip oder aus Unvermögen überall das Individuelle abgestreift und das Charakteristische vermieden, der Naturalismus hat gerade dafür wieder Augen bekommen: er sieht, was da ist und sieht es so, wie es ist. Tritt aber an Stelle des Idealen das Individuelle, an Stelle des Typischen das Charakteristische, so ist es zunächst gleichgültig, was man malt: es handelt sich nicht mehr um Ideale oder Tendenzen oder historische Vorgänge, sondern das nächste beste thut denselben, ja es thut weit mehr noch den Dienst, daran sehen und es in seiner charakteristischen Wirklichkeit darstellen zu lernen. Und da gerade über dem Schönmachen des alten Idealismus der Blick für das Charakteristische abhanden gekommen war, so handelte es sich nun überhaupt nicht mehr um das Schöne, sondern nur um die Wiedergabe des Wirklichen, ob es schön sei oder nicht, und so griff man ebenso wie nach schönen auch nach häßlichen Gegenständen. Nun fiel aber das Aufkommen dieser Richtung zeitlich mit der Periode des Schopenhauerschen Pessimismus zusammen, und diesem entsprach es, die Welt im großen und ganzen nicht nur für sittlich schlecht, sondern auch für ästhetisch häßlich zu erklären. Wollte man also die Welt malen, wie sie war, so mußte man sie häßlich und mußte Häßliches malen, das galt in diesem Augenblick für — wahr. So kam auch hier wieder einmal dem Deutschen alsbald die Theorie, die Philosophie in die Quere. Der Naturalismus wurde zum umgekehrten Idealismus; wie dieser die

dunkeln Schatten im Weltbild nicht hatte sehen wollen, so wollte jener von der Schönheit der Welt nichts mehr wissen und malte sie ausschließlich häßlich d. h. auch wieder unwahr, als Beweis für seine These, nicht so wie sie ist. Allein trotz solcher Übertreibung und Einseitigkeit, bereichert hat er damit die Kunst doch, indem er ihr zum Licht auch die Schatten gab und sie zwang, es mit dem Leben ernst zu nehmen und alles nicht „hergerichtet" und künstlich zugestutzt, sondern in seiner wahren Gestalt und in seinem wahren Milieu zu zeigen.

Hier setzt auch die Betonung des Milieus ein. Das Freilicht löst die Konturen und begrenzten Umrisse auf, und so galten diese bald für einen überwundenen Standpunkt. Die Figuren verschmolzen mit ihrem landschaftlichen Hintergrund, wurden ein Teil desselben und völlig abhängig von dem sie umgebenden Licht- und Luftmilieu. Infolge „dieses Herabdrückens der Figur unter das landschaftliche Milieu zogen es", nach einer feinen Bemerkung von Neumann, „die Maler vor, den Menschen in seinen gebundneren Daseinsformen zum Gegenstand zu nehmen und bevorzugten das vegetative Dasein des Menschen". Damit begegnet sich diese Milieumalerei mit der socialistischen Richtung der Zeit, die ja auch den Einzelnen in seinem Milieu aufgehen läßt und die Klasse, die soziale Zuständlichkeit zur Hauptsache macht. Darum griff jetzt auch die Malerei mit Vorliebe nach socialen Stoffen und beteiligte sich in ihrer Weise an dem socialen Kampf, der die Welt bewegte. Erst galt es das Elend und die Not, also wiederum das häßliche dieser socialen Welt darzustellen, dann kam aber auch Kampf und Sieg und Überwindung zu ihrem Recht. In diesem Sinn hat F. von Uhde das Jesusbild in socialistischem Sinne aufgefaßt und verwertet, wenn er ihn als Gast in die Hütte der Armut treten oder mit zerarbeiteten und stumpf gewordenen Fischern das Brot brechen oder den social Mühseligen und Beladenen vom Berg herab das Evangelium von der Befreiung aus aller ihrer Not predigen läßt. Man kann gelegentlich tadeln, daß man zu wenig in den Gestalten der Jünger „das Licht seiner Lehre in der Finsternis der Roheit und Stumpfheit aufgehen" sieht und die vergeistigte Jesusgestalt allzu unverstanden den rohen Fischern vom See Gene-

zareth gegenübersteht. Uns interessiert aber noch ein anderer Zug an diesen seinen religiösen Bildern: es ist der halb gespenstische halb verklärte Jesus, den er malt. Darin zeigt sich neben dem Socialistischen ein specifisch Religiöses, seine Bilder bekommen dadurch ein mystisches Element und werden so mit einem Schlag hinausgehoben über einen platten Realismus und am Boden hinkriechenden Naturalismus. Die Gestalt Jesu ist naturalistisch überhaupt nicht zu fassen: den Jesus der Geschichte kennen wir ja nicht, er ist, wie Strauß gesagt hat, ein Problem; und so muß der Maler darauf verzichten ihn zu malen wie er war, muß etwas vom eigenen, freierfundenen, christlichen Ideengehalt hinzufügen und dem Jesus der Geschichte Züge vom Christus des Glaubens leihen; den Heiligenschein braucht er ihm darum doch nicht zu geben.

Dieses Mystische macht bei Uhde zuweilen den Eindruck des willkürlich Hineingetragenen, die Jesusgestalt hat neben den kräftigen und rohen Arbeitergesichtern etwas Dekadentes und Morbides, moderne Gegensätze stoßen hier hart zusammen. Mystik finden wir auch bei Arnold Böcklin, aber in wie anderer Art, in wie vollendeter Gestalt! In diesem größten Maler unserer Tage, welche Fülle der Gesichte! ein Höchstes von Wahrheit und Leben! Hier haben wir jenes sich Einsfühlen mit der Natur und ihrem Reichtum an inneren Kräften, worin die moderne Ästhetik das Geheimnis der Schönheit überhaupt entschleiert glaubt, und damit alle tiefsten und verborgensten Gedanken jenes Riesengeistes, der in ihr steckt. Naturmystik also ist es, Einfühlung in das Innere, in die Seele der Natur, Beseelung und Belebung derselben mit einer neuen der unvergleichlichen Phantasie dieses Meisters entspringenden Mythologie, eine gewaltige pantheistische Offenbarung vom Leben der Elemente und all den Geistern, die sie beseelen; und zugleich in höchster Vollendung eine Bilder- und Farbensprache für all den Überschwang von Gefühlen und Stimmungen, die uns nervöse Menschen des neunzehnten Jahrhunderts in feinster Differenzierung und Nuancierung bewegen und erfüllen. Aber was andere schmerzbewegt und sehnsuchtsvoll zu Boden drückt und melancholisch stimmt, weil sie dafür den künstlerischen Ausdruck nur schwer zu finden vermögen, das kommt bei diesem durch und durch gesunden Menschen

und diesem könnenden Künstler in glühender Farbenlust und Farbenfreude zu wahrhaft beseligendem Ausdruck. Auch wo ihm der Tod in die Ohren fidelt, lauscht er ihm nur, weil er auch diese Stimme hören und kennen lernen will: er selbst bleibt davon unberührt, und lebensvoll wie er ist auch alles, was er schafft, ist Leben und atmet Leben. Indem er aber in unerschöpflicher Fülle die Natur beseelt, vermenschlicht und mit menschenähnlichen Geschöpfen bevölkert, die mit ihr eins ihr das Beste entnehmen und ihr Bestes verkörpern, hat er uns Blicke in diese Natur thun, sie uns verstehen lassen, wie wir sie ohne ihn nie verstanden haben und verstanden hätten, und so ist er auch darin der wahre Künstler, daß er der Menschheit Neues zu sagen weiß und ihr ein Verkündiger großer Geheimnisse wird. Dabei scheut auch er gelegentlich Verzerrtes und Häßliches nicht, barock mutet uns manches an; aber das Sinnenfreudige der Malkunst entspricht seiner eigenen Lust am Leben, es ist Renaissancestimmung in ihm, und deshalb flüchtet dieser Schweizer doch immer wieder aus seiner Heimat nach dem Land der Schönheit, nach Italien und holt hier, vor allem in der vornehmen florentinischen Landschaft, mit Vorliebe seine Motive, auch sein Meer ist das Meer der Griechen und der Odyssee. Und weil er so ganz heimisch ist in diesen Landschaften, wird es auch uns heimisch und wohl bei seinen Bildern, mit dem Wanderer kehren wir heim in die herbstlich warme abendliche Dorfesruhe, mit seinen Seejungfrauen spielen wir in den blauen Wogen des Meeres und auch wo die Natur ernst ist und schweigt, ist es das beseligende und erhebende Gefühl einer erhabenen Wehmut, dem diese Stille Ausdruck giebt, nicht pessimistische Verzweiflung oder schwerfällige Verstimmung. Dazu hat er eines, was unseren Künstlern, namentlich unseren Dichtern und mit ihnen uns allen vielfach so schmählich abhanden gekommen ist in diesen realistisch ernsten Zeiten, er hat Humor, der mit dem Ernsten scherzt, ohne doch aufzuhören, es ernst und es tief zu nehmen.

Ein Künstler wie Böcklin läßt sich nicht nachahmen, er ist ein Individuum und ein „Einziger". Und das gilt auch von Franz Lenbach, der sich, ähnlich wie Böcklin in die Natur und ihre Elementargeister, so seinerseits in den Geist der Menschen, die er

malt, versenken und versetzen kann. Auch seine Bilder sind Offenbarungen, Offenbarungen über Wesen, Charakter und Geist von Menschenpersönlichkeiten, er ist ein großer Psychologe. Aber weil wir die bedeutendsten der von ihm gemalten Menschen selbst auch kennen, so sagt er uns weniger Neues als Böcklin, bestätigt nur, was wir auch ohne ihn schon wissen, und untersteht unserer Kontrolle. Und dabei mutet uns seine Technik doch oft fremdartig, gewollt fremdartig an. Das soll nur erklären, warum uns Böcklin so viel näher und höher steht als er, nicht seine Kunst und sein Können herabsetzen.

Alle Kunst ist symbolisch, von den drei großen Malern, Feuerbach, Böcklin und Lenbach, ist Böcklin der größte Symboliker. Dem Naturalismus will das zunächst nicht einleuchten; sein Schlagwort ist l'art pour l'art, das schließt wie die Rücksicht auf die Moral so auch alles Deuten und Bedeuten aus. Und solange diese jungen Künstler, deren Mittelpunkt München ist, noch jung sind und lernen, thun sie auch gut daran, sich auf das Sehen- und Malenlernen zu beschränken; darin liegt das Recht und liegt das Gesunde der ganzen Richtung. Wenn sich diese sezessionistische Jugend dabei etwas ungebärdig anstellt und den „Alten“ polemisch gegenübertritt, so ist auch das nur das gute Recht der Jugend, die von Böcklin wenigstens das lernen konnte, daß jeder Einzelne immer ganz er selbst sein und als Naturalist den Mut haben muß, sich auch ganz wahr, d. h. ganz so zu geben, wie er ist. Allein beim bloßen Abschreiben der Wirklichkeit kann die Kunst nicht stehen bleiben, und weil sich die Extreme berühren und der Naturalismus zunächst den Pilotyschen Historismus und die Kaulbachsche Tendenzmalerei verdrängt, also das historisch Bedeutsame und das Tendentiöse sich sozusagen verbaut hat, so wird er, sobald er über sich hinausstrebt, leicht phantastisch und allegorisch, „die Sünde“ und „der Krieg“ werden gemalt, und nicht immer ist es ein Stuck, der sie malt, oft tritt an die Stelle echter Symbolik ein an das alte Allegorisieren erinnerndes Symbolisieren, das überall hinter Hüllen und Masken Tieferes, Feineres, Intimeres vermuten läßt und immer ein anderes meint als es sagt.

Ein anderer Abweg nimmt seinen Ursprung in der Reizlosig-

keit dieſer naturaliſtiſchen Kunſt. Der Reklame hat die Malerei im Plakat ſich dienſtbar gemacht, und das Plakat ſoll auffallen; und auffallen will auch der Künſtler, der eitle ganz beſonders; und ſo kommt die Vorliebe für das Grelle und Schreiende, das in die Augen Fallende und Aufſehen Erregende. An den Litfaßſäulen und auf den Umſchlägen von Büchern und Zeitſchriften ſehen wir allüberall die ſtiliſierten Frauenzimmer in barocker Haartracht und Kleidung und die bunten Farbenkleckſe, welche weithin leuchten und weither das Auge auf ſich ziehen. Dieſer Großſtadtlärm dringt aber auch in die Malerateliers ein, ſtört die ſtille Arbeit und gewinnt Einfluß auf die Kunſt. Und wenn er ſich dann mit jener Phantaſtik und Myſtik des Symbolismus verbindet und auf intime Stimmungseffekte losarbeitet, ſo führt das alles zuſammen zu recht ſeltſamen und abenteuerlichen Gebilden, die bald ausgeklügelt und ausgegrübelt uns Rätſel zu raten aufgeben bald uns faſt phyſiſch nervös machen, uns erſt ſinnlich aufregen, dann narkotiſieren. Es iſt dies der Rückſchlag gegen den Naturalismus in einem Augenblick, wo dieſer noch lange nicht alle Früchte gezeitigt und ſeine Miſſion die Maler das Sehen und das Können zu lehren noch nicht zu Ende geführt hat; darum kommt er zu früh und iſt um ſo mehr eine Gefahr für die Entwickelung unſerer Kunſt, als er der Dekadentenſtimmung fin de siècle auf halbem Wege entgegengeht und deshalb bei Malern und beim Publikum immer mehr Freunde findet. Und das Schlimmſte iſt, daß ſich auch hierfür die Jugend begeiſtert, für die doch der Naturalismus immer wieder die beſte Schule iſt. Auch das entſpricht dem allgemeinen Bild der Zeit: auf die Epoche des greiſen Wilhelm I. folgte ſofort der jugendliche Wilhelm II., eine Generation iſt ausgefallen — auch in der Kunſt. Und doch gehören Böcklin und Lenbach der alten, Liebermann und Hans Thoma dieſer mittleren Generation an. Wenn aber den Reigen der Jugend ein ſo großer Könner wie Max Klinger eröffnet, der ſich eben darum auch große Aufgaben ſtellt und ſtellen darf und kühn und energiſch in die Gedankenwelt der Gegenwart und ihre Probleme hineingreift, ſo wollen wir uns auch dieſe Jüngſten nicht ſchelten laſſen. Es ſind doch immer wirkliche Künſtler unter ihnen, die uns etwas zu ſagen haben und es zu ſagen wiſſen und die zugleich

Persönlichkeiten sind und als solche den Mut haben, mit eigenen Augen zu sehen und dann zu gestalten, was eigenartig in ihnen lebt, was sie selber sehen, fühlen und denken.

Die Poesie.

In mancher Beziehung parallel mit der Entwickelung der Malerei verläuft auch diejenige der Poesie, bei der wir nun endlich angelangt sind. In der Litteraturbewegung im engeren Sinn pflegen ja die geistigen Strömungen immer am deutlichsten und schärfsten zu Tage zu treten, sehen wir also zu, ob sich nicht auch uns hier noch einmal wie in einem Blick konzentriert das ganze Bild des geistigen Lebens der letzten dreißig Jahre vor unserem Auge in voller Klarheit darstellt und alle Strahlen desselben wie in einem Brennpunkt zusammenlaufen.

Auf das Jahr 1870 werden wir dabei zunächst wieder zurückgewiesen. Man hätte denken können, daß das große Jahr der nationalen Einigung und des siegreichen Kampfes ähnlich wie die Befreiungskriege zu Anfang des Jahrhunderts eine Fülle von packenden und zugleich bleibend wertvollen Dichtungen hervorrufen werde. Und wirklich findet sich auch unter dem Vielen, was gesungen wurde, manches Erfreuliche und Nette, manches frische, kräftige Lied; aber eine große Poesie und wirkliche Dichter, ein Neues und Durchschlagendes hat es uns nicht gebracht; auch die Alten, Geibel und Freiligrath gaben nicht mehr als einige rhetorisch klingende Verse; daß ein als Gedicht und als Komposition so herzlich schwaches Lied wie die in den vierziger Jahren entstandene „Wacht am Rhein" das Lied jener Tage geworden ist, beweist doch nur, wie anspruchslos wir damals waren. Der Krieg war zu plötzlich gekommen, der Sieg zu rasch erfochten, die Spannung also zu kurz, die Erregung zu wenig aus Finsternis zum Licht sich emporringend, als daß sie sich hätte auslösen müssen in Liedern, die aus der Tiefe kamen und in die Tiefe drangen. Das nationale Glück war uns gekommen über Nacht, nun galt es erst einmal darin heimisch zu werden und sich ihm anzupassen. Und es war die Zeit, wo wir durch Bismarck politisch und realistisch wurden und saure Mannesarbeit zu verrichten hatten: für die Poesie schien da kein Raum mehr, zum

Dichten blieb keine Zeit übrig, der That nicht dem Wort hatte sich unser Volk zugewendet.

Es war aber auch eine böse Zeit, die Gründerzeit zuerst und dann der Krach, der allgemeine Katzenjammer. Das Leben machte den Eindruck des Unsoliden, auf der einen Seite protzenhafte Überladung und Parvenügeschmack, der sich mit dem rasch Hergestellten begnügen mußte, weil er nicht wußte, ob er morgen noch zahlungsfähig sei; und auf der andern Seite ein über seine Verhältnisse Hinausleben und deshalb alles „billig und schlecht". In der Mode trat dieses Unsolide am auffallendsten zu Tage, mit vollem Recht wetterte Vischer damals über ihren Cynismus. Dieser Geschmacksrichtung entsprach denn auch die Litteratur, für welche die siebziger Jahre wahre Hungerjahre einer besonderen Armut und Armseligkeit gewesen sind. Daß Paul Lindau mit seinen kritischen Rücksichtslosigkeiten, aber als Dichter ohne alles Können und ohne alle Potenz, namentlich auch ohne sittliche Potenz, damals mehr als einen Eintagserfolg erringen und eine litterarische Führerrolle spielen konnte, ist bezeichnend genug. Eduard Grisebach, ein Nachfahre Heines, nur sinnlicher als dieser sein „großer Meister", traf für diese Lebenshaltung den richtigen Ton, wenn er seinen Neuen Tannhäuser singen ließ:

Was will die Tugend kalt und düster?
Wir sind ja Sünder, sünd'gen wir!
Ich bin der Venus Hoherpriester
Und heute opfre ich bei dir;

oder das Gründermotto münzte:

Besitz, nur du bist Poesie!

Aber Grisebach ist auch der verdienstvolle Herausgeber von Schopenhauers Werken, und so erzählte er in seinen Gedichten auch vom Katzenjammer eines solchen „Sünders" und gab der pessimistischen Stimmung jener Tage Ausdruck. Endlich klang in seinem „Tannhäuser in Rom" dieses Lied der Liebe und des Jammers seltsam genug in kulturkämpferische Töne aus, um so gewissermaßen allen Tendenzen der Zeit gerecht zu werden. Wenn übrigens Karl Busse meint, daß diese Gedichte „damals gewaltige Erfolge" gehabt haben, so ist das nach meiner Erinnerung nicht richtig, und ein „süd-

deutſcher“ Dichter iſt der in Göttingen geborene ohnedies nicht geweſen; die Schwaben freuten ſich noch immer an ihrem Mörike, Uhland und Kerner oder auch ſchon an J. G. Fiſchers Gedichten, den der Norden ebenſo wie ſeinen eigenen Theodor Storm als Lyriker erſt viel ſpäter entdeckt hat.

Für die Bühne griff man mit Vorliebe nach den Ehebruchsdramen der Franzoſen, die immer noch beſſer waren als ihre deutſchen kläglich abgeſchwächten und ſchwächlich hergerichteten Nachahmungen ohne Grazie und Geiſt; die Technik wenigſtens und die Mache konnte man von ihnen lernen. Erfreulicher war das Auftreten der Meininger: durch ihr Dringen auf ſtilgerechte und hiſtoriſch richtige Ausſtattung halfen ſie den Sinn für das Echte wecken und machten ſozuſagen von außen her die Freude an Schiller und Shakeſpeare und Kleiſt wieder lebendig.

Das Neugewordene zu großem Ausdruck zu bringen waren Guſtav Freytags „Ahnen“ beſtimmt, deren ſechs Bände in die ſiebziger Jahre fallen. Sie ſollten die Geſchicke des deutſchen Volkes von ſeiner germaniſchen Urzeit an bis herab auf die Gegenwart am Schickſal Einzelner aus der großen Kette von Ahnen und Enkeln in farbenreichen Bildern darſtellen und uns dasſelbe in Leid und Freud, in Not und Tod, in Sieg und Glück begleiten laſſen. Allein die Kraft des Erzählers war dem großgedachten Unternehmen nicht gewachſen, ein künſtlich angequälter Stil ſetzte von vorne herein die erſten Bände billigem Spott aus, die Verquickung von Roman und Kulturgeſchichte ließ das eine oder das andere zu kurz kommen, und ſchließlich erlahmte das Intereſſe der Leſer, noch ehe man beim letzten Bande angekommen merkte, daß es doch nicht eigentlich tantae molis bedurft hätte, um einen modernen „Zeitungsſchreiber“ als Schlußglied der Kette werden zu laſſen. Aber immerhin, die Ahnen waren ein Großgewolltes; und die Freude an unſerem deutſchen Volkstum haben ſie doch bei manchem geſtärkt; nur ein einheitliches und großartiges Kunſtwerk waren ſie nicht. Noch mehr als Freytag fehlte es Spielhagen an Geſtaltungskraft, wenn er über die achtundvierziger Jahre hinabging und Laſſalle oder gar Bismarck ſchildern wollte; er ſchuf Zeitromane wie vor ihm Gutzkow oder Laube, aber für einen Dichter war er zu ſehr der Mann

einer bestimmten Partei, um auch die auf anderer Seite Stehenden begreifen, und zu fest in seinen auf dem Boden von 1848 gewachsenen Anschauungen befangen, um dem Neuen und Großen der sechziger und siebziger Jahre gerecht werden zu können. Die Neigung zum Lehrhaften, das rückt ihm Hart mit Recht vor, ließ diese Tendenz allzu grell hervortreten, darüber kam die Poesie zu kurz; die Vorliebe für starke Effekte und allerlei Romanhaftes that der Wahrscheinlichkeit und Glaubhaftigkeit, also dem Realismus Eintrag, und die Schärfe des Tons schädigte die Schärfe der Beobachtung, an der es ihm sonst keineswegs gefehlt hätte.

An Scheffels „Ekkehard" und Freytags „Ahnen" schließt sich der Professorenroman eines Dahn und Ebers an, der dem Historismus der Zeit entsprechend ebenfalls historisch war und schnell in Mode kam. Aber in den ägyptischen Masken namentlich steckten die langweiligsten und uninteressantesten Menschen, in Erfindung und Psychologie waren beide Romanschriftsteller schwach, und bloß das Historische und Kulturhistorische, um nicht zu sagen: das Kunstgewerbliche daran rief die Neugier wach; nur in „Homo sum" hat Ebers ein auch menschlich interessantes Problem behandelt.

Zwei Dichter waren allerdings auch in den siebziger Jahren da, die uns heute noch durchaus modern ansprechen; sie fallen sozusagen nur zufällig in diese armselige Zeit herein, haben vielmehr etwas Zeitloses an sich und darum sind sie auch über ihre Zeit hinaus modern geblieben. Es sind dies Paul Heyse und Gottfried Keller. Mit seinen „Kindern der Welt" (1873) griff freilich auch Heyse in die großen Fragen der Gegenwart hinein, wie er auch im „Merlin" noch einmal auf das freireligiöse und socialistische Problem zurückkommt. Allein seine Hauptstärke liegt nicht in diesen Romanen, sondern in seinen hundert Novellen; und auch dort zeigt er sich gerade den aktuellen Problemen gegenüber zu sehr nur als Beobachter und, künstlerisch reserviert und vornehm wie er ist, zu wenig innerlich bewegt von ihnen, als daß er in die Arena des Kampfes herabsteigen und die Poesie einer Tendenz dienstbar machen möchte. Den freien Menschen freilich verleugnet er nie, aber ein Kämpfer für die Freiheit ist er nicht, er ist nur Künstler. Was ihn interessiert, das sind die seelischen Vorgänge namentlich im Ver-

hältnis der Geschlechter zu einander; insbesondere das Weib kennt er, wie vor ihm nur noch Goethe es gekannt hat, und so hat Laura Marholm ihn mit Recht unter die Dichter gerechnet, durch die die moderne Frau über sich selbst zum Bewußtsein gekommen sei. Dreierlei Typen sind es vor allem, die er schildert: das naturlose Weib, das nur spielt und mit allem spielt und hinter ihrer Schauspielermaske gar kein wahres Gesicht hat; die kluge, feingebildete Frau, scheinbar kühl und vornehm ablehnend und doch auch sie rettungslos dem Schicksal des Weibes, der Liebe verfallend, voll „durchseelter verinnerlichter Geschlechtlichkeit". Und das führt auf die dritte, die Hauptform seiner Frauengestalten: die Frau ein sozusagen elementares oder, wie er es selbst einmal nennt, ein wildwüchsiges Wesen, das unter einer sie beherrschenden Naturgewalt steht und so von Geburt an einem Schicksal verfallen ist, dem sie nicht entrinnen kann, das darum aber auch wieder in elementarer Weise als Naturkraft und Schicksal auf den willensstarken und seiner selbst bewußten Mann wirkt und wie ein Rätsel die Ergänzung bildet zu der spiegelblanken und leicht durchschaubaren Seele des Mannes. Vom Verhältnis zwischen Mann und Frau handeln alle — fast alle — seine Novellen und Romane, die Liebe ist ihr einziger Gegenstand, aber nicht eintönig und einförmig stets dasselbe, sondern in reichster Mannigfaltigkeit und Abwechslung, immer interessant, wenn auch gelegentlich die Probleme spitzfindiger werden und wenn auch allmählich die Gestaltungskraft des Alternden erlahmt. Auch gewagt sind die Probleme und ihre Lösungen zuweilen, „moralisch" sind seine Erzählungen nie, das lehnt er ausdrücklich ab. Aber wenn er dabei auch einmal die Grenzlinie des Schönen nach dem Häßlichen hin überschreitet, gemein wird er nie, er ist ein vornehmer Dichter, er schreit nie, er ist ein stiller Dichter; das unterscheidet ihn von dem Plebejertum unserer Jüngsten. Und dieses Vornehme und Aristokratische, dieses Selbständige und ihrer selbst Mächtige haben auch seine Figuren, nicht als ein ihnen von Außen her Angeflogenes und künstlich Erworbenes, sondern als ein in ihrer Natur Liegendes. Darum verlegt er seine Erzählungen so gern nach Italien, weil dort die Menschen wie die Natur noch Stil haben; und darum ist die Liebe der Mittelpunkt,

um den sich alles dreht, weil durch sie das Beste im Menschen, seine ganze Kraft entbunden wird, weil er hier ganz er selbst ist. Deshalb gehört Heyse aber auch in die modernste Phase unserer Litteratur, auch er steht fest auf dem Boden des Individualismus, auch ihm ist es immer nur um den Menschen, nicht um die Massen, um den Einzelnen, nicht um sein Milieu zu thun; und das ist bei ihm um so bedeutsamer, da er entschieden Determinist ist, in den „Kindern der Welt" spielt sogar der Gedanke der Vererbung eine Rolle: Toinette, ein „Kind des Unglücks und des Fluches, muß die Sünde ihrer Eltern büßen und ein unseliges Herz durchs Leben tragen, das nicht lieben kann". Aber zuletzt kann sie's ja doch, und so ist diese Gebundenheit doch nur die des Menschen an sich selber — nach dem Worte Heraklits: „seine Art ist dem Menschen sein Dämon".

Wie Heyse in den „Kindern der Welt" an Strauß' alten und neuen Glauben, so knüpft Gottfried Keller im „Grünen Heinrich" an Feuerbach an, zu dem er in Heidelberg, ebenso wie zu Moleschott und Hettner, auch persönlich in Beziehung getreten war. Und im „Martin Salander" schildert er entschieden tendentiös die politische Mißwirtschaft der Demokratie seiner Züricher Heimat in den siebziger Jahren und trifft sie scharf mit klatschendem Hieb. Allein von „Martin Salander" hat er selber gesagt: „er ist nicht schön", und im „Grünen Heinrich" ist das Kennenlernen und sich Bekennen zu Feuerbach nur eine Episode neben vielen andern, eine Etappe mehr auf der ereignisreichen Bildungsfahrt des jungen Schweizers. Faktisch ist Keller noch zeitloser als Heyse, weil er viel größer ist als er. Auf den ersten Blick erscheint er allerdings unmodern, er wurzelt in der Romantik, an Traumstimmung und schweifendem Phantasieleben fehlt es im „Grünen Heinrich" nicht; und auch später noch erinnern z. B. jene irrationalen Sprünge ins Burleske an die romantische Ironie, die mit ihren Gestalten spielt und sie phantastisch ins Fratzenhafte verzerrt. Aber bei Keller ist es doch zugleich noch etwas anderes, ein Zeichen seiner souveränen Macht über den Stoff und seines vollen dichterischen Könnens; wenn wir noch einmal an Goethes Wort denken, das Romantische sei das Kranke, das Klassische das Gesunde, so ist Keller überhaupt

nicht romantisch, denn er ist durch und durch gesund, fest und aufrecht steht er auf seinem schweizerischen Heimatboden, ein kernhaft Männliches, ein Naives und ganz Realistisches ist in ihm. Indem er aber als Realist seine Menschen in das helle Licht des Tages stellt, so zeigen sie uns auch ihre schwachen Seiten klar und deutlich, vor dem Licht seines gesunden, nüchternen Menschenverstandes können sich ihre Thorheiten nicht verhüllen und nicht als Weisheit bestehen, und darum lacht er, aber nicht mit dem bösen Lachen der Ironie, sondern mit dem ausgelassen lustigen Lachen des Humors. So vereinigen sich in ihm die drei — Romantik, Realismus und Humor — zu einer ganz eigenartigen Mischung von trefflichster Klangwirkung. Wie der Dichter selbst, so kernig und gesund, so natürlich und aufrecht sind aber auch die Menschen in seinen Erzählungen, plastisch anschaulich, klar und durchsichtig stellt er sie vor uns hin. In dieser Anschaulichkeit besteht Kellers Realismus und besteht das ganz Moderne seines Wesens: er kann sehen, wie unsere naturalistischen Maler sehen gelernt haben, und er kann das Gesehene wiedergeben, wie es ist, er kann malen. Dabei haftet aber sein Blick nicht an der Oberfläche, sondern dringt in die Tiefe, er sieht seinen Menschen ins Herz; sein Auge erinnert an das große objektive Auge Goethes. Deshalb sucht er aber nicht etwa nach verzwickten Problemen, an denen sich der Psychologe abzumühen hätte, das braucht es bei ihm nicht, sondern was er uns vorführt, sind einfache Menschen, einfache Verhältnisse, einfache Erlebnisse, in sein und seines Volkes Leben greift er hinein, und wo er's packt, da wird es interessant, wo er's anrührt, da verwandelt sich's unter seinen Händen in das lautere Gold der Poesie. Also keine problematischen Naturen, sondern natürliche und echte Menschen; deshalb bewegt er sich auch nicht in den Kreisen der höchsten Bildung und Kultur, seine Menschen stehen in der Natur und können sich in ihr, der wahrhaftigen, sehen lassen, in einfachen Verhältnissen leben sie, wo nicht alles nur Maske und Schminke ist. Darum müssen sie aber auch Individualitäten, Persönlichkeiten, Menschen sein, keine sich spreizenden Puppen, nichts von Übermenschentum oder großwortiger Genialität, sondern ein guter kraftvoller Mittelschlag, wie er in der Schweiz zu

finden ist, republikanisch aufrechte und unverbogene, selbständige und eigenartige Naturen; dabei aber doch nichts von Einförmigkeit, sondern eine Mannigfaltigkeit und Gestaltenfülle ohne gleichen. Endlich noch eins: Keller ist kein Thesen- und Problemsteller, der Finessen ausklügelt, aber er ist ein gedankenreicher Dichter; er ist kein Philosoph, aber er erfaßt mit philosophischem Geiste das Leben. Das zeigt sich nicht bloß in dem noch stark reflektierenden „Grünen Heinrich", sondern selbst in einer so ganz poetischen Erzählung wie „Romeo und Julia auf dem Dorfe", wo Schicksal, Freiheit und Schuld so wunderbar ineinander sich schlingen und auch schon an das sociale Problem gerührt wird.

So ist Keller wirklich modern, und deswegen ist auch sein Ruhm, den doch nicht schon Treitschke sondern erst Vischer 1874 seinen deutschen Stammesgenossen zum Bewußtsein gebracht hat, bis heute nur immer gestiegen, wie zu einem Führer sehen die Jüngeren zu ihm auf. Nur in einem ist er ganz unmodern: er steht nicht jenseits von Gut und Böse, sondern auch im Sittlichen festen Fußes auf dem Boden der guten alten Moral, dieses obere Stockwerk versteht sich für ihn immer von selber; ausdrücklich sagt er einmal: „Die Erfahrung, daß unbedingt Tugend und Güte irgendwo sind, ist ja die schönste, die man machen kann, und selbst die Seele des Lasterhaften reibt sich vor Vergnügen ihre unsichtbaren, dunkeln Hände, wenn sie sich überzeugt, daß andere für sie gut und tugendhaft sind". Wie groß er aber ist, zeigt sich besonders dann, wenn ihn einer nachahmen will; Hans Hoffmann z. B. hat ein freundliches Talent geradezu verdorben, seit er mit der Keule dieses Herkules spielt. Und auch darin zeigt sich Kellers Größe, daß er mit der Entfernung wächst und immer mehr in das Centrum des Zeitinteresses einrückt, während Heyse langsam aus diesem hinaus gegen die Peripherie hin gedrängt wird.

Doch noch sind wir nicht bei der Richtung angelangt, der Keller heute seine Wertschätzung verdankt, eine andere schiebt sich naturgemäß voran. Den siebziger Jahren fehlte eine nationale Poesie, auch Wildenbruchs Heldenlieder auf Vionville und Sedan füllten diese Lücke nicht aus. Nur mit einem gelang es: im Zusammenhang mit der Enthüllung des Hermannsdenkmals auf der Grotenburg

bei Detmold griffen in ihrer ausstattungsfrohen Kühnheit die Meininger auf Kleists „Hermannsschlacht" zurück und brachten so nachträglich dieses gewaltige Rachedrama doch noch auf die Bühne und zu verdienter Ehre. Im übrigen aber mußte man sich erst einmal daran gewöhnen, eine Nation zu sein und lernen, sich als solche zu fühlen. Daß das um die Mitte der achtziger Jahre etwa erreicht war, zeigt unter anderem die Gründung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins im Sommer 1885, der es sich zur Aufgabe machte, die deutsche Sprache von unnötigen fremden Bestandteilen zu reinigen, den echten Geist und das eigentümliche Wesen derselben zu pflegen und „auf diese Weise das nationale Bewußtsein im deutschen Volke zu kräftigen". Allein auch da gleich wieder die Gefahr und die Übertreibung. Mit schulmeisterlicher Kritik kann man nur hemmen, und so sind es wirklich zum teil Fesseln, die der Verein der Assimilationskraft des deutschen Sprachgenius anlegt und ist es ein sich Armmachen an seiner Nuancierung, was er den deutschen Schriftstellern ansinnt. Ganz anders liegt es natürlich, wo es sich um Ausmerzung unnötiger Fremdwörter aus dem Sprachgebrauch des Heeres oder der Post oder der Geschäftswelt handelt: hier that Säuberung wirklich not. Allein gerade da beweist das Eingreifen Stephans auf dem Gebiet der Postverwaltung, wie auch hier ein bedeutender Mann mit Autorität mehr wert ist als ein ganzer Verein, in dem doch immer die Mittelmäßigkeit das Übergewicht hat und darum die Zahl der thörichten Forderungen und der unpraktischen Vorschläge überwiegt.

In der Litteratur aber gab Ernst von Wildenbruch nun erst diesem nationalen Bewußtsein in seinen Dramen Ausdruck und wurde so der Dichter der achtziger Jahre. Wie stark er auf die Jugend jener Zeit gewirkt hat, bezeugt Berthold Litzmann in seinen Vorlesungen über „das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart": „der damals ganz unbekannte Dichter that es uns so an, daß wir uns mit einer Hingebung und einer gläubigen Begeisterung um ihn scharten, wie eine Gefolgschaft unserer Altvorderen um ihren Herzog". In Wildenbruch ist dramatische Kraft; an einzelnen Stellen kann man sogar an Shakespeare denken, z. B. dort wo Dietrich von Quitzow der ersten Kanone, die er sieht, aus

allen Seelentiefen seinen Haß, seine Verachtung, seinen Fluch entgegenschleudert und mit ihr der neuen Zeit, deren Sinnbild sie ihm ist. An einen anderen Großen, an Schiller mahnt sein rhetorisches Pathos. Diese dramatische Kraft stellt er in den Dienst der nationalen Idee, des Patriotismus, der Verherrlichung Preußens und seines hohenzollerischen Fürstenhauses; deshalb jubelte ihm die patriotisch fühlende Jugend zu. Doch auch abgesehen von aller bestimmten Tendenz konnte man sich von Herzen darüber freuen, daß endlich wieder Stücke mit ernsthaftem und bedeutendem Inhalt und großem historischem Hintergrund auf die Bühne kamen und das deutsche Theater dadurch an Würde gewann. Allein beim genaueren Zusehen mußte man doch bald entdecken, daß Wildenbruch weder ein Shakespeare noch ein Schiller war. Zu jenem fehlte ihm die Tiefe, die Weite, die Wahrheit, zu diesem das sittliche Ethos, das dem Pathos allein Gehalt geben und es über die Phrase emporheben kann. Auch klang der Patriotismus für das neue Reich vielen doch zu specifisch preußisch und hohenzollerisch, da und dort hörte man fast etwas wie Byzantinismus heraus, und so wollten manche in ihm nur den Hofpoeten sehen, der er — seit wir Lauff haben, können wir das sicher konstatieren — doch nicht war. Und auch von Zwiespältigkeit war sein Dichten nicht frei. Er war Idealist und seine Dramen im großen Stil der Historie gedacht; aber schon war die realistische Ära im Anzug, und deshalb legte er im Historischen Wert auf peinliche Genauigkeit und Richtigkeit, er nahm es sogar übel, wenn ein Kritiker an seinen Dramen etwas unhistorisch fand und führte so das Princip der Meininger in das Innere des Dramas ein. Aber er ging noch weiter: er fügte diesem großen Stil volkstümlich derbe Stellen, teilweise sogar im Dialekt ein und durchbrach damit die Einheit seiner Stücke. Ja einmal wollte er überhaupt zeigen, daß er auch ganz Realist sein könne, deshalb ließ er auf „die Quitzows“ und den „Generalfeldoberst“ die „Haubenlerche“ folgen, die in einem brutalen Notzuchtversuch doch allzu häßlich ausmündet.

Wildenbruchs Ruhm war von kurzer Dauer, mit dem Jahre 1889 kommt auch für die Litteratur der große Umschwung: an die Stelle der patriotischen tritt die realistische und naturalistische

Dichtung, über die Köpfe des 1845 geborenen Wildenbruch und seiner Generation hinweg drängen sich die Jüngeren und Jüngsten voran. Auch hier hing das fraglos mit dem schon Erwähnten zusammen, daß im Staat eine Generation ausfiel und auf den Großvater gleich der Enkel folgte.

Wir können bei dieser Wendung in der Litteratur an ein Wort anknüpfen, mit dem 1888 einer dieser Jüngeren seine Schillerbiographie einleitete: „Als Student war ich ein Schillerhasser“! Das Wort ist charakteristisch, nicht nur der Schillerhasser, davon nachher! sondern noch mehr — der Student. Wer hätte sich zu unserer Zeit darum gekümmert, wie einer als Student über Schiller dachte? und wer von uns hätte sich so wichtig genommen, um das später zu berichten, als ob es etwas wäre? Aber das ist eben bezeichnend für diese Phase unserer Litteratur, daß nun die Jüngsten, zum Teil wirklich Studenten, an die Reihe kommen; darum geben auch noch heute an drei deutschen Universitäten Studenten einen „Musenalmanach“ heraus, wobei in Leipzig biedere Theologen, in Berlin geistlose Reimschmiede und nur in Göttingen zwischen hinein auch einzelne Talente die Dichter sind.

Diese Jugendlichkeit der Wortführer giebt unserer modernen Litteratur natürlich selber auch ein jugendliches Aussehen. Das mutete im ersten Augenblick erfreulich frisch an, überall spürte man Sturm und Drang, überall ein kraftvolles sich Regen, ein leidenschaftliches Wollen, ein starkes Empfinden; keck stürmte diese Jugend ins Leben hinein und griff nach dem Allerhöchsten, trat schneidig auf und gab das Gefühl der Sicherheit, weil sie es selber hatte. Aber der Medaille fehlte auch die Kehrseite nicht: dem Wollen entsprach nicht die Kraft und das Können, und weil sich die Jugend ihrer Grenzen nicht bewußt ist, wagt sie sich an zu Hohes und vergreift sich, und so hatte man vielfach selbst da den Eindruck des Nichtkönnens, wo wirkliches Talent da war. Vor allem aber mangelte es ihr an Erfahrung, an Erlebthaben, an Reife. Grün und unreif — das war daher für viele dieser Produkte das notwendige Urteil. Man sah das am deutlichsten an der Art, wie sie anfänglich von den Frauen redeten: sie kannten nur eine Sorte von Frauen, Kellnerinnen und Dirnen, diese haben sie wirklich entdeckt und

damit die Litteratur — bereichert. Und nun machten sie — theoretisch wie die Jugend immer ist — daraus ein Dogma und lehrten, daß diese Mädchen mit ihrer unzweideutigen Vergangenheit viel interessanter seien als die Berliner Geheimratstöchter. Was sie aber mit diesen Dirnen erleben, ist natürlich nichts als ein fortgesetzter sinnlicher „Liebesrausch", der gewöhnlich die Leser weit früher noch als die Helden dieser Romane mit Ekel erfüllt. Und das Unerfreulichste an vielen dieser Bücher war die cynische Gesinnung, in der hier die Gemeinheit sich entblößte, und die Offenheit, mit der ein Nachtstück aus dem Berliner Großstadtleben uns vorgeführt wurde. Angesichts dessen konnte man wirklich für den Idealismus unserer deutschen Jugend fürchten.

Jung war dann weiter auch das Revolutionäre und Unhistorische dieser neuen Richtung, ihre Abkehr von allem traditionell Geltenden, namentlich auch in der Sitte. Allem Konventionellen erklärte man den Krieg, die Substanz der Sittlichkeit löste man auf und forderte für sich das Recht, fesselos sich auszuleben in seiner Eigenart. Die socialdemokratische Kritik am Bestehenden verband sich mit Nietzsches Moralskeptizismus und mit seinem extremen Individualismus. Das bedeutete zugleich den Bruch mit dem bis dahin unser Jahrhundert beherrschenden Historismus. Dieser Jugend war nichts heilig, weil es grau vor Alter ist; sie interessierte überhaupt nicht, was war, sondern immer nur was ist; sie lebte und wollte leben, ihr hatte nur der Lebende recht. Darum wurden auch von den Vorgängern nicht nur die Dahn und Ebers definitiv beiseite geworfen, waren nicht nur Wildenbruchs Karolinger und Heinriche immer schon veraltet, wenn sie kamen, sondern auch den Größten versagte diese Jugend den Respekt und wandte sich pietätlos von ihnen ab. Vor allem wurde Schiller, der Idealist, von dieser Abneigung getroffen. Von Brahm haben wir schon gehört, daß er sich als „Schillerhasser" bekannte; und noch jüngst hat Edgar Steiger in seinem Buch über „Das Werden des neuen Dramas" die „Maria Stuart" für herzlich langweilig erklärt und von der „Jungfrau von Orleans" gesagt, daß sie „höchstens verbildete höhere Töchter oder leihbibliothekfüchtige Köchinnen zu entzücken vermöge"; daß Schiller alle seine dramatischen Figuren zum

„Schallrohr seiner sogenannten Ideen" gemacht habe und überall sein „moralisches Ich" hervorkehre, wirft ihm Steiger besonders vor. Wie sehr ihm damit unrecht geschieht, das zeigt ein Blick auf „Kabale und Liebe", auf „Wallenstein", ja selbst auf die „Braut von Messina", und daher ist es ein wirkliches Verdienst von Wolfgang Kirchbach, der damit seine thörichten Büchlein über Jesus wieder gut macht, daß er kürzlich diese „Schillerhasser" gerade auch auf die modernen und realistischen Elemente in Schillers Dramen hingewiesen und die Größe dieser „Dokumente der Menschheit" dem naturalistischen Ansturm gegenüber wieder einmal energisch betont hat.

Noch weniger leicht konnte man mit Goethe fertig werden. Die Tradition, die an ihn anknüpfte, war nie ganz unterbrochen, eine Goethegemeinde gab es immer und sie war in stetigem Wachsen. Mit zweierlei Einwänden hatte man ohnedies allmählich aufgeräumt, daß Goethe unmoralisch und daß er undeutsch gewesen sei. Das erstere war als ein Vorurteil einfach verschwunden; und das andere war ja nur wahr, wenn man sich einzig an sein Verhalten gegen Napoleon I. oder in den Befreiungskriegen hielt. Aber man mußte dann von „Götz" bis „Hermann und Dorothea" allzuviel vergessen und man mußte das Beste — ihn selber streichen; denn er war ein Besitz des deutschen Volkes von unendlichem Werte, der in der Geschichte des deutschen Geisteslebens weder vergessen noch vermißt werden konnte. Was sein „Faust" an erschütternder Tragik und an Ideenfülle in sich birgt, darein können sich Dichter und Philosophen mit einander teilen; seine Lyrik bleibt jung und schön, wie am ersten Tage, da sie entstand; durch „Prometheus", „Iphigenie" und „Helena" vermittelt er uns den Zugang zum klassischen Altertum; im „westöstlichen Divan" faßt er im Geiste des Herderschen Universalismus zwei Welten in eine zusammen; er führt zu Spinoza zurück und zu Darwin vorwärts und eröffnet uns in Natur und Geschichte den Blick für Werden und Entwickelung. Uber allem aber schwebt die Idee reiner Menschlichkeit als die Sonne, deren farbigen Abglanz wir in seinen Dichtungen, aber auch in seiner eigenen Person schauen dürfen — typisch, darum ist auch er Idealist, aber anschaulich, wie es dem Realisten ziemt. In ihm ist ein Universalismus und eine Weite, die not-

wendig zur Weitherzigkeit und zur Versöhnung der Gegensätze führt; darum kann jede Partei und jede Richtung sich auf Goethe berufen, mit Recht aber dürfen doch nur die es thun, die aufhören Partei zu sein und nach einer Richtung hin zu gehen. Deshalb kann Goethe auch nicht so leicht veralten, er gehört der Welt an; sein Volk aber steht ihm doch am nächsten und würde sich selbst aufgeben, wenn es von ihm ließe. Er ist uns nötig, weil er unsere geistige Weltstellung verbürgt, die deutsche Bildung auf den höchsten Punkt gehoben und sie doch über alle nationalen Schranken hinaus universal, im besten Sinne des Worts weltbürgerlich gemacht hat. Deswegen hassen ihn die Kirchlichen, weil er die utopistischen Ansprüche auf die Universalität einer allgemeinen und alle umfassenden kirchlichen Gemeinschaft durch den allein wahren Gedanken der Menschheit und der Menschlichkeit zu Boden schlägt und überbietet, und den Chauvinisten wird bei ihm nicht warm, weil diesem großen Deutschen Deutschland allerdings nicht über alles, über alles in der Welt gegangen und weil er gerade darin so echt deutsch gewesen ist.

War aber Goethe auch den Jungdeutschen zu groß, um an ihm zu rütteln, und überdies realistisch genug, so daß sie sich auf ihn berufen zu dürfen glaubten, so griffen sie doch unter den älteren lieber auf andere zurück und brachten Friedrich Hebbels „Maria Magdalena“ oder Otto Ludwig mit seinem „Erbförster“ und seinem Roman „Zwischen Himmel und Erde“ wieder zu Ehren und schlugen damit nach rückwärts die Brücke zu Kleists Realismus und nach vorwärts zu jener intimen Stimmungsmalerei und Gedankenleserei der Modernen. Die eigentlichen Muster freilich waren auch sie nicht.

Diese junge Generation war, ähnlich wie die junge Malerschule, durchaus realistisch und naturalistisch und forderte deshalb vom Dichter, daß er die Welt und das Leben sehen und schildern solle, wie es wirklich ist. Dazu gehörte aber wie in der Malerei so auch hier das Häßliche; und da die Jugend grelle Farben liebt, so wurde auch dieses in all seiner Nacktheit und Scheußlichkeit uns vorgeführt und uns auch das Stärkste nicht erspart. Dafür konnten sie sich teilweise mit Recht auf ein französisches Vorbild berufen, auf Zola. Es gehört dies überhaupt zu den seltsamsten

Zügen der an Widersprüchen so reichen Zeit, daß die eben noch so patriotisch sich gebärdende Jugend sich ausschließlich an fremde Muster hielt: zuerst kam der französische, dann der russische und schließlich als stärkster der skandinavische Einfluß. Die Stärke der modernen Franzosen war die Schilderung des Milieus und die litterarische Freilichtmalerei: für jenes ist Zola, für dieses Guy de Maupassant charakteristisch. Bei dem Russen Dostojewski war es die psychologische Feinheit, mit der die intimsten Seelenvorgänge und Seelenregungen in unheimlicher Schärfe zergliedert werden, erraten und verraten fühlt man sich von einem solchen Seelenkündiger und „Seelentaucher“. Der komplizierteste von allen aber ist der Norweger Ibsen, ein moderner Rattenfänger, der es mit seinem grübelnden Verstand uns auch da anthut, wo wir uns seiner zu erwehren suchen und uns gegen ihn auflehnen. Er bildet den direkten Gegensatz zu Zola. Bei diesem ist es das Milieu, hinter dem die einzelnen Personen als gleichgültig verschwinden, bei Ibsen die Einzelpersönlichkeit, die sich gegen das Milieu zur Wehre setzt und rücksichtslos ihr Recht, Individuum und Person zu sein, geltend macht. So predigt er das Evangelium des Individualismus, indem er Personen vor uns hinstellt, die von diesem Recht in komplizierten und problematischen Fällen schrankenlos Gebrauch machen. Dadurch wird auch er Kulturkritiker wie Nietzsche und reißt den Stützen der Gesellschaft die Maske der Lüge ab, die sie vorgebunden haben. Auch mit der socialistischen Kritik berührt er sich, in Gabriel Borkmann trifft er den Kapitalismus, und Klein-Eyolf nimmt am Schluß eine sociale Wendung. Ist er aber erbarmungslos und skeptisch gegen die Gesellschaft und ihre Moral, so ist er nicht minder rücksichtslos in der Zerfaserung des einzelnen Menschen und in der Bloßlegung seiner intimsten Seelenvorgänge. Auch er taucht in die Tiefen der Seele hinab und zerrt auch das Verborgenste und Geheimste schonungslos daraus hervor. Dabei ist ihm des Menschen Art sein Schicksal. Diese Art aber, woher kommt sie? Hier setzt Ibsens modernste Ader, der darwinistische Einschlag, der tiefsinnige Gedanke von der Vererbung ein. Das Erbe der Eltern wird dem Menschen zum Schicksal von Kindesbeinen an, es erbt der Eltern Fluch und Segen, ihre Sünden suchen sich heim an den

Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Das und das vergebliche Ankämpfen dagegen durch Frau Alving ist das Thema der „Gespenster", sie halte darum auch ich mit Steiger für eine große und ganz moderne Schicksalstragödie. Rechnen wir endlich noch den Symbolismus dazu, der bei dem alternden Ibsen immer mehr zur Unsitte des Hineingeheimnissens und Allegorisierens wird und mit entschiedenem Anklang an die Romantik das Wirkliche auflöst und in Stimmungen sich verflüchtigen läßt, so haben wir die Bestandstücke seiner dramatischen Kunst beisammen, wie sie seit 1889 immer mehr Einfluß gewinnen, beim Publikum und bei den Dichtern. Es hat sich geradezu eine Ibsengemeinde gebildet, mit der ganzen Unduldsamkeit solcher Sektenbildungen im neunzehnten Jahrhundert.

Weit nicht so stark, aber doch deutlich spürbar ist auch die Einwirkung Tolstois. Auch er ist Kulturkritiker, aber bei ihm ist es der radikale Haß Rousseaus gegen alle Kultur als die Quelle und den Sitz alles Übels und alles Bösen. Und derselbe verbindet sich mit religiösen Motiven: nicht zur Natur, sondern zu der Askese des Urchristentums will Tolstoi zurückführen. Das ist ein Anachronistisches und paßt wohl auch mehr für russische Verhältnisse und Zustände als für uns. Allein es entspricht doch wieder ganz modernen Gedanken, an Schopenhauers Pessimismus und seine Moral der Erlösung durch Askesis klingt es an. Dabei ist auch das böse Gewissen Tertullians gegen alles, was Weib heißt, in ihm wieder aufgewacht, und so berührt er sich noch einmal mit dem Modernsten, mit Strindbergs Weiberhaß und Antipathie gegen allen Femininismus. Bei diesem ist es freilich ein perverses Empfinden, das ihn den Kampf der Geschlechter auch einmal von dieser entgegengesetzten Seite her ins Auge fassen läßt.

Alle diese Einflüsse mit ihrer Übermacht und ihrer Kompliziertheit strömten fast gleichzeitig in unsere Litteratur herein; seit dem Jahre 1889, das darum Paul Schlenther mit Recht als das große „Werdejahr" bezeichnet, sind sie da und werden immer deutlicher erkennbar. Aber bei der Verschiedenartigkeit, um nicht zu sagen: Gegensätzlichkeit, mußten sie zuerst auf alle Fälle verwirrend wirken, zumal da kein Talent da war, das sich ihrer erwehren und mit einem specifisch Deutschen ihnen das Gegengewicht hätte halten können. Und

jene Fremden waren kühne, immer am Rande des Möglichen sich bewegende Schriftsteller, die es jedem Nachahmer fast unmöglich machten, diese schmale Grenzlinie einzuhalten: wer sich an Zola hielt, geriet fast notwendig ins photographisch Unkünstlerische, ins schlechthin Häßliche und Gemeine, und ebenso verführte Guy de Maupassant zu einer Sinnlichkeit, die ohne seine leichte Grazie einfach gemein wurde; Dostojewskis und Ibsens Kunst der Seelenmalerei forderte eine Menschenkenntnis, wie sie den Jungen allen notwendig abging, und beide bewegten sich dem Krankhaften oft so nahe, daß durch sie ein Zug des Ungesunden und geistig Gestörten in die deutsche Litteratur hereinkam, und dazu trug auch Tolstois urchristliche Weltentfremdung und Strindbergs Selbstzersetzung das ihrige bei. Romantisches fehlte fast bei keinem ganz, und das Romantische ist — ein Krankes!

Alle die Züge nun, die diese Fremden einzeln an sich trugen, weist unsere heutige deutsche Litteratur auf. Auf die nationalpolitische Ära war die socialistische gefolgt. Ihr entsprach am meisten die Verwendung des Milieus, das nun eben mit Vorliebe als ein sociales geschildert wurde; auch dafür war Zola mit seinem großartigsten Werk, mit „Germinal", wie neuestens wieder mit „Paris", Muster und Vorbild. Und zu diesem socialen Milieu gehörte auch das sociale Elend und die Verdorbenheit der oberen Zehntausend; jenes bringen Hauptmanns „Weber", dieses Sudermann in „Sodoms Ende" zum Ausdruck. Das Drama trat dabei geradezu in den Dienst der socialistischen Partei, und die sogenannten „freien Bühnen" erfreuten sich deshalb auch vielfach ihrer Unterstützung, Arbeiter jubelten diesen socialen Stücken zu.

Schien so die Litteratur mit dem Socialismus für absehbare Zeit verbündet, so erfolgte — vor allem unter dem rasch wachsenden Einfluß Ibsens — plötzlich der Umschlag ins Individualistische. Auch das entsprach ja einer allgemein modernen Richtung: zu Ibsen gesellte sich Nietzsche, der Socialismus wurde zwar nicht prinzipiell aufgegeben und verlassen, aber Ibsen war interessanter und Nietzsche moderner. Und so kamen wieder Dramen und Romane, in denen Einzelne im Vordergrund standen, Herrennaturen, Übermenschen, die sich siegreich durchsetzen oder tragisch zu Grunde gehen. Und nun

erinnerte man sich, daß es auch in Deutschland solche Dichter des Übermenschentums immer schon gegeben habe. Immermanns Merlin und Grabbes Napoleon kamen wieder in Mode; dagegen überhörte man geflissentlich die Warnung Goethes im Faust.

Aber „die Dichter lügen alle und Zarathustra ist ein Dichter". Nietzsche trug Masken, Nietzsche war Symbolist, wie es ja auch Zola und Ibsen sind; auch dieser Zug durfte also in der Litteratur nicht fehlen; durch Tolstoi erhielt er sogar ein religiöses, mystisches Element. In der Lyrik trat das zuerst in die Erscheinung — es war ein Lallen mehr als ein Singen und Sagen, abgerissen und unverständlich gar vieles, mehr zum Rätsellösen einladend als zum Verstehen und Genießen. Dann aber kam es auch im Drama und Roman: oft derb und plump wie bei einzelnen Skandinaviern, die ihre Helden schließlich „vor dem Kreuze niedersinken" lassen und so die müden Seelen zur Ruhe bringen; aber auch feiner — oft auch hier nur ein Lallen wie bei Maeterlinck; dann greifbarer als Naturmystik mit Märchengestalten und allerlei Zauberschein, oder als religiöse Mystik, die in Fieberträumen wenigstens schaut und hat, was sie beim fahlen Licht des Morgens nicht festhalten kann, als große Sehnsucht nach dem Wunderbaren, das alles Wirkliche weit hinter sich läßt und in dem Dunkel der Zukunft liegt, einer Sonne entgegen, die noch nicht da ist.

Diese mystische Richtung ist der naturalistischen diametral entgegengesetzt, die Märchendramen, auch in der Oper die Verwendung allbekannter Volksmärchen, machen sich los und frei von der Wirklichkeit. Es ist die modernste und neueste Phase, und eben deshalb läßt sich nicht sagen, ob wir es hier nur mit einer Episode zu thun haben, die Abwechslung in das sonst allzu einförmige Bild des Naturalismus bringt und rasch wieder verschwindet, oder ob der Naturalismus bereits überwunden ist und einem Neuen Platz machen soll. Das wäre zu bedauern, denn das Beste, was wir von ihm lernen können, der Sinn und Blick für das Wirkliche und Wahre, ist noch bei weitem nicht genügend ausgeschöpft und verwertet; wir können ihn noch nicht entbehren, das zeigen die Versuche über ihn hinauszukommen, z. B. „die versunkene Glocke", nur allzu deutlich.

Sudermann.

Das alles müssen wir nun aber auch illustrieren, und dazu wähle ich die beiden, welche unter dieser jüngeren Generation doch ohne Zweifel am meisten hervorragen, wenn wir von den Lyrikern absehen, Sudermann und Hauptmann. Bei Sudermann denkt man gewöhnlich zuerst an den Dramatiker, denn durch ein Drama, seine „Ehre", ist er zuerst bekannt geworden, und ein Drama, sein „Johannes" machte zuletzt noch viel von ihm reden. Und doch liegt seine Stärke im Roman. Auch was er dramatisch gestaltet, ist erst episch vorbereitet und festgelegt, und darum gelingt ihm die Exposition, dieser epischste Bestandteil des Dramas, immer am besten.

In seinen Romanen ist Sudermann ganz modern: der Einzelne steht hier durchaus im Vordergrund, seine Geschichte wird erzählt und das Milieu ist nur um seinetwillen da, so trefflich er auch Land und Leute, Natur und Sitte seiner ostpreußischen Heimat zu schildern vermag: nicht diese Schilderung, sondern die Psychologie des Helden ist die Hauptsache. In einem freilich war Paul Meyhöfer, der Held seines ersten Romans, nicht modern: er ist ein Held im Leiden, Tragen, Dulden, Helfen, der Kampf mit „Frau Sorge" ist kein stolzer und heroischer, die Pflichterfüllung im Kleinen und Kleinsten bringt wenig Ehre, auch vergiebt man sich dabei viel und verliert die Würde und das Selbstbewußtsein. Daß es im Leben meistens viel schwerer ist, passiver Held zu sein und jenen Mut der Wahrheit zu beweisen, der innerlich frei macht, das will unserer Zeit mit ihrer Schneidigkeit und ihrer Offiziersehre nicht einleuchten; und darum sind die mehr als vierzig Auflagen dieses Romans doch ein Beweis wirklicher künstlerischer Kraft, die auch Widerstrebende überwindet. Diese Kraft liegt hier nicht zum wenigsten in der Sudermann sonst ganz fremden Gemüts- und Herzenswärme, mit eigenem innerstem Anteil schildert er Selbsterlebtes, deswegen ist die Schilderung so wahr und so echt.

Das wird nun rasch anders beim „Katzensteg". Hier ist es ein starker, trotziger Held, der es mit dem Haß und der Verachtung einer ganzen Welt aufnimmt; und neben ihn tritt die

Frau, „eine jener Vollnaturen, wie sie geschaffen wurden, als der Herdenwitz mit seinen lähmenden Satzungen der Allmutter Natur noch nicht ins Handwerk gepfuscht hatte, als jedes junge Geschöpf sich ungehemmt zu blühender Kraft entwickeln konnte und eins blieb mit dem Naturleben im Bösen wie im Guten". So ist sie nicht, wofür sie Boleslav zuerst hielt, ein Tier, und nicht, wie sie ihm später erschien, ein Dämon, sondern „ein ganzer und großer Mensch"; im Verhältnis zu ihm aber ist Regine das naturalistisch-moderne Gegenbild zu Kleists rührender Gestalt des Kätchens von Heilbronn.

Eine solche Vollnatur ist im dritten Roman „Es war" Leo von Sellenthin, so recht der Typus der späteren Sudermannschen Muse, die mit Reginens Gestalt immer mehr unter den Einfluß Nietzsches geraten ist, der Übermensch, der etwas vom Unmenschen und der blonden Bestie an sich hat, — vollblütig und breitbrüstig, cynisch gesund und Kraftmensch durch und durch, lärmend und frohgemut, auch einer üblen Vergangenheit mit robustem Gewissen skrupellos sich gegenüberstellend mit dem Wahlspruch: „sündigen, nichts bereuen, besser machen"! Aber die Vergangenheit, mit der er so einfach fertig werden zu können meint, kommt doch: wie er in die alten Verhältnisse zurückkehrt, da fällt auch die alte Schuld über ihn her, von außen nach innen vordringend und ihn allmählich innerlich aushöhlend und zermürbend und, was noch schlimmer ist, ihn von neuem in ihren Bannkreis zwingend. Diese Zerrüttung eines Menschen durch das Bewußtsein alter Schuld und das aufs neue Schuldigwerden, weil man mit seinem Schuldgenossen in Heimlichkeit und Lüge unzertrennlich zusammengeschmiedet ist, ist mit einer psychologischen Wahrhaftigkeit gezeichnet, der man die Schule Dostojewskis und seines Raskolnikow anspürt. So das Kommen und Wachsen der Sünde und das Unentrinnbare der Schuld zu zeigen, ist zugleich ein Hochsittliches, und wenn es uns dabei schwül und schwüler zu Mute wird, so zeigt sich darin etwas von dem Beben vor jener furchtbarn Macht,

Die unerforschlich, unergründet
Des Schicksals dunkeln Knäuel flieht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Schon der Titel des Romans zeigt, daß wir es hier mit der Verkörperung einer Idee, einer Theſe zu thun haben. Die ſchuldvolle Vergangenheit, die man abgethan zu haben glaubt, kommt wieder, ihrer wird man nicht ledig. Damit fällt auch auf den Katzenſteg ein Licht zurück. Auch in ihm iſt es eine ſolche Vergangenheit, diesmal die des Vaters, die als übles Erbe in das Leben des Sohnes hereingreift und dieſes zerſtört. Aber wie in dieſem Roman die Helden wechſeln und Regine uns ſchließlich mehr intereſſiert als Boleslav, ſo tritt auch eine neue Theſe an die Stelle jener erſten. Wie dieſer Regine begräbt, da heißt es: „Das was man das Gute und das Böſe nennt, wogte haltlos in den Nebeln der Oberfläche umher, drunten ruhte in träumender Kraft das Natürliche. Wen die Natur begnadet hat, den läßt ſie ſicher in ihren dunkeln Tiefen wurzeln und duldet, daß er dreiſt zum Licht emporſtrebe, ohne daß die Nebel der Weisheit und des Wahnes ihn hemmen und verwirren.“ Indem aber ſo der Dichter ein etwas dunkles fabula docet am Schluſſe ausdrücklich ausſpricht, werden wir ſtutzig und fragen nicht bloß: war das wirklich von vorne herein die Meinung? ſondern gleich darauf noch einmal: braucht es denn überhaupt einer ſolchen formulierten Nutzanwendung? Frau Sorge hatte keine: warum treten ſolche Theſen jetzt im Titel oder am Schluß als den Roman beherrſchend auf? Und die Antwort lautet: weil Sudermann inzwiſchen Dramatiker geworden iſt; im Drama aber iſt das Problemeſtellen und -löſen ſeit der griechiſchen Tragödie ſchon nichts Ungewöhnliches.

Und ſo ſetzte denn auch Sudermann mit einem Theſenſtück „der Ehre“ kräftig ein. Dabei iſt aber hier der Gang der Entwickelung gerade der entgegengeſetzte: unter den Romanen iſt nur der letzte ein Theſenroman, Frau Sorge iſt davon ganz frei, der Katzenſteg iſt es nur zur Hälfte. Dagegen ſind unter den Dramen gerade die vier älteren Theſenſtücke, die letzten ſind es nicht mehr; oder wenn man nur die Ehre und die Heimat als Theſenſtücke gelten laſſen wollte, ſo müßte man doch Sodoms Ende und die Schmetterlingsſchlacht als Milieuſtücke mit beſtimmter ſatiriſcher Tendenz ihnen beizählen, während namentlich im Glück im Winkel

und im Johannes wie im Roman der Einzelmensch dominierend im Mittelpunkt steht.

„Ehre" und „Heimat" streiten mit einander um den Preis der Volkstümlichkeit, die Heimat hat die Ehre sogar um mehrere Auflagen geschlagen, und doch kann über den wirklichen Wert und die wahre Rangordnung keine Frage sein: die Ehre steht ganz erheblich höher, die Heimat ist ein verfehltes Stück und verdankt seinen Erfolg nur der dankbaren Rolle, die sogar im Ausland eine Sarah Bernhardt und eine Eleonore Duse danach hat greifen lassen. Beide Stücke haben dasselbe Thema, die heimkehrenden Kinder, die den Ihrigen in der Ferne innerlich fremd geworden sind. Aber speciell handelt es sich doch im ersten um ein anderes, der Titel sagt es ja, um die Ehre; und nun nimmt man gewöhnlich an, daß das vom Grafen Trast gelesene Privatissimum über den Ersatz und die Überwindung der vielgestaltigen Standesehre durch die allgemeingültige Pflicht und pflichtmäßige Arbeit die eigentliche Meinung des Stückes enthalte. Das wäre nicht gerade neu, andere haben das schon tiefer gesagt, Sudermann bleibt damit, wie überhaupt oft, ganz auf der Oberfläche. Allein der Sinn des Stücks liegt auch nicht hier, sondern in dem Worte Trasts: „jedes Ding auf Erden hat seinen Tauschwert: die Ehre des Vorderhauses wird vielleicht mit Blut bezahlt, die Ehre des Hinterhauses ist schon mit einem kleinen Kapital in integrum restituiert". Im Hinterhaus ist also die Ehre gerade so hohl und morsch und brüchig wie im Vorderhaus: damit wird das Stück tendentiös und satirisch. Bedeutsam aber wurde es vor allem dadurch, daß mit ihm der Naturalismus, dem bis dahin nur die „Freien Bühnen" sich geöffnet hatten, seinen Einzug auf der deutschen Bühne überhaupt hielt; deshalb wurde bei der Erstaufführung im Jahre 1890 darum gestritten, als ob die Würde und die Zukunft der Kunst daran hänge. Die wahrhafte Schilderung des Milieus und des Lebens, auch wo es häßlich ist, und der socialistische Hintergrund des Ganzen — das war es, wogegen sich viele sträubten. Jetzt ist der Streit um „die Ehre" längst verstummt, an diesem Grad und dieser Art von Naturalismus nehmen wir keinen Anstoß mehr: es war ein Kampf um die neue Kunst und diese hat gesiegt. Hören

wir heute die Fortgeschrittenen, so ist der Vorwurf vielmehr der, Sudermann sei in der „Ehre" nicht Naturalist genug, er habe von den Bestandstücken der alten vornaturalistischen Theatermache noch viel zu viel beibehalten, er sei ein Dichter des Kompromisses. Daran ist etwas Wahres. Der Graf Trast ist der gefällige deus ex machina der alten französischen Bühne, der immer da eingreift, wo die Sache schwierig wird oder die These zum Wort kommen soll: das ist nicht naturalistisch, es ist eine geschickt gemachte Theaterfigur. Und auch die Schilderung der beiden Hauptpersonen, des Sohnes aus dem Hinterhaus und der Tochter aus dem Vorderhaus ist ein bißchen sehr à la Kotzebue und Birch-Pfeiffer geraten — viel wortreicher Idealismus und tugendhaft rührsamer Edelmut. So haben wir in der That zwei Elemente in dem Stück — ein ausgesprochen realistisches und ein konventionell idealistisches, und durch die verblüffend geschickte Vereinigung beider wußte Sudermann beide Parteien zu befriedigen. Die Stärke des Stückes liegt aber fraglos in den neuen, nicht in den verbrauchten und veralteten Motiven.

In der „Heimat" stößt dieses Alte mit dem Neuen innerhalb des Stückes selbst zusammen — der Vater mit seinen starren Anschauungen von Respektabilität und väterlicher Autorität, von Familiengeist und enggebundenem Frauenlos; und auf der anderen Seite die Tochter, die als Vertreterin eines neuen Geistes unter der Frauenwelt mit freien Anschauungen in die alte Enge und Gebundenheit des Elternhauses eintritt. Aber die Frauen des neuen Geistes werden diese „freie Katze, die das Recht auf Liebe, wie wir sie haben können, und das Recht auf Glück, wie wir es verstehen", für sich in Anspruch nimmt, schwerlich als ihre Vorkämpferin gelten lassen; und umgekehrt ist die alte Gesittung durch eine Karikatur vertreten, wie auch die Schilderung des Milieus karikiert ist.

Durch und durch naturalistisch war dann „Sodoms Ende". Diese Schilderung der bis ins Mark verdorbenen großstädtischen Gesellschaft zeugt von einer völlig illusionsfreien Beobachtungsgabe und einer verblüffend kühnen Pleinairmalerei; daß es in Berlin W solche Männer und solche Frauen und solche Verhältnisse giebt, darüber wollen auch wir in der Provinz uns keine Illusionen

machen. Aber dennoch blieb dem Stück der Erfolg auf der Bühne versagt: die Luft war doch gar zu schwül, an naturalistischer Häßlichkeit ist hier des Guten zu viel gethan. Und diese Schilderung eines solchen sittenlosen Milieus sollen wir uns gefallen lassen um eines Willy Janikow willen, der kein Held, sondern wirklich nur ein Lump ist, kein Genie und Herrenmensch jenseits von Gut und Böse, sondern ein ganz uninteressanter Schwächling und Genießling, der mitten im Bösen steht.

Ein Milieustück mit socialem Untergrund ist auch „die Schmetterlingsschlacht", eine Komödie, aber wiederum mit soviel Häßlichkeit, daß sie nicht lustig ist und nicht lustig macht. Das ist überhaupt die schwache Seite unserer naturalistischen Dichter, sie können nicht lustig sein und lachen; wie können sie also Lustspiele schreiben? Darin liegt ein greisenhafter Zug, der dieser modernen Jugend anhaftet. Ob es rudimentär ist als Nachwirkung der pessimistischen Ära und dann zu überwinden, oder konstitutiv und dann das Anzeichen einer geistigen Götterdämmerung, wer mag es wissen? Unseren Malern fehlt es nicht daran, das läßt auch für die Poesie Besseres hoffen.

Hätten wir nur diese vier Stücke von Sudermann, so würden wir uns aus seinem dramatischen Talent nicht allzuviel machen: geschickte Mache, mehr kaum. Doch da kommt mit dem „Glück im Winkel" der große Umschwung, der freilich mit Willy in „Sodoms Ende" und mit Magda in der „Heimat" schon angebahnt war. Nichts mehr von Thesen und Milieu, sondern Menschen und Menschenschicksal — das ist hinfort alles. Die Menschen der ersten Stücke haben etwas Schemenhaftes und Konventionelles, sind fast durchweg uninteressant und bedeuten etwas nur als Vertreter ihrer These oder als Staffage im Milieu. Jetzt erinnert sich Sudermann wie mit einem Schlag dessen, was er in seinen Romanen geübt und gekonnt hat und stellt Menschen vor uns hin, Einzelne, runde, ganze, echte Menschen: vor allem Röcknitz, den ostpreußischen Junker in der Art Leo von Sellenthins, den er so gut kennt, mehr Don Juan als Übermensch, derb und brutal, mit einer ganz niederträchtigen Sorte von Blut; aber doch nicht ganz unsympathisch, eine Siegernatur, ein Kraftmensch, nicht ganz ohne Herz und ohne

Gedanken, der in Sommernächten zu den Sternen emporschaut und einen Menschen um sich haben möchte. Ihm gegenüber steht der Rektor, mit dem es uns der Dichter freilich nicht leicht gemacht, den er nicht kräftig genug herausgearbeitet hat. Und doch ist er nicht verzeichnet, er hat wirklich Kraft, sittlichen Gehalt, innere Heldenhaftigkeit, darin erinnert er an Paul Meyhöfer in „Frau Sorge“; und wenn der Schauspieler aus ihm nicht allzusehr nur den verkümmerten, unterdrückten Schulmeister macht, so trauen wir ihm schließlich den Sieg doch zu, da wir wissen, daß zum Tragen mehr Kraft gehört als zum junkerhaften Rossebändigen und Weiberverführen. Endlich Elisabeth: das Goethesche Gedicht „Adler und Taube“ fällt uns ein; der Rektor red't wie eine Taube und sie hat Adlersflügel; sie traf des Jägers Pfeil, allgegenwärtiger Balsam allheilender Natur wird sie im Schatten des Lindenbaumes im Wirtschaftshof des Rektors gesunden lassen, gewiß! aber ach! die Schwingkraft weggeschnitten. Damit daß sie erkennt, Röcknitz sei kein Adlersjüngling, sondern ein ganz gemeiner Sperber und Verderber, ist die Sehnsucht ihres Herzens nicht gestillt, das weise Wort von der Genügsamkeit, die überall genug hat, ist in diesem Fall nicht das rechte. Darum glauben wir für sie nicht an das Scherbenglück im Winkel; und so tritt wie bei Sudermann so oft an die Stelle des Abschlusses der Effekt, der einen Augenblick über die Schwierigkeiten hinwegtäuscht, bis der Autor vor die Rampe gerufen seinen Beifall eingeheimst hat.

Endlich nach den „Morituri“ ein biblisches Drama, der „Johannes“. Für dieses Stück hat die Berliner Polizei die denkbar stärkste Reklame gemacht durch das völlig unmotivierte Verbot, das natürlich nicht aufrecht zu halten war. Diese Theatercensur, wie sie bei uns von den dazu gänzlich unbefähigten Händen der nächsten besten Polizeibehörde geübt wird, gehört auch mit zu den widerspruchsvollen Zuständen um uns her: eine bureaukratische Allgewalt, die die Sittenpolizei nur zu lax handhabt, den Variétés durch die Finger sieht, weil das ihrem eigenen Geschmack zusagt und dagegen für politische und religiöse Stoffe oder Anspielungen eine nervöse Überempfindlichkeit und Ängstlichkeit besitzt.

Auch hier steht einer im Mittelpunkt, Johannes der Täufer,

der wartet auf den, der da kommen soll. In ihm erwartet er einen „König der Heerscharen, mit goldenem Panzer angethan, das Schwert gereckt über seinem Haupte, so wird er kommen, zu erretten das Volk des Herrn; seine Feinde wird er zerstampfen mit seines Rosses Hufen, doch jubelnd werden ihn grüßen die Knaben Israels". Aber er muß umlernen. Der Messias sieht anders aus als dieses Traumbild eines nationalen Helden des Krieges und des Schwertes; ein Heiland der armen und der kleinen Leute, ein Held des Duldens und Verzeihens, ein Mann der Liebe — so kommt er. Und Liebe ist es, die nun in allen möglichen Formen an diesen Asketen und starren Bußprediger herantritt und ihm ihre Macht zu fühlen giebt. Vor ihrer sinnlichen Erscheinungsform freilich braucht er sich nicht zu fürchten, über sie schreitet er hinweg, durch sie schreitet er hindurch unberührt, als wäre sie für ihn nicht vorhanden; da bleibt sie ihm Sünde. Aber wie nun das Wort mit echtem Klang an sein Ohr kommt und in sein Herz dringt, macht es ihn unsicher und irre an sich selber, zermürbt und zerreibt, vernichtet ihn diese neue Idee. Schon das Wort der Herodias: „wer sich vermessen will, über Menschen ein Richter zu sein, der muß teilhaben an ihrem Thun und menschlich sein unter Menschen" trifft ihn hart; wie viel mehr das Wort Jesu von der Feindesliebe! Davon wie zerbrochen wagt er es nicht mehr, auf Herodes und dessen ehebrecherisches Weib den ersten Stein zu werfen: „im Namen dessen, der — mich dich lieben heißt", läßt er den Stein zur Erde fallen. Allein von diesem dramatischen Höhepunkt rückwärts schauend erkennt man, daß dieser innerlich gebrochene Mann dies schon von Anfang an war: er ist kein Held, sondern unsicher und zweifelnd, die Größe und Stärke, das Machtvolle seiner Persönlichkeit tritt nicht hervor, und deshalb interessiert er nicht. Und noch durch ein anderes kommt Unklarheit in die Gestalt, durch die Aufnahme der Erzählung von der Taufe Jesu mit ihren wunderbaren Zuthaten wird seine ganze Haltung unverständlich: wer das erlebt hat, braucht nicht mehr zu warten. Sudermann hat sich hier ungeschickter Weise an den Bericht des Matthäus gehalten, in dem Johannes den Himmel offen sieht, nicht an Markus, wo sich das Wunder an Jesus wendet; dadurch hat der Dichter der Menschlichkeit des Bildes

Eintrag gethan; und wenn er im Zusammenhang damit den Täufer zum Visionär macht, so macht er ihn nur immer unverständlicher und vielspältiger. Das andere, was den Eindruck stört, ist die Vermischung zweier Welten, der schlichten, einfachen Welt der Bibel und der raffinierten ganz modernen Welt Sudermanns. Johannes, der Mann der großen Sehnsucht, der Übermensch, redet zwei Sprachen, der Zarathustrastil mischt sich mit dem Bibelwort, und die schwüle Luft einer verfaulenden Gesellschaft fin de siècle mit ihrer begehrlichen Sinnlichkeit lagert über dem Ganzen. Sudermann ist durch und durch modern, darum war er der biblischen Einfachheit und Größe nicht gewachsen.

Fraglos ist in Sudermann selbst etwas von seinem Täufer: der Messias der neuen Bühne ist er nicht, aber etwas von einem Vorläufer steckt in ihm, mit der „Ehre" kam ein neuer Zug und Geist in unser Drama; und daß wir uns wieder für einen Dramatiker interessieren, ihn und die von ihm behandelten Probleme ernst nehmen und für oder gegen ihn Partei ergreifen, ist immer schon etwas; in Summa ein starkes Talent, das doch nirgends an Genialität heranreicht.

Gerhart Hauptmann.

Solche kann man bei Gerhart Hauptmann suchen, ihn halten deshalb manche für den erwarteten Messias selbst. Das ist zu viel, wenn er auch als Dramatiker fraglos Sudermann bei weitem überragt. Bei ihm scheiden sich drei Perioden seines Schaffens deutlich und reinlich von einander ab. Zwar heißt gleich sein erstes Stück ein sociales Drama; aber wenn auch Alfred Loth in Arbeiterfragen und Volksbeglückung macht, so ist es doch wie die beiden nächsten ein einfaches Familiendrama, und in allen dreien ist Hauptmann ein stark von Ibsen beeinflußter Naturalist. Die Vererbung ist das Thema des ersten, rücksichtslos werden die sittlichen Notstände in der Familie des Millionenbauers bloßgelegt, und so müssen wir entsetzlich viel Häßliches, Rohes und Gemeines mit in Kauf nehmen. Der Spektakel, als das Stück am 20. Oktober 1889 über die Bretter der freien Bühne in Berlin ging, war freilich ebenso wüst als künstlich gemacht. Über dem zweiten lagert die schwüle Luft,

die Ibsen so meisterhaft über seinen Stücken auszubreiten weiß, aber einen von der verkommenden Familie gelingt es der Liebe vielleicht doch noch glücklich der dumpfen Atmosphäre und der Welt des Wahnsinns zu entreißen. Das dritte zeigt entschiedenen Fortschritt, es hält sich frei von den Auswüchsen des Naturalismus und hat dafür dessen Vorzug, zu sehen und das Gesehene wiederzugeben, wie es ist. Es sind wirkliche Menschen, die da vor uns stehen, ein wirkliches Menschenschicksal spielt sich vor uns ab, wozu auch der Zusammenstoß zweier Weltanschauungen mitgehört, ohne daß dieser doch in den Vordergrund träte.

Nun kommen, wenn wir vom „Kollegen Crampton" und vom „Biberpelz" absehen, wiederum drei Stücke, die zusammengehören. Sie sind social. Ein Gedicht „im Nachtzug" zeigt uns Hauptmann schon 1887 auf dieser Bahn, an jenes Freiligrathsche Lied vom Proletarier-Maschinisten aus den vierziger Jahren erinnern die Verse von ungewöhnlicher Kraft:

Wir tragen euch hier durch die duftende Nacht
Mit keuchenden Kehlen und Brüsten.
Wir haben euch güldene Häuser gemacht,
Indessen wie Heiden wir nisten.
Wir schaffen euch Kleider. Wir backen euch Brot.
Ihr schafft uns den grinsenden rieselnden Tod.
Wir wollen die Ketten zerbrechen.
Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Gut!
Uns dürstet, uns dürstet nach eurem Blut!
Wir wollen uns rächen, uns rächen!

Wohl sind wir ein rauhes, blutdürstend Geschlecht,
Mit schwieligen Händen und Herzen.
Doch gebt uns zum Leben, zum Streben ein Recht
Und nehmt uns die Last unsrer Schmerzen!
Ja, könnten wir atmen in keuchendem Lauf
Nur einmal erquickend, tief innerlich auf,
So, weil du den Elfen bewundert,
So sängen wir dir mit Donnergetön
Das Lied, das finster und doch so schön,
Das Lied von unserm Jahrhundert.

Das sociale Drama aber mit stärkster Wirkung wird erst im Jahr 1892 fertig, es sind „die Weber". Es ist zugleich auch ein ausgesprochenes Milieustück, denn es hat keinen Helden. Auch das ist

naturalistisch, jener Weberaufstand von 1844, der uns hier geschildert wird, hatte thatsächlich keinen, er war „kopflos" — mehr geworden, aus Not und Elend und Ausbeutung heraus gefolgt, als mit Bewußtsein unternommen und durchgeführt. So ist das Drama ganz socialistisch und ganz antiindividualistisch; zu dem großen Tendenzstück aber, als das wir es empfinden und auffassen, haben es erst die polizeilichen Verbote in Berlin und anderswo und der Jubel der Socialdemokraten oder allgemeiner ausgedrückt, hat es erst die Zeit gemacht, in der es entstanden, und die Bewegung, in die es hineingetreten ist. Des Dichters Parteinahme besteht einzig darin, daß er die Not der Weber in ihrer ganzen Größe wahrheitsgetreu schildert.

Offenbar von Anfang an tendentiös gemeint ist dagegen das „Hannele", dessen rührende Figur wunderbar kontrastiert ist durch die rohe Gesellschaft im Armenhaus, wohin das aus dem Wasser gezogene Kind sterbend gebracht wird; und tendentiös sind auch die Phantasien Hanneles als einer jener Ärmsten, die eben nur im Fiebertraum das Glück finden können, das ihnen Welt und Leben versagt. Aber über alle Tendenz triumphiert hier die Poesie, die diese ergreifende Kindergestalt umschwebt und ihre halb sinnlichen, halb transcendenten Empfindungen zu Realitäten verkörpert.

Und endlich „Florian Geyer" — deshalb besonders merkwürdig, weil trotz des Titels auch hier nicht der Held als Einzelner persönlich hervortritt, sondern — Wallensteins Lager mag dem Dichter vorgeschwebt haben — aus seinem Milieu heraus geschildert und begriffen werden soll. Und auch jetzt ist es wieder eine sociale Revolution, nur in weit größerem welthistorischem Stil komponiert als jener armselige Weberaufstand der vierziger Jahre. Dieser Bauernbewegung steht Hauptmann in der That ganz tendenzlos und objektiv gegenüber, er schildert sie und ihre Gegner in einer nur allzu großen Fülle von Gestalten, zeigt ihre Motive und zeigt, woran sie zu Grunde geht, nein, hat zu Grunde gehen und wirkungslos bleiben müssen. Es sind Bilder, kein Drama, aber es sind wirkungsvolle Bilder, die uns mitten in die sturmbewegte Zeit hineinversetzen und uns mit diesen Menschen fühlen und kämpfen und scheitern lassen: der Naturalismus gab hier wirklich sein Bestes.

Dennoch bedeutete Florian Geyer für den Dichter einen Mißerfolg. Die Ursache desselben war klar, dem Stück fehlte der Mittelpunkt, die Hauptperson, nach der es doch genannt war; und das war 1896 ein um so größerer Mißgriff, als damals in der Litteratur die socialistische Hochflut bereits abgelaufen war und das individualistische Zeitalter heraufgezogen kam: man erwartete einen Übermenschen und bekam statt dessen die Masse, die Allzuvielen zu sehen: das mißfiel namentlich in Berlin. In den „einsamen Menschen" war das anders gewesen, Johannes Vockerat war ein solcher einsamer Mensch, also ein Einzelner gewesen, und im „Kollegen Crampton" haben wir sogar einen genialen Menschen, an den man freilich glauben muß und an dessen Sichaufraffen am Ende man nicht glauben kann. Aber das Problem des einsamen und genialen Menschen zugleich behandelt Hauptmann doch erst in „der versunkenen Glocke".

Was in mir ist,
seit ich dort oben stand, will bergwärts steigen,
im Klaren überm Nebelmeere wandeln
und Werke wirken aus der Kraft der Höhen!
— — — — — — — — — — — — —
Jung müßt ich werden, wo ich leben sollte.
— — — — — — — — — — — — —
Gesunde Kraft müßt' ich im Herzen fühlen,
Mark in den Händen, Eisen in den Sehnen,
zu neuem, unerhörtem Wurf und Werk
die tolle Siegerlust.

So spricht der geniale Mensch; der einsame aber, der zuviel gewollt hat, fügt hinzu:

Ein Herz voll Ungeduld
weiß, daß es harren muß und machtlos harren —
und harrt mit Schmerzen auf den neuen Tag.
Die Sonne, allen Purpur um sich hüllend,
steigt in die Tiefen .. läßt uns hier allein,
die wir des Lichts gewohnt, nun hilflos schauern —
uns ganz verarmt der Nacht ergeben müssen:
denn morgens Kön'ge — abends Bettler nur,
sind Lumpen unsre Decke, wenn wir schlummern.

Was aber Heinrich schaffen will, ist eine Glocke, ein Glockenspiel

— — aus edelstem Metall,
das aus sich selber klingend sich bewegt,

ein Glockenspiel also wie noch nie eines dagewesen. Das ist poetisch, aber ist nicht klar gedacht, oder wird erst klar, wenn wir die Glocke symbolisch deuten. Der Gegensatz lehrt uns diese Deutung, die an den Pfarrer gerichteten Worte:

Und hab ich manche Glockenform zerschlagen,
so heb ich auch den Hammer wohl einmal,
'ne Glocke, welche Pöbelkunst gebacken
aus Hoffart, Bosheit, Galle, allem Schlechten
mit einem Meisterstreich in Staub zu schmettern.

Und nun ahnen wir, was das neue Glockenspiel will und soll:

Von einer Kraft des Schalles,
an Urgewalt dem Frühlingsdonner gleich,
der brünstig brüllend ob den Triften schüttert;
und so: mit wetternder Posaunen Laut
mach' es verstummen aller Kirchen Glocken
und künde, sich in Jauchzen überschlagend,
die Neugeburt des Lichtes in die Welt.

Ein symbolisches Werk ist also die versunkene Glocke, das Sinnbild einer menschheiterleuchtenden, menschheiterlösenden, menschheitbeglückenden Zukunft. Dem Symbolismus gehört diese neue Periode Hauptmanns an; und nicht nur ihm, sondern zugleich auch dem Mystizismus. Es ist eine Naturmystik, die im Rautendelein und den Elfen, im Nickelmann und Waldschrat ihre Verkörperung findet, auch die Sonne spielt ihre Rolle mit. Dabei bleibt noch einmal manches unklar, aber hier liegt doch der poetische Glanz und Reiz des Stücks, wir sind im Zauber- und Märchenreich der Natur und ihrer Geister, wie wir auch schon im Hannele jenseits der Wirklichkeit, im Reich des Traumes und des Wunders waren. Aber wie dort neben diesen entzückenden Kinderträumen voll sinnlicher und gläubiger Naivetät der Realismus des Armenhauses, so mitten unter diesen poetischen Naturgeistern die alte Wittichen, die sogar nach gut naturalistischem Rezept ihren abscheulichen heimischen Dialekt redet und uns so ganz unsanft aus der Märchenwelt auf den harten Boden der Wirklichkeit herabstößt.

Denn das gehört allerdings mit zu dem Programm dieser Jungen, auf dem Theater die Sprache des Lebens, und zwar nicht eines posierten, sondern des wirklichen Lebens sprechen zu lassen; und

dazu gehört der Dialekt, überhaupt die Sprache des ganz gewöhnlichen Lebens. Im Vorwort zu seinen „Socialaristokraten", einem durchaus naturalistischen Stück, sagt Arno Holz, indem er die Ehre dieser Neuerung ausdrücklich für sich reklamiert und ihr gegenüber zwischen Schiller und Ibsen keinen Wesensunterschied gelten lassen will: „Eine Neuerung für die gesamte Litteratur von einer so principiellen Bedeutung, wie sie seiner Zeit für die Malerei die Verdrängung des künstlichen Atelierlichts durch das natürliche Freilicht besessen. Und ob mit oder wider Willen, aber es wird niemand sein, der sich auf die Dauer ihr wird entziehen können. Es ist nicht im mindesten zu viel gesagt: durch sie in Erschütterung versetzt, wird mit der Zeit kein Stein der alten Konvention auf dem andern bleiben. Was die alte Kunst mit ihren primitiveren Mitteln, an die wir nicht mehr glauben, die uns keine Illusion mehr geben, schon einmal gethan, diese neue Kunst mit ihren komplizierteren Mitteln, hinter denen wir mal wieder bis auf weiteres noch nicht so die Fäden sehen, wird es noch einmal leisten: den ganzen Menschen von neuem geben! Und es bedarf nicht erst einer Prophezeiung, daß gegenüber dieser Unsumme von Arbeit, die dieser differenzierteren Technik auf diese Weise harrt, und aus deren allmählicher Bewältigung durch sie ein Drama hervorgehen wird, das das Leben in einer Unmittelbarkeit geben wird, in einer Treffsicherheit, von der wir heute vielleicht noch nicht einmal eine entfernte Vorstellung besitzen, noch geradezu eine ganze Reihe von Generationen vergehen wird, ehe ein ähnlich tiefer Einschnitt in der Geschichte des Theaters auch nur möglich sein wird". Von der „einfach alles revolutionierenden Bedeutung dieser neuen Sprache" ist er so sehr überzeugt, daß er geradezu behauptet: „ihrer endlichen Leistung, der Thatsache gegenüber, daß sie eines schönen Tages plötzlich wirklich da war, hat jede Einzelleistung seitdem, so außergewöhnlich tüchtig auch die eine oder andere von ihnen gewesen sein mag, doch immer nur sekundär bleiben können. Denn es ist selbstverständlich: zwischen der Schaffung eines Kunstwerks in einem Stil, der bereits gegeben ist, und der Schaffung eines solchen Stils selbst, besteht kein Grad-, sondern ein Artunterschied".

Neben der oft absichtlich schlottrigen Dialektsprache ist daher

die Prosa für diese naturalistischen Stücke unerläßlich. Damit bricht Hauptmann in der versunkenen Glocke und überschreitet so auch schon in der Form den naturalistischen Rahmen; wenn er ihm aber dann durch den Dialekt der alten Hexe doch wieder seinen Tribut entrichtet, trotzdem aber auch sie in Versen sprechen läßt, so kann ich darin doch nicht „einen großen dichterischen Gedanken" sehen, sondern nur das Zeichen einer Zwiespältigkeit, wie sie für unsere Übergangs- und Werdezeit charakteristisch ist. Naturalismus, Symbolismus, Mysticismus — sie liegen in diesem Augenblick so nahe beisammen, daß man nicht weiß, was werden wird und wohin die Wege gehen; und ebenso bekämpfen sich Socialismus und Individualismus, dafür ist der Titel des Holzschen Stückes „Socialaristokraten" und die Art, wie in ihnen Nietzsche berlinisiert wird, bezeichnend. Aber daß wie Sudermann in seinem Johannes, so Hauptmann in der versunkenen Glocke ein Höchstes gewollt und erstrebt hat, das entschädigt auch für das Mißlingen eines solchen ersten großen Wurfes; und zukunftsreich ist Hauptmann gewiß, hier regt sich wirklich ein Neues. Noch unklar, das heißt, es gärt noch, noch sind wir nicht durch.

Wie weit dieser Mysticismus sich auch noch religiös färben wird, läßt sich nicht bestimmen. Die Strindberg und Arne Garborg fahren ja mit vollen Segeln in dieses kirchlich religiöse und reaktionäre Fahrwasser ein, und eine Wendung zum Religiösen ist auch bei uns im Anzug. Nicht nur der Katholizismus faßt alle seine äußeren und inneren Kräfte zusammen, auch der Protestantismus ist in Abwehr und positivem Sichselbsterfassen in sichtbarem Aufschwung; manche müde Seelen kokettieren sogar, von Schopenhauer und Nietzsche dazu angeregt, mit dem Buddhismus. Allein zunächst läßt sich schon das nicht bestimmen, wie weit bei uns diese religiöse Wendung innerlich begründet und notwendig ist. Da man wie unter Wilhelm I. so auch jetzt wieder von oben herab die Kirchlichkeit begünstigt, so macht sich soviel Streberei und Heuchelwesen dabei breit, daß schwer zu sagen ist, was daran Echtes und Bleibendes ist; die Hofprediger sind der Fluch der christlichen Kirche. Und die poetische Mystik hat bei uns vorläufig noch keine specifisch

christliche oder gar kirchliche Färbung. Auch der „Johannes“ ist kein Zeichen, daß Sudermann eine solche Wendung nehmen will, sein Thema ist die Liebe, nicht die Religion, und Sudermann selbst ist viel zu ostpreußisch verständig und kühl, um jemals mystisch werden zu können, viel zu sehr auf den dramatischen Effekt bedacht, um innerlich sich von etwas ergreifen und besitzen zu lassen. Hauptmann ist auch darin tiefer, seine Berührung mit den Herrnhutern spürt man ihm an. Aber in der versunkenen Glocke hat seine Mystik wie die Böcklins geradezu einen Stich ins Heidnische, sein Heinrich will den alten Glauben zertrümmern und hat somit eher etwas vom „Antichrist“ als vom Parsifal, der sich vor dem Kreuze niederwirft. Hoffentlich erwehrt sich auch für die Zukunft diese Neuromantik der katholisierenden und kirchlichen Tendenzen ihrer älteren Schwester. Strauß und Feuerbach liegen doch zwischen beiden. Dagegen würde uns allerdings Schopenhauers Atheismus und Nietzsches Antichristentum vor einem solchen Rückfall schwerlich zu schützen vermögen: beim letzteren lag die Umkippung vom Antichrist zum Christ vielleicht überraschend nah.

Wenn ich die Litteraturbewegung unserer Tage an den Schluß und damit in eine besonders helle Beleuchtung gestellt habe, so möchte ich das nicht so angesehen wissen, als ob ich ihre Bedeutung überschätze. Es ist ja wahr, sie steht heute wieder mehr im Vordergrund des Interesses. Die Erstaufführung eines „Johannes“ oder eines „Florian Geyer“ ist nicht nur in dem sensationslüsternen Berlin ein Ereignis, und auch um die neuere deutsche Lyrik kümmert man sich wieder, wenn man sie auch nur aus der trefflichen Auswahl Busses oder aus Feuilletonberichten kennt; den einzelnen Lyriker, und wäre er selbst ein so hervorragender wie Detlev von Liliencron, läßt man daneben freilich ruhig weiter hungern. Allein wie weit dieses Interesse ein innerliches und sachliches ist, ist schwer zu bestimmen, sekundär ist es auf alle

Fälle. Nicht also deshalb, als ob diese Bewegung die wichtigste und bedeutsamste wäre, bekam sie diese Stelle, sondern weil hier die Tendenzen, Richtungen und Stimmungen der Zeit noch einmal besonders deutlich und klar zum Ausdruck kommen. In der Litteratur eines Volkes spiegelt sich sein Genius, sein Zeitbewußtsein wieder, so ist es auch jetzt.

Aber die beiden decken sich heute nicht. Das Leben unserer Zeit ist vielseitiger, es ist vor allem robuster, mannhafter und thatkräftiger als unsere Poesie. Man gehe hinab in die rheinischen Fabrikbezirke und sehe und höre, wie hier die Schlote rauchen, die Räder schwirren, die Essen glühen, die Hämmer sausen; wenn einst Freytag das deutsche Volk bei seiner Arbeit aufsuchen wollte, so wäre das für die Dichter von heute ein recht schwieriges Unterfangen. Nur selten gelingt einem „im Nachtzug" ein Vers wie Hauptmann sein

Es poltert der Zug durch die Mondscheinnacht,
Die Räder dröhnen und rasen
— — — — — —
Die Lampe flackert und zittert und zuckt,
Und der Wagen rasselt und rüttelt und ruckt.

Denn diese Arbeit ist ins Riesengroße gewachsen und mit Dampf und Elektricität flutet sie rastlos, atemlos dahin und läßt sich nirgends halten und fassen. Das ist Leben, und ist ein gutes gesundes Stück unseres modernen deutschen Lebens.

Damit hängt das Vorwiegen der materiellen Interessen zusammen, wie es sich überall, vor allem auch in unserer Politik an den Tag legt. Nach außen bestimmen Handelsfragen und koloniale Unternehmungen ihren Gang. Im Innern aber erscheint „die Sammlung" der Parteien, zu der sie der vielgewandte Odysseus im preußischen Ministerium aufrief, als Unmöglichkeit und Täuschung. Die Forderungen der Industrie, die auf Handelsverträge, Schiffe und Kanäle sich richten müssen, stehen den agrarischen Wünschen, die Deutschland isolieren und auf dem Standpunkt des Agrarstaats festhalten möchten, diametral gegenüber. Dieser Kampf muß ausgefochten werden, wenn er auch bei den Wahlen von 1898 noch einmal vertagt worden ist. Dabei wird die fortschreitende Ent-

wickelung über das Rückständige ganz von selbst hinwegschreiten. So ist unsere Politik ganz robuste Interessenpolitik. Und dieses Ansehen des Robusten und Massigen giebt ihr auch das allgemeine Wahlrecht, bei dem die Stimmen nicht gewogen, sondern einfach gezählt werden, der bunte Chorus der Presse mit seinem schnell fertigen und dem Verständnis der Menge sich anpassenden Urteil läßt keine Vertiefung und stille Besinnung aufkommen, und auch im Parlament entscheidet die Fraktion, nicht die Stimme eines überlegenen Einzelnen, den wir seit Bismarcks Abgang und Tod weder am Ministertisch noch auf den Bänken der Abgeordneten mehr haben.

Robust ist selbst die Arbeit unserer Wissenschaft. Bei der Naturwissenschaft, auf deren Ergebnisse die Technik wartet, um sie alsbald praktisch zu verwerten, versteht sich das von selbst: sie hat es ja nur mit den äußeren Kausalbeziehungen zu thun. Aber auch die Psychologie trägt denselben Charakter, ihr exaktes Forschen dringt nicht bis zu den feineren Vorgängen des Seelenlebens vor, sondern beschränkt sich in der Hauptsache auf die dem Sinnlichen nahestehenden Gebiete des Empfindens, Wahrnehmens und Vorstellens und vernachlässigt jene mit Absicht und Willen. Darum zeigt sich auch die Ästhetik von ihren Ergebnissen noch weit weniger berührt, als dies nötig wäre, wenn sie die Brücke sollte schlagen können zwischen Psychologie und künstlerischer Produktion. Und auch die Geschichte muß sich vielfach mit nationalökonomischen Kategorien und statistischen Resultaten begnügen und die Methode des Forschens betonen, dagegen fehlt ihr für das psychische Geschehen und feinere Motivieren der Zauberschlüssel mehr als je. Und endlich erinnert der ganze wissenschaftliche Handel und Wandel mit seiner Arbeitsteilung und Geschäftsorganisation mehr an Fabrikbetrieb als an jenes stille sich Vertiefen und Versenken in die Probleme.

Robust aber ist vor allem und macht uns unser Heerwesen. Mit festem Fuß und gespreizten Beinen, gesund und sicher, kraftvoll und mächtig, aber zugleich auch herrisch und aufdringlich, laut und anspruchsvoll steht der Militarismus inmitten unserer deutschen Welt und schreibt ihr fast diktatorisch seine Sitten und Anschauungen zur Nachachtung vor und modelt und bestimmt unser

ganzes Leben nach sich. Selbst aus dem Lager der um ihre Rechte kämpfenden Frauenwelt klingt es energisch und thatkräftig robust, oft fast brutal herüber, und so fehlt teilweise das Gegengewicht, auf das man gerade hier sollte rechnen können.

Das alles sage ich nicht, um es zu beklagen oder zu verurteilen, sondern um es mit unserer Litteratur in Beziehung zu setzen und zu zeigen, daß ihre Strömungen dem realen Leben im Augenblick nur teilweise entsprechen. Jener Symbolismus und Mysticismus ist diesem realen Leben fremd, ist etwas für sich, vielleicht im Gegensatz zu dem, was davon an die Oberfläche kommt, entstanden. Gerade deshalb nimmt es die Form des Symbolismus und Mysticismus an, weil sich das Innerlichste und Feinste noch allzusehr in der Tiefe hält und nur in Rätselform und ahnender Sehnsucht sich ans Licht wagt. Und darum sieht manches auch tief aus und ist doch nur dunkel und unklar, ein Unausgesprochenes und noch nicht Geformtes, weil es sich in die üblichen Formen der Zeit nicht kleiden läßt. Auch ein Ungesundes steckt in dieser Erneuerung der Romantik: durch die Unrast des Daseins ist manche Kraft vor der Zeit erschöpft, sind viele Nerven zerrüttet und ihrer Aufgabe nicht mehr oder noch nicht gewachsen, viele von uns sind Dekadenten. Diese Nervosität erweckt dann den Schein, als handle es sich um neue, unbekannte Empfindungen, um ein sublimiertes Gefühlsleben, wie es nie noch dagewesen; und das Wahre daran ist doch nur, daß sich Pathologisches und Perverses aufspielt, als wäre es das Höhere und das Berechtigtere — eine Überreizung also, die wir fälschlicherweise für Kräfte und Flügel ansehen, die uns zugewachsen seien.

Eben deshalb kann man fragen, ob diese der Zeit eigentlich fremden Strömungen Bestand haben oder nicht vielmehr als eine Episode kräftigeren und derberen Gestaltungen auch des geistigen Lebens wieder werden weichen müssen. Denn diese sind ja auch in der Litteratur da, als Naturalismus und Socialismus, und auch der Übermensch in seiner gewöhnlichen Fassung und Form als blonde Bestie hat des Robusten und Brutalen nur zu viel. Und hier ist doch noch einmal auf die Zusammengehörigkeit dieser Tendenzen hinzuweisen. Socialismus und Individualismus sind Gegensätze, aber ein Kampf um

den Einzelnen ist auch jener, nur kämpft er ihn für die Massen und daher hat er für „den höheren Menschen“ etwas Individualloses und Schablonenhaftes und droht ihn zu schädigen und zu erdrücken. Zwischen ihnen aber vermittelt der Naturalismus insofern, als er den Blick für das Wirkliche schärft — für die Zustände und Notstände der Wirklichkeit im Socialismus, für die Eigenart und ihre Berechtigung im Individualismus. Dieser Wirklichkeits- und Wahrheitssinn ist an unserer Zeit geradezu das Erfreulichste. Wir haben dabei viel Häßliches mit in Kauf nehmen müssen, um es hinfort zu sehen und sehen zu können, im Leben wie in der Poesie, darin liegt das Robuste, aber auch das Thatgeschichtliche dieser naturalistischen Kunst und Poesie. Sie bringt uns um die Illusion des Schönen, aber unseren Enquêten über Wohnungsnot und Armenfürsorge kommt dafür der in ihr lebendige Wirklichkeitssinn zu gut, und mit dem exakten mikroskopischen Forschen unserer Wissenschaft berührt er sich auch. Dabei sind es schließlich doch nur zwei Seiten eines und desselben Thuns, ob man statistisch Massen beobachtet und das Milieu zu erfassen sucht oder individualistisch den Einzelnen verstehen lernt, ihn psychologisch auf seine letzten Elemente hin zergliedert und so seine Eigenart feststellt.

Aber des Gegensätzlichen bleibt darum doch mehr als genug. Schon deshalb ist es nicht möglich, den Geist unseres Jahrhunderts in eine Formel zusammen zu fassen; um ihn zu verstehen, braucht es nicht einer kurzen Formel, sondern einer ganzen Geschichte. Darum wäre es auch müßig, hier am Schlusse noch einmal alle die Tendenzen aufzuzählen, die es erfüllten und bewegten. Der Schritt vom Reichsdeputationshauptschluß bis zur Ausfahrt einer deutschen Flotte nach Kiautschou, von Schillers Wallenstein bis Hauptmanns Florian Geyer, von Hegel bis Nietzsche, von Pestalozzi bis zur Berliner Schulkonferenz, von Wilhelm von Humboldts Versuch, die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen, bis zur Socialdemokratie und zum Katheder-socialismus, von Schellings Naturphilosophie bis zu Röntgens X-Strahlen und Behrings Diphtherieserum, von Schleiermachers Reden über die Religion bis zur Einweihung der Erlöserkirche in Jerusalem

oder um zwei Namen zu nennen: der Schritt von Goethe bis Bismarck ist so groß, daß man ihn nicht auf einmal machen kann, sondern in seine verschiedenen Etappen zerlegen und diese alle einzeln aufzählen und mit Namen nennen muß.

Nur für Fin de siècle selbst hebt sich aus dem Stimmengewirr mit voller Deutlichkeit ein Gegensatzpaar hervor: zwischen Socialismus und Individualismus bewegt sich das geistige Leben des deutschen Volkes im letzten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts hin und her. Hie Bismarck! dort die Socialdemokratie! hie Nietzsche! dort die Moral des Altruismus! hie König Stumm! dort der Verein für Socialpolitik! Auf der einen Seite stehen „die Weber“, „Johannes“ und „Die versunkene Glocke“ auf der anderen; Lamprechts kollektivistische und Marx' materialistische Geschichtsbetrachtung und im vollen Gegensatz dazu die Individualisten Sybel, Treitschke und Friedjung; und in merkwürdiger Verschränkung der Historismus des Jahrhunderts überhaupt mit seinem Glauben an die Macht und an das Recht des Bestehenden in seiner Existenz aufs heftigste angegriffen und bedroht von dem revolutionären Ansturm einer individualistischen Jugend gegen die Unterwerfung unter Konvention und Regel; die Frauenfrage weiter von den einen gefaßt als Massen- und Lohnbewegung, von den andern als ein Kampf um höhere, freiere Bildung und um die individuelle Gleichberechtigung aller einzelnen; Socialpädagogik und Socialethik, das höchste Gut als Massenglück und Massenwohlfahrt, und daneben die Forderung, auch bei der Erziehung zu individualisieren und endlich einmal Ernst zu machen mit einer Ethik jenseits von Gut und Böse bestimmt für geniale Menschen, die es satt haben, immer nur für andere zu leben, die selbst erleben und ganz schrankenlos sich ausleben wollen. Das ist der Gegensatz der Zeit, darum wird heute gestritten, gehadert und gekämpft. Zu wessen Gunsten dieser Streit sich entscheidet, wer will es sagen? Das ist eine Zukunftsfrage, und Zukunftsfragen zu beantworten, dazu bin ich nicht da, prophezeien ist nicht meine Sache, mit der Zukunft habe ich es nicht zu thun. Wie das zwanzigste Jahrhundert aussehen und wie es seine Aufgaben lösen wird, weiß niemand von uns, zumal da hier auch das äußere Geschick unseres Volkes mit seinen Zufälligkeiten

und Unberechenbarkeiten dazwischen greift. Nicht einmal das ist sicher zu sagen, welches die nächsten Aufgaben der Zukunft sein werden, obgleich dieselben ja aus der Gegenwart herauswachsen müssen. Zwischen Socialismus und Individualismus wird weitergestritten werden; doch ob einer den andern zurückdrängt oder ob beide sich ineinanderschmiegen und ihre Berührungspunkte und gemeinsamen Ausgangspunkte entdecken und hervorkehren, wird man höchstens so oder so wünschen, nicht vorausbestimmen können. Aber allerdings, an der Lösung der socialen Frage muß weiter gearbeitet werden, und da sieht man heute schon deutlich, daß es sich nicht um einen revolutionären Hauptschlag und allgemeinen „Kladderadatsch" handeln kann, sondern daß sie in eine Reihe socialer Einzelaufgaben sich auflöst und nur über die Reihenfolge und das Tempo ihrer Inangriffnahme Meinungsverschiedenheiten bleiben werden. Am sichersten läßt sich der Sieg in der Frauenfrage voraussagen: hier ist schweres Unrecht gut zu machen; die davon Betroffenen sind sich dessen bewußt und sind entschlossen, es sich nicht länger mehr anthun zu lassen, und von der anderen Seite mehren sich die, die das einsehen und ihnen Hilfe leisten; damit ist der Sieg im Prinzip bereits entschieden, und wiederum kann nur noch über Tempo und Reihenfolge gestritten werden; wer sich der Sache selbst entgegenstemmt, dokumentiert damit nur seine entschiedene Rückständigkeit.

Aus allen diesen Gegensätzen, Kämpfen und Zukunftssorgen leuchtet aber doch überall nur jener von Pfleiderer so tapfer hervorgehobene Zug der „Thatgeschicklichkeit" hervor. Und auch an dem der „Allgeschichtlichkeit" fehlt es nicht, d. h. an einer Internationalität auf der einen Seite, „welche unseren Tagen so ersichtlich und für jedermann spürbar den weiten weltumspannenden Horizont im Unterschied von einem bloß partikularen und ortsgeschichtlichen Sonderleben giebt", und an dem Streben andererseits daß „thunlichst alle Stände, Kreise und Stufen ins geschichtliche Leben und Bedeuten mit eintreten, statt lediglich als Passagiere oder gar als Ballast mitgeführt zu werden, wie und wohin eine kleine Minderheit das Schiff der Geschichte steuert"; das Selbstbestimmungsrecht gehört als demokratischer Zug mit dazu. Und

noch einmal verknüpft sich dieser „Welt"begriff in Weltmacht und Weltpolitik, in Weltmarkt und Welthandel mit dem naturalistischen Wirklichkeitssinn, der den Blick von allem Jenseitigen als dem ewig Unerfaßbaren und Unbekannten weg der Welt und dem Leben zulenkt. Aus dieser Erde quillen unsere Freuden, und diese Sonne scheinet unseren Leiden, sagen wir mit Faust; darin liegt unsere beste Waffe gegen alle ungesunde Romantik. Daß der Unsterblichkeitsglaube im Bewußtsein der Zeit eine so kleine Rolle spielt, hängt nicht bloß mit der allgemeinen Abkehr von unfruchtbaren Dogmen, sondern vor allem auch mit diesem Weltbewußtsein zusammen, und freilich auch damit, daß man im socialistischen Zeitalter das Individuum so hoch nicht wertet, um ihm ewige Fortdauer zu garantieren. Der Individualist Nietzsche hat dagegen wenigstens den Traum von der Wiederkehr des Gleichen geträumt, und darum gehört das Wiederaufleben des Unsterblichkeitsglaubens in weiteren Kreisen doch nicht zu den unmöglichen Dingen; die spiritistische Unterströmung arbeitet dem ja vor, und manche müde Symbolistenseele, die es mit dem Leben nicht mehr aufnehmen kann oder mag, würde darin ohnedies Rettung und Halt sehen.

Aber wenn wir inmitten dieser Gegensätze, die auf uns eindringen und die in jedem Einzelnen bald friedlich beisammen liegen, bald hart aufeinander stoßen, auch nicht wissen, wohin die Fahrt geht, eines hat uns das neunzehnte Jahrhundert doch sicherlich gelehrt: daß es auf uns ankommt, wohin wir steuern. Im Kampf ums Dasein die Hände in den Schoß legen, ist der sichere Untergang. In seiner Rastlosigkeit liegt das Erfreulichste an unserem Jahrhundert, seine Arbeitsamkeit. Darüber mag die Pflege des Innenlebens zum Teil verkürzt werden, aber der Segen der Arbeit ist auch etwas und ihn verspüren wir selbst wieder als einen innerlichen daran, daß uns die Arbeit zusammenführt und vereinigt; darin liegt die Hoffnung auf die Überwindung und Überwältigung der heute noch so schroff sich anfühlenden Gegensätze. Wo Arbeit ist, ist auch Kampf; und so werden uns Kämpfe — draußen im Wettbewerb um unseren Anteil an der Erde und ihren Gütern und innen im Ringen der Stände und der Parteien, der Geister und der Richtungen — auch fernerhin nicht erspart bleiben. Den ewigen Frieden, den

Himmel auf Erden wird auch das zwanzigste Jahrhundert nicht bringen, darauf hat uns das neunzehnte vorbereitet mit der Fülle seiner äußeren Kriege und seiner inneren Gegensätze. Aber eines haben wir allzu wenig gelernt, darin haben wir dem achtzehnten gegenüber sogar erhebliche Rückschritte gemacht: wir sind in diesen Kämpfen auch innerlich streitbarer, hin und her unduldsamer geworden. Wenn unsere Jugend den Kampfesmut und tapferen Wahrheitssinn von heute verbinden wollte mit dem toleranten Geiste der Aufklärung, so würde das zwanzigste Jahrhundert nicht notwendig friedlicher sein müssen als das neunzehnte, aber den Ruhm gerecht zu sein auch gegen den Gegner und ihn zu verstehen und gelten zu lassen in seiner Eigenart würde es dann vor dem unsrigen voraus haben. Und schließlich wäre dieser Fortschritt doch der wertvollste.

Ob wir ihn machen werden, das wird der Skeptiker bezweifeln; ein Tropfen Pessimismus ist uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ja allen ins Blut gekommen, so hoffnungsfreudig wie Schiller stehen wir nicht an des Jahrhunderts Neige. Trotzdem bin ich optimistisch genug, es für möglich zu halten und darauf zu hoffen; denn diese Duldsamkeit entspricht dem deutschen Geist, und der muß sich doch immer wieder auf sich besinnen und aus allen romantischen Verdunkelungen und politischen und religiösen Verirrungen zu seinem besseren Selbst zurückkehren. Noch immer gilt das Wort Hegels, daß die Geschichte ein Fortschreiten sei im Bewußtsein der Freiheit. Frei sind aber nur die, die tapfer sind und milde zugleich — tapfer um sich nicht in Fesseln schlagen zu lassen und es aufzunehmen mit dem Leben, milde um andere zu verstehen und über dem Trennenden nicht das menschlich Einigende zu vergessen; und darum ist Goethes reine Menschlichkeit schließlich doch das Ziel, dem wir zustreben. An der Generation, die heute jung ist, ist es diesem Ziele näher zu kommen, als wir Menschen des neunzehnten Jahrhunderts ihm gewesen sind.

In diesem Sinn rufe ich dem deutschen Volk zum Antritt des neuen Jahrhunderts mein Glück auf! entgegen.

Anhang:

Annalen. Litteratur. Register.

I. Annalen.

Vorbemerkung. Des Geistes Wehen vernehmen wir wohl, wann es braust; aber wir können nicht sagen, woher es kommt und wann es sich erhebt. So lassen sich auch für geistige Strömungen keine bestimmten Ursprungszahlen angeben; und dazu kommen die in der Einleitung hervorgehobenen Schwierigkeiten hinsichtlich der Inkubationsfrist der Ideen. Deshalb können hier nur ein paar wichtigere äußere Daten, Höhepunkte im Leben unseres Volkes und die Entstehungszeit einiger bedeutsamer Geisteswerke zusammengestellt werden. Auf Vollständigkeit macht diese Tabelle somit keinen Anspruch. Die etwas bunte Mischung entspricht dem Gang der Sache selbst.

1800. Schleiermachers Monologen (Reden über die Religion 1799). Fichtes geschlossener Handelsstaat. Schellings transcendentaler Idealismus. Schillers Maria Stuart.

1801. Fichte gegen Nicolai. A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen.

1803. Reichsdeputationshauptschluß. Châteaubriand, Le génie du christianisme.

1804. Napoleon I. Kaiser. Tiecks Kaiser Octavianus. Schillers Wilhelm Tell. Beethovens Eroica.

1805. Schiller stirbt. „Des Knaben Wunderhorn". E. M. Arndts „Geist der Zeit".

1806. Rheinbund. Ende des alten deutschen Reichs. Schlacht bei Jena. Hegels Phänomenologie.

1807. Friede von Tilsit. Fichtes Reden an die deutsche Nation. Fr. A. Wolfs „Darstellung der Altertumswissenschaft".

1808. Stein-Hardenbergsche Reformgesetze. Goethes Faust I. Eichhorns Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Fr. Schlegel über die Sprache und Weisheit der Indier.

1809. W. v. Humboldt preußischer Kultusminister. Kleists Hermannsschlacht.

1810. Berliner Universität.

1811. Niebuhrs römische Geschichte. Goethes Dichtung und Wahrheit.

1812. Russischer Feldzug Napoleons. Grimm, Kinder und Hausmärchen.

1813—1815. Befreiungskriege. Freiheitsdichter. Görres' Rheinischer Merkur. Savigny „vom Beruf unserer Zeit für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung". Wiener Kongreß. Herstellung des Jesuitenordens. Burschenschaft. Rottecks Allgemeine Geschichte.

1816. Uhlands vaterländische Gedichte. Goethes „Kunst und Altertum". Bopp. Hallers „Restauration der Staatswissenschaften".

1817. Union in Preußen. Wartburgfest. Grillparzers Ahnfrau. Ritters Erdkunde.
1818. Universität Bonn.
1819. Ermordung Kotzebues durch Sand. Karlsbader Beschlüsse. Jakob Grimms Deutsche Grammatik. Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung".
1820. Hegels Rechtsphilosophie.
1821. Schleiermachers „christlicher Glaube". Webers „Freischütz" in Berlin.
1823. Raumers Hohenstaufen. Schlossers Geschichte des 18. Jahrh.
1824. Rankes Geschichte der romanischen und germanischen Völker.
1825. Ludwig I. König von Bayern.
1826. Monumenta Germaniae historica. Universität München. Lachmanns Nibelungen.
1827. Pestalozzi stirbt.
1828. Goethes und Schillers Briefwechsel. Berliner Naturforscherversammlung; Alexander v. Humboldt.
1829. Ludwig Börne.
1830. Julirevolution in Frankreich.
1831. Anastasius Grün. Paul Pfizers Briefwechsel zweier Deutscher. Hegel stirbt.
1832. Faust II. Goethe stirbt. Hambacher Fest.
1833. Frankfurter Putsch. Erster Elektromagnetischer Telegraph in Göttingen.
1834. Deutscher Zollverein. Schleiermacher stirbt.
1835. Strauß' Leben Jesu. Heine und das junge Deutschland. Gervinus' Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen. Erste Eisenbahn in Deutschland.
1836. Immermanns Epigonen.
1837. Die Göttinger Sieben. Kölner Wirren, Verhaftung des Erzbischofs.
1840. Friedrich Wilhelm IV. Schöns „Woher und Wohin". Strauß' christliche Glaubenslehre. Menzels Illustrationen zur Geschichte Friedrichs des Großen.
1841. Schelling, Stahl und Cornelius in Berlin. Feuerbach „Das Wesen des Christentums". Jacobys vier Fragen.
1842. Herwegh bei Friedrich Wilhelm IV. Rheinische Zeitung. Robert Mayers Wärmetheorie.
1844. Deutschkatholizismus. Liebigs „chemische Briefe".
1845. Alexander v. Humboldts „Kosmos".
1846. Pius IX. Preußische Generalsynode. List stirbt. Germanistenversammlung in Frankfurt.
1847. Vereinigter Landtag in Preußen. Kommunistisches Manifest.
1848—49. Revolution in Deutschland. Frankfurter Parlament.
1850. Erfurter Unionsparlament. Reaktion. Gutzkows Ritter vom Geist.
1853. Krimkrieg. Knies' „politische Ökonomie vom Standpunkt der geschichtlichen Methode".
1854. Die Stiehlschen Volksschulregulative. Der Materialismusstreit auf der Göttinger Naturforscherversammlung. Mommsens römische Geschichte. Scheffels Trompeter von Säkkingen.

1855. Konkordat in Österreich. Bunsens „Zeichen der Zeit" gegen Ketteler und Stahl. Freytags „Soll und Haben".
1858. Neue Ära in Preußen.
1859. Italienischer Krieg. Nationalverein. Schillerfest. Darwins „Entstehung der Arten".
1860. Schopenhauer stirbt.
1861. Wilhelm I. König von Preußen. Militärkonflikt.
1862. Bismarck Ministerpräsident. Deutscher Reformverein. Internationale Arbeiterassociation. „Zurück zu Kant!"
1863. Fürstenkongreß in Frankfurt. Lassalles offenes Antwortschreiben. Frankfurter Schützenfest.
1864. Dänischer Krieg. Schleswig-Holstein deutsch. Encyklika und Syllabus von Pius IX.
1865. Deutscher Protestantenverein.
1866. Krieg Preußens gegen Österreich; Preußens Vorherrschaft in Deutschland.
1867. Erster Norddeutscher Reichstag. Bismarck Bundeskanzler. Luxemburger Frage. Marx „Das Kapital" I.
1868. Erstes deutsches Zollparlament.
1870—71. Deutsch-Französischer Krieg. Wilhelm I. Kaiser von Deutschland. Bismarck Reichskanzler. Vatikanum und Unfehlbarkeitsdogma. Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes. Altkatholizismus.
1872. Freytags Ahnen. Strauß „Der alte und der neue Glaube". Falk Kultusminister in Preußen. Der Kulturkampf. Gründerschwindel. Verein für Socialpolitik.
1873—74. Die Maigesetze. Der Krach.
1875. Vereinigung der Lassalliten und Marxisten in Gotha. Deutsche Socialdemokratie.
1876. Richard Wagner; Bayreuther Festspiele.
1878. Attentat auf Kaiser Wilhelm I. Socialistengesetz. Leo XIII. Stöckers christlich-sociale Arbeiterpartei.
1879. Der Umschwung in der inneren Politik. Ende des Kulturkampfs. Bündnis mit Österreich. Treitschkes deutsche Geschichte I.
1881. Einleitung der socialen Reformen durch die kaiserliche Botschaft vom 17. November.
1883. Lutherfest. Lüderitz-Land, Beginn der deutschen Kolonialpolitik. Richard Wagner stirbt.
1886. Evangelischer Bund. Ranke stirbt.
1888. Kaiser Wilhelm I. und Kaiser Friedrich III. sterben. Kaiser Wilhelm II. Tagebuch Friedrichs und Bismarcks Immediatbericht. Wildenbruch, „die Quitzows". Nietzsches Umwertung aller Werte.
1889. Ibsen in Berlin. Gerhart Hauptmann. Sudermann.
1890. Bismarcks Sturz. Internationale Arbeiterschutzkonferenz. Ablauf des Socialistengesetzes. Berliner Schulkonferenz.
1892. Der Volksschulgesetzentwurf in Preußen. Hauptmanns Weber. Secession der Münchner Maler.
1893. Hauptmanns Hannele.
1895. Umsturzvorlage in Preußen.

1897. Stumm gegen den Kathedersocialismus. Kiautschou. Hauptmanns versunkene Glocke, Sudermanns Johannes. Böcklinausstellung in Basel und Berlin.

1898. Bismarck stirbt. Russischer Abrüstungsvorschlag. Kaiserin Elisabeth von Österreich durch einen Anarchisten ermordet.

II. Litteratur.

Vorbemerkung. Ein Buch ohne Anmerkungen in die Welt hinausgehen zu lassen, wie es doch im Plane dieser Geschichte von Deutschlands Entwickelung im 19. Jahrhundert liegt, hat für den Verfasser viel Mißliches. Einmal bleibt dadurch manches unbegründet und uneingeschränkt, und dem läßt sich auch durch Anmerkungen am Schluß nicht mehr nachhelfen. Noch schlimmer steht es mit den Litteraturangaben. Ihre richtige Stelle finden diese immer unmittelbar dort, wo aus fremden Werken citiert wird oder solche benützt sind; nachträglich läßt sich nicht mehr alles erwähnen und anführen. Ganz wegbleiben müssen namentlich alle einzelnen Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, die gelegentlich Notizen oder Gedanken geliefert haben; doch möchte ich wenigstens die Beilage zur Allgemeinen Zeitung (u. a. Artikel von R. Eucken), die Frankfurter Zeitung (von Adolf Weyl), die Nation (von Aldenhoven, W. Kirchbach, R. M. Meyer, J. V. Widmann), die deutsche Rundschau, die sociale Praxis, die Zukunft nennen, ohne damit zu sagen, daß nur sie Erwähnung verdient hätten. Dagegen sollen die Titel derjenigen selbständigen Schriften, welche ich bei der Abfassung des Buches benützt habe, hier eine Stelle finden. Dabei ist es mir nicht um eine Ausstellung meiner Belesenheit zu thun, über diese möge sich der Leser nach dem Inhalt, nicht nach diesem Verzeichnis ein Urteil bilden, und überdies bedenken, daß ich die letzten 50 Jahre selber miterlebt habe. So schließe ich denn im allgemeinen aus, was in der Darstellung selbst bereits eine Stelle gefunden hat, also vor allem die Werke der besprochenen Schriftsteller von Schleiermacher bis Nietzsche oder Gerhart Hauptmann, und nenne nur die, die ich während der Abfassung des Buches als Hilfsmittel ad hoc gelesen oder wieder gelesen habe. Voran stelle ich einige häufiger zu Rat gezogene Nachschlagewerke und will, ohne mich dessen zu schämen, gestehen, daß mir auch Konversationslexika haben dienen müssen. Dann lasse ich diejenigen Bücher folgen, denen ich auf weitere Strecken hin vielfache Belehrung zu danken habe; darauf erst die übrigen. Die Ordnung ist in allen drei Abteilungen die alphabetische. Also noch einmal, nicht um einen Rechenschaftsbericht über meinen Besitzstand, sondern lediglich um Angabe meines Handwerkszeuges, mit dessen Hilfe ich dieses Buch geschrieben habe, handelt es sich. Den Autoren, die mir in dieser Weise dienlich waren, sei um so mehr gedankt, als ich mich immer mehr bestrebe, einem Buch sein Bestes zu entnehmen, das mir daran nicht Zusagende dagegen ohne Polemik links liegen zu lassen. Umgekehrt allerdings bei Treitschke: ihm mußte ich des öfteren ausdrücklich widersprechen; was ich ihm schulde, ver-

gesse ich aber darum doch nicht. Endlich möchte ich an dieser Stelle auch den Herren Beamten der hiesigen Universitäts- und Landesbibliothek, die ich so vielfach habe bemühen müssen, meinen verbindlichsten Dank aussprechen.

Straßburg i. E., 29. Oktober 1898.

Theobald Ziegler.

I. Allgemeine Deutsche Biographie, Bd. 1—44. Leipzig 1875 ff.
Brockhaus' Konversationslexikon, 14. Aufl. Berlin und Wien 1892 ff.
Ersch u. Gruber, Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste. Leipzig 1818 ff.
Meyers Konversationslexikon, 5. Auflage. Leipzig und Wien 1893 ff.
Realencyklopädie für protestantische Theologie u. Kirche, B. 1—4 in dritter Auflage von Hauck 1896 ff., die folgenden Bände in zweiter Aufl. von Herzog u. Plitt herausgegeb. Leipzig.
W. Reins Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, B. 1—5. Langensalza 1895 ff.
H. Schultheß, Europäischer Geschichtskalender, Jahrg. 1860—1897. Nördlingen 1861 ff.
Wetzer u. Weltes Kirchenlexikon oder Encyklopädie der katholischen Theologie u. ihrer Hilfswissenschaften, 2. Aufl., Bd. 1—11. Freiburg 1882 ff.

II. Kuno Fischer, Geschichte der neuern Philosophie (soweit erschienen in der Jubiläumsausgabe von 1897). Heidelberg.
A. Hausrath, David Friedrich Strauß u. die Theologie seiner Zeit, 2 Teile. Heidelberg 1876, 1878.
R. Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. Berlin 1870.
Richard Muther, Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert, 3 Bde. München 1893 ff.
Karl Neumann, Der Kampf um die neue Kunst. Berlin 1896.
Friedrich Nippold, Handbuch der neuesten Kirchengeschichte, 3 Bde., 3. Aufl. Elberfeld 1880 ff.
Johannes Proelß, Das junge Deutschland. Ein Buch deutscher Geistesgeschichte. Stuttgart 1892.
Werner Sombart, Socialismus u. sociale Bewegung im 19. Jahrhundert. Jena 1896.
Heinrich von Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I. 7 Bde. München 1889/94.
Heinrich von Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert, 5 Teile. Leipzig 1879—1894.
Theobald Ziegler, Geschichte der Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf das höhere Unterrichtswesen München 1895.

III. Lou Andreas-Salomé, Friedrich Nietzsche in seinen Werken. Wien 1894.
Paul Barth, Die Philosophie der Geschichte als Sociologie, Bd. 1. Leipzig 1897.
Hermann Baumgarten, Historische u. politische Aufsätze u. Reden. Straßburg 1894.

Leo Berg, Zwischen zwei Jahrhunderten. Gesammelte Essays. Frankfurt 1896.
— —, Der Übermensch in der modernen Litteratur. Ein Kapitel zur Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts. München 1897.
Aus dem Leben Theodor von Bernhardis, 7 Teile. Leipzig 1893.
Louis P. Betz, H. Heine u. Alfred de Musset. Eine biographisch-litterarische Parallele. Zürich 1897.
Karl Biedermann, Erinnerungen aus der Paulskirche. Leipzig 1849.
— —, Dreißig Jahre deutscher Geschichte, 4. Aufl. Breslau 1896.
— —, 1815—1840. Fünfundzwanzig Jahre deutscher Geschichte, 2 Bde. Breslau 1889—1890.
Hans Blum, Die deutsche Revolution 1848—1849. Florenz 1897.
Joh. Kaspar Bluntschli, Geschichte des allgemeinen Staatsrechts u. der Politik. München 1864.
Wilhelm Bolin, Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen. Stuttgart 1891.
Erinnerungen aus dem Leben des Generalfeldmarschalls von Boyen. Aus seinem Nachlaß her. v. F. Nippold, 3 Bde. Leipzig 1889, 1890.
Georg Brandes, Die Hauptströmungen in der Litteratur des 19. Jahrhunderts, übersetzt von Strodtmann, 5. Aufl. Leipzig 1897.
Emil Brenning, Geschichte der deutschen Litteratur. Lahr 1886.
Ludwig Büchner, Am Sterbelager des Jahrhunderts. Gießen 1898.
Konstantin Bulle, Geschichte der neuesten Zeit 1815—1871, 2 Bde. Leipzig 1876.
— —, Geschichte der Jahre 1871 bis 1877. Leipzig 1878.
Gabriele von Bülow, Tochter W. v. Humboldts. Ein Lebensbild, 2. Aufl. Berlin 1894.
Konrad Burdach, Goethes westöstlicher Divan (Goethe-Jahrbuch, Bd. 17.) Frankfurt 1896
Wilhelm Busch, Bismarck und die politischen Anschauungen in Deutschland von 1847 bis 1862. Tübingen 1896.
Karl Busse, Neuere Deutsche Lyrik. Mit einer litterar-historischen Einleitung. Halle 1895.
Thomas Carlyle, Socialpolitische Schriften, übers. v. Pfannkuche, m. Einleitung von Paul Hensel. Göttingen 1895, 1896.
Hermann Cohen, von Kants Einfluß auf die deutsche Kultur. Rede. Berlin 1883.
Gustav Cohn, Die deutsche Frauenbewegung. Berlin 1896.
F. C. Dahlmann, Kleine Schriften und Reden; herausg. von C. Varrentrapp. Stuttgart 1886.
E. David, Der hessische Landbote von Georg Büchner. München 1896.
Wilhelm Dilthey, Leben Schleiermachers, 1. Bd. Berlin 1867.
Von Ditfurth, Aus sturmbewegter Zeit. Aus dem Nachlasse. Briefe von 1810—1815. Berlin 1895.
J. A. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland. München 1867.
Julius Duboc, Hundert Jahre Zeitgeist in Deutschland, 2 Bde. Leipzig 1889, 1893.
O. A. Ellissen, Friedrich Albert Lange. Eine Lebensbeschreibung. Leipzig 1891.
Rudolf Eucken, Die Grundbegriffe der Gegenwart, 2. Aufl. Leipzig 1893.

F. Eyssenhardt, Barthold Georg Niebuhr. Ein biographischer Versuch. Gotha 1886.

Heinrich T. Finck, Wagner u. seine Werke, 2 Bde. Berlin 1896.

Th. Flathe, Deutsche Reden. Quellen u. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des 19. Jahrhunderts, 2 Bde. Leipzig 1893, 1894.

O. Flügel, A. Ritschls philosophische u. theologische Ansichten, 3. Aufl. Langensalza 1895.

Elisabeth Förster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches, Bd. 1. 2, 1. Leipzig 1895, 1897.

Gustav Freytag, Karl Mathy. Geschichte seines Lebens. Leipzig 1870.

— —, Der Kronprinz u. die deutsche Kaiserkrone. Erinnerungsblätter. Leipzig 1889.

Heinrich Friedjung, Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859 bis 1866, 2 Bde. Stuttgart 1898.

Friedrich Wilhelm IV.: So sprach der König (Reden ꝛc.). Stuttgart 1861.

Frommans Klassiker der Philosophie (Fechner von Laßwitz, Kierkegaard von Höffding, Nietzsche von Riehl, Kant von Paulsen). Stuttgart 1896 ff.

Friedrich Frommann, Geschichte u. Kritik des Vatikanischen Konzils von 1869 u. 1870. Gotha 1872.

Bruno Gebhardt, Wilhelm v. Humboldt als Staatsmann, I. Bd. Stuttgart 1896.

Geisteshelden (Führende Geister). Eine Sammlung von Biographieen, herausg. v. Anton Bettelheim. Berlin 1890 ff.

Alexander Goette, Über Vererbung u. Anpassung. Straßburger Rektoratsrede. Straßburg 1898.

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Probleme u. Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. Stuttgart 1898.

Georg Grupp, Die Kulturperioden des 19. Jahrhunderts. Frankfurt 1896.

Heinrich u. Julius Hart, Kritische Gänge. 6. Heft: Friedrich Spielhagen u. der deutsche Roman der Gegenwart. Leipzig 1884.

Karl Hase, Handbuch der protestantischen Polemik gegen die römisch-katholische Kirche, 6. Aufl. Leipzig 1878.

R. Haym, Wilhelm v. Humboldt. Lebensbild u. Charakteristik. Berlin 1856.

— —, Das Leben Max Duncker's. Berlin 1890.

Heinrich Heine, Zur Geschichte der Religion u. Philosophie in Deutschland, und die romantische Schule (in Bd. 5 u. 6 der sämtlichen Werke). Hamburg 1861.

Heinrich Herkner, Die Arbeiterfrage. Berlin 1894.

Ed. Heyck, Die Allgemeine Zeitung 1798—1898. Beiträge zur Geschichte der deutschen Presse. München 1898.

Harald Höffding, Geschichte der neueren Philosophie, übers. v. Benedixen, 2 Bde. Leipzig 1895, 1896.

Franz von Holtzendorff, Encyklopädie der Rechtswissenschaft in systematischer Bearbeitung, 1. Teil, 5. Aufl. Leipzig 1890.

Heinrich Holtzmann, Gedächtnisrede auf Bismarck, geh. am 1. August 1898 in Straßburg. Freiburg 1898.

Otto Jäger, Grundzüge der Geschichte der Naturwissenschaften. Stuttgart 1897.

Friedrich Jodl, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie, 2. Bd. Stuttgart 1889.

Georg Kaufmann, Die Lehrfreiheit an den deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert. Leipzig 1898.

Wald. Kawerau, Hermann Sudermann. Eine kritische Studie. Magdeburg 1897.

Alfred Kerr, Godwi. Ein Kapitel deutscher Romantik. Berlin 1898.

Max Klinger. Text von Franz Hermann Meißner. München 1894.

Georg Friedrich Knapp, Die Bauernbefreiung u. der Ursprung der Landarbeiter in den älteren Teilen Preußens, 2 Teile. Leipzig 1887.

— — —, Die Landarbeiter in Knechtschaft u. Freiheit. Leipzig 1891.

Karl Knies, Die politische Ökonomie vom geschichtlichen Standpunkte. Neue Auflage. Braunschweig 1883.

Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart 1893.

W. von Kotzebue, August v. Kotzebue. Urteile der Zeitgenossen u. der Gegenwart. Dresden 1881.

Max Lehmann, Scharnhorst, 2 Bde. Leipzig 1886, 1887.

Rud. Lehmann, Schopenhauer. Ein Beitrag zur Psychologie der Metaphysik. Berlin 1894.

Heinrich Leo, Meine Jugendzeit. Gotha 1880.

Berthold Litzmann, Das Deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Hamburg u. Leipzig 1894.

Ottokar Lorenz, Staatsmänner u. Geschichtschreiber des 19. Jahrhunderts. Berlin 1896.

John Henry Mackay, Max Stirner. Sein Leben u. seine Werke. Berlin 1898.

Laura Marholm, Wir Frauen u. unsere Dichter. Berlin, ohne Zeitangabe.

Erich Marks, Kaiser Wilhelm I. Leipzig 1897.

Franz Mehring, Geschichte der Deutschen Socialdemokratie, 2 Bd. Stuttgart 1897, 1898.

Friedrich Meinecke, Das Leben des Generalfeldmarschalls Hermann von Boyen, 1. Bd. Stuttgart 1896.

Richard M. Meyer, Deutsche Charaktere. Berlin 1897.

— — —, Betrieb u. Organisation der wissenschaftlichen Arbeit. Berlin 1897.

Jac. Moleschott, Für meine Freunde. Lebens-Erinnerungen. Gießen 1894.

Wilhelm Münch, Zeiterscheinungen u. Unterrichtsfragen. Berlin 1895.

Hermann Paul, Grundriß der germanischen Philologie, 1. Bd. Straßburg 1891.

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten. 2. Aufl. 1. Bd. 1896. 2. Bd. 1897. Leipzig.

Friedrich Pecht, Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen, 2 Bde. München 1894.

Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes' Leben, 3 Bde. Hamburg u. Gotha 1848 ff.

G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Freiherrn vom Stein, 6 Bde. Berlin 1849—1855.

Hermann v. Petersdorf, Die Vereine deutscher Studenten. 2. Auflage. Leipzig 1895.

Ludwig Pfau, Politisches und Polemisches. Stuttgart 1896.

Edmund Pfleiderer, Über den geschichtlichen Charakter unserer Zeit. Festrede. Tübingen 1898.

— — —, Rede bei der Gedächtnisfeier für Fürst Bismarck, geh. zu Tübingen am 6. August 1898.

Fr. Reuter, die Erlanger Burschenschaft 1816—1833. Ein Beitrag zur inneren Geschichte der Restaurationszeit. Erlangen 1896.

J. Rieks, Leo XIII. u. der Satanskult. Berlin 1897.

Otto Ritschl, Albrecht Ritschls Leben, 2 Bde. Freiburg 1892. 1896.

Bernhard Rogge, Aus sieben Jahrzehnten. Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. I. Hannover 1897.

Wilhelm Roscher, Geschichte der National-Ökonomik in Deutschland. München 1874.

Gustav Rümelin, Aus der Paulskirche, herausg. v. Schäfer. Stuttgart 1892.

Ludw. Salomon, Deutschlands Leben u. Streben im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1893.

Robert Schellwien, Der Geist der neueren Philosophie, 2 Tle. Leipzig 1895.

Wilhelm Scherer, Geschichte der Deutschen Litteratur. Berlin 1883.

Theodor Schiemann, Heinrich von Treitschke's Lehr- und Wanderjahre 1834 bis 1866. München 1896.

Paul Schlenther, Gerhart Hauptmann. Sein Lebensgang und seine Dichtung. Berlin 1898.

Julian Schmidt, Geschichte der Deutschen Litteratur von Leibniz bis auf unsere Zeit. 5. Bd. 1814—1866. Berlin 1896.

Auguste Schmidt u. Hugo Rösch, Louise Otto Peters, Die Dichterin u. Vorkämpferin für Frauenrecht. Ein Lebensbild. Leipzig 1898.

Friedrich Schmidt-Weißenfels, Das neunzehnte Jahrhundert. Geschichte seiner idealen, nationalen u. Kulturentwicklung. Berlin 1890.

Gustav Schmoller, Zur Social- u. Gewerbepolitik der Gegenwart. Reden u. Aufsätze. Leipzig 1890.

— —, Über einige Grundfragen der Socialpolitik u. der Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1898.

— —, Das preußische Handels- u. Zollgesetz vom 26. Mai 1818 im Zusammenhang mit der Geschichte der Zeit, ihrer Kämpfe u. Ideen. Rektoratsrede am 3. August. Berlin 1898.

G. v. Schönberg, Handbuch der politischen Ökonomie. 4. Aufl. 2, 2. Tübingen 1898.

Fr. X. Schulte, Geschichte des Kulturkampfes in Preußen. Essen 1882.

Karl Sell, Die Entwickelung der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert. Leipzig 1898.

Rudolf Seyerlen, Friedrich Rohmers Leben u. wissenschaftlicher Entwicklungsgang, 2 Bde. München 1892.

Werner von Siemens, Lebenserinnerungen. 2. Aufl. Berlin 1893.

Der Socialismus in England, geschildert von englischen Socialisten, herausgegeben von Sidney Webb, übers. v. Kurella. Göttingen 1898.

Philipp Spitta, Zur Musik. 16 Aufsätze. Berlin 1892.

— —, Musikgeschichtliche Aufsätze. Berlin 1894.

Rudolf Stammler, Wirtschaft u. Recht nach der materialistischen Geschichtsauffassung. Leipzig 1896.

— —, Die Theorie des Anarchismus. Berlin 1894.

Alfred Stern, Geschichte Europas seit den Verträgen von 1815 bis zum Frankfurter Frieden. Bd. 1. 1894. Bd. 2. 1897. Berlin.

Edgar Steiger, Das Werden des neuen Dramas. 2 Teile. Berlin 1898.

Adolf Stöcker, Christlich-Social. Reden u. Aufsätze. Bielefeld 1885.

Ausgewählte Briefe von David Friedrich Strauß, her. v. Eduard Zeller. Bonn 1895.

Franz Stuck. Text von Otto Julius Bierbaum. München 1893.

Heinrich von Sybel, Vorträge und Abhandlungen. M. e. biographischen Einleitung von C. Varrentrapp. München 1897.

Alexander Wheelock Thayer, Ludwig van Beethovens Leben, 3 Bde. Berlin 1866.

Heinrich von Treitschke, Historische u. politische Aufsätze, vornehmlich zur neuesten deutschen Geschichte, 4 Bde. 5. Aufl. Leipzig 1886/97.

— — —, Politik. Herausg. von M. Cornicelius, 1. Bd. Leipzig 1897.

— — —, Zehn Jahre deutscher Kämpfe. Schriften zur Tagespolitik. 2 Teile. 3. Aufl. Berlin 1897.

Friedrich Überwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie. 3, 2. 8. Aufl. her. von Max Heinze. Berlin 1897.

Varnhagen von Ense, Tagebücher 14 Bde. Leipzig 1861—1870.

C. Varrentrapp, Johannes Schulze und das höhere preußische Unterrichtswesen in seiner Zeit. Leipzig 1889.

Verhandlungen der am 23. 24. 25. September 1897 in Köln a. Rh. abgehaltenen Generalversammlung des Vereins für Socialpolitik. Leipzig 1898.

Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge, Tübingen 1846. Neue Folge. Stuttgart 1861—1876.

— —, Altes u. Neues. Stuttgart 1881. 1882. 1889.

Carl Vogt, Aus meinem Leben. Erinnerungen u. Rückblicke. Stuttgart 1896.

Johannes Volkelt, Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. München 1892.

Karl Werner, Geschichte der katholischen Theologie in Deutschland. Seit dem Trienter Konzil bis zur Gegenwart. München 1866.

Wilhelm Wiegand, Friedrich der Große im Urteil der Nachwelt. Straßburg 1888.

H. Wiermann, Geschichte des Kulturkampfes. 2. Aufl. Leipzig 1886.

Otto Willmann, Geschichte des Idealismus, 3. Band. Braunschweig 1897.

Wilhelm Windelband, Geschichte der Philosophie. Freiburg 1892.

— —, Fichtes Idee des deutschen Staates. Rede. Freiburg 1890.

Eduard Zeller, Geschichte der deutschen Philosophie seit Leibniz. 2. Aufl. München 1875.

— —, Vorträge u. Abhandlungen. 3 Sammlungen. Leipzig 1865. 1877. 1884.

E. V. Zenker, Der Anarchismus. Kritische Geschichte der anarchistischen Theorie. Jena 1895.

Theobald Ziegler, Studien u. Studienköpfe aus der neueren und neuesten Litteraturgeschichte. Schaffhausen u. Bonn 1877.

— —, Die sociale Frage eine sittliche Frage. 6. Auflage. Leipzig 1898.

— —, Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrhunderts. 6. Aufl. Leipzig 1896.

III. Register.

(Das Register hat einer meiner jüngeren Freunde, Herr Vikar Emil Felden zu Saarburg i. Lothr. angefertigt, dem ich für seine Mühe auch öffentlich hier meinen lebhaften Dank aussprechen möchte. — Der Fettdruck der Zahlen bezeichnet die Stellen, an denen von den Genannten im Zusammenhang der Darstellung die Rede ist.)

A.

Abälard 208.
Abel, Karl von 271 f. 308.
Aeschylus 24.
Ahlwardt, Hermann 555. 558.
Albert, König von Sachsen 549.
Albrecht, Wilhelm Eduard 280.
Aleander, Hieronymus 191.
Alexander der Große 84.
Alexander I. von Rußland 108. 111.
Altenstein, Carl Freiherr von 150. 196. 229. 231. 233. 244. 323.
Angiolillo 122.
Aristoteles 244. 333. 619.
Arndt, Ernst Moritz 106. 107. 123. 171. 213. 259. 280.
Arnim, Achim von 100. 159. 171. 173. 187. 240.
Arnim, Bettina von 187 f. 232. 458. 565. 566.
Arnoldi, Wilhelm, Bischof von Trier 237.
Assing, Ludmilla 250.
Auerbach, Berthold 192. 193. 288.
Auersperg, Graf Anton Alexander von 191. 280.
Augusta, deutsche Kaiserin u. Königin von Preußen 422. 430.
Augustenburg, Friedrich Erbprinz von 383.

B.

Baboeuf, François Noël 253. 275.
Bach, Johann Sebastian 628.
Bacchylides 619.
Bacon, Francis 154. 327.
Bahnsen, Julius 356.
Bahrdt, Karl Friedrich 16
Barth, Theodor 506.
Bakunin, Michael 583 f.
Bamberger, Ludwig 506. 552.
Bassermann, Friedrich 266. 267.
Bauer, Bruno 207. 209. 251. 468. 580. 582.
Baumgarten, Hermann 262. 377. 392. 406.
Baumgarten, Michael 304. 448.
Bäumlein, Wilhelm 302.
Baur, Ferdinand Christian 203. 204. 222. 229. 248. 319. 449. 450.
Bebel, Ferd. August 10. 37. 473 f. 484. 485. 486. 506. 538. 570. 585.
Becker, Nikolaus 393.
Beckerath, Hermann von 280.
Beethoven, Ludwig van 628. 631. 635.
Begas, Karl 167.
Behring, Emil Adolf 618. 683.
Bekker, August Immanuel 156.
Bellamy, Edward 37. 484.
Beneke, Friedrich Eduard 151.
Bennigsen, Rudolf von 372.
Béranger, Pierre Jean de 130
Berlepsch, Emilie von 562.
Bernhardt, Sarah 667.
Bernstein, Eduard 485. 486. 521.
Beseler, Karl Georg Christoph 280.
Bethmann-Hollweg, Moriz August von 290. 362.
Bettina, s. Arnim.
Beyschlag, Wilibald 444.
Beyme, Carl Friedrich von 124.
Biedermann, Karl 289.
Biester, Johann Erich 36.
Birch-Pfeiffer, Charlotte 668.

Bismarck, Otto Fürst von 7. 116. 128. 280. 284. 285. 286. 364. 368. 371. 372. 378—393. 395—399. 403. 404. 406—409. 420. 422. 424. 425. 426. 428—432. 433. 455. 457. 460. 462. 463. 464. 466. 467. 468. 478 f. 481. 482. 490. 494. 496. 505. 506. 507. 508. 525. 527. 528. 529. 530. 532—534. 535. 538. 539. 540. 542. 543. 545. 547. 551. 552. 608. 620. 625. 628. 646. 648. 681. 684.
Bitzius, Albert (Jeremias Gotthelf) 192.
Blanqui, Louis Auguste 275.
Blatchford, Robert 511.
Bleichröder, Gerson 407. 551.
Blücher, Gebhardt Leberecht Fürst v. 384.
Blum, Hans 274. 286.
Blum, Robert 238. 280. 295. 387.
Blumenbach, Johann Friedrich 325. 334.
Bluntschli, Johann Kaspar 453.
Böckh, August 156. 157. 293.
Böcklin, Arnold 604. 642 f. 644. 645. 679.
Bodenstedt, Friedrich Martin 321.
Bodmer, Johann Jakob 46.
Böhmer, Auguste 78.
Boisserée, Sulpice 174. 240.
Bonald, Louis Gabriel Ambroise Vicomte de 218.
Bonifaz VIII., Papst 112.
Bonin, Eduard von 377 f.
Bonitz, Hermann 292. 305.
Boos, Martin 217.
Bopp, Franz 162. 163.
Borgia, Cesare 596.
Börne, Ludwig 130. 175. 177—180. 183. 185. 187. 188. 550.
Bosse, Julius Robert 575.
Boyen, Herm. v. 21. 91. 93. 99. 124. 378.
Brahm, Otto 656. 657.
Brahms, Johannes 631. 638.
Brentano, Clemens 31. 46. 47. 159. 171. 187. 218. 240. 629.
Brentano, Lujo 490. 491.
Bretschneider, Carl Gottlieb 243.
Brockes, Berthold Heinrich 55. 59.
Brown, Robert 72.
Brüsewitz (Leutnant a. D.) 538.
Brutus 122.
Bucher, Lothar 464. 505.
Büchner, Ludwig 4. 329. 331. 339. 354.
Bülow, Hans von 465. 628.
Bunsen, Christian Josias 76. 219. 224. 228. 230. 304. 308. 313—315. 433. 441.
Bürger, Gottfried August 29.
Burke, Edmund 85. 139.
Buschhoff (Prozeß B.) 555.
Busse, Karl 180. 647. 679.
Buttmann, Philipp Karl 155.
Byron, Georg Noel Gordon Lord 181. 355.

C.

Camphausen, Otto 407.
Carlyle, Thomas 399. 518. 605. 606.
Carriere, Moriz 344.
Carstens, Asmus Jakob 240.
Cäsar 323.
Caserio, Santo 122.
Cassius 122.
Chamfort, Nikolaus 604.
Chateaubriand, François August 318.
Christian VIII., König von Dänemark 257.
Christian IX., König von Dänemark 383.
Cicero 323.
Claudius, Matthias 25.
Clausewitz, Carl von 93.
Clemens XIV., Papst 216. 442.
Colding, Ludwig August 325.
Cornelius, Peter von 241. 242.
Cotta, Johann Friedrich Freiherr von Cottendorf 183.
Cotta, Johann Georg Freiherr von Cottendorf 374.
Cousin, Viktor 129. 245.
Cramer, Carl Gottlob 25.
Cuvier, Georg Leopold Baron von 168. 334.
Czerski, Johann 237. 238.
Czolbe, Heinrich 329—330. 337.

D.

Dahlmann, Friedrich Christoph 110. 112. 259. 263. 264. 266. 280. 281. 322.

Dahn, Felix 649. 657.
Dante Alighieri 80.
Darwin, Charles 74. 333—339. 351. 361. 658. 660.
Delbrück, Hans 397. 407. 513. 515.
Demetrius Phalereus 620.
Demokrit 328. 333.
Demosthenes 157.
Descartes, René 58. 498.
Dickens, Charles 321.
Diede, Charlotte 56.
Dieſterweg, Friedr. Ad. Wilh. 234.
Dilthey, Wilhelm 364. 365.
Diogenes 132.
Dohna-Schlobitten, Alexander Graf von 35.
Döllinger, Johann Ignaz 223. 280. 282. 414. 416. 417. 419. 421. 435. 437.
Doſtojewski, Fedor Michajlowitſch 660. 662. 665.
Droſte-Hülshoff, Annette von 318—319.
Droſte-Viſchering, Clemens Auguſt Freiherr von, Erzbiſchof von Köln 221. 224. 225.
Droyſen, Johann Guſtav 266. 280.
Duboc, Julius 4.
Dubois-Reymond, Emil 324. 337 f.
Dühring, Eugen 489. 553. 554. 606.
Duncker, Max 377.
Dunin, Martin von, Erzbiſchof von Poſen 225.
Dürer, Albrecht 49.
Duſe, Eleonore 667.

E.

Ebers, Georg 649. 657.
Echtermeyer, Ernſt Thodor 206.
Eckermann, Johann Peter 168.
Eckſtein, Friedrich Auguſt 302.
Edelmann, Joh. Chriſtian 16.
Egidy, Moriz von 585 f.
Eichendorff, Joſef Freiherr von 629.
Eichhorn, Carl Friedrich 141.
Eichhorn, Joh. Albrecht Friedrich 231. 233. 287.
Eilers, Gerd 231. 233.
Eliſabeth, Königin von England 278.
Emmerich, Anna Katharina 218.
Empedokles 64.
Enfantin, Barthélemy Proſper 253. 566.
Engel, Joh. Jakob 36.
Engels, Friedrich 459. 469. 471. 472. 606.
Erdmann, Joh. Eduard 362.
Erman, Paul 91.
Ernſt, Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha 321. 373.
Ernſt Auguſt, König von Hannover 258.
Eſchenmayer, Karl Adolf 206.
Exner, Franz 292. 305.

F.

Fabri, Friedrich 331.
Falk, Paul Ludwig Adalbert 424. 425. 428 ff. 432. 446. 447. 551.
Fechner, Guſtav Theodor 74, 624.
Ferdinand II., römiſch-deutſcher Kaiſer 390.
Feuerbach, Paul Joh. Anſelm 112.
Feuerbach, Anſelm 639.
Feuerbach, Ludwig 209. 210—213. 242. 247. 248. 320. 322. 329. 330 f. 337. 451. 452. 459. 469. 580. 621. 651. 679.
Fichte, Joh. Gottlieb 9. 18. 21. 30. 33 f. 42. 44. 63 f. 65. 66. 67. 68. 72. 76. 85. 93—95. 99. 101. 102—104. 107. 108. 136. 139. 171. 220. 345. 457. 518. 561. 605. 622. 626.
Fichte, Hermann 331.
Fieſole, Fra Giovanni Beato Angelico da 240.
Finck, Heinrich T. 633.
Fiſcher, Hannibal 342.
Fiſcher, Johann Georg 648.
Fiſcher, Kuno 4. 72. 111. 153. 247. 296. 331. 351. 362. 363 f. 388. 589. 624. 625.
Fliedner, Theodor 215.
Follen, Auguſt 128.
Fontenelle, Bernard de 604.
Fouqué, Friedr. Heinrich Baron de la Motte 172.

Forster, Georg 85.
Francke, August Hermann 197.
Franckenstein, Georg Arbogast Freiherr von u. zu 422. 432.
Franz Josef, Kaiser von Österreich 376. 390.
Freiligrath, Herm. Ferdinand 252. 254. 256. 271. 275. 353. 458. 459. 646.
Freytag, Gustav 171. 266. 320—321. 373. 375. 405. 530 f. 648. 649. 680.
Friedjung, Heinrich 390 f. 684.
Friedrich I. Barbarossa, römisch-deutscher Kaiser 395.
Friedrich II. der Große, König von Preußen 14. 15. 83. 84. 85. 90. 91. 98. 107. 230. 242. 376. 397. 605. 620.
Friedrich III., Deutscher Kaiser, König von Preußen 529—531. 546. 555.
Friedrich, Großherzog von Baden 306. 549.
Friedrich I., König von Württemberg 113.
Friedrich, Johannes 414. 417.
Friedrich Wilhelm II., König von Preußen 83. 88. 91.
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 52. 85. 88. 89. 91. 99. 111. 139. 195. 223. 226. 227. 230. 241. 546. 631.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen 10. 55. 143. 171. 198. 224. 226. 227—267. 278. 283. 284 f. 290. 296. 297. 300. 301. 303. 308. 313. 323. 368. 376. 420. 550. 631.
Fröbel, Friedrich 567.
Fröbel, Julius 251.

G.

Gagern, Heinrich von 279. 280.
Garborg, Arne 678.
Gauß, Carl Friedrich 325. 327.
Geffken, Friedr. Heinrich 530.
Geibel, Emanuel 315. 341. 646.
Gellert, Christian Fürchtegott 15.
Genelli, Bonaventura 241.
Gentz, Friedrich von 85. 89. 139—140. 178. 198. 218. 311.
Geoffroy Saint-Hilaire, Etienne 168.
George, Henry 519.
Gerbert, Camillus 444.
Gerlach, Leopold von 298. 368.
Gerlach, Ludwig von 196. 228. 298. 307. 386.
Gerland, Georg 526.
Gerok, Karl 316. 370.
Gervinus, Georg Gottfried 238. 264 f. 266. 280. 388.
Gesenius, Fr. Heinrich Wilhelm 196. 228.
Gibbon, Edward 259.
Gildemeister, Johannes 237.
Giordano Bruno 427.
Glagau, Otto 551.
Gneisenau, Aug. Graf von 90. 91. 107.
Gneist, Rudolf 407.
Goethe, Joh. Wolfgang 10. 19. 21. 22—28. 29. 30. 33. 40. 43. 46. 51. 54. 56. 64. 66. 67. 71. 73. 74. 81. 84. 87. 118. 155. 158. 163. 167. 168. 171. 173. 174 f. 176. 177. 179. 180. 186. 187. 188. 240. 242. 243. 250. 320. 325. 333. 348. 358. 364. 366. 397. 405. 549. 561 f. 590. 601. 602. 628. 650. 651. 652. 658. 659. 663. 670. 684. 687.
Goette, Alexander 334.
Goeze, Joh. Melchior 206.
Göhre, Paul 125. 515.
Golther, Ludwig von 357.
Görres, Josef 85. 100. 110. 116. 123. 127. 128. 133. 159. 225. 236. 237. 240. 272.
Gortschakow, Alexander Michailowitsch 535.
Goßler, Gustav von 615.
Goßner, Johannes 214. 217. 228.
Gotthelf, Jeremias s. Bitzius.
Gottsched, Joh. Christoph 15.
Grabbe, Christian Dietrich 661.
Grabow, Wilhelm 381.

Gregor VII., Papst 412.
Gregor XVI., Papst 216.
Grillenberger, Karl 521.
Grillparzer, Franz 173f.
Grimm, Gebrüder 159f. 244. 259.
Grimm, Jakob 154. 160f. 280.
Grisebach, Eduard 647.
Grün, Anastasius s. Auersperg.
Grün, Karl 582.
Grunow, Eleonore 43. 47.
Günther, Anton 416.
Gutzkow, Karl Ferdinand 177. 186. 188. 190. 191. 195. 251. 254. 319—320. 458. 565f. 648.

H.

Haeckel, Ernst Heinrich 77. 336.
Hagen, Friedr. Heinrich von der 100. 159. 171.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin von 318. 319. 320. 321. 567.
Haller, Karl Ludwig von 142—144. 145. 147. 229. 309. 310. 311.
Hamann, Joh. Georg 28.
Hanslick, Eduard 637.
Harden, Maximilian 548.
Hardenberg, Karl von 51. 98. 127. 128. 456.
Harmodios 122.
Harms, Klaus 195.
Harnack, Adolf 451. 453. 513. 608.
Hartmann, Eduard von 356—361.
Hase, Karl 415. 418.
Hasselmann, Wilhelm 585.
Hassenpflug, Hans Fr. 297. 298.
Hatzfeldt, Sophie Gräfin von 461.
Hauff, Wilhelm 88.
Haugwitz, Christ. Heinr. Graf von 89.
Haupt, Moriz 302.
Hauptmann, Gerhart 255. 662. 664. 672—679. 680. 683.
Häusser, Ludwig 266.
Haym, Rudolph 81. 140. 146. 147. 353f. 373.
Haynau, Julius Jakob von 297.
Hebbel, Friedrich 659.
Hebel, Joh. Peter 87.
Hecker, Friedrich Karl Franz 252. 275. 282. 284.
Hefele, Karl Joseph, Bischof von Rottenburg 413. 415.
Hegel, Georg Wilh. Friedr. 7. 63. 77—82. 87. 111. 113f. 144—153. 163. 168. 170. 185. 196. 197. 198—201. 202. 203. 206. 207. 208. 209. 210. 212. 244. 245. 246. 248. 253. 261. 308. 310. 311. 322. 323. 328. 334. 337. 352. 353. 354. 357. 362. 387. 397. 452. 461. 462. 468. 469. 471. 499. 579. 587. 594. 622. 624. 625. 683. 687.
Heindorf, Ludwig Friedrich 156.
Heine, Heinrich 10. 20. 176. 177. 178. 180—184. 185. 186. 190. 191. 242. 243. 245f. 251. 253. 256. 354f. 457. 550. 566. 647.
Held, Adolf 490.
Helmholtz, Hermann Ludwig 77. 324. 325. 327. 334. 338.
Hengstenberg, Ernst Wilhelm 19. 177. 195—198. 205. 206. 213. 228. 235. 239. 303. 304. 307. 445. 449. 651.
Heraklit 2. 461.
Herbart, Joh. Friedrich 362.
Herder, Joh. Gottfried 22. 26. 28—30. 32. 66. 84. 132. 155. 156. 159. 162. 174. 259. 498. 629. 658.
Herkner, Heinrich 494. 517.
Hermann, Gottfried 156—157.
Hermes, Georg 220—221. 416.
Herodot 157.
Herrmann, Emil 447.
Herrmann, Wilhelm 452.
Hertling, Georg Freiherr von 237.
Hertz, Heinrich Rudolf 77.
Hertzka, Theodor 484.
Herwegh, Georg 233. 250. 252. 256. 257. 465.
Herz, Henriette 35. 47. 178. 549. 562 563.
Heß, Moses 582. 583.
Hettner, Hermann 320. 651.
Heubner, Otto Leonhard 284.

Heyse, Paul 355. **649—651.** 653.
Hinkeldey, Karl Ludw. Friedr. v. 299.
Hirsch, Max 473.
Hirscher, Johannes 220.
Hitze, Franz 510.
Hobbes, Thomas 58. 140.
Hödel, Max 122. 478.
Hoff, Jakobus Hendrikus van 't 77.
Höffding, Harald 492.
Hoffmann, August Heinrich von Fallersleben 162.
Hoffmann, Christoph 303.
Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus 173.
Hoffmann, Hans 653.
Hoffmann, Wilhelm 303.
Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig Karl Viktor Fürst zu 393. 412. 413. 419.
Hölder, Julius 374.
Hölderlin, Friedrich 24. 64. 81. 129.
Holtzmann, Julius Heinrich 205. **449.**
Holz, Arno 677. 678.
Homer 23. 129. 159. 316.
Honorius I., Papst 413.
Hoßbach, Benj. Theod. Joh. 447.
Huber, Viktor Aimé 255. **256.** 458. 505.
Huber, Johannes 357. 414.
Humboldt, Alexander von 66. 76f. 91. 250. 262. **323—325.** 326.
Humboldt, Wilhelm von **23f. 25—27.** 41. 42. 56. 85. 91. 99. **100—102.** 104. 124. 131f. 141. **154—155.** 231. 240. 499. 579. 580. 601. 683.
Hume, David 259. 364.
Hus, Johannes 427.
Hutten, Ulrich v. 315. 460. 461. 462.
Huxley, Thomas Henry 395.

I.

Ibsen, Henrik 5. 601. 632. **659f.** 662f. 672. 673. 677.
Iffland, August Wilh. 25.
Immermann, Karl Leberecht 121. 173. 192. 319. 663.
Itzenplitz, Heinr. Aug. Graf von 478.
Itzstein, Joh. Adam von 252.
Jacobi, Friedr. Heinr. 17. 34. 67.
Jacoby, Johann 232. 550.
Jahn, Friedr. Ludw. 121. 123. 280.
Jahn, Otto 302. 605.
Jäger, Oscar 263.
Janssen, Johannes 437.
Jarcke, Karl Ernst 179. 180.
Jean Paul s. Richter.
Ihering, Rudolf von 623.
Jentsch, Karl 543. 607.
Johann, Erzherzog von Österreich, deutscher Reichsverweser 279.
Jolly, Julius 418. 424. 425.
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser 216. 222.
Joule, James 325.
Julianus Apostata, römischer Kaiser 229.

K.

Kaftan, Julius 452.
Kalb, Charlotte von 562.
Kanitz, Hans Wilhelm Alexander Graf von 559. 560.
Kant, Immanuel 13. 14. 15. 17. 21. 30. 34. 36. 40. **43.** 44. 58. **59—63.** 67. 68. 71. 73. 74. 76. 77. 83. 85. 86. 91. 92. 93. 95. 100. 105. 119. **136.** 137. 141. 144. 152. 156. 167. 220. 262. 311. 325. 328. 331. 333. 338. 345. **362—364.** 371. 436. 450. 471. 498. 499. 540. 579. 600. 622. 623. 624.
Kapff, Karl Sixt 303. 445.
Karl I., König von England 382.
Karl X., König von Frankreich 143.
Karl August, Großherzog von Sachsen-Weimar 113.
Katharina II., Kaiserin von Rußland 561.
Kaufmann, Angelika 240.
Kaulbach, Wilhelm von 644.
Keller, Gottfr. 213. **320.** 649. **651—653.**
Kerner, Justinus 115. 172. 173. 202. 218. 648.
Kerr, Alfred 31.

Ketteler, Wilhelm Emmanuel Freiherr von, Bischof von Mainz 305. 313. 413. 415. 439. 441. 510.
Kielmeyer, Karl Friedrich 72.
Kierkegaard, Sören 5. 606. 607.
Kinkel, Gottfried 295.
Kinkel, Johanna 567.
Kirchbach, Wolfgang 658.
Kirchmann, Jul. Hermann von 489.
Kleist, Heinrich von 95—97. 142. 171. 654. 659.
Kleist-Retzow, Hans Hugo von 420.
Kliefoth, Theod. Friedrich 304. 445.
Klinger, Max 645.
Klopstock, Friedr. Gottlieb 46. 85.
Knak, Gustav 447.
Knapp, Albert 315—316.
Knapp, Georg Friedrich 456. 491.
Kneipp, Sebastian 618.
Knies, Karl 489.
Koch, Robert 618.
Köchly, Hermann 291 f. 610.
Köller, Georg von 532.
Körner, Theodor 106. 171. 629. 630.
Kossuth, Ludwig 391.
Köstlin, Reinhold 207.
Kotzebue, Aug. Friedr. Ferdinand von 25. 119. 122. 139. 174. 668.
Kreutzer, Konradin 630.
Krüdener, Barbara Juliane Baronin von 108.
Krummacher, Friedrich Wilhelm 214.
Krupp, Alfred 507.
Kulemann, Wilhelm 507.
Kullmann, Eduard Franz Ludwig 426.

L.

Labruyère, Jean de 604.
Lachmann, Karl 161 f.
Ladenberg, Adalbert von 292.
Lagarde, Paul Anton de 606 f. 608. 617. 627.
Lamarck, Jean de 74. 333. 351.
Lambruschini, Luigi, Kardinal 224.
Lamennais, Hugues Félicité Robert de 218.
Lamprecht, Karl 621 f. 623. 684.
[Langbehn] „Rembrandt als Erzieher" 617.
Langbein, August Friedrich Ernst 25.
Lange, Friedr. Albert 363. 473. 488. 518.
Lange, Helene 575.
Larochefoucauld, François Herzog von 604.
Lasker, Eduard 408. 475 f. 551.
Lassalle, Ferdinand 460—468. 473. 474. 479. 486. 489. 491. 505. 506. 510. 521. 648.
Laube, Heinrich 177. 188. 189. 190. 251. 648.
Lauff, Joseph 655.
Lavoisier, Antoine Laurent 72.
Lazarus, Moriz 623.
Ledochowski, Mieczislaw Halka Graf, Kardinal 421.
Lehmann, Max 397.
Leibniz, Gottfried Wilh. 15. 58. 61. 498.
Leist, Assessor 544.
Lenau, Nikolaus 355.
Lenbach, Franz von 643 f. 645.
Leo, Heinrich 121. 441.
Leo XIII., Papst 5. 430. 435. 436.
Leonhardt, Gerhard Adolf Wilhelm 551.
Leonidas 316.
Leopardi, Giacomo 355 f.
Lessing, Gotthold Ephraim 17. 18. 22. 23. 84. 93. 202. 206. 555.
Lewald, Fanny 254. 318. 319. 320. 321. 458. 511. 567.
Liebenstein, Ludwig August Friedrich Freiherr von 124.
Lieber, Ernst 432.
Liebermann, Max 645.
Liebig, Justus 326—327. 328. 329. 332. 333.
Liebknecht, Wilhelm 473. 474. 484. 486. 506. 509. 533. 544.
Liebmann, Otto 36.
Liliencron, Detlev von 315. 679.
Lindau, Paul 647.

Linné, Karl von 335.
Lisco, Emil Gustav 447.
List, Friedrich 265. 342. 488.
Liszt, Franz von 601.
Litzmann, Berthold 654.
Livius 157.
Locke, John 14. 15. 364.
Lombroso, Cesare 601.
Lorinser, Karl Ignaz 609.
Lorm, Hieronymus 356.
Lotze, Rud. Hermann 624.
Louis Philipp, König von Frankreich 185. 257.
Louise, Königin von Preußen 89. 90.
Lüderitz, Franz Adolf Eduard 542.
Ludwig I., König von Bayern 271 f.
Ludwig II., König von Bayern 55. 241. 636.
Ludwig XIV., König von Frankreich 217. 353.
Ludwig, Otto 659.
Luther, Martin 49. 103. 118. 120. 121. 191. 197. 243. 397 ff. 415. 443. 460. 497. 534. 547. 597. 603.
Lützow, Adolf Freiherr von 117.

M.

Mackay, John Henry 583. 585.
Mackenzie, Sir Morell 530.
Maeterlinck, Maurice 663.
Mainländer, Philipp 356.
Maistre, Joseph Graf von 218.
Makart, Hans 639.
Mallinckrodt, Hermann von 422.
Manin, Daniele 391.
Manning, Henry Edward, Erzbischof von Westminster 438 f.
Manteuffel, Edwin Freiherr von 230. 262. 613.
Manteuffel, Otto Theodor Freiherr von 369. 381.
Marenholz-Bülow, Frau von 567.
Marholm, Laura 650.
Maria Theresia, römisch-deutsche Kaiserin 561.
Märklin, Christian 208.
Marks, Erich 387. 407. 527.
Marlo s. Winkelblech.
Martin, Conrad, Bischof von Paderborn 427.
Marx, Karl 8. 256. 275. 459. 468—471. 472. 473. 474. 476. 489. 504. 521. 620. 685.
Mathy, Karl 238. 265. 266. 267. 275. 280. 281. 343. 384. 392.
Maupassant, Guy de 659. 662.
Mayer, Karl 172.
Mayer, Robert 77. 325—326. 336.
Mazzini, Giuseppe 130. 253.
Mehring, Franz 483.
Melanchthon, Philipp 243. 398.
Mendelssohn, Moses 18. 181. 549.
Mendelssohn-Bartholdy, Felix 630.
Menzel, Adolf 242. 631.
Menzel, Wolfgang 175—177. 186. 187. 190. 206.
Methfessel, Albert 181.
Metternich, Clemens Fürst von 106. 108. 111. 115. 121. 127. 128. 129. 139. 140. 141. 147. 178. 179. 183. 185. 191. 257. 260. 277. 374. 385. 390. 391.
Metz-Darmstadt 372.
Meyer, Jürgen Bona 357.
Meyer, Richard M. 627.
Meyerbeer, Giacomo 631.
Meysenbug, Malwida von 567.
Michelangelo, Buonarroti 240. 628.
Mill, John Stuart 78.
Miquel, Johann 559.
Mohl, Moriz und Robert 280.
Möhler, Joh. Adam 221—223. 409.
Moleschott, Jakob 296. 329. 330 f. 354. 651.
Moltke, Hellmuth Graf von 396.
Mommsen, Theodor 296. 302. 322—323.
Montaigne, Michel de 604.
Montesquieu, Charles de 259. 311.
Montez, Lola 272.
Montgelas, Maximilian Joseph Graf von 88. 217.
Mörike, Eduard 172. 173. 180. 320. 648.

Möſer, Juſtus 84. 259.
Moſt, Johann 584.
Mottl, Felix 638.
Mühler, Heinrich von 406. 423. 424.
Müller, Adam 140. 141—142. 143. 145.
Müller, Chriſtian 444.
Müller, Johannes 325.
Müller, Johannes von 87. 159. 259.
Müller, Wilhelm 130.
Müllner, Adolph 173.
Mundt, Theodor 177. 190.
Münzer, Thomas 509.

N.

Nägeli, Hans Georg 630.
Nägelsbach, Karl Friedrich 302.
Napoleon I., Kaiſer der Franzoſen 86. 87. 89. 90. 91. 108. 110. 112. 118. 122. 127. 133. 139. 146. 157. 179. 217. 227. 322. 591. 593. 596. 597. 628. 658.
Napoleon III., Kaiſer der Franzoſen 322. 371. 372. 381. 393. 398. 411.
Naſſe, Erwin 490.
Nathuſius, Marie 319. 321.
Naumann, Friedrich 513f. 515. 517. 521. 557.
Neander, Auguſt Wilhelm 221.
Neſtroy, Johann Nepomuk 174.
Neumann, Karl 641.
Newton, Iſaak 14.
Nicolai, Chriſtof Friedrich 18f. 20. 21. 22. 28. 36. 68. 110.
Nicolovius, Georg Heinrich Ludwig 104. 231.
Niebuhr, Barthold Georg 90. 91. 121. 157—158. 168. 219. 263.
Nietzſche, Friedrich 8. 10. 43. 55. 82. 117ff. 120. 197. 206. 351. 353. 365. 493. 524. 542. 583. 586—605. 606. 608. 616. 623. 628. 636. 637. 657. 660. 662. 663. 665. 678. 679. 683. 684. 686.
Nikolaus I., Kaiſer von Rußland 368. 583.
Nikolaus II., Kaiſer von Rußland 539.
Nobiling, Karl Ed. 122. 478.
Novalis (eig.: Friedrich Leopold Freiherr von Hardenberg) 34—35. 38. 40. 42. 47. 49—52. 53. 65. 69. 89. 108. 138f. 345. 605.

O.

Oechelhäuſer, Wilhelm 507.
Oken, Lorenz 75. 324.
Olbers, Wilhelm 325.
Orſini, Felice Graf von 372.
Otto-Peters, Luiſe 574.
Overbeck, Friedrich 240. 241.

P.

Palm, Johann Philipp 88.
Paſtor, Ludwig 487.
Pauli, Reinhold 392.
Paulſen, Friedrich 365. 436. 624.
Paulus, Heinrich Eberhard Gottlob 19. 206. 247. 249.
Perrone, Giovanni 221.
Perthes, Friedrich Chriſtoph 19. 107.
Pertz, Georg Heinrich 260.
Peſtalozzi, Johann Heinrich 102. 103. 104. 234. 457. 500. 579. 683.
Peters, Karl 544.
Pfaff, Alexius Friedrich 332.
Pfizer, Paul 172. 265f. 267. 281. 303.
Pfleiderer, Edmund 4. 525. 685.
Philipp II., König von Spanien 439.
Piazzi, Giuſeppe 78.
Piloty, Karl von 241. 644.
Pindar 24.
Pius VII., Papſt 217.
Pius IX., Papſt 320. 410—414. 426. 430. 434.
Platen, Auguſt, Graf von 173.
Plato 43. 129. 309. 348.
Pohl, Richard 637.
Prölß, Johannes 566.
Proudhon, Pierre Joſeph 469. 580. 583.
Prutz, Robert 278.
Pückler-Muskau, Hermann Fürſt von 192. 318.

R.

Racowitza, Herr von 465.
Radetzky, Joh. Wenzel Graf von 285.
Radowitz, Joseph Maria von 285.
Rahel s. Varnhagen von Ense.
Raimund, Ferdinand 174.
Ranke, Leopold von 260—262. 263. 264. 322. 380. 620.
Raphael Santi 49. 240.
Rapp, Ernst 209.
Räß, Andreas, Bischof von Straßburg 233.
Rauch, Christian 240. 241. 242.
Raumer, Friedrich von 260. 280.
Raumer, Karl Otto von 299. 302. 369. 567.
Raupach, Ernst 174.
Redwitz, Oskar von 316. 318. 321.
Rée, Paul 595.
Reichensperger, August 422.
Reimarus, Hermann Samuel 16. 202.
Reimer, Georg Andreas 123.
Reinhold, Professor in Berlin 494.
Reinkens, Joseph Hubert, altkatholischer Bischof 417. 418.
Renan, Ernest 394.
Reusch, Fr. Heinrich 417.
Reuter, Fritz 169. 227. 321. 405.
Reyscher, August Ludwig 296. 372.
Richter, Eugen 484. 506.
Richter, Jean Paul Friedrich 25f. 31. 178. 179. 562. 605.
Richter, Ludwig 241.
Riesser, Gabriel 550.
Rindfleisch, G. H. 394.
Ritschl, Albrecht 39. 211. 450—454.
Ritschl, Friedrich Wilhelm 615.
Robert, Ludwig 565.
Rochow, Hans Wilh. von 299.
Rodbertus, Johann Karl 458. 459. 465. 489. 505. 512.
Rogge, Bernhard 194. 420f.
Rohde, Erwin 23. 158.
Römer, Friedrich 303.
Ronge, Johannes 237f.
Röntgen, Wilhelm Konrad 618. 683.
Roon, Albrecht von 378.
Roquette, Otto 316. 320.
Rosenkranz, Joh. Karl Fr. 206.
Roßmäßler, Emil Adolf 280.
Rothe, Richard 214. 215.
Rotteck, Karl von 124. 137.
Rottmann, Karl 241.
Rousseau, Jean Jacques 14. 16. 22. 28. 32. 33. 85. 134. 144. 145. 311. 498. 590. 598. 661.
Rückert, Friedrich 208.
Ruge, Arnold 206. 209. 239. 251. 256.
Rümelin, Gustav 275. 283.
Rupp, Julius 235. 239.

S.

Sailer, Joh. Michael, Bischof von Regensburg 220.
Sand, George 567.
Sand, Karl Ludwig 122. 187.
Sarachaya-Uria 275.
Savigny, Friedrich Karl von 140. 160.
Schäffle, Albert 484. 489. 496. 503.
Scharnhorst, Gebhard Johann David von 90.
Scheffel, Joseph Viktor von 317. 318. 340f. 649.
Scheibel, Joh. Gottfried 195.
Schell, Hermann 237. 438f.
Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph 43. 49. 67—77. 78. 79. 245—249. 308. 322. 323. 328. 333. 346. 348. 357. 635.
Schenk, Professor 618.
Schenkel, Daniel 447.
Schenkendorf, Ferd. Maximilian Gottfr. von 106.
Schick, Gottlieb 240.
Schiller, Friedrich 3. 4. 6. 7. 16. 19. 21. 22—27. 28. 33. 40. 43. 48. 54. 56. 61. 85. 86. 99. 100. 101. 114. 118. 119. 132. 167. 173. 174. 179. 252. 259. 278. 356. 370—371. 394. 562. 579. 580. 600. 601. 628. 648. 655. 656. 657. 658. 677. 683. 687.
Schinkel, Karl Friedr. 241.

Schlegel, Aug. Wilhelm 30. 43 f. 159. 162. 172.
Schlegel, Friedrich 24. 29. 30. 36. 40. 43. 45—47. 51. 54. 78. 106. 140. 162. 172. 175. 186. 549. 561. 564.
Schlegel, Karoline 563.
Schleiermacher, Friedr. Ernst Daniel 2. 19. 29. 35—43. 45 46. 47. 52. 56. 65. 68. 71. 97 f. 101. 105 f. 108. 121. 123. 186. 194. 195. 199. 208. 210. 213. 214. 221. 235. 450. 499. 549. 563 f. 565. 579. 580. 601. 622. 626. 683.
Schlenther, Paul 661.
Schloſſer, Friedrich Chriſtoph 262—263. 264.
Schlözer, Auguſt Ludwig 259.
Schmalz, Theodor Anton Heinrich 121.
Schmidt, Auguſte 574.
Schmidt, Julian 319. 373. 462.
Schmidt, Kaspar ſ. Stirner.
Schmoller, Guſtav 467. 478. 483. 490. 493. 510. 513. 520.
Schneckenburger, Max 393.
Schnorr von Karolsfeld, Julius 241.
Schön, Heinrich Theodor von 232.
Schönberg, Guſtav Friedrich 490.
Schönlank, Bruno 486.
Schopenhauer, Arthur 4. 8 f. 61. 71. 82. 151. 260. 322. 344—352. 354. 356. 357. 358. 361. 362. 363. 364—366. 451. 586. 588. 589. 590. 596. 599. 600. 624. 628. 633. 634. 636. 640. 647. 661. 678. 679.
Schorlemer-Alſt, Burghard Freiherr von 422.
Schrempf, Chriſtoph 453. 586. 606. 607 f.
Schröder, Friedrich Ludwig 25.
Schubart, Chriſtian Friedr. Daniel 85.
Schubert, Franz 630.
Schulenburg, Miniſter von der 92.
Schulte, Johann Friedrich von 417.
Schulze-Delitzſch, Hermann 372. 463. 474.
Schulze, Johannes 151. 223. 231. 233. 244. 609.
Schulze-Gävernitz, Gerhart von 517.
Schumann, Robert 181. 630.
Schurz, Karl 284.
Schwann, Theodor 325.
Schwegler, Albert 158. 294.
Schweitzer, Jean Baptiſte von 468.
Schwenninger, Ernſt 618.
Schwind, Moritz von 241.
Scott, Sir Walter 188.
Sedlnitzki, Leopold Graf von, Biſchof von Breslau 236.
Sell, Karl 428.
Semper, Gottfried 636.
Shakeſpeare, William 22. 30. 179. 648. 654.
Sickingen, Franz von 315.
Siebenpfeiffer, Philipp Jakob 170.
Siemens, Werner 525.
Sigel, Franz 284.
Sigl, Johann 409.
Sigwart, Chriſtoph 326. 624.
Silcher, Friedrich 630.
Simmel, Georg 624.
St. Simon, Louis de 253. 566.
Simſon, Martin Eduard von 280.
Smith, Adam 141. 458. 471. 500.
Sokrates 31. 590.
Sohm, Rudolf 517.
Sombart, Werner 471. 494. 521.
Sömmerring, Sam. Thomas von 325.
Sonnemann, Leopold 473.
Sophokles 25.
Spener, Philipp Jakob 308.
Spiegel, Graf von, Erzbiſchof von Köln 221. 224.
Spielhagen, Friedrich 648.
Spieß, Chriſtian Heinrich 25.
Spinoza, Benedikt 17. 29. 34. 35. 38. 42. 58. 64. 66. 67. 68. 69. 74. 193. 238. 320. 436. 658.
Spitta, Philipp 629.
Spittler, Ludwig Timotheus Freiherr von 259.
Spontini, Gaspar Luigi Pacifico 636.
Stahl, Friedrich Julius 249. 304. 307—315. 441. 506. 558.
Stammler, Rudolf 624.

Steffens, Henrich 75. 195.
Steiger, Edgar 657. 661.
Stein, Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom 90. 98. 99. 101f. 107. 125. 128. 139. 260. 456.
Stein, Lorenz von 458. 624.
Stein, Charlotte von 562.
Steinthal, Heymann 623.
Stephan, Heinrich von 654.
Steudel, Johann Christian Friedr. 206.
Stieber, Wilhelm 474.
Stieglitz, Charlotte 186.
Stieglitz, Heinrich 187.
Stiehl, Ferdinand 300.
Stirner, Max 251. 468. 580—582. 583. 585. 586.
Stöcker, Adolf 512f. 515. 516. 552. 557.
Stolberg, Fritz von 19. 221.
Storm, Theodor 648.
Strachwitz, Moriz Graf von 315. 318.
Strauß, David Friedrich 78. 193. 196f. 201—210. 212. 213. 227. 229. 233. 243. 248. 262. 276. 293. 303. 336f. 338. 339. 344. 387—390. 394. 448. 452. 529. 547. 587. 607. 642. 651. 679.
Strauß, Johann 391.
Strindberg, August 661. 662. 678.
Stroßmaier, Joseph Georg, Bischof von Kroatien 414.
Struve, Gustav von 284.
Struve, Gattin des vorigen 567.
Stuart, Maria, Königin von Schottland 278.
Stuck, Franz 644.
Stumm-Halberg, Karl Ferdinand Freiherr von 494. 506. 507. 513. 514. 516. 535. 684.
Sturm, Julius 316.
Sudermann, Hermann 662. 664—672. 678. 679.
Sulla 323.
Suttner, Bertha von 539.
Süvern, Johann Wilhelm 104—105. 231.
Sybel, Heinrich von 237. 261. 263—264. 265. 619. 620. 684.
Sydow, Adolf 447.

T.

Tacitus 119.
Taine, Hippolyte 600.
Talleyrand, Charles Maurice Herzog von 187.
Taubert, A. 356.
Tertullian 196. 661.
Tessendorf, Hermann Ernst Christian 474. 477.
Theiner, Johann Anton 237.
Theobald, Joseph Apollinaris Honoratus von 115.
Thiers, Louis Adolphe 257.
Thiersch, Friedr. 609.
Tholuck, August 214.
Thoma, Hans 655.
Thomas von Aquino 410. 435. 436.
Thomasius, Christian 197.
Thorwaldsen, Bertel 242.
Thümmel, Wilhelm 444.
Tieck, Ludwig 28. 30. 31. 36. 46. 49. 52. 53. 54. 69. 159.
Todt, Pfarrer 512.
Tölcke, socialdemk. Agitator 477.
Tolstoi, Leo Graf 541. 661f. 663.
Treitschke, Heinrich von 4. 91. 99. 178. 181. 196f. 209. 228. 243. 262. 277. 311. 325. 341. 374. 392. 394. 492f. 494. 502. 507. 518. 519. 546f. 552f. 555. 619. 653. 684.
Tzschirner, Samuel Erdmann 284.

U.

Überweg, Friedrich 337.
Uhde, Fritz von 641.
Uhland, Ludwig 48. 114f. 116. 124. 125. 127. 137. 162. 169. 172. 191. 242. 243. 249. 252. 259. 280. 281. 283. 284. 295. 648.
Uhlich, Leberecht 235. 239.
Ulrici, Hermann 331.
Unruh, Hans Viktor von 372.
Urlsperger, Johann August 214.

B.

Varnhagen von Enſe, Karl Auguſt 124. 184.
Varnhagen von Enſe, Rahel 178. 187. 562. 565. 566.
Vatke, Wilhelm 229.
Vaughan, Miß 412. 435. 487.
Vauvenargues, Marquis de 604.
Veit, Dorothea 35. 43. 46. 51. 549. 562.
Veit, Philipp 241.
Venezianer, Moriz 357.
Vilmar, Auguſt Friedrich Chriſtian 297—298. 304. 445.
Vincke, Ernſt Friedrich Georg Freiherr von 280.
Virchow, Rudolph 327. 424. 425.
Viſcher, Friedrich Theodor 153. 207. 280. 294. 306. 315. 316. 319. 357. 374. 375. 388. 389. 647. 653.
Vogt, Karl 280. 329. 332.
Vollmar, Georg von 486. 504. 521.
Voltaire, François Marie Arouet 14. 259. 598.
Voß, Johann Heinrich 19. 20. 25.
Vulpius, Chriſtian Auguſt 25.

W.

Wackenroder, Wilhelm Heinrich 47. 49.
Wackernagel, Philipp 290.
Wagener, Hermann 505.
Wagner, Adolf 490. 493. 512. 513.
Wagner, Richard 55. 349. 365. 587. 588. 590. 628. 631—638.
Wagner, Rudolf 329. 332.
Waitz, Georg 266. 280. 623.
Waldeck, Benedikt 296.
Wangenheim, Karl Auguſt Freiherr von 113. 114.
Weber, Friedrich Wilhelm 317. 318.
Weber, Karl Maria von 119. 629. 630. 631.
Weber, Wilhelm Eduard 327.
Wegſcheider, Julius Auguſt Ludwig 196. 228.
Wehlan, Aſſeſſor 544.
Weis, Nikolaus, Biſchof von Speyer 223.
Weismann, Auguſt 337.
Weitling, Wilhelm 255. 457. 580.
Weizſäcker, Karl 449.
Welcker, Karl Theodor 137. 280.
Wenck, Pfarrer a. D. 515.
Werkmeiſter, Benedikt Maria Leonhard 217.
Werner, Abraham Gottlob 65. 69. 173.
Werner, Guſtav 215.
Werner, Karl 437.
Weſſenberg, Ignaz Heinrich Karl Freiherr von 219f.
Weſtcott, Biſchof von Durham 503.
Weſtphalen, Ferdinand Otto Wilhelm Henning von 369.
De Wette, Wilhelm Martin Leberecht 122. 123.
Wichern, Joh. Heinrich 215. 290.
Wienbarg, Ludolf 177. 188f. 190.
Wieſe, Ludwig 300—301. 302.
Wiggers, Julius Otto Auguſt 296.
Wilamowitz-Moellendorff, Ulrich Freiherr von 615.
Wilhelm I., Deutſcher Kaiſer, König von Preußen 116. 284. 368—370. 376. 377—378. 379. 382. 384. 387. 395. 396. 403. 422. 426. 434. 477. 479. 480ff. 495. 527. 528. 531. 533. 535. 536. 545. 547. 548. 551. 610. 645. 678.
Wilhelm II., Deutſcher Kaiſer, König von Preußen 645.
Wilhelm I., König von Württemberg 227. 271. 341. 529.
Wildenbruch, Ernſt von 653. 654—655. 656. 657.
Willmann, Otto 436.
Winkelblech, Karl Georg (Karl Marlo) 489.
Winckelmann, Johann Joachim 23. 29.
Windthorſt, Ludwig 422. 432.
Wirth, Johann Georg Auguſt 170.

Wislicenus, Guſtav Adolf 235. 239.
Wöhler, Friedrich 328.
Wolf, Chriſtian 15.
Wolf, Friedrich Auguſt 23. 24. 155—156. 157. 161.
Wolf, Julius 494. 557.
Wöllner, Johann Chriſtoph von 83. 89. 109. 131.
Wolzogen, Ernſt von 544. 637.
Wundt, Wilhelm 261. 365. 623. 624.

Y.

Yelin 87. 89.
Ypſilanti, Alexander 129. 130.

Z.

Zedlitz-Trützſchler, Karl Eduard Robert Graf von 432.
Zeller, Eduard 81. 294. 362. 363.
Zelter, Karl Friedrich 629.
Ziegler, Franz 464.
Zola, Emil 5. 600. 601. 659 f. 662. 663.

Druck von Heſſe & Becker in Leipzig.

Das Neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung vereinigt eine Anzahl hervorragender Männer der Wissenschaft, die aus Anlaß des bevorstehenden Jahrhundertwechsels die letzten hundert Jahre deutscher Entwicklung auf den wichtigsten Kulturgebieten historisch-kritisch behandeln. In zwangloser Reihe erscheinen im Verlage von **Georg Bondi** (Berlin) nacheinander folgende Einzelwerke: Geschichte der geistigen und socialen Strömungen vom ord. Univ.-Prof. Dr. **Theobald Ziegler** (Straßburg i. E.); Politische Geschichte vom ord. Univ.-Prof. Dr. **Georg Kaufmann** (Breslau); Kriegsgeschichte vom Hauptmann a. D. **Fritz Hoenig** (Berlin); Geschichte der Naturwissenschaften vom Prof. Dr. **Siegmund Günther** (Technische Hochschule München) und vom Dr. **Franz Carl Müller** (München); Geschichte der Technik vom Geheimen Regierungsrat Prof. Dr. **Franz Reuleaux** (Technische Hochschule Charlottenburg); Geschichte der bildenden Künste vom Hofrat Prof. Dr. **Cornelius Gurlitt** (Technische Hochschule Dresden); Geschichte der Litteratur vom Privatdocenten Dr. **Richard M. Meyer** (Berlin); Geschichte der Musik vom Dr. **Heinrich Welti** (Berlin); Geschichte des Theaters vom Dr. **Paul Schlenther**, Direktor des k. k. Hofburgtheaters zu Wien, der zugleich die litterarische Leitung des Gesamtwerkes übernommen hat. Etwa 30 bis 40 Druckbogen stark, mit künstlerisch wertvollen Abbildungen versehen, in der vornehmen äußeren Ausstattung den anderen Bänden gleich, wird jedes einzelne Werk ein abgeschlossenes Ganze bilden und auch unabhängig von den anderen, voraussichtlich zum Ladenpreis von 10 Mark, im Buchhandel erscheinen. Jedes Werk wird in großen Zügen die Entwicklung seines besondern Kulturgebiets vorführen und zwar mit Berücksichtigung des Auslandes, soweit dies auf deutsche Kultur gewirkt hat oder von deutscher Kultur beeinflußt ist. Zumeist wird das Ausland bei den Naturwissenschaften und der Technik in Betracht kommen, weil hier die nationalen Schranken so gut wie gefallen sind. Jedes Werk will durch zusammenfassende Darstellung des geschichtlichen Verlaufs die wissenschaftliche Erkenntnis fördern, wird aber mit schriftstellerischer Kunst nach Form wie Inhalt so behandelt sein, daß es einen weiteren gebildeten Leserkreis zu fesseln vermag.

Da die in den einzelnen Bänden behandelten Gebiete des Kulturlebens oft genug einander nicht nur berühren, sondern sich stellenweise fast auch decken werden, so kann es nicht fehlen, daß der Leser des Gesamtwerkes mitunter über ein und denselben Gegenstand verschiedene Auffassungen und Darstellungen kennen lernen wird, je nach den verschiedenen schriftstellerischen und wissenschaftlichen Individualitäten der Verfasser. Wir glauben darin keinen Mangel, sondern einen besonderen Reiz des Gesamtwerkes zu erkennen. Im Streben nach möglichster Objektivität einig, werden die Autoren kraft der bei ihnen anerkannten Sachkenntnis und Urteilsfähigkeit ihre eigene Meinung unabhängig von einander und unabhängig von den persönlichen Anschauungen des Herausgebers zu vertreten und zu behaupten haben.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

FEB 25 '67 H

1381-59

CANCELLED

CANCELLED

MAY 21 '75 H

APR

WIDENER

WIDENER

MAR 20 2003

MAR 01 2003

BOOK DUE

CANCELLED